This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

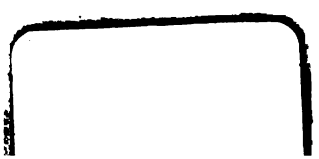
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 08162636 2



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
413743
ASTOR LENOX AND
TILDEN
R

(illegible

YEI

# Die

# Entwicklungsgeschichte

des

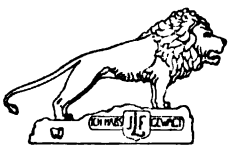
# Talentes und Genies

von

Dr. Albert Reibmayr.

---

Zwei Bände.



München, 1908
J. F. Lehmanns Verlag.

Die

# Entwicklungsgeschichte

des

# Talentes und Genies

von

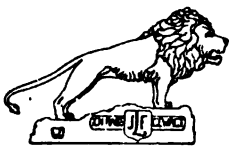
Dr. Albert Reibmayr

---

Erster Band:

**Die Züchtung des individuellen Talentes und Genies in Familien und Kasten.**

(Mit 3 Karten).



München, 1908.
J. F. Lehmanns Verlag

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
413743
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R L

Alle Rechte vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

*Ausgegeben am 25. November 1907.*

*Das Urheberrecht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bleibt J. F. Lehmann in München gewahrt auf Grund des unterm 3. März 1905 angenommenen Gesetzes.*

HERRN DR. GEORG HIRTH

in Freundschaft zugeeignet.

# I. Allgemeines.

## Die Entwicklungsgeschichte der talentierten und genialen Familien.

# I.

# Die Züchtung des individuellen Talentes und Genies in den Familien und Kasten.

## a) Die Züchtung des männlichen Talentes und Genies.

In den frühesten historischen Zeiten war der nationale Staat und die Religion so eng mitsammen verwachsen, daß man sie für einen einheitlichen Organismus halten mußte, wobei der Staat den Körper und die nationale Religion den belebenden Geist darstellte. Diesem organischen Verhältnis entsprach auch die Auffassung jener Zeiten, wonach alles nationale Glück und Unglück von der Gnade und dem Zorn der nationalen Gottheit abhing. Aber frühzeitig haben die Menschen doch erkannt, daß neben diesem überwiegenden Einfluß der nationalen Götter auch die Tätigkeit einzelner Männer mit hervorragenden Charakteren ein treibendes Element in der Geschichte der Völker bilde.

Da die Beobachtung stets leicht zu machen war, daß solche hervorragende Charaktere unter Verhältnissen, die eine Ähnlichkeit mit der Züchtung gewisser vorteilhafter Charaktere bei den Haustieren hatten, in Familien erblich waren, so folgte daraus mit Notwendigkeit der hohe Wert, den die alten Völker auf reines Blut und sogenannte edle Abstammung legten. Wir können diesen hohen Wert an allen alten historischen Schriftstellern erkennen, indem kein Name von irgend einer Bedeutung in irgend einem Zweige des menschlichen Kulturfortschrittes genannt wird, ohne daß dabei der Name des Geschlechts, der Name seines Vaters und häufig auch der seiner Mutter erwähnt wird. Ja bei besonders hervorragenden Männern unterlassen es die alten Schriftsteller selten, uns mit ganzen Generationsreihen wenigstens in der väterlichen Linie bekannt zu machen,

ein Beweis, welches Gewicht auf die Vererbung gewisser Charaktere gelegt, und wie sehr in der Tradition das Gedächtnis für verdienstvolle Ahnen hochgehalten wurde. Bei gewissen, durch außerordentliche Charaktere ausgezeichneten Männern (die wir heute als Genie bezeichnen würden) schien aber auch den Alten, daß hier die gewöhnliche Vererbungstheorie nicht ganz zutreffend sei, indem der Unterschied von Vater und Sohn häufig ein derartiger war, daß er die natürliche Variation in dieser Beziehung weit überschritt. Der theistischen Auffassung der alten Völker entsprechend wurden daher solche außerordentliche Naturen zu Söhnen von Göttern gemacht, welche schon bei Lebzeiten als Heroen oder Halbgötter verehrt und im Verlaufe späterer Generationen zu der Würde echter nationaler Götter vorrückten. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, auch hier in den Geist der Gesetze einzudringen, welche für die Züchtung des Talentes und Genies und damit für die kulturelle Bewegung der Völker und ihr naturgeschichtliches Schicksal maßgebend sind. Unter den Faktoren, die hier hauptsächlich wirksam sind, haben wir in erster Linie das Klima, den Kampf ums Dasein und die Blutmischungsverhältnisse kennen und würdigen gelernt, womit die Züchtung der ausschlaggebenden Rassen- und nationalen Charaktere zusammenhängt. Dies gilt besonders für jene Völker, welche den Weg der Kultur betreten und auf demselben Hervorragendes geleistet haben.

Wir wissen heute, daß jeder Kulturfortschritt vorzugsweise der Arbeit einer kleinen Anzahl durch hervorragende Charaktere ausgezeichneter Geister zu verdanken ist, die wir Talente und Genies nennen. Will man also die Naturgesetze erforschen, welche für die Schicksale der Kulturvölker bestimmend sind, so muß man in erster Linie die Gesetze zu erforschen suchen, welche für die Hervorbringung des Talentes und Genies maßgebend sind.

Die Frage, auf welche Weise die Natur die höchste Blüte der menschlichen Kultur — das Talent und Genie — hervorbringt, hat schon oft den Forschungstrieb der Menschen beschäftigt. Aber auch hier haben erst die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die Möglichkeit geboten, in

dieses geheimnisvolle Dunkel einen aufklärenden Lichtstrahl zu werfen.

Zweifellos ist das Erscheinen eines Talentes und Genies keinem blinden Zufall unterworfen. Dies geht schon aus den statistischen Untersuchungen Galtons und Candolles hervor. Doch konnten diese Forscher mit Hilfe der Statistik allein in diesen tiefen Schacht nicht weit vordringen, da die Statistik hierfür nicht nur zu unverläßlich, sondern auch zu ungenügend sich erweist. Auch darf man nicht nur mit dem Entstehen des individuellen Talentes und Genies in den Familien sich befassen, sondern man muß neben diesen gleichsam lokalen Gesetzen auch die allgemeinen Gesetze, unter denen die Züchtung des Talentes und Genies in den Kasten und Völkern vor sich geht, zu ergründen suchen.

Wenn wir die Geschichte des menschlichen Geistes in großen Zügen übersehen, so machen wir die Beobachtung, daß das Auftreten hervorragender Geister bei den einzelnen Kulturvölkern meist an ganz bestimmte Perioden geknüpft ist und daß in solchen Perioden das Talent und Genie oft in einer geradezu auffallenden Zahl zum Vorschein kommt, während es in anderen Zeitperioden fast ganz zu versiegen scheint. Auch fällt es uns auf, daß Völkerstämme gleicher Abkunft, also ähnlicher Beanlagung, in bezug auf die Hervorbringung genialer Naturen sich sehr verschieden verhalten. Dieses alles kann kein Zufall, sondern muß durch bestimmte Gesetze bedingt sein, deren Ergründung eben unsere Aufgabe ist.

Ehe wir aber daran gehen, die Naturgesetze der Züchtung des Talentes und Genies zu erforschen, ist es notwendig, zuerst den Unterschied etwas genauer zu präzisieren, welcher zwischen diesen beiden Bezeichnungen besteht, da dieselben sehr häufig verwechselt und falsch angewendet werden.

Vergleichsweise möchte ich das Talent als die Blüte, das Genie aber als die reife Frucht des Kulturbaumes bezeichnen. Die naturwissenschaftliche Definition des Talentes ist aber folgende:

Das Hervorragen über das Durchschnittsmaß in bezug auf einen geistigen Charakter in irgend einem Zweige der menschlichen Kultur nennen wir Talent. Diese Bezeichnung ist natürlich stets nur für ein

bestimmtes Zeitalter und für eine gewisse Kulturstufe maßgebend, denn was für eine niedere Kulturstufe noch als Talent gilt, ist für die nachfolgende höhere Kulturstufe schon oft nur mehr Mittelmaß. Wie man nun im gewöhnlichen Sprachgebrauch sehr häufig den Virtuosen mit dem Künstler verwechselt, so nennt man auch oft ein besonders hervorragendes Talent ein Genie. Die Ursache dieser Verwechslung liegt darin, daß das Genie das Talent stets in sich schließt, wodurch für den oberflächlichen Beobachter der Grund der Ähnlichkeit gegeben ist. Zwischen Talent und Genie ist aber bei aller Ähnlichkeit doch ein tiefgehender Unterschied, der für die Naturgeschichte des Talentes und Genies von ausschlaggebender Bedeutung ist und in den verschiedenen Blutmischungsverhältnissen seine natürliche Erklärung findet.

Damit ein über das Mittelmaß hervorragender Charakter — also ein Talent — den höchsten Ehrentitel, den die Kulturmenschheit zu verleihen hat, verdient, muß er noch eine Eigenschaft besitzen, die ihm erst den Stempel des Genialen aufprägt. Das Talent muß, um ein Genie genannt zu werden, die Gabe der Erfindung, Entdeckung und Neuschaffung (Organisation) besitzen.

Die naturwissenschaftliche Definition des Talentes und Genies lautet daher: Jeder über das Mittelmaß der geistigen Befähigung seines Zeitalters und seines Kunstzweiges hervorragende Charakter ist ein Talent.

Jedes Talent, welches die Gabe der Erfindung, Neuschaffung in irgend einem Kunstzweige besitzt, ist ein Genie.

Dieser grundlegende Unterschied ist nun, wie wir sehen werden, nicht etwa nur eine Folge der verschiedenen Erziehung oder des Milieus, sondern wie jeder Charakterzug überhaupt, eine mehr angeborene Eigenschaft. Das Talent und das Genie bringen also wie zwei verschiedene Pflanzenvarietäten ihre differenzierenden Unterschiede schon im Samen mit sich und darum kann aus einem geborenen Talente selbst unter den günstigsten Entwicklungsverhältnissen sehr selten ein Genie werden, und umgekehrt wird ein geborenes Genie niemals auch unter ungünstigen Verhältnissen zu einem Talent sich entwickeln, sondern wird den Stempel der genialen Anlage stets

— wenn auch oft als sogenanntes verkommenes Genie — deutlich offenbaren.

Die Ursache dieser Verschiedenheit des Talentes und Genies ist, wie gesagt, in der Erbschaftsmasse zu suchen und liegt also in der Blutmischung seiner Ahnen. Daß dieses der Fall ist, haben schon die stets scharf beobachtenden und natürlich denkenden Alten geahnt, nur wurde dieser Gedanke frühzeitig, wie so viele andere, durch die alles beeinflussende theistische Auffassung jener Zeiten auf Abwege geführt. Es ist nun unsere Aufgabe, die genealogischen Blutmischungsverhältnisse des Talentes und Genies im allgemeinen zu erforschen.

In meiner Arbeit über die Inzucht und Vermischung beim Menschen[1]) habe ich den Satz aufgestellt, daß ohne Arbeitsteilung und engere Inzucht in einer Kaste es dem Menschen nie möglich gewesen wäre, die schwierigsten ersten Schritte auf dem Wege der Kultur zu machen, denn mit diesen Faktoren hängt eben die Züchtung des Talentes und Genies, also der treibenden Kräfte der Kultur, innig zusammen. Zum besseren Verständnis der Genealogie der talentierten und genialen Familien ist es aber notwendig, daß wir uns die Folgen der Inzucht und Vermischung auf die Züchtung der Charaktere kurz ins Gedächtnis rufen. Vor allem aber ist es notwendig, um Mißverständnisse zu vermeiden, die Begriffe Inzucht und Vermischung in dem Sinne, wie sie hier gebraucht worden, näher zu präzisieren.

Das folgende Schema gibt uns die hauptsächlichsten Arten der Inzucht und Vermischung, wie sie beim Menschen vorkommen. Für unsere Frage ist dabei nur an eine Inzucht innerhalb der letzten fünf bis sieben Ahnenreihen gedacht, die vollständig genügt, um bestimmte Charaktere höher zu züchten und in den Inzucht-Familien zu fixieren. Bei den Vermischungen ist zunächst ebenfalls nur an eine Vermischung in den letzten fünf bis sieben Ahnenreihen gedacht.

Die Kategorien 1. und 2. nenne ich enge Inzucht und Vermischung und die Kategorien 3. und 4. weite Inzucht und Vermischung.

---

[1]) Dr. Reibmayr, Inzucht und Vermischung beim Menschen, Wien 1897.

| Inzucht: | | Vermischung: |
|---|---|---|
| 1. zwischen Angehörigen verwandter Familien | enge Inzucht und Vermischung | 1. zwischen Angehörigen verschiedener Kasten oder Stämme gleicher Nation, gleicher Rasse, |
| 2. zwischen Angehörigen einer Kaste | | 2. zwischen Angehörigen gleicher Kasten verschiedener Nation, gleicher Rasse, |
| 3. zwischen Angehörigen eines Stammes | weite Inzucht und Vermischung | 3. zwischen Angehörigen verschiedener Kasten verschiedener Nation gleicher Rasse. |
| 4. zwischen Angehörigen einer Nation einer Rasse. | | 4. zwischen Angehörigen verschiedener Kasten verschiedener Nationen u. verschiedener Rassen |

Wichtig für unser vorliegendes Thema ist auch die Frage von der Vererbung erworbener Charaktere. Ob wir die Instinkte und Gefühle als vererbte Gewohnheiten und Fertigkeiten oder als Keimesvariationen ansehen, die durch Selektion gesteigert und befestigt werden, ist heute noch nicht endgültig entschieden. Daß Gefühle und gewisse künstlerische Anlagen vererbt werden, wird niemand leugnen, und daß dabei die Inzucht eine wichtige Rolle spielt, ist ebenso unzweifelhaft; daran wollen wir uns vorderhand halten und den Streit, auf welche Weise diese Vererbung zustande kommt, auf sich beruhen lassen.

Die Annahme so vieler Forscher, daß der vorgeschichtliche Mensch durchwegs in ungeregelter Vermischung gelebt haben sollte, widerspricht unserer Erfahrung im Tierreiche, ganz besonders aber unserer Erfahrung über die Züchtung unserer Haustiere und der geistigen Entwicklung einzelner Fähigkeiten derselben. Nie hätte der Mensch bei freier Vermischung sich aus seinem Urzustande erheben können, da bei fortwährender Vermischung, wie wir aus unseren Züchtungsversuchen wissen, niemals höhere geistige Charaktere weder gezüchtet noch fixiert werden können. Es ist damit nicht gesagt, daß es nicht zu jeder Zeit Horden und Völkerstämme gegeben hat, die in Promiscuität gelebt haben, obwohl diese Promiscuität auch sicher nur unter nicht sehr weit abstehenden Sippen und Völkerstämmen stattgefunden haben wird, wie das ja auch heutzutage noch der Fall ist. Ich behaupte aber, daß die Kulturträger der Menschheit — und solche hat es auch in der prähistorischen Zeit schon gegeben, und sie bil-

deten wie später immer nur die Minorität — in vorwiegender Inzucht gelebt haben müssen, weil wir heute wissen, daß nur auf diesem Wege hervorragende geistige Charaktere gezüchtet und fixiert werden können. Können wir uns also die Bildung der körperlichen Rassencharaktere ähnlich wie im Tier- und Pflanzenreich nur auf dem Wege der weiten Inzucht unter Einwirkung äusserer geographischer und klimatischer Einflüsse erklären, so gilt dies in noch höherem Grade für die Bildung und Züchtung der für den Menschen viel wichtigeren intellektuellen Charaktere.

Doch haben wir außer diesem logischen Schluß auch einen geschichtlichen Beweis für die Notwendigkeit der vorwiegenden Inzucht. Alle Völker, welche in der Kulturgeschichte eine Rolle spielen, treten in dieselbe ein mit einer auf strengster Inzucht gegründeten Verfassung. Überall ist es der auf strenger Inzucht gegründete Stamm, ja sie leiten fast alle ihre Entstehung von einem Stammheros ab. Nirgends tritt uns in der ursprünglichen Geschichte ein Kulturvolk entgegen, welches sich als ein gemischtes auffaßt, sondern überall treffen wir schon den Stolz des reinen unvermischten Blutes, obwohl fast sicher schon in der vorhistorischen Zeit periodisch zahlreiche Vermischungen, wie wir annehmen müssen, stattgefunden haben. Doch damit das Volk eine Rolle in der Geschichte spielen konnte, mußte, wie wir sehen werden, eine lange Inzucht-Periode seit einer solchen Vermischung vergangen sein, wodurch die Erinnerung an die Vermischung verloren ging, sodaß also alle alten Kulturvölker als scheinbar reine ungemischte Völker in die Geschichte eintreten und dafür gehalten wurden.

Wir müssen uns also wenigstens einen Teil des prähistorischen Menschen als vorwiegend in strengster Inzucht lebend vorstellen, denn sonst wäre es demselben, wie gesagt, ganz unmöglich gewesen, auch nur die Stufe der Kultur zu erreichen, auf der wir ihn im Sommethal, bei Taubach und bei der Schussenquelle bereits treffen.

Es ist einleuchtend, daß in einer Zeit, wo die künstlerische Erbschaftsmasse noch gering und selten war, die enge Inzucht das einzige Mittel bot, um dieselbe sicher in der Familie oder

Kaste zu erhalten. Darum sehen wir, daß in den ältesten historischen Zeiten alle Familien, Kasten und Völker, die eine solche höher gezüchtete Erbschaftsmasse in irgend einem Kunstzweige zu konservieren hatten, das Inzuchtprinzip hoch hielten und Vermischungen mit verschiedenem Blute, wodurch natürlich stets ein Rückschlag in der erreichten Züchthöhe eintreten mußte, sowohl durch Sitte als auch durch Gesetze hintangehalten wurden. Da keine Kultur ohne Züchtung des Talentes und Genies denkbar ist, so bilden also die gleichen Grundbedingungen, die zur Bildung eines Kulturstaates notwendig sind, auch die Grundlagen für die Züchtung der talentierten und genialen Familien. In einem größeren Inzuchtkörper, z. B. einem Volksstamme, können wohl infolge der durch viele Generationen dauernden Vermeidung jeder Blutmischung mit anderen Stämmen unter dem Einflusse des Klimas und eines harten Kampfes ums Dasein gewisse körperliche und geistige Charaktere gezüchtet werden, welche dieses Volk wie eine besondere Varietät von anderen Völkern unterscheiden. Um aber solche besondere Charakteranlagen auf eine künstlerische Höhe zu züchten, dazu gehört stets die engere Inzucht, d. h. es muß sich aus dem Volke eine kleine Kaste abzweigen, in welcher infolge intensiverer Übung diese Charaktere und Gefühle auf eine höhere Stufe gebracht und durch Reinhaltung des Blutes die Hochzucht dieser Charaktere erhalten und vererbt werden. Jede Erhöhung des Typus Mensch war bisher, wie Nietzsche sagt, das Werk einer aristokratischen Gesellschaft — und wird es immer sein, als einer Gesellschaft, welche an einer langen Leiter der Rangordnung und Wertverschiedenheit von Mensch und Mensch glaubt.

Es war also für die Naturgeschichte der talentierten und genialen Familien eines Volkes von grundlegender Bedeutung, wie das Inzuchtprinzip in demselben gehandhabt wurde. Die orientalischen Völker, welche aus biologischen Gründen mit allen ihren Staats- und religiösen Einrichtungen leicht ins Extreme schwankten und bei denen der wahre Begriff der Freiheit des Individuums nie sich recht bilden konnte, nahmen auch bezüglich der Kastenbildung extreme Formen an, und wurden die Schranken zwischen den Kasten durch Staats- und religiöse Satzungen fast unübersteiglich. Anders bei den

arischen Völkern der Occidents. Hier bildete die Kaste mehr eine Ordnung als ein Gesetz, und die Schranken derselben waren nie unübersteiglich.

In jenen rauhen und den ersten Anfängen der Kultur so ungünstigen Zeiten genügte aber nicht allein die Neigung des betreffenden Stammes, das Inzuchtprinzip hoch zu halten; es mußte auch diese Neigung durch natürliche Schutzwehren unterstüzt werden, d. h. der Stamm, dessen natürliche Anlage zur strengen Inzucht und zur Ausbildung des Vaterrechtes neigte, mußte zum Besitze eines Landes kommen, wo er durch natürliche Schutzwehren besser als andere Stämme vor Angriffen und Vermischung geschüzt war, wodurch dann erst eine größere Seßhaftigkeit und die Bildung einer führenden Kaste ermöglicht und die anwachsende Bevölkerung zur intensiveren Ausnützung des Grund und Bodens gezwungen wurde.

Eine insuläre, klimatisch glückliche Lage eines Landes, wo das Talent infolge der früher und besser möglichen Inzucht eher und schneller zur Reifung kommt, ist daher gewöhnlich die Ursache eines in der Zeit vorauseilenden Kulturzustandes. So war dies z. B. bei Kreta im Altertum und in der neueren Zeit bei England und Japan im Vergleich zu der Umgebung der Fall.

Aber nicht nur Inseln, die wegen ihrer zu isolierten Lage leicht mit der Zeit zu einer Erstarrung der Charaktere führen, spielen in der Naturgeschichte des menschlichen Talentes eine große Rolle, viel günstiger haben sich hiefür gut geschützte Halbinseln (Griechenland, Italien) und von größeren Strömen umschlossene Länder (Mesopotamien) erwiesen.

Hier will ich nur andeuten, auf welche Weise diese geschützte Lage nicht nur die Seßhaftigkeit und Inzucht im allgemeinen begünstigte, sondern auch dazu beitrug, daß die Bildung einer führenden Kaste und die damit verbundene Züchtung hervorragender geistiger Charaktere — also der talentierten Anlage — in diesen Ländern sicherer und regelmäßiger vor sich gehen konnte. Lagen nämlich solche von der Natur geschützte Länder in einem Klima, wo der Boden fruchtbar und Nahrung für eine größere Menschenmenge leicht zu beschaffen war, so fiel in erster Linie der Grund weg, zu wandern. Auch zwang die Natur die Menschen, wollten sie bei wachsender Bevölkerung die natürliche Festung

nicht aufgeben, die in derselben vorhandenen natürlichen Hilfsquellen ausgiebiger auszubeuten.

Solange ein Volksstamm ein nomadisierendes Leben führt und führen muß, ist er nicht nur mehr der Vermischung ausgesetzt, er ist auch nicht imstande, eine führende Kaste zu züchten, die die Muße hätte, die feinere Ausbildung der intellektuellen Charaktere in Angriff zu nehmen. Ein solcher Stamm wird bei Hochhaltung des Inzuchtprinzipes es wohl zur Ausbildung gewisser hervorragender Charaktere, wie z. B. kriegerischer Tapferkeit, bringen, aber für den eigentlichen Fortschritt der menschlichen Kultur wenig oder gar nichts zu leisten imstande sein. Anders ein Stamm, dem die geographischen Verhältnisse seines Wohnsitzes ermöglichen, zur Seßhaftigkeit überzugehen. Daß dies in den Zeiten des vorwiegenden Jäger- und Hirtenlebens und dadurch bedingten fortwährenden harten Kampfes ums Dasein nur in solchen, besonders von der Natur geschützten und darum leicht zu verteidigenden Ländern möglich war, ist einleuchtend. Es ist darum kein Zufall, daß die Kulturmenschheit ihre ersten Gehversuche in Ägypten und Mesopotamien machte, sondern dieselben waren hier überhaupt erst möglich. Denn in diesen von der Natur vor Vermischung so gut geschützten Ländern konnte zuerst jene höhere geistige Varietät des Menschen — die talentierten und genialen Familien — gezüchtet werden, ohne die ein Kulturfortschritt nicht möglich ist.

Seßhaftigkeit, natürlicher Schutz vor Vermischung und die Bildung einer engeren Inzuchtkaste müssen wir also als die Grundbedingungen einer jeden Züchtung von talentierten und genialen Familien ansehen.

Wenn ich hier von Seßhaftigkeit rede, so meine ich auch die in der Regel damit verbundene Beschäftigung: den Ackerbau; denn nur durch den Ackerbau wurde es dem Menschen erst möglich, jene Charaktere zu züchten, welche ich geradezu als die Wurzelcharaktere jedes Talentes und Genies bezeichnen möchte und über deren Züchtung später noch ausführlicher gehandelt werden wird. Hier sei nur kurz folgendes hierüber bemerkt.

Die wichtigsten Wurzelcharaktere des Ackerbauers sind ein

energischer, auf ein bestimmtes Ziel gerichteter Sozialwille, Ausdauer in der Verfolgung dieses Zieles (Fleiß, Beharrlichkeit), besonders aber eine höhere und intimere Art und Weise der Naturbeobachtung als sie der Nomade besitzt, die wohl scharf, aber auch oberflächlich ist. Aber nicht jede Methode des Ackerbaues züchtet diese wichtigen Wurzelcharaktere des Talentes und Genies. Es liegt ein grundlegender Unterschied in der Auffassung des Ackerbaues und in dem Betriebe desselben zwischen verschiedenen Rassen und darum liegt auch in erster Linie hier die Wurzel des Unterschiedes in der Beanlagung ihrer künstlerischen Charaktere und ihrer diesbezüglichen Betätigung, wie dies z. B. zwischen den zwei Rassen, der arischen und semitischen, in auffallender Weise der Fall ist. Während viele semitische Stämme, wie die Bibel beweist, den Ackerbau stets als Strafe aufgefaßt, ihn darum verachtet und gewöhnlich nur in der Form des Plantagenbetriebes durch Sklaven mit demselben sich beschäftigt haben, sehen wir bei den arischen und anderen Völkern den Ackerbau seit den ältesten historischen Zeiten als den geachtetsten Beruf; jeder Arier führt selbst den Pflug oder gehört er einer höheren Kaste an, so wurzelt er doch mit seinen Ahnen stets im freien Bauernstand und hat in seiner Erbschaftsmasse die Wurzelcharaktere desselben.

Jedes Volk, von welcher Rasse immer, kommt zu einer Kultur, wenn es seßhaft wird und zum Ackerbau in irgend einer Form und zur Arbeitsteilung übergeht. Ja wir können aus der Geschichte ersehen, daß mit dem Plantagenbetrieb anfangs sogar eine größere Voreiligkeit in der Entwicklung der Kultur verbunden ist, was schon darin seinen Grund hat, daß die führenden Kasten durch die Art des Betriebes des Ackerbaues nicht nur mehr Zeit für die Züchtung des Talentes und Genies verwenden können, sondern daß auch beim Plantagenbetrieb früher ein höherer Grad von Luxus und Reichtum und damit auch jener üppige Boden sich einstellen kann, auf dem erst die Talente der sekundären Künste zu gedeihen in der Lage sind.

Wenn es auf die Voreiligkeit in der Entwicklung talentierter und genialer Familien allein ankäme, so müßten wir also jenen Völkern, welche den Ackerbau als Plantagenbetrieb mit

Sklaven und unterjochten Völkern betrieben haben, den ersten Platz unter den genialen und talentierten Völkern zuerkennen. Der hier maßgebende Unterschied bei der Beurteilung des Kulturwertes eines Volkes liegt aber nicht in der Priorität, sondern in der Qualität der hervorgebrachten Kultur und hierfür sind die Wurzelcharaktere, welche durch die arische Art des Betriebes bedingt werden, viel mehr ausschlaggebend.

Hier liegt auch die tiefste Wurzel aller künstlerischen Produktion, nämlich das richtige Verhältnis zwischen Gebundenheit und relativer Freiheit des Willens, welches Verhältnis stets der Pegel für jede echte künstlerische Tat der Menschen gewesen ist. Wir werden später sehen, wie sehr von der verschiedenen Art der Beschäftigung des Menschen die Züchtung der geringeren oder größeren Willensfreiheit und damit auch die Blutmischungsverhältnisse abhängig sind, die wiederum befreiend und bindend auf den Willen und die Gefühle des Menschen zurückwirken.

Wir können nun diese Verschiedenheit in den Wurzelcharakteren der zwei hervorragendsten Kultur-Rassenvölker der Semiten und Arier in ihrer ganzen künstlerischen Produktion, sei dies nun auf dem Gebiete der primären als auch auf dem Gebiete der sekundären Künste beobachten. Die große gegenseitige Abneigung der beiden Rassen und die daraus resultierende Feindschaft zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte der Kulturmenschheit und beruht in ihrem tiefsten Grunde eben in der Verschiedenheit der Auffassung, die beide Rassen von der wichtigsten Beschäftigung des Kulturmenschen von jeher gehabt und heute noch haben.

Der Grund dieser Verschiedenheit in der Auffassung und im Betriebe des Ackerbaues hat natürlich, wie alle grundlegenden Charaktere, seine tiefste Wurzel in dem Klima und der Natur des Wohnsitzes, wo diese Rassen und ihre Charaktere im Verlaufe ungezählter Jahrtausende ihre Ausbildung erfahren haben.

Die semitische Rasse hat stets Länder bewohnt, die vermöge ihres subtropischen Klimas der freien Arbeit immer mehr oder weniger ungünstig war und wo daher stets vorwiegend die Zwangsarbeit mit Sklaven und der Großbetrieb herrschte,

während der Grundstock der arischen Rasse immer in einem Klima wohnte, welches der freien Arbeit des Einzelnen zuträglich war und wo daher stets das Gedeihen der kleinen und mittleren Grundbesitzer von der Natur begünstigt wurde. Nur bei der Art und Weise des letzteren Ackerbaubetriebes können auch jene Wurzelcharaktere in höherer Qualität gezüchtet werden, die stets die wichtigsten Grundtriebfedern jeder nationalen Kunst gewesen sind: die Liebe zum Vaterlande und zur persönlichen und staatlichen Freiheit. Die Liebe zum Vaterlande beruht in letzter Linie doch hauptsächlich in dem Kleben an der selbstbebauten Scholle und das wahre Freiheitsgefühl kann sich auch nur dort bilden, wo der Mensch durch eigenen Fleiß und Arbeit sowohl von der Natur als auch vom Willen anderer sich möglichst unabhängig zu machen imstande ist.

Aber die Beschäftigung mit dem Ackerbau in arischer Weise bringt auch Nachteile für die Charakterbildung mit sich, die sich dann für die Züchtung des Talentes und Genies bemerkbar machen. Dieses Kleben an der Scholle, die aus der Art der Beschäftigung hervorgehende Schwerfälligkeit und Langsamkeit des Vorstellungs- und Beobachtungsvermögens, verstärkt durch die Wirkung einer fast exklusiven Inzucht, wie sie regelmäßig in einer solchen Bevölkerung herrscht, bringt einen konservativen, schwerfälligen Charakter hervor, der jedem Fortschritt und jeder Änderung sich mit großer Zähigkeit entgegenstemmt. Reine Ackerbaustaaten züchten daher in den oberen Ständen wohl ein sehr konservatives charakterfestes Talent, sind aber nicht nur für die Züchtung, sondern auch für das Wirken eines reformatorischen Genies häufig ein ungünstiger Boden gewesen.

Den Gegensatz zu dem schwerfälligen Charakter des Ackerbauers bietet uns eine andere Beschäftigung des Menschen, der sich derselbe auf einer bereits höheren Stufe des Kulturlebens häufig widmet, es ist dies der Seemannsberuf. Auch dieser Beruf züchtet durch den harten Kampf mit der Natur einen energischen Willen, doch bringt es das Wesen dieser Beschäftigung mit sich, daß dieser Wille mehr einen impulsiven Charakter erhält, daß also die Entschlußfassung eine rasche ist. Die Beweglichkeit des Geistes ist und muß schon wegen der fortwährenden Änderung der Situationen und Lebensverhältnisse

eine viel größere sein, wozu kommt, daß alle seefahrenden Nationen mehr der Blutmischung ausgesetzt sind als ein seßhaftes, Ackerbau treibendes Volk, wodurch der Geist auch viel beweglicher und anpassungsfähiger erhalten wird. Während aber die Natur dem Ackerbauer mehr von der freundlichen Seite erscheint und derselbe sich mehr als Herr der Natur fühlt, lernt der Seefahrer die Natur von ihrer fürchterlichsten Seite kennen und der Mensch hat hier niemals das Gefühl, daß er einigermaßen imstande ist, der Herr dieser Macht zu werden. Dieses verschiedene Verhältnis zur Natur und die mehr oder weniger hellen oder grellen Farben, unter denen die Natur dem Beobachter erscheint, werden sich auch in der Phantasie des Ackerbauers und Seemannes zur verschiedenen Geltung bringen und besonders können wir diesen Kontrast in derjenigen Kunst, wo die Phantasie die größte Rolle spielt — in der Religion — erkennen. Die zu große Beweglichkeit des Geistes und die mehr dunkle und grelle Färbung der Phantasie eines nur seefahrenden Volkes hat für die Züchtung des echten künstlerischen Talentes und Genies ebenfalls Nachteile. Dies können wir alles an dem Talente des Volkes beobachten, welches sich im Altertum fast ausschließlich diesem Beruf gewidmet hat: den Phöniziern.

Die beste Kombination für die der Talentzüchtung günstigen Wurzelcharaktere bietet ein Volk, welches den Ackerbau und den Seehandel mitsammen verbindet, wodurch einerseits die Schwerfälligkeit des Ackerbauers gemildert, aber die Willenszähigkeit desselben erhalten bleibt und es auch der Phantasie des Seemanns ermöglicht wird, sich mehr mit der schöneren und lieblicheren Seite der Natur zu beschäftigen als mit dem Gegenteil.

Da der Bauernstand nicht nur der Nährvater aller anderen Stände und Kasten ist, sondern auch die Blutquelle, aus der nach und nach die oberen Stände sich immer wieder regenerieren, so ist es einleuchtend, daß die im Bauernstande gezüchteten Charaktere für die Hochzüchtung des Talentes und Genies in den oberen Ständen immer von maßgebender Bedeutung sein müssen.

Wie für alle menschlichen, körperlichen sowohl als geistigen Charaktere war auch für die Züchtung des Talentes und Genies die Not und das drängende Bedürfnis die treibende Kraft. So

sind auch zuerst stets jene Talente und Genies gezüchtet worden, die zur Gründung eines Staatswesens und zur Erhaltung desselben unbedingt notwendig sind. Ich möchte diese Talente und Genies die primären, die politischen nennen, zum Unterschiede von den sekundären Talenten und Genies, welche erst dann zur Züchtung kommen, wenn das Staatswesen durch die künstlerische Tätigkeit der Familien des politischen Talentes und Genies bereits bis zu einer gewissen Höhe der Kultur gebracht worden ist.

Diese primären politischen Talente sind vor allem das Herrschertalent, das religiöse und kriegerische Talent, ferner das Talent für Rechtsprechung und administrative Ordnung, das ärztliche und das Handelstalent. Diese Talente gleichen den Nähr- und Nutzpflanzen, die zur Erhaltung des Lebens notwendig sind. Wir finden sie daher auch überall, wenn auch oft erst in ihren handwerksmäßigen Anfängen selbst auf niederer Kulturstufe bereits in Züchtung und wir können gerade bei diesen Künsten die Wichtigkeit der Kastenbildung, d. h. der Inzucht für die Vererbung der diesbezüglichen künstlerischen Erbschaftsmasse von den frühesten historischen Zeiten an konstatieren. Alle alten historischen Völker treten uns bereits mit Herrscherfamilien, mit Priester- und Kriegerkasten entgegen, deren Anfänge weit in die Dämmerung der prähistorischen Zeiten zurückreichen.

Die sekundären Talente und Genies der sogenannten schönen Künste gleichen den Zierpflanzen; sie sind zur Bildung und Erhaltung der sozialen Gebilde nicht unbedingt notwendig, dienen aber stets zur Verschönerung des Lebens und helfen in einem gewissen Sinn mit, die künstlerische Tätigkeit der primären Talente und Genies zu unterstützen und wirksamer zu machen. Sie werden in ihrer höheren künstlerischen Ausbildung regelmäßig erst dann gezüchtet, wenn das Staatswesen bereits fest gegründet und die Kultur eine gewisse Höhe erreicht hat. Wie die feineren Kultur- und Zierpflanzen einer besonderen Pflege und Düngung bedürfen, so können auch die sekundären Talente nur gezüchtet werden, wenn infolge eines vorhandenen höheren Bedürfnisses und durch die Zunahme des Reichtums und Luxus der fette Boden für den Samen dieser Talente vorbereitet ist. Darum herrschen in

barbarischen Zeiten, in dem sogenannten Heroenzeitalter, die primären Talente und Genies vor, während die sekundären Künste wenig geachtet und kaum in ihren handwerksmäßigen Anfängen vorhanden sind; es ist eben für die letzteren erst ein ganz nebensächliches Bedürfnis vorhanden. In Zeiten hoher Kultur dagegen spielen die sekundären Talente und Genies eine ganz andere Rolle und stehen an Achtung fast höher als die Talente und Genies der primären politischen Künste.

Die sekundären Talente bedürfen, wie die primären, besonders in den ersten so schwierigen Anfängen der Züchtung in Inzuchtfamilien. Das war auch stets und bei allen Kulturvölkern der Fall und es bilden diese Inzuchtfamilien die Anfänge der Zünfte und Innungen, da die schönen Künste sich stets aus dem Handwerk heraus entwickelt haben. Während das primäre Talent seine Ausbildung in den frühesten Zeiten vorwiegend in dem Adel, in der Krieger- und Priesterkaste fand und erst später auch der Mittelstand an der Züchtung dieses Talentes sich beteiligte, war für die Züchtung des sekundären Talentes von vornherein der Mittelstand die wichtigste Zuchtstätte und konnten daher diese Künste und ihre Talente erst recht zur Blüte kommen, als der Mittelstand in der Städtebildung seinen Hort und seine Inzuchtstätte fand.

Wir haben also konstatiert, daß für die Züchtung sowohl der primären als auch der sekundären Talente besonders in dem Anfangsstadium des Kulturlebens die engere Inzucht in Kasten, Zünften und Innungen eine unbedingte Notwendigkeit war, weil nur auf diese Weise die im Volke vorhandenen Charaktere und Gefühle in den Inzuchtfamilien auf eine höhere Stufe gebracht, eine künstlerische Erbschaftsmasse erst gebildet und fixiert werden konnte und in diesen Familien auch für das heranwachsende Talent dann die nötige Erziehung und das Milieu vorhanden war. Je feiner und höherstehend eine künstlerische Erbschaftsmasse im Kulturleben der Menschheit ist, auf eine desto kleinere Zahl von Individuen mußte besonders in den Anfängen des Kulturlebens die Inzucht beschränkt sein, da bei einer größeren Zahl von Individuen die Gefahr der Rückschläge und die Möglichkeit ungünstiger Vermischung eine stets bedrohende war. Auch die Zeitdauer, in der solche künstlerische

...gen in einer Kaste gezüchtet werden können, hängt immer ...germaßen von der Zahl der Inzuchtindividuen ab.

Die engere Inzucht hat aber, wenn sie zu lange dauert, ...nders unter dem Einfluß des höheren Kulturlebens und bei ...hinderung der natürlichen Auslese neben der guten Wirkung ... Höherzüchtung der künstlerischen Charaktere auch stets ...idliche Folgen. In erster Linie tritt nach einer Reihe ... sieben bis zehn Inzuchtgenerationen die Neigung zur Er... rung der gezüchteten Charaktere ein, wodurch die Anpas... gsfähigkeit der Individuen an veränderte Verhältnisse ver... dert und ein extrem konservativer Charakter hervorgebracht ...d, der jedem geistigen Fortschritt abhold ist. In zweiter Linie wird besonders bei einer zu raschen Züchtung hervorragender geistiger Charaktere, wie sie in solchen talentierten Inzuchtfamilien vorkommt, die Korrelation der körperlichen und geistigen Bildung zu sehr alteriert, wodurch die für die Gesundheit nötige Harmonie der einzelnen Körperteile im Verlaufe der Generationen immer mehr eine konstitutionelle Störung erfährt. Dadurch wird nicht nur der Boden für vererbliche, pathologische Zustände vorbereitet, sondern auch dem stets auf solche Disharmonien in der Natur lauernden Parasitismus Tür und Tor geöffnet, wodurch sich dann die später zu erörternden perniziösen Folgen für das Leben der talentierten und genialen Familien ergeben. Diese starke Fixation der Charaktere, welche die Folge einer länger dauernden Inzucht und daher stets dem Talente eigentümlich ist, ist aber ein Hemmnis für die geistige Tätigkeit des Genies, welche neben dem Vorhandensein hervorragender Charaktere vor allem eine große Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit des Geistes verlangt, ohne die es dem Genie nicht möglich ist, neue Kulturbahnen zu entdecken und dieselben gegen alle Angriffe des Talentes erfolgreich zu verteidigen.

Diese notwendige Beweglichkeit des Geistes kann in einer Inzucht-Erbschaftsmasse nur durch einen fremden Bluteinschlag hervorgebracht werden; sie entsteht stets nur dann, wenn ein Inzuchtblut mit hoch gezüchteten Charakteren mit einem anderen Inzuchtblut mit verschiedenen, aber ebenfalls hoch gezüchtete Charakteren sich vermischt oder mit anderen Worten, wenn zwei Individuen aus

barbarischen Zeiten, in dem sogenannten Heroenzeitalter, die primären Talente und Genies vor, während die sekundären Künste wenig geachtet und kaum in ihren handwerksmäßigen Anfängen vorhanden sind; es ist eben für die letzteren erst ein ganz nebensächliches Bedürfnis vorhanden. In Zeiten hoher Kultur dagegen spielen die sekundären Talente und Genies eine ganz andere Rolle und stehen an Achtung fast höher als die Talente und Genies der primären politischen Künste.

Die sekundären Talente bedürfen, wie die primären, besonders in den ersten so schwierigen Anfängen der Züchtung in Inzuchtfamilien. Das war auch stets und bei allen Kulturvölkern der Fall und es bilden diese Inzuchtfamilien die Anfänge der Zünfte und Innungen, da die schönen Künste sich stets aus dem Handwerk heraus entwickelt haben. Während das primäre Talent seine Ausbildung in den frühesten Zeiten vorwiegend in dem Adel, in der Krieger- und Priesterkaste fand und erst später auch der Mittelstand an der Züchtung dieses Talentes sich beteiligte, war für die Züchtung des sekundären Talentes von vornherein der Mittelstand die wichtigste Zuchtstätte und konnten daher diese Künste und ihre Talente erst recht zur Blüte kommen, als der Mittelstand in der Städtebildung seinen Hort und seine Inzuchtstätte fand.

Wir haben also konstatiert, daß für die Züchtung sowohl der primären als auch der sekundären Talente besonders in dem Anfangsstadium des Kulturlebens die engere Inzucht in Kasten, Zünften und Innungen eine unbedingte Notwendigkeit war, weil nur auf diese Weise die im Volke vorhandenen Charaktere und Gefühle in den Inzuchtfamilien auf eine höhere Stufe gebracht, eine künstlerische Erbschaftsmasse erst gebildet und fixiert werden konnte und in diesen Familien auch für das heranwachsende Talent dann die nötige Erziehung und das Milieu vorhanden war. Je feiner und höherstehend eine künstlerische Erbschaftsmasse im Kulturleben der Menschheit ist, auf eine desto kleinere Zahl von Individuen mußte besonders in den Anfängen des Kulturlebens die Inzucht beschränkt sein, da bei einer größeren Zahl von Individuen die Gefahr der Rückschläge und die Möglichkeit ungünstiger Vermischung eine stets bedrohende war. Auch die Zeitdauer, in der solche künstlerische

gen in einer Kaste gezüchtet werden können, hängt immer germaßen von der Zahl der Inzuchtindividuen ab.

Die engere Inzucht hat aber, wenn sie zu lange dauert, onders unter dem Einfluß des höheren Kulturlebens und bei hinderung der natürlichen Auslese neben der guten Wirkung r Höherzüchtung der künstlerischen Charaktere auch stets ädliche Folgen. In erster Linie tritt nach einer Reihe n sieben bis zehn Inzuchtgenerationen die Neigung zur Errung der gezüchteten Charaktere ein, wodurch die Anpasgsfähigkeit der Individuen an veränderte Verhältnisse verndert und ein extrem konservativer Charakter hervorgebracht ...rd, der jedem geistigen Fortschritt abhold ist. In zweiter Linie wird besonders bei einer zu raschen Züchtung hervorragender geistiger Charaktere, wie sie in solchen talentierten Inzuchtfamilien vorkommt, die Korrelation der körperlichen und geistigen Bildung zu sehr alteriert, wodurch die für die Gesundheit nötige Harmonie der einzelnen Körperteile im Verlaufe der Generationen immer mehr eine konstitutionelle Störung erfährt. Dadurch wird nicht nur der Boden für vererbliche, pathologische Zustände vorbereitet, sondern auch dem stets auf solche Disharmonien in der Natur lauernden Parasitismus Tür und Tor geöffnet, wodurch sich dann die später zu erörternden perniziösen Folgen für das Leben der talentierten und genialen Familien ergeben. Diese starke Fixation der Charaktere, welche die Folge einer länger dauernden Inzucht und daher stets dem Talente eigentümlich ist, ist aber ein Hemmnis für die geistige Tätigkeit des Genies, welche neben dem Vorhandensein hervorragender Charaktere vor allem eine große Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit des Geistes verlangt, ohne die es dem Genie nicht möglich ist, neue Kulturbahnen zu entdecken und dieselben gegen alle Angriffe des Talentes erfolgreich zu verteidigen.

Diese notwendige Beweglichkeit des Geistes kann in einer Inzucht-Erbschaftsmasse nur durch einen fremden Bluteinschlag hervorgebracht werden; sie entsteht stets nur dann, wenn ein Inzuchtblut mit hoch gezüchteten Charakteren mit einem anderen Inzuchtblut mit verschiedenen, aber ebenfalls hoch gezüchtete Charakteren sich vermischt oder mit anderen Worten, wenn zwei Individuen aus

verschiedenen Kasten eines Volkes oder zweier stammverwandter Völker oder Rassen, welche beide in der Kultur auf gleicher oder ähnlicher Höhe stehen, sich vereinen.

Talentierte Erbschaftsmassen verbunden mit jener Beweglichkeit und Freiheit des Geistes, wie sie stets durch eine solche Blutmischung hervorgerufen wird, ergibt also das, was wir eine geniale Anlage nennen.

Aus der genialen Anlage kann sich dann unter günstigen Erziehungsverhältnissen und einem entsprechenden sozialen und künstlerischen Milieu ein echtes Genie entwickeln. Ich habe früher erwähnt, daß zur Züchtung des Talentes eine Inzucht sei dieselbe nun eine engere oder weitere notwendig ist. Wir können aber bei der Talentzüchtung zweierlei Arten der Züchtung unterscheiden, eine ursprüngliche, wo das Talent nur aus der handwerksmäßigen Anlage verbunden mit höher gezüchteten Wurzelcharakteren sich bildet und eine genealogische wo eine bereits talentierte Anlage vererbt und auf Grund dieser nun die Hoch-Züchtung des Talentes vor sich geht. Die erste Art die Talentzüchtung ist die gewöhnliche und die Inzuchtkasten, aus denen diese ursprüglichen Talente gezüchtet werden, sind der Bauern- und der Handwerkerstand, soweit der letztere durch engere Inzucht-Verbände zu Innungen, Zünften sich vereinigt hat. Die zweite Form der Talentzüchtung — die genealogische — findet in den oberen Ständen statt, also im höheren Mittelstande und im Adel. Diese Form der Talentzüchtung ist die seltenere; da hier bereits hochgezüchtete Charaktere und künstlerische Gefühle vererbt werden, so ist es dieser Art Talentzüchtung stets möglich, bei noch gut erhaltenen Wurzelcharakteren eine höhere Stufe des Talentes zu erreichen, als dies dem ursprünglichen Talente möglich ist, welches beim Mangel einer künstlerischen Erbschaftsmasse nur auf den Erfolg der Betätigung der wichtigen Wurzelcharaktere, Willen, Energie, Fleiß etc. angewiesen ist.

Ich habe in dem früher erwähnten Schema die verschiedenen Arten der Blutmischung mitgeteilt, welche bei Kulturvölkern möglich sind und die alle eine größere Beweglichkeit des Geistes bedingen, als dies bei einem Inzuchtblute der Fall ist. Wir können also hier von einer Stände-, einer Stammes-, einer

Nationen- und Rassenmischung reden, welche alle in der Züchtung der genialen Anlage eine Rolle spielen. Daneben gibt es noch verschiedene Kombinationen und Variationen der Blutmischung, welche aber von untergeordneter Bedeutung sind und keine andere Wirkung hervorrufen als die Haupttypen der Vermischung. Bei der Züchtung der genialen Anlage bildet nun die durch eine oder mehrere Generationen gezüchtete talentierte künstlerische Erbschaftsmasse die Grundmauer, auf der dann das ganze künstleriche Gebäude später ruht. Die mehr oder weniger differente Stände-, Nationen- und Rassenmischung, welche in den letzten der vorausgehenden Generationen vor sich gegangen ist, bringt nicht nur eine größere Beweglichkeit des Intellektes und der Gefühle mit sich, sondern verursacht in der talentierten Erbschaftsmasse auch gleichsam eine Gärung, wodurch dann trotz der gleichen talentierten Grundlage doch die große Verschiedenheit in der geistigen Befähigung bedingt, wie sie zwischen Talent und Genie stets vorhanden ist. Die Hauptwirkung einer solchen Blutmischung ist also, daß bei Erhaltung der hochgezüchteten Erbschaftsmasse eine größere und natürliche Beweglichkeit des Geistes hervorgebracht wird, während dieselbe durch länger dauernde Inzucht stets verloren geht oder wenigstens eine stärkere Fixation erfährt. Es darf aber dieser fremde Bluteinschlag in den Charakteren und besonders in der erreichten Kulturhöhe ein nicht sehr differenter sein, weil sonst in der zweielterlichen Erbschaftsmasse leicht eine gegenseitige Abschwächung oder gar Aufhebung der für das Genie wichtigen Wurzelcharaktere und Gefühle eintreten könnte. Als besonders empfindlich erweisen sich diesbezüglich der energische Wille (Fleiß, Beharrlichkeit), ferner die bessere Gangbarkeit der Vorstellungen (Orientierungsvermögen) und die ethischen und spezifisch-künstlerischen Gefühle.

Je weiter abstehend, besonders in bezug auf die erreichte Kulturhöhe, je rassen- und darum charakterverschiedener das Mischblut ist, desto mehr wird es den Nachkommen einer solchen Blutmischung bei aller genialen Beweglichkeit des Geistes an dem Faktor fehlen, welchen auch das Genie niemals ganz entbehren kann, weil er das Rückgrat alles geistigen Handelns bildet, nämlich an dem, was man gemeinhin als „Charakter“ zu bezeichnen pflegt. Eine kleine Schädigung in

bezug auf die Charakterfestigkeit im allgemeinen, im Vergleich zum mehr festgefügten, weil festfixierten und ungemischteren Charakter des Talentes, erfährt zwar das Genie infolge dieses fremden Bluteinschlages unter allen Verhältnissen. Dies ist aber, wie wir sehen können, eine naturgeschichtliche Conditio sine qua non für die geniale Anlage und es könnte das Genie ohne diese Charaktereigenschaft seiner kulturellen Aufgabe gar nicht gerecht werden. Darin liegt auch die Erklärung, daß das Genie nicht nur der Mitwelt, sondern oft noch den späteren Generationen als ein Charakterrätsel erscheint und gewöhnlich im Ansehen eher verliert als gewinnt, wenn man seinen Charakter zu sehr im Detail verfolgt und zergliedert und derselbe mit dem Maßstabe des strammgefügten Charakters des Talentes seiner Zeit verglichen wird.

Aber nicht bloß in seiner künstlerischen Tätigkeit offenbart sich häufig dieser zwiespaltige, mit seiner Blutmischung und mit der extremen, an das Phathologische grenzenden Züchtung im Zusammenhang stehende Charakter des Genies, sondern auch in seiner ganzen Gemütsstimmung, in seinem ganzen Wesen prägen sich die Folgen dieser Züchtung aus. Und wie das im Naturgesetze, daß sich überall die Extreme berühren, begründet ist, so liegen darum gerade im Genie oft die grellsten Kontraste nebeneinander und schlägt dann häufig das eine Extrem in das andere um. Diesen Wandel der himmelhochjauchzenden, bis in den Tod betrübten Stimmung hat schon Aristoteles als ein charakteristisches Zeichen des Genies erwähnt.

Im Altertum, wo das nationale Prinzip auf der Inzucht der Zugehörigen einer Polis oder eines Stammes beruhend, ein so eminent vorherrschendes war, konnte ein Genie nur dann eine Wirkung auf seine Mitbürger ausüben, wenn es ganz auf nationaler Basis stand, da ihm sonst der auch dem Genie und seiner künstlerischen Tätigkeit nötige Resonanzboden gefehlt hätte. Ist das Talent als das Inzuchtprodukt einer nationalen Kaste oder Zunft schon vermöge seiner Genesis stets national, so ist dies beim Genie nur dann der Fall, wenn dasselbe ein Mischungsprodukt zweier Stände ein und desselben Volkes, oder zweier Völker eines größeren Komplexes von verwandten Volksstämmen, z. B. zweier griechischer oder germanischer

Volksstämme ist. Je stärker different das sich mischende Blut in bezug auf seine nationalen und Rassen-Charaktere gewesen ist, einen desto radikal-liberaleren Charakter wird das Genie aufweisen; dabei erhält dann die künstlerische Tätigkeit solcher Genies einen mehr internationalen, kosmopolitischen Zug und der kulturelle Nutzen derselben kommt weniger einer Kaste oder Volke, dem das Genie der Geburt und der väterlichen Abstammung nach zugehört, zugute, als der Menschheit im allgemeinen. Es ist begreiflich, daß ein solcher Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande, weil eben die genialen Gedanken desselben einen ganz anderen Resonanzboden verlangen, als ihn ein kleiner nationaler Staat bieten kann. Ja, die reformatorischen Gedanken solcher kosmopolitischer Genies wirken für ihr engeres Vaterland nicht selten geradezu zerstörend und schädigend, weil eben der Nutzen der Allgemeinheit, auf den die Tätigkeit solcher Genies zielt, oft nur auf diese Weise zu erreichen ist. Das Erscheinen solcher Genies ist kein blinder Zufall, sondern ihre Züchtungszeit ist gesetzmäßig bedingt durch die Degenerationsperioden der führenden Kasten größerer Völkerkomplexe. Zu solchen Zeiten leitet die Natur von selbst zur Heilung solcher unnatürlicher Kulturzustände eine stärkere Blutmischung der Nationen und Rassen ein. Je höher der zu dieser Zeit erreichte Kulturzustand ist, je mehr künstlerische Erbschaftsmasse sich in den Inzuchtfamilien der oberen Stände angesammelt hat, je ausgedehnter und großartiger eine solche Vermischungsperiode ist, desto mehr nimmt dann das daraus hervorgehende Genie den internationalen und kosmopolitischen Charakter an. Eine solche großartige Vermischungsperiode der Inzucht-Kasten und -Völker war für die griechische Kultur die Zeit Alexanders des Großen, für die römische die Kaiserzeit. Das Erscheinen des kosmopolitischen Genies in solchen Zeiten ist aber auch das letzte Aufflackern der genialen Produktion einer solchen Kulturepoche vor ihrem endgültigen Versiegen. Denn es sind dies die Zeitperioden, wo infolge der Degeneration der führenden Kasten und der starken Vermischung derselben die Wurzel aller genialen Produktion, das echte nationale Talent immer seltener wird und die Züchtung desselben endlich in dem charakterlosen Blutchaos dieser Zeiten überhaupt ganz unmöglich zu werden beginnt. Dagegen ist für solche Zeitepochen

eine Erscheinung charakteristisch, die eben mit den Degenerationszuständen und den dadurch hervorgerufenen Blutmischungsverhältnissen ihre naturgeschichtliche Erklärung findet, nämlich das fast epidemische Auftreten des pathologischen und verkommenen Talentes und Genies. Das pathologische und verkommene Genie bildet das tragische Grabgeleite jeder großen Kulturepoche und seine naturgeschichtliche Aufgabe ist vorzugsweise die Zerstörung des Unhaltbargewordenen und die Beschleunigung des Auflösungsprozesses. Wenn nämlich etwas neu geschaffen und gebaut werden soll, so muß zuerst das Alte, Hemmende und nicht mehr den Zeitverhältnissen Angepaßte zerstört und entfernt werden. Auch das ist eine naturgeschichtliche Aufgabe des Genies, zwar eine negative, aber nicht minder wichtige wie die positive der Neuschaffung, weil die letztere ohne die Entfernung des Kulturschotters nicht möglich wäre. Zu dieser negativen Aufgabe des Genies ist nun eine gewisse Spezies des pathologischen Genies und zwar das sogenannte verkommene Genie ganz besonders geeignet, weil es die zur Vollbringung dieser Aufgabe notwendigen Charaktere in hervorragender Weise besitzt: rücksichtslosen Egoismus, absoluten Mangel an Respekt vor allem Hergebrachten und einen impulsiven, vor keiner Macht zurückschreckenden Willen.

Diese Art des pathologischen Genies, wie sie solchen Degenerationszeiten eigentümlich ist, darf aber nicht verwechselt werden mit dem Genie gesunder Epochen, wie dies in neuerer Zeit häufig geschehen ist.

Wir kommen nun zur wichtigen Frage des Anteiles, welchen die beiden Geschlechter an der Züchtung des Talentes und Genies nehmen. Diese Frage hängt vor allem zusammen mit dem Anteil, den die beiden Geschlechter in bezug auf die künstlerische Erbschaftsmasse in die Wagschale des Talents und Genies zu legen vermögen. Es ist zu dem Verständnis derselben notwendig, daß wir diese Erbschaftsmasse uns etwas genauer ansehen.

Wir wissen heute, daß der Mensch aus der Sphäre des Bewußten fast nichts Ererbtes mit auf den Lebenspfad erhält und daß die ganze Erbschaftsmasse aus der Sphäre des Unbewußten, des Instinktiven, Triebartigen stammt.

In erster Linie ist hier zu erwähnen die bessere Gangbarkeit gewisser, durch Generationen in solchen Inzuchtfamilien

geübter Bewegungen, speziell des menschlichen Kunstinstrumentes, der Hand. Frühzeitig haben die Menschen die Wichtigkeit dieses Erbschaftskapitals erkannt und auch dasselbe durch die Einrichtung der Erbfolge in allen jenen Beschäftigungen, wo solche technische Fertigkeiten eine bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen notwendig erscheinen lassen, zu sichern verstanden. Das ist eine der naturgeschichtlichen Ursachen der Einführung der Zünfte und Innungen für die handwerksmäßigen Betriebe. Es war diese Erbschaft um so wertvoller, je unvollkommener die künstlichen Werkzeuge waren und je mehr der Mensch auf diese angeborene „Geschicklichkeit" seines natürlichen Instrumentes — der Hand — angewiesen war.

Auch auf dem Gebiete des Intellektes wissen wir heute, daß es keine angeborenen Vorstellungen gibt, daß aber auch auf diesem Gebiete diese Erbschaft hauptsächlich in einer Verbesserung des intellektuellen Instrumentes — des Gehirns, seiner Bahnen und seiner Zentren — besteht. Wir haben es auch hier mit einer besseren Gangbarkeit des Apperzeptions- und Vorstellungsvermögens und des Gedächtnisses zu tun, womit die für die künstlerische Tätigkeit so wichtige Fähigkeit der Naturbeobachtung oder des Orientierungsvermögens und das Spiel der Phantasie innig zusammenhängt. Hierher gehören auch die früher erwähnten Wurzelcharaktere jedes Talentes und Genies, die höher gezüchteten Qualitäten des Willens, des Fleißes, der Ausdauer usw. und die Resultierende aller dieser Eigenschaften, das, was man gemeinhin den Charakter nennt. Das Wichtigste in dieser Erbschaftsmasse sind aber die verschiedenen künstlerischen Gefühle, die bessere Gangbarkeit und feinere Ausbildung auf dem Gebiete der Gefühlsnerven und Zentren.

Alle diese verschiedenen Faktoren der künstlerischen Erbschaftsmasse müssen durch die Übung einer mehr oder weniger langen Reihe von Ahnen in Inzuchtfamilien nach und nach erworben und fixiert worden sein; sie treten in den verschiedensten Kombinationen, je nach der Gruppierung der Ahnenplasmen, entweder direkt oder atavistisch auf und bilden so das kaleidoskopische Bild der wechselvollen Beanlagungen, wie sie dann das reife Talent und Genie darbietet. Bilden die

nationalen Wurzelcharaktere gleichsam den festen Unterbau und die künstlerischen Gefühle den zierlichen Oberbau, so sind die in der Tiefe vorhandenen uralten und am festesten fixierten Rassen-Charaktere die Grundmauern, die stets für das ganze Kunstgebäude und dessen Plan maßgebend sind. Die relative Reinheit des Rassenblutes, der Grad der Inzucht und der Vermischung in den letzten Ahnenreihen, die erreichte Höhe der künstlerischen Beanlagung beider elterlichen Ahnenreihen ergibt dann die Resultierende, die in der Erbschaftsmasse eines bestimmten Talentes oder Genies zum Ausdruck kommt.

Zweifellos werden alle diese künstlerischen Erbschaftsqualitäten von beiden Eltern übertragen, aber der Anteil und die Kraft, mit welchem sich die väterliche und mütterliche Erbschaftsmasse dabei beteiligt, ist eine sehr verschiedene und hängt stets von Faktoren ab, die weit zurück in die Genealogie der beiderseitigen Ahnenreihen reichen. Im Altertum wurde bei der untergeordneten Stellung, die das Weib einnahm, die ganze Vererbung fast stets vorwiegend der väterlichen Seite zugeschoben. Das ist in gewissen Künsten, wie z. B. in der Herrscher- und Kriegskunst, wo die Wurzelcharaktere und der Charakter von ausschlaggebender Bedeutung sind, auch der Fall, wenigstens auf den noch mehr niederen Stufen des Kulturlebens. Im allgemeinen aber sind wir heute in der Lage nachzuweisen, daß für die Züchtung des Talentes und Genies, besonders in allen jenen Künsten, wo das Gefühlsleben eine hervorragende Rolle spielt, die mütterliche Erbschaftsmasse eine mindestens ebenso wichtige Rolle spielt als die väterliche.

Besonders in einer anderen Beziehung erweist sich die mütterliche Erbschaftsmasse als die wichtigere. Es betrifft dies nicht so sehr die Züchtung, als die Verbreitung der talentierten und genialen Anlage. Da dem Manne, seitdem das Menschengeschlecht den Weg des geistigen Fortschrittes betreten hat, vorzugsweise der Kampf ums Dasein und die Versorgung der Familie zufiel und diese Aufgabe unter der Steigerung der Konkurrenz und der Vermehrung der Individuen eine immer schwierigere wurde, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auch dem männlichen Geschlechte hauptsächlich die Aufgabe zufiel,

die in diesem Kampfe wichtigste Waffe, das menschliche Gehirn, auszubilden und die Vermehrung der Kulturganglien und die Höherzüchtung der Gangbarkeit der Nervenbahnen zu besorgen. Daher auch der verhältnismäßig so auffallende stärkere Unterschied in der Ausbildung der männlichen Gehirnmasse im Vergleich zur weiblichen, welche seit dieser Zeit stattgefunden und die in den ältesten Schädeln, welche wir von beiden Geschlechtern besitzen und bei den heutigen Naturvölkern nicht so ausgesprochen zum Vorschein kommt. Wir wissen nun, daß der Mann dieses verbesserte intellektuelle Instrument und seine höher gezüchteten Charakterganglien nicht nur auf seine männliche Deszendenz überträgt, sondern auch auf seine weibliche, daß aber hier die Fähigkeiten desselben teils wegen Nichtgebrauchs, aber wahrscheinlich aus noch tieferen biologischen Gründen entweder latent bleiben oder nur in vermindertem Grade zur Entwicklung kommen.

Dagegen hat nun der weibliche Organismus die Fähigkeit, diese von väterlicher Seite ererbten, aber latenten Charaktere in ganz gleicher Stärke oder in vermindertem Grade, je nach dem Grade der Blutmischung, auf seine männliche Deszendenz zu übertragen. Die Kraft, mit der diese Charaktere von solchen weiblichen Linien übertragen werden, hängt ab von der Fixiertheit dieser Charaktere, welche dieselben in einer Inzuchtkaste, in einem Stamm, je nach der Dauer und Exklusivität der Inzucht, erlangt hat. Darum kommt dieses Gesetz gerade dort auffallend zur Erscheinung, wo wir es mit Inzuchtfamilien mit besonders ausgesprochen stark fixierten Charakteren zu tun haben. Je fest fixierter d. h. je älter und hochkultivierter ein solches Inzuchtblut in einer weiblichen Linie ist, eine desto stärkere Durchschlagskraft besitzt dasselbe und wir können die Beobachtung machen, daß ein solches Blut selbst in kleiner Menge in einer Familie oder Kaste wie ein Ferment zu wirken imstande ist. Diese starke Durchschlagskraft und fermentierende Wirkung eines alten hochkultivierten Blutes ist auch die Ursache, daß dasselbe in der Naturgeschichte der talentierten und genialen Familien bei der Übertragung desselben durch weibliche Linien eine so wichtige Rolle spielt.

Auf einer höheren Stufe der Kultur nimmt auch das

weibliche Geschlecht an der Hochzucht der für das Talent und Genie wichtigen Charaktere teil, wobei besonders die feinere Ausbildung der künstlerischen Gefühle von ihm besorgt wird. Doch ist die Hauptaufgabe des weiblichen Geschlechts nicht so sehr die Erwerbung neuer künstlerischer Charaktere, als vielmehr die Verbreitung der bereits von männlicher Seite erworbenen durch die Blutmischung der Kasten, Stämme und Völker, wobei eben das Weib eine viel wichtigere Rolle spielt als der Mann. Wir können diese hochinteressante Rolle des Weibes bei der Züchtung der talentierten und genialen Familien in den großen Zügen der Kulturgeschichte aller Völker und Kasten verfolgen, wir können aber auch in der Geschichte der einzelnen talentierten und genialen Familien den großen Einfluß nachweisen, den gerade dadurch die mütterliche Erbschaftsmasse bei der Züchtung des Talentes und Genies fast immer ausübt.

Wenn in den alten historischen Zeiten ein rohes, unkultiviertes Volk ein hoch kultiviertes, talentiertes Volk überrannte und das eroberte Land in Besitz nahm, so wurden die Männer entweder getötet oder in die Sklaverei verkauft, die Frauen aber wurden als Beute unter den Siegern verteilt. Durch die Vermischung der rohen Sieger mit den weiblichen Linien der hoch kultivierten Kasten und Stämme der Besiegten wurden infolge der oben erwähnten Fähigkeit des weiblichen Organismus die Charaktere der talentierten Besiegten auch auf die Mischrasse übertragen. Wenn auch in den ersten Generationen stets ein starker Rückschlag in der erreichten Kulturhöhe, besonders was die feineren künstlerischen Charaktere und Gefühle betrifft, eintrat, so war die Mischrasse durch diese Übertragung hochkultivierter Ganglien doch stets in der Lage, im Verlaufe der Generationen eine gewisse Kulturhöhe viel rascher wieder zu ersteigen, als dies dem rohen Naturvolke ohne diese Übertragung einer solchen hochkultivierten Erbschaftsmasse möglich gewesen wäre. Darum sehen wir nach der großen Völkerwanderung und Vermischung am frühesten in Italien und Frankreich die Züchtung des Talentes und Genies wieder im Gange, weil dort die stärkste Mischung der rohen Sieger mit den weiblichen Linien des römischen und keltischen Talentes statt-

gefunden hat. Wir sehen aber auch überall dort, wo solche Blutmischungen roher Barbaren mit den weiblichen Linien höher kultivierter Völker stattfinden, daß das beiderseitige Vollblut im Verlaufe der Generationen immer mehr verschwindet und die Mischrasse durchwegs die siegreiche wird, diese Mischrasse aber immer die Tendenz hat, wenigstens in intellektueller, also künstlerischer Hinsicht, mehr den Charakteren des besiegten Kulturvolkes nachzuschlagen, weil eben altes Kulturblut nicht nur stets sehr fest fixierte Charaktere besitzt, sondern auch wie gesagt, die Fähigkeit und die Kraft hat, wie ein Ferment zu wirken und der neuen Charakter-Entwicklung die Direktive zu geben.

Wir sehen hier das nämliche Naturgesetz in Tätigkeit, welches wir schon in der Pflanzenwelt beobachten können. Auch hier besiegt das Edelreis bei der Pfropfung stets den roheren Stock und zwingt denselben in seine Bahnen.

Aber nicht alle Völkermischungen ergeben das günstige Resultat, daß daraus wieder eine talentierte Mischrasse entsteht. Je näher aber in den nationalen und Rassencharakteren die Völker sich stehen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß aus einer solchen Völkermischung bei nachfolgender Inzucht und nach überwundenem Rückschlage sich wieder ein talentiertes oder genial beanlagtes Kulturvolk herauszüchtet und damit der Anfang einer neuen Kulturepoche gegeben ist. In solchen Zeitperioden einer größeren Völkermischung gleicht der Kulturboden dann einem frisch gepflügten Acker im Herbste, wo die Natur wohl die Samen neuer nationaler Charaktere, neuer Talente und Genies ausstreut, welche aber während der Winterstürme einer solchen Zeit gleichsam schlummern, bis nach überstandenem Rückschlag die ersten Schößlinge des neuerwachten Talentes und Genies aus dem latenten Vererbungsschatze der am Leben gebliebenen weiblichen Linien des alten Kulturvolkes wieder zum Vorschein kommen.

In solchen Sturm- und Drangperioden des menschlichen Geschlechts können zuerst nur die primären Talente und Genies gedeihen, das Herrschertalent, der geniale Krieger und das religiöse Talent, indem infolge des kulturellen Rückschlages wieder mehr die einfacheren und natürlicheren Wurzelcharaktere, Mut, Tapferkeit, religiöser Sinn usw. zur Geltung kommen und

die mit solchen Zeiten verbundene Not höhere Bedürfnisse nicht aufkommen läßt. Das sind die Zeiten, welche die alten Griechen mit dem Namen Heroenzeitalter tauften, weil eben das Herrscher- und kriegerische Genie diesem Zeitalter einen Stempel aufdrücken. Auch in Griechenland fiel diese Zeit mit der dorischen Wanderung und der folgenden Mischungsperiode zusammen, wo im kleinen Maßstabe sich das abspielte, was fast 2000 Jahre später im ganzen Süden und Westen Europas im großen sich vollzog. In diesen großen Völkerkatastrophen gehen nun die männlichen Linien der talentierten und genialen Familien zugrunde, die weiblichen Linien bleiben aber erhalten, vermischen sich nach und nach mit den männlichen Linien der Eroberer und vererben auf ihre gemischten Nachkommen einen größeren oder geringeren Anteil der hoch kultivierten Erbschaftsmasse, die immer latent in den weiblichen Linien eines Kulturvolkes aufgestapelt ist.

Wie dieser Prozeß im Großen zwischen den einzelnen Völkern im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte sich abspielt, ebenso geht derselbe bei den einzelnen Kulturvölkern im Kleinen unter den Inzuchtkasten und Ständen vor sich, nur daß er sich hier in der Regel viel weniger stürmisch, kaum bemerkbar und auch viel schneller im Verlaufe weniger Generationen vollzieht. Es ist, wie ich in einem späteren Kapitel nachweisen werde, ein Naturgesetz, daß bei einer gewissen Höhe der Züchtung die männlichen Linien der talentierten und genialen Familien degenerieren und infolgedessen in männlicher Linie aussterben; aber auch immer wieder durch frische männliche Linien mit noch gesunden Wurzelcharakteren, welche aus den unteren Ständen sich emporringen, ersetzt werden. Auch hier bleiben die weiblichen Linien der talentierten und genialen Familien in allen Ständen und Berufen meistens am Leben und vermischen sich nun mit solchen aufstrebenden Familien. Auf diese Weise vereinen sich nun neue künstlerische Triebe mit der alten, in vielen Generationen erworbenen künstlerischen Erbschaftsmasse.

Häufig sinken aber auch die weiblichen Linien der talentierten und genialen Familien infolge der finanziellen und sozialen Katastrophen, welche durch die Degeneration und das Aussterben der männlichen Linien bedingt werden, in die niederen Stände herab. Hier kann nun diese künstlerische Erbschafts-

masse durch mehrere Generationen latent bleiben um dann plötzlich nach einigen Generationen bei günstiger Keimkombination und günstigem Milieu gleichsam atavistisch wieder als auffallende talentierte oder geniale Anlage zum Vorschein zu kommen.

Auf diese Weise erklärt sich das Rätsel der plötzlichen Erscheinung von einer genialen Anlage in Familien der niederen Stände, wo man vergebens bei den nächsten Vorfahren nach der künstlerischen Vererbungsmasse forscht. Wäre man aber in der Lage, die mütterliche Ahnenreihe weiter hinauf zu verfolgen, was selten oder niemals bei den weiblichen Linien solcher Familien möglich ist, da würde man unzweifelhaft auf eine talentierte oder geniale Erbschaftsmasse stoßen, die vor mehreren Generationen in einer Familie der mütterlichen Ahnen vorhanden gewesen war, deren männliche Linien ausgestorben und deren weibliche Linien durch widriges Schicksal in niedere Stände verschlagen wurden. Ebenso wie das Erscheinen einer heißen Quelle kein bloßer Zufall ist und wir dabei immer annehmen müssen, daß die Ursache derselben die Nähe eines neuen oder längst schon erloschenen vulkanischen Herdes ist und die Wärme der Quelle immer aus großen Tiefen zugekommen sein muß, ebenso müssen wir bei jedem Genie unbedingt an einen Talentherd denken, von dem aus dem Genie auf dem Wege der mütterlichen Ahnenreihen und gleichsam atavistisch die künstlerische Erbschaftsmasse zugekommen ist. Es ist nun häufig schwierig, in der Naturgeschichte des Genies diese talentierte Erbschaftsmasse nachzuweisen, obwohl dies in weit mehr als 50 % der Fall ist. Aber wir müssen dabei bedenken, daß wir selten mehr als zwei, drei Ahnenreihen überblicken können und daß es nicht nur einen körperlichen sondern auch einen geistigen Atavismus gibt. Während es also wohl ein primäres Talent gibt, ja dasselbe die große Mehrzahl bildet, glaube ich mit großer Wahrscheinlichkeit die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß es kein ursprüngliches Genie gibt oder je gegeben hat und daß daher jedes Genie seine Wurzel in einer talentierten Anlage seiner Ahnen (wenn dieselbe auch nicht selten latent ist) besitzt. Dies gilt fast ausnahmsweise für diejenigen Künste, wo eine höher gezüchtete Gangbarkeit motorischer und sensibler Nervenzentra notwendig ist, also bei der Mehrzahl der sekundären Künste.

Der oben erwähnte Verpfropfungsprozeß edler hoch kultivierter Reiser auf noch unkultiviertere Stämmlinge geht, wie wir sehen können, teils in den oberen Ständen selbst, meist aber im Mittelstande vor sich, in welchen die mit guten Wurzelcharakteren versehenen besseren Köpfe des Bauernstandes aufsteigen und die weiblichen Linien der finanziell ruinierten oder in männlicher Linie ausgestorbenen talentierten und genialen Familien der oberen Stände herabsinken. Daher spielt der Mittelstand überall für die Züchtung des Talentes und Genies, besonders derjenigen Künste, bei welchen eine hoch gezüchtete Erbschaftsmasse mit spezifisch künstlerischen Gefühlen notwendig ist, eine so hervorragende Rolle und haben dieselben überall erst dort ordentlich geblüht, wo ein solcher Mittelstand vorhanden war und gleichsam die Vorzuchtstätte für die talentierten und genialen Familien gebildet hat. Durch diesen soeben geschilderten Verpfropfungsprozeß der weiblichen Linien der oberen talentierten Familien auf die aufstrebenden Familien der unteren Stände wird das Aufsteigen derselben durch die überkommene Erbschaftsmasse außerordentlich abgekürzt und erleichtert. Denn diese weiblichen Linien der oberen Stände besitzen gewöhnlich nicht nur eine größere künstlerische Erbschaftsmasse, sondern erhalten noch eine Mitgift, welche für die aus den unteren Ständen aufstrebenden Familien für den Kampf ums Dasein von großer Bedeutung ist. Es ist dies die bereits durch mehrere Generationen erworbene und vererbbare größere Anpassungsfähigkeit an die Schädlichkeiten des höheren Kulturlebens und die teilweise oder bereits vollkommen erworbene Immunisierung gegen gewisse in diesen Ständen vorherrschende Kulturkrankheiten. Die wichtigste Folge aller dieser biologischen Prozesse aber ist, daß dadurch in bezug auf die Züchtung des Talentes und Genies eine gewisse Konstanz und Regelmäßigkeit hervorgerufen wird, was für die Lebenskraft eines Staatswesens von höchster Wichtigkeit ist. Es ist auf diese Weise dafür gesorgt, daß trotz des Aussterbens der männlichen Linien des Talentes eine einmal erworbene künstlerische Erbschaftsmasse nie ganz wieder verloren geht und selbst bei degenerativen Prozessen in den oberen Kasten die Regeneration derselben ohne besonderen

Rückschlag in der erstiegenen Kulturhöhe möglich ist. Aber nicht nur in der Übertragung der künstlerischen Erbschaftsmasse auf die unteren Stände, sondern auch umgekehrt in bezug auf die Regeneration der oberen Stände und Kasten spielen die weiblichen Linien der unteren Stände eine wichtige Rolle, indem es ihnen viel leichter ist als den männlichen Linien, die Inzuchtschranken dieser Kasten zu überspringen und frisches, mit noch gesunden Wurzelcharakteren versehenes Blut in die bereits erstarrenden oder degenerierenden talentierten Familien dieser Kreise einzuleiten.

Wie für die Entwicklung jedes pflanzlichen und tierischen Organismus der Boden, das Klima, die Nahrung usw., kurz das, was wir Milieu nennen, ein fast ebenso wichtiger Faktor ist, wie die ererbte Anlage, so verhält es sich auch bei der weiteren Entwicklung des Talentes und Genies, nur daß hier neben dem Milieu auch noch der Erziehung eine wichtige Rolle zukommt. Jede Kunst hat gewisse technische Fertigkeiten zur Grundlage, die durch Übung entweder auf dem Gebiete der motorischen Nervenbahnen oder auf dem Gebiete des Intellektes erworben werden können und in ihrer zeitweilig erreichbaren Höhe das vorstellen, was wir die künstlerische Technik, die Virtuosität nennen. Das Erlernen und die Möglichkeit der Erreichung dieser Virtuosität wird nun beim Talent sowohl als beim Genie außerordentlich beschleunigt und unterstützt durch das, was man die spezifische Beanlagung nennen kann, d. h. durch die oben erwähnte vererbte bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen für Bewegungen oder Vorstellungen einer speziellen Kunst und der dazu gehörigen Gefühle. So bildet z. B. die spezifische Beanlagung zur Musik eine gewisse bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen des Kehlkopfes und der Hand nebst dem Besitze des musikalischen Ohres, d. h. eines feineren Gefühls für die Harmonie der Töne und des Rhythmus, wodurch es dann einem angehenden musikalischen Talente und Genie ermöglicht wird, die technischen Schwierigkeiten in dieser Kunst viel rascher zu überwinden, als dies einem gelingt, der über diese Erbschaftsmasse nicht verfügt. Was nun diese spezifische Erbschaftsmasse betrifft, so gilt hier die Ansicht, daß in dieser Beziehung das Genie dem Talent gewöhnlich schon von Hause aus überlegen sei. Das ist nun in

den meisten Fällen faktisch der Fall, ist aber nicht unbedingt notwendig. Wir können im Gegenteil sehen, daß das Talent dem Genie auf dem technischen Gebiete nicht nur häufig nichts nachgibt, sondern es hierin, wenn auch in seltenen Fällen, geradezu übertrifft. Die größten Virtuosen auf allen Gebieten der Künste sind fast nie Genies ersten Ranges und zahlreiche Talente haben über eine Virtuosität der Technik verfügt, deren Mangel wir gerade bei manchem Genie bedauern müssen. Das Genie hat sogar nicht selten den Fehler, die Virtuosität in der Ausführung der technischen Details als nebensächlich zu sehr zu vernachlässigen, während diese technischen Details beim Talente fast immer die Hauptsache bilden. Was das Genie vom Talente auch hier prinzipiell unterscheidet, ist der Umstand, daß das Genie mit der gleichen oder oft geringeren spezifischen Beanlagung doch viel mehr zu bieten imstande ist, weil es über eine freiere Beweglichkeit des Geistes und zugleich über ein besseres Orientierungsvermögen verfügt. Das Genie gleicht dem treuen Knecht des neuen Testamentes, welcher mit dem gleichen Talente, welches auch ein anderer erhalten, fünfmal mehr zu wuchern versteht. Diese Fähigkeit ist eben das Resultat der Blutmischung, welche den Geist freier und beweglicher macht.

Das Talent als Produkt der Inzucht verfügt nur über die spezifische künstlerische Anlage, das Genie als Produkt der Mischung über Anlage und größere Beweglichkeit des Geistes. Diese letztere Fähigkeit muß man stets im Auge behalten, wenn man das verschiedene Verhalten des Genies und Talentes gegenüber der Erziehung und dem Milieu verstehen will. Denn dadurch wird es bewirkt, daß das Genie von der Erziehung und dem Milieu viel unabhängiger sich erweist, als das Talent. Aber dabei wäre es doch gefehlt, zu behaupten, daß das Genie durch seine geistige Befähigung imstande wäre, bei jeder Art der Erziehung und Milieu sich zu der Höhe aufzuschwingen, auf der wir es treffen. Wir können aus der Naturgeschichte des Genies zwar oft genug ersehen, daß das Genie wirklich imstande ist, den Einfluß einer ungünstigen Erziehung und Umgebung zu überwinden, ja wir beobachten sogar, daß solche ungünstige Verhältnisse, wenn sie eine gewisse Grenze nicht überschreiten, geradezu einen Sporn bilden, der die geistige

Beweglichkeit des Genies erst recht zur künstlerischen Betätigung antreibt. Aber selbst für die größte geniale Beanlagung bedeutet eine ungünstige Erziehung und der Einfluß einer ungünstigen Umgebung eine Schädigung, weil ja gerade für das Genie in erster Linie der Satz des Hippokrates gilt: „vita brevis, ars longa". Auch das beweglichste Genie muß später eine gewisse Zeit, die es besser verwenden könnte, dafür aufbrauchen, um die schädlichen Wirkungen einer ungünstigen Erziehung auszumerzen und zu überwinden. Und häufig gelingt das auch dem Genie nicht mehr ganz und wir können nicht selten an den Werken desselben die schädlichen Einflüsse nachweisen, welche in einer Zeit auf den Geist des heranwachsenden Genies eingewirkt haben, wo die Eindrücke am festesten haften und die größte Wirkung auszuüben imstande sind. Doch in der Regel ist das junge Genie infolge seiner großen Beweglichkeit des Geistes und seines großen Orientierungsvermögens usw. imstande, aus dem Prokrustesbette einer schlechten schablonenhaften Erziehung ebenso, ohne großen Schaden erlitten zu haben, hervorzugehen, wie es andererseits die Befähigung hat, aus einer guten Erziehung einen viel größeren Nutzen zu ziehen, als das Talent. Vor allem aber befähigt diese größere Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit des Geistes das Genie, sich eigene Wege der Erziehung zu erfinden, wodurch dasselbe befähigt wird, sich selbst zu erziehen; das Genie ist daher bis zu einem gewissen Grade stets ein Autodidakt.

Die größere Beweglichkeit des Geistes, die größere Freiheit und Ungebundenheit des Willens und damit der freiere Flug der Phantasie und des Vorstellungsvermögens bringen aber auch größere Gefahren mit sich, welche besonders in der Zeit der Entwicklung, wo alle geistigen Fähigkeiten und Charaktere ohnedies starken Schwankungen und Veränderungen unterworfen sind, sich außerordentlich steigern. Ist schon der gewöhnliche Durchschnittsmensch und das mehr festgefügte und gebundene Talent in der Pubertätszeit in großer Gefahr in der hygienischen und intellektuellen Lebensführung auf Irrwege zu kommen, so ist dies noch viel mehr der Fall bei der genialen Anlage, besonders aber, wenn es an einer ausgiebigen „Hemmung" in dem Milieu fehlt. Dies ist aber um so mehr der Fall, wenn in der Familie oder Kaste die Hochzüchtung der verschiedenen

Willensqualitäten die harmonische Grenze zu überschreiten beginnt, also bereits merkbare Neigungen zu extremen pathologischen Willensäußerungen (Exaltations- und Depressions-Zustände) vorhanden sind. Die Gefahr der Pubertätsjahre wird beim Talent sowohl als beim Genie unterstützt durch die Regelmäßigkeit der geistigen Frühreife. Mit dieser geistigen Frühreifung besonders auf technischen Gebieten hängt auch das Auftreten der sogenannten Wunderkinder zusammen. Diese geistige Frühreifung hat, wie wir sehen können, ihre naturgeschichtliche Begründung in der künstlerischen Erbschaftsmasse.

Zu dieser angeborenen Neigung der genialen Anlage auf Abwege zu geraten, kommt noch die Gefahr, welche um diese Zeit jeder Kulturmensch ausgesetzt ist, es ist diese die Übergangsperiode aus der naiven unbewußten Naturanschauung des mehr kindlichen Lebensalters in die mehr bewußte sentimentale des Erwachsenen. Dieser Übergang, wo die vorzugsweise instinktive aber mehr sichere Leitung der Natur in die bewußte aber mehr unsichere Leitung des Verstandes übergeht, bildet eine Klippe, an der sehr häufig schon das Schifflein des gewöhnlichen Menschen, aber noch mehr das des Genies zugrunde geht. Wir können aus den Biographien fast aller hervorragender Männer von Talent und Genie sehen, daß es in der Entwicklungsperiode eines jeden eine Zeit gibt, wo die Zukunft der richtigen talentierten und genialen Entwicklung in höchster Gefahr steht und wo für jedes angehende Genie das Wort des Schulmeisters gilt, welches dieser dem jungen Themistokles zurief: Du wirst entweder ein Lump oder ein großer Mann. Und gerade in diesen Zeiten, wo das junge Genie in so großer Gefahr schwebt auf hygienische und geistige Abwege zu geraten, spielt die Not, das böse Schicksal oder ein guter Freund oft den rettenden Genius, während ein etwas günstigeres Schicksal und ein schlafferes, luxuriöses Milieu in dieser Zeit, die Gefahr vergrößert, da die perverse Willensrichtung dadurch bestärkt und damit die normale gesunde Entwicklung des Genies gehemmt und aufgehalten wird.

In dieser eminenten Gefahr, die der Entwicklung des Genies durch die größere Ungebundenheit des Willens und der übrigen geistigen Fähigkeiten in den Jahren der Pubertät und der darauffolgenden Jahre droht, liegt eine der Ursachen für

die große Seltenheit der wahren echten Genies und für die große Zahl der verkommenen Genies. Dies zeigt sich besonders in Zeiten, wo die führenden Kasten zu degenerieren beginnen und die nötige „Hemmung" besonders in der Erziehung und dem Milieu für das junge heranwachsende Genie zu versagen anfängt. Das verkommene Genie ist, wie wir später sehen werden, nicht immer das Produkt einer mangelhaften oder pathologischen Beanlagung in bezug auf die spezifisch künstlerische Erbschaftsmasse. Wir können im Gegenteil aus der Naturgeschichte dieser Genies und der Erfahrung im Leben sehen, daß meistens gerade die verkommenen Genies in der Jugend durch phaenomenale künstlerische Beanlagung exzellieren, stellen sie ja ein gutes Teil der sogenannten Wunderkinder. Der Fehler liegt viel häufiger in einer zu extremen Ungebundenheit der Willenssphäre und in dem Fehlen der richtigen Hemmung in den gefährlichen Zeiten der Entwicklung unterstützt von der Wirkung eines ungünstigen Milieus.

Ganz anders verhält sich den Einflüssen der Erziehung und des Milieus gegenüber das Talent. Schon wegen seiner im Vergleich zum Genie in der Regel geringeren künstlerischen Erbschaftsmasse besonders in bezug auf das Orientierungsvermögen ist es überhaupt mehr auf den Einfluß der Erziehung und des Milieus angewiesen. Der Hauptunterschied liegt aber auch hier in der größeren Gebundenheit des Willens und der daraus resultierenden Schwerfälligkeit des Charakters, in der stärkeren Fixierung der Gefühle beim Talente, wie dies stets die Folge einer längeren und exklusiveren Inzucht in den letzten Ahnenreihen ist. Infolge dieser konservativen Schwerfälligkeit fühlt sich das Talent immer nur dann behaglich, wenn es in ausgefahrenen Bahnen sich bewegen kann. Darum ist auch das angehende Talent stets der brave Schüler, der fast niemals gegen die Schulgesetze revoltiert und immer geneigt ist, auf die „verba magistri" zu schwören. Infolge dieser größeren Abhängigkeit des Geistes ist das Talent nicht fähig, sich selbst zu erziehen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie dies das Genie zu tun imstande ist. Aus diesem Grunde ist auch die Entwicklung des Talentes viel mehr als die des Genies von einer guten Erziehung, von einem günstigen Milieu abhängig. Während das Genie über diesbezügliche Schädlichkeiten infolge

seiner geistigen Beweglichkeit triumphiert, verkümmert das Talent unter ungünstigen Verhältnissen und geht häufig zugrunde.

Aber nicht die Schule und das Haus allein sind die eigentlichen Erzieher des Talentes und Genies, sondern das Leben und die Natur werden stets die großen und besten Lehrmeister bleiben.

Ist nach Heraklit der Streit der Vater der Dinge, so kann man die Not, das Bedürfnis die Mutter der Dinge nennen. Um die dem Menschen angeborene Trägheit und Bequemlichkeit zu überwinden, muß die Not, das Bedürfnis mit der Peitsche hinter ihm stehen und ihn anspornen. Besonders ist dies der Fall dort, wo die Anstrengung eine so bedeutende, eine mit so großer Selbstüberwindung verbundene ist, wie dies bei der künstlerischen Tätigkeit des Genies der Fall ist. Aber auch hier sind die Extreme jedes Milieus gleich schädlich. Wie die Tropen mit ihrer Fruchtbarkeit und großen Hitze lähmend auf die geistige Tätigkeit des Menschen einwirken, so auch das andere Extrem, die polare Kälte.

Wir sehen daher die Züchtung der talenten und genialen Familien nur dort in günstiger Weise vor sich gehen, wo ein mittleres Klima den Menschen in einer fortwährenden gleichmäßigen Tätigkeit des Körpers und Geistes erhält und die Konkurrenz um den Raum und die verfügbaren Nahrungsmittel als ordentlicher Sporn im Kampfe ums Dasein dient. Wie bei den Völkern, so verhält es sich auch bei den einzelnen Familien und Kasten. Auch hier sind die äußersten Extreme des wirtschaftlichen Klimas, die größte Not und der größte Reichtum, der Züchtung des Talentes und Genies gleich ungünstig, weil beide Extreme lähmend auf die Züchtung der wichtigsten Wurzelcharaktere wirken und auch der Züchtung der feineren künstlerischen Gefühle ungünstig sind. Wir können daher beobachten, daß die größte Zahl der Talente und Genies in Familien gezüchtet werden, die von beiden Extremen des wirtschaftlichen Klimas gleich weit entfernt sind, wobei die Geschichte vieler Genies lehrt, daß besonders für den genialen Willen und für die außerordentlichen Schwierigkeiten, die derselbe zu überwinden hat, nichts gefährlicher ist, als das Capua des Wohllebens, des Luxus und Reichtums und daß dem Sporn einer

nicht zu extremen Not und des Bedürfnisses die Menschheit häufig gerade die schönsten Blüten des genialen Geistes zu verdanken hat.

Zu dem natürlichen Milieu, welches für die Züchtung des Talentes und Genies von Wichtigkeit ist, gehört auch der Einfluß der Jahreszeiten. Einige der tiefsten Wurzeln der künstlerischen Gefühle haben, wie wir heute wissen, ihren Ursprung in den klimatischen Kontrasten und den damit in Zusammenhang stehenden Naturerscheinungen. Auch hier wirken die zu grellen Kontraste und das ewige Einerlei gleich lähmend auf das Gemütsleben, und das schöne künstlerische Halbdunkel der Gefühle kann nur dort herrschen, wo die Kontraste nicht zu stark und durch fein abgetönte Übergänge vermittelt werden. Nur Europa hat eigentlich vier Jahreszeiten mit feinen mäßigen Kontrasten und fein abgetönten Übergängen und es ist daher kein Zufall, wenn die hier seit jeher hausenden Arier in bezug auf ihre künstlerischen Gefühle auch das entsprechende künstlerische Helldunkel sich erworben haben.

Dieser landschaftliche Einfluß, der angenehme Wechsel der Jahreszeiten und der damit in Zusammenhang stehenden Naturerscheinungen hat sich bei jedem Volk zuerst in derjenigen Kunst zum Ausdruck gebracht, wo das Gefühl in erster Linie zur Sprache kam: in der Religion und weiterhin natürlich in allen anderen sekundären Künsten, wo die Gemüts- und Gefühlsseite den vorherrschenden Einfluß üben. Dieser Einfluß des landschaftlichen Milieus ist es auch, der dem ganzen künstlerischen Charakter der Talente und Genies eines Volkes die Färbung gibt, die man z. B. in einem Gemälde den durchgehenden Ton nennt. Es ist auch mitbestimmend für das Vorherrchen der Dur- und Moll-Stimmung, wie sie in der musikalischen Seele eines Volkes vorherrscht.

Zu den Einflüssen des landschaftlichen und klimatischen Milieus kommt noch der soziale Einfluß der Familie und der nächsten Umgebung. Die große Wichtigkeit des familiären und Kasten-Milieus auf die Entwicklung des jungen Talentes und Genies wurde besonders von den künstlerisch hervorragenden Völkern des Altertums, den Griechen und Römern, am besten begriffen und man legte dem Einfluß dieses Milieus nach dem alten Sprichwort „exempla trahunt“ mit Recht einen sehr großen

erzieherischen Wert für die heranwachsenden Talente bei. Jedes individuelle und Völker-Genie beginnt mit der Nachahmung, sei dieselbe bewußt oder unbewußt. Die letzere spielt in der Naturgeschichte der Erziehung des Menschengeschlechtes und besonders in der künstlerischen Erziehung eine viel größere Rolle, als man gewöhnlich annimmt. Man kann das am besten bei jenen genialen Völkern beobachten, die durch ihre geographische Siedelung nicht in die Lage kamen, „nachzuahmen". Besonders auf dem Gebiete der Tecknik der Künste ist die Nachahmung geradezu notwendig, sonst ist der Fortschritt in der Entwicklung der Kultur nicht nur ein äußerst langsamer, sondern es besteht auch die Gefahr des Stillstandes der Entwicklung, da der Sporn der Konkurrenz fehlt.

Da bei den alten Kulturvölkern wegen der vorwiegenden Inzucht der Kasten und der Stände in der Polis und den Munizipien die Abschließung eine sehr strenge war, der soziale Verkehr ganz nach genau bestimmten Sitten und Gebräuchen sich abwickelte, so kam im Altertum das einheitlichere Milieu, wie es in der Familie, der Kaste, in der Polis herrschte, viel mehr zur Geltung. Dieses einheitliche, auf gemeinsames Denken und Fühlen basierte Milieu spielt in der Naturgeschichte der einzelnen Künste, besonders der Kriegskunst und Religion eine hervorragend wichtige Rolle, weil dasselbe die Quelle der gegenseitigen Anregung zur Begeisterung ist, wodurch erst die künstlerischen Taten des Talentes und Genies den richtigen Resonanzboden erhalten. Die größten künstlerischen Leistungen auf irgend einem Kunstgebiete sind nur dort möglich gewesen, wo ein solches einheitliches künstlerisches Milieu in der Familie oder Kaste vorhanden war. In einem solchen Milieu herrschte eine spezifisch künstlerische Atmosphäre, die das junge Talent und Genie von frühester Jugend an beeinflußte und seinen Sinneseindrücken und Gefühlen eine bestimmte, auf ein anzustrebendes Ziel gegebene Richtung anwies. Dieses Ziel war, daß die heranwachsende Jugend in der Regel in derselben Kunst, sei diese nun eine primäre oder sekundäre, tätig sein soll, in der bereits viele Vorfahren sich mehr oder minder hervorgetan haben und wozu sie auch infolgedessen die spezifische Erbschaftsmasse mitbekommen hat. Es war selbstverständlich, daß der Sohn eines Senators, eines Kriegers, eines Priesters ebenso wie der Sohn eines Bildhauers, eines

Musikers usw. in der Regel den gleichen Beruf ergriff. War die Atmosphäre, die z. B. auf das junge römische politische Talent einwirkte, wenn es vom Vater mit in die Senatssitzung genommen wurde, gewiß von großem Einfluß, so war das Milieu bei jenen Künsten, wo es auf die Überwindung feinerer technischer Schwierigkeiten ankommt, noch wichtiger, weil die Überwindung technischer Schwierigkeiten und Aneignung gewisser virtuoser Fertigkeiten immer am leichtesten in frühester Jugend unter dem Einfluß guter Beispiele und Vorbilder vor sich geht. Dies muß um so eher der Fall sein, je besser die Gangbarkeit gewisser, zur betreffenden Kunst gehörigen motorischen Nervenbahnen und künstlerischen Vorstellungszentren angeboren und im Verlaufe vieler Generationen durch Übung gesteigert und fixiert worden war. Diese Schwierigkeiten liegen aber nicht nur auf dem Gebiete des rein handwerksmäßigen der Technik, sondern viel mehr noch auf dem geistigen Gebiete, auf dem Gebiete der künstlerischen Gedanken und Gefühle. So ist z. B. beim jungen musikalischen Talente die Übung des rhythmischen Gefühls, beim Bildhauer des Gefühls für Proportion, beim Malertalente des Gefühls für Farbenharmonie nicht nur an und für sich von großer Wichtigkeit, es können auch diese Übungen nicht früh und oft genug vorgenommen werden, was eben nur dann möglich ist, wenn das junge Talent und Genie in einer solchen künstlerischen Atmosphäre aufwächst, wo es fortwährend Gelegenheit hat, diese schwierigen Übungen und Vergleiche zu machen und die technischen Fertigkeiten in einer Zeit sich anzueignen, wo noch die angeborene bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen und der Vorstellungen die Überwindung der technischen Schwierigkeiten gleichsam in spielender Weise ermöglicht. Ist dies für alle Künste von Wichtigkeit, wo es technische Schwierigkeiten zu überwinden gibt, so ist dies ganz besonders der Fall bei der Musik. Denn während bei allen anderen Künsten die Natur und das Leben die Einwirkung des künstlerischen Milieus in der Familie einigermaßen zu ersetzen vermögen und das junge Talent von überall her seine künstlerischen Eindrücke erhalten kann, ist dies bei der Musik nicht der Fall. Die Musik ist diejenige Kunst, bei der der Mensch ganz auf sich selbst angewiesen ist, und wo er, wenn wir vom Vogelgesang absehen, fast gar

Der oben erwähnte Verpfropfungsprozeß edler hoch kultivierter Reiser auf noch unkultiviertere Stämmlinge geht, wie wir sehen können, teils in den oberen Ständen selbst, meist aber im Mittelstande vor sich, in welchen die mit guten Wurzelcharakteren versehenen besseren Köpfe des Bauernstandes aufsteigen und die weiblichen Linien der finanziell ruinierten oder in männlicher Linie ausgestorbenen talentierten und genialen Familien der oberen Stände herabsinken. Daher spielt der Mittelstand überall für die Züchtung des Talentes und Genies, besonders derjenigen Künste, bei welchen eine hoch gezüchtete Erbschaftsmasse mit spezifisch künstlerischen Gefühlen notwendig ist, eine so hervorragende Rolle und haben dieselben überall erst dort ordentlich geblüht, wo ein solcher Mittelstand vorhanden war und gleichsam die Vorzuchtstätte für die talentierten und genialen Familien gebildet hat. Durch diesen soeben geschilderten Verpfropfungsprozeß der weiblichen Linien der oberen talentierten Familien auf die aufstrebenden Familien der unteren Stände wird das Aufsteigen derselben durch die überkommene Erbschaftsmasse außerordentlich abgekürzt und erleichtert. Denn diese weiblichen Linien der oberen Stände besitzen gewöhnlich nicht nur eine größere künstlerische Erbschaftsmasse, sondern erhalten noch eine Mitgift, welche für die aus den unteren Ständen aufstrebenden Familien für den Kampf ums Dasein von großer Bedeutung ist. Es ist dies die bereits durch mehrere Generationen erworbene und vererbbare größere Anpassungsfähigkeit an die Schädlichkeiten des höheren Kulturlebens und die teilweise oder bereits vollkommen erworbene Immunisierung gegen gewisse in diesen Ständen vorherrschende Kulturkrankheiten. Die wichtigste Folge aller dieser biologischen Prozesse aber ist, daß dadurch in bezug auf die Züchtung des Talentes und Genies eine gewisse Konstanz und Regelmäßigkeit hervorgerufen wird, was für die Lebenskraft eines Staatswesens von höchster Wichtigkeit ist. Es ist auf diese Weise dafür gesorgt, daß trotz des Aussterbens der männlichen Linien des Talentes eine einmal erworbene künstlerische Erbschaftsmasse nie ganz wieder verloren geht und selbst bei degenerativen Prozessen in den oberen Kasten die Regeneration derselben ohne besonderen

Rückschlag in der erstiegenen Kulturhöhe möglich ist. Aber nicht nur in der Übertragung der künstlerischen Erbschaftsmasse auf die unteren Stände, sondern auch umgekehrt in bezug auf die Regeneration der oberen Stände und Kasten spielen die weiblichen Linien der unteren Stände eine wichtige Rolle, indem es ihnen viel leichter ist als den männlichen Linien, die Inzuchtschranken dieser Kasten zu überspringen und frisches, mit noch gesunden Wurzelcharakteren versehenes Blut in die bereits erstarrenden oder degenerierenden talentierten Familien dieser Kreise einzuleiten.

Wie für die Entwicklung jedes pflanzlichen und tierischen Organismus der Boden, das Klima, die Nahrung usw., kurz das, was wir Milieu nennen, ein fast ebenso wichtiger Faktor ist, wie die ererbte Anlage, so verhält es sich auch bei der weiteren Entwicklung des Talentes und Genies, nur daß hier neben dem Milieu auch noch der Erziehung eine wichtige Rolle zukommt. Jede Kunst hat gewisse technische Fertigkeiten zur Grundlage, die durch Übung entweder auf dem Gebiete der motorischen Nervenbahnen oder auf dem Gebiete des Intellektes erworben werden können und in ihrer zeitweilig erreichbaren Höhe das vorstellen, was wir die künstlerische Technik, die Virtuosität nennen. Das Erlernen und die Möglichkeit der Erreichung dieser Virtuosität wird nun beim Talent sowohl als beim Genie außerordentlich beschleunigt und unterstützt durch das, was man die spezifische Beanlagung nennen kann, d. h. durch die oben erwähnte vererbte bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen für Bewegungen oder Vorstellungen einer speziellen Kunst und der dazu gehörigen Gefühle. So bildet z. B. die spezifische Beanlagung zur Musik eine gewisse bessere Gangbarkeit der motorischen Nervenbahnen des Kehlkopfes und der Hand nebst dem Besitze des musikalischen Ohres, d. h. eines feineren Gefühls für die Harmonie der Töne und des Rhythmus, wodurch es dann einem angehenden musikalischen Talente und Genie ermöglicht wird, die technischen Schwierigkeiten in dieser Kunst viel rascher zu überwinden, als dies einem gelingt, der über diese Erbschaftsmasse nicht verfügt. Was nun diese spezifische Erbschaftsmasse betrifft, so gilt hier die Ansicht, daß in dieser Beziehung das Genie dem Talent gewöhnlich schon von Hause aus überlegen sei. Das ist nun in

Fortschreiten der Degeneration in den talentierten und genialen Familien befördert.

Zu den unterstützenden Faktoren in der Hochzucht des Talents und Genies gehört auch die Möglichkeit der geistigen Konzentration. Dieselbe hängt einerseits mit der Lage des Geburtsortes und andererseits mit dem Schicksal des Talentes und Genies zusammen. Ich werde auf diesen Faktor noch später ausführlicher zu sprechen kommen. Hier sei nur im allgemeinen hervorgehoben, daß besonders für die Entwicklung des Genies die Möglichkeit der geistigen Konzentration eine sehr große Rolle spielt und daß alle jene Orte und Milieus, durch welche die notwendige Konzentration des Geistes gehemmt wird, für die genjale Entwicklung und künstlerische Produktion ein schädigendes Hemmnis bilden. Es gibt in dieser Richtung auch wieder Extreme des Milieus, welche gleich schädlich sind, wenn auch sich hier das eine Extrem stets als das viel schädlichere sich erweist, als das andere. Diese Extreme des sozialen Milieus sind auf der einen Seite das Getriebe einer Großstadt und auf der anderen Seite absolute Einsamkeit. Talent sowohl als Genie bedürfen zu ihrer künstlerischen Arbeit einerseits Anregung andererseits Ruhe, welches beides weder in der Großstadt noch in der absoluten Einsamkeit zu finden ist. Aber immerhin ist im allgemeinen die Einsamkeit für kürzere oder längere Zeit, weil sie die Konzentration des Geistes mehr befördert, für die künstlerische Produktion, zuträglicher und weniger schädlich, als die zerstreuende Unruhe einer großen Stadt. Wie wir aus der Naturgeschichte der talentierten und genialen Männer sehen können, liegt auch hier das Beste in der Mitte und bilden gerade die kleineren und mittleren Städte die wahren Züchtungs- und Entwicklungsstätten des Talentes und Genies. Wenn auch die großen Städte die Talente und Genies wie ein Magnet anziehen, so beweist uns doch die Statistik des Genies, daß diese großen Städte die Talente und Genies und ihre Erbschaftsmasse wohl massenhaft verbrauchen, aber selten züchten. Eher noch war dies der Fall, so lange man in den großen Städten wie dies im Altertum und Mittelalter der Fall war, mehr auf Inzucht hielt — die Städter nebenbei noch Ackerbauer waren und zeitweise noch am Lande lebten. Das Blutchaos der heutigen Großstädte und die dem-

selben eigentümliche fortwährende Unruhe und Wechsel der Stimmungen ist aber für die Züchtung und Entwicklung des wahren Talents und Genies ein absolut ungünstiger Boden. Dafür sind diese Großstädte mit ihrem schädlichen Milieu so recht eigentlich die Pflanzstätten der pathologischen und verkommenen Genies, welche auch für ihre destruktive künstlerische Tätigkeit hier den nötigen Boden und die nötige Unterstützung finden. So notwendig auf der einen Seite die Konzentration des Geistes und die zeitweise Flucht in die Einsamkeit für die Entwicklung des Talentes und vorzüglich des Genie ist, so ist doch der vis inertiae wegen, die in jedem Menschen steckt, der Sporn der Konkurrenz notwendig, der doch auch nur in der Beteiligung am Wettstreite der Talente und Genies zur Wirksamkeit kommen kann. Dies gilt nicht nur für das individuelle Talent und Genie, sondern fast noch mehr für geniale Kasten und Völker.

Auch in bezug auf diesen wichtigen Faktor in der Züchtung und Entwicklung der talentierten und genialen Familien waren die Griechen als echtes Künstlervolk mustergültig. Der „Agon", der Wettkampf in allen Künsten, war bei ihnen ein außerordentlich treibendes Element in der Züchtung des griechischen Talentes. Nicht nur in der Politik und im kriegerischen Leben, in der Gymnastik und den öffentlichen Spielen, sondern auch in den sekundären Künsten wurde es frühzeitig (schon Hesiod spricht davon) Sitte, mit anderen Konkurrenten um die Palme des Sieges zu ringen.[1])

Wir können andererseits aus der Geschichte sehen, wie sehr die Entwicklung eines genial beanlagten Volkes durch den Mangel dieses Sporns der Konkurrenz gehemmt, ja frühzeitig zum Stillstand gebracht wird (China, Peru).

Hiermit hätten wir in großen Zügen die Gesetze festgestellt, welche für die Züchtung des individuellen Talentes und Genies maßgebend sind. Dies gilt besonders für noch primitivere Kulturzustände und für Zeiten, wo die künstlerische Erbschaftsmasse in geringer Quantität und Qualität in den Familien und Kasten vorhanden ist. Für diese Zeiten ist die Züchtung des Talentes in Inzuchtfamilien eine Conditio

[1]) Über den „Agon" und seine Wirkung auf das griechische Kulturleben siehe Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte III S. 14.

sine qua non. Ist die Erbschaftsmasse in den primären und sekundären Künsten auf eine hohe Stufe gebracht und hat dieselbe durch die weiblichen Linien, welche aus den Inzuchtkasten auf freiwillige oder unfreiwillige Weise herausheiraten, Verbreitung in alle anderen Stände gefunden, wie dies in Zeiten hoher Kultur und nach langem Bestand derselben regelmäßig der Fall ist, so scheinen auch zuweilen Talente und Genies in Familien und Kasten, die sich gerade nicht mit der Züchtung solcher Talente beschäftigen. In solchen Zeiten hat es dann den Anschein, als wenn die Züchtung eines bestimmten Talentes in einer bestimmten Kunst nicht der kastenmäßigen Züchtung und des entsprechenden Milieus bedürfen würde, sondern mehr Sache nur des Zufalls und der Erziehung wäre. Es ist dies aber eine Täuschung, welche hervor
durch die in solchen Zeiten stärkere Vermisc
bedingte Verschleppung spezifisch künstler
massen in alle Stände. Eine solche Zeitperi
an und schließt gewöhnlich mit einem stark
Produktion wahrer Talente und Genie ab
Anlage in den primären und sekundären Ki
wie die Zivilisation solcher Zeiten über ein
von Familien aus und wird auch durch die
ausgedehntere Erziehung in allen Ständen in
unterstützt, verliert aber dabei wie alles, was
an Tiefe.

Wir sehen also bei der Züchtung des ind
und Genies folgende Faktoren in Tätigkeit:

1. Hochgezüchtete Intellekte und ebenso
tere (Willensenergie, Fleiß, Orientierungsver
weise ein Produkt der Übung und Vererbun
Inzuchtahnen des Talents und Genies;

2. hochgezüchtete künstlerische Gefühle,
Produkt der Übung und Vererbung der w
ahnen des Talents und Genies. Der erste
Grundlage des ursprünglichen Talentes. B
sammen bilden die gemeinschaftliche
worauf die spezifisch künstlerische Anlage des genealogisch vererbten Talents sowohl als des Genies beruht. Dazu kommt:

3. die künstlerische Erziehung und

YOUR CALL SLIP IS NOT CLEAR
Please take catalogue tray containing card from which it was copied to
INFORMATION DESK
for correction
form 111b [x-17-46 80m]

4. ein entsprechendes klimatisches, wirtschaftliches und soziales Milieu, Konzentration und die Wirkung der Konkurrenz der Talente. In diesen bei der Züchtung des Talents und Genies gemeinschaftlich tätigen Faktoren ist als spezifischer Faktor für die Züchtung des Genies noch notwendig:

5. eine größere Freiheit und Beweglichkeit des Willens und des Intellektes, wie diese stets die Folge einer in der letzten Ahnenreihen vor sich gegangenen günstigen Blutmischung ist, während umgekehrt die größere Gebundenheit und Schwerfälligkeit des Willens und Intellektes beim Talent in der Regel die Folge einer engeren Inzucht bei den unmittelbar vorausgehenden Ahnenreihen ist.

### b) Die Züchtung des weiblichen Talentes und Genies.

Ehe wir die Frage der Züchtung des weiblichen Talentes und Genies in Erwägung ziehen, müssen wir uns zuerst im allgemeinen klar machen, welche Rolle das Weib in der Naturgeschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes spielt. Daß das Weib in der Kulturgeschichte durch die aufwärtsstrebende und treibende geschlechtliche Zuchtwahl eine sehr wichtige, ja vielleicht die wichtigere Rolle spielt als der Mann, hat bereits das alte Kulturvolk, von dem die Juden die Schöpfungssage übernommen haben, eingesehen. Nicht der schwerfällige und im Naturzustande auch gewöhnlich sehr träge Mann greift nach dem Apfel der Erkenntnis, sondern die Frau ist es, welche ihn augenfällig anspornen muß, den Weg der Kultur zu betreten. Das Weib ist nicht nur, was die körperlichen Charaktere des Mannes betrifft, durch die geschlechtliche Zuchtwahl der anspornende und auswählende Züchtungsfaktor, sondern sie ist dies auch in bezug auf das im Kampfe ums Dasein beim Menschen wichtigste Organ des Mannes — seinen Intellekt. Während nun durch die falsche Interpretation des Mythus von seite der jüdisch-christlichen Priesterkaste dem weiblichen Geschlecht die symbolische Handlung des Anspornens in der Schöpfungssage stets zum Makel angerechnet und ausgelegt wurde, an dem sich der Witz vieler Jahrhunderte gerieben hat, liegt darin eigentlich, vom naturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, geradezu eine für das Kulturleben der Menschheit

wichtige Tatsache ausgedrückt, welche dem weiblichen Geschlecht eher zur Ehre gereicht und seinen hervorragenden Anteil am Fortschritte des menschlichen Kulturlebens in das einzig richtige Licht stellt. Wenn man schon aus dieser symbolischen Handlung des Weibes im Mythus der Schöpfungssage einen Vorwurf für das weibliche Geschlecht heraus lesen will, so kann der Grund nur darin gefunden werden, daß das Weib auch in der Anspornung der Züchtung der männlichen Charaktere ins schädliche Extrem die ausschlaggebende Rolle spielt und wie in aufsteigender günstig, ebenso in absteigender Linie ungünstig das menschliche Kulturleben zu beeinflussen imstande ist. Aber es liegt zweifellos auch das im Interesse der Kulturmenschheit, daß eine einmal einsetzende Auslese in einer degenerierenden Familie, einer Kaste, einem Volke durch den Einfluß der ebenfalls degenerierenden Frau beschleunigt wird.

Den aufwärts treibenden Einfluß des Weibes kann man am besten auf niederen noch gesunden Kulturstufen beobachten. In Brasilien, belehrt uns Martin de Moussy, kommen alle Arten von Mischblut vor und erschaffen eine ganz neue Bevölkerung, die sich gewissermaßen immer mehr einbürgert und sich fortwährend dem weißen Typus stärker annähert, der nach allem, was in ganz Südamerika, in Buenos-Ayres, in Paraguay usw. beobachtet wird, schließlich alle übrigen Typen in sich aufnehmen wird. In den genannten Ländern läßt sich die Negerin oder die Indianerin leicht zur Kreuzung mit Weißen herbei. Die aus solchen Verbindungen entsprungenen Bastardinnen sind aber stolz auf ihr väterliches Blut, sie glauben sich etwas zu vergeben, wenn sie sich mit einem Farbigen einlassen wollten. Die weiblichen Terceronen und Quateronen denken nicht anders und betragen sich dem auch entsprechend. In diesen Ländern macht ja die Farbe den Kastenunterschied, und so geht das Streben dahin, mit solchen, die den Weißen nahe stehen, zumal aber mit wirklichen Weißen in geschlechtliche Verbindung zu treten. (Quatrefages).

So hat auch der Adel eines in der Kultur tiefer stehenden Volkes, wenn er noch gesund und nicht degeneriert ist, immer die Tendenz, sich mit edlen Frauen höheren Kulturblutes zu vermischen. „Die Fürsten des Nordens — die Völker ohne Glauben und Ruhm, sagt Constantin — streben ihr Blut mit

dem Blute des Kaisers, entweder durch die Vermählung mit einer kaiserlichen Jungfrau oder die Verheiratung ihrer Töchter mit einem römischen Fürsten zu vermengen.“ (Gibbon).

Überall sehen wir, daß das gesunde Weib den in der Kultur höher stehenden Mann in der Geschlechtswahl vorzieht und wenn es selbst einmal eine höhere Kulturstufe erstiegen hat, viel ausschließlicher als der Mann in der Geschlechtswahl alles darunter stehende verachtet und nur gezwungen sich dazu hergibt, von ihrer erstiegenen Kulturstufe herabzusteigen.

Diese wichtige anspornende Tätigkeit auf die Hochzucht der körperlichen und geistigen Charaktere des Mannes, welche das gesunde Weib durch seine geschlechtliche Zuchtwahl ausübt, darf man nicht aus dem Auge verlieren, wenn man die Frage in bezug auf die Züchtung des weiblichen Talentes und Genies in Erwägung zieht. Es leuchtet ein, daß man nicht leicht das treibende und zugleich das getriebene Element im Wettstreit der Talente sein kann, daß also dadurch, daß die Frau selbst in die Konkurrenz der Talentzüchtung eintritt, sie sicher etwas von ihrer biologischen Wirkung als treibender Faktor in der geschlechtlichen Zuchtwahl dem Manne gegenüber einbüßen muß. Denn diese Wirkung beruht, wie das im ganzen Tierreich der Fall ist, auf bestimmten Gefühlen, welche besonders durch die Kontraste in den natürlichen Geschlechtscharakteren nicht nur der äußeren, sondern vielmehr noch der inneren hervorgerufen werden.

Ich habe früher schon auf die wichtige Rolle hingewiesen, welche das weibliche Geschlecht bei der Züchtung des männlichen Talentes und Genies spielt und die besonders durch das am Lebenbleiben der weiblichen Linie der talentierten und genialen Familien, wodurch die Konstanz der Talentzüchtung garantiert und erleichtert und die einmal erworbene künstlerische Erbschaftsmasse nicht leicht wieder verloren gehen kann, in das hellste Licht gerückt wird. Es liegt in dieser Arbeitsteilung der Geschlechter bei der Züchtung der schönsten Blüte der Kulturmenschheit — des Talentes und Genies — eine Weisheit der Natur, welche wir nicht genug bewundern können. Das weibliche Geschlecht hat sich auch in den gesunden Zeiten der Kulturvölker stets mit diesem eigentlich

schöneren und edleren Anteil an der Züchtung des Talentes und Genies zufrieden gegeben, indem es richtig instinktiv fühlte, welch hoher Ruhmestitel darin liegt, die Stammutter einer ganzen Reihe berühmter talentierter Männer oder eines genialen Erlösers der Menschheit zu sein. Diesem ebenso berechtigten als natürlichen Stolz hat auch z. B. die Mutter der Gracchen den treffendsten Ausdruck verliehen. Aber zu Zeiten, wo das männliche Talent und Genie anfängt zu degenerieren, stellt sich, wie wir aus der Kulturgeschichte sehen können, regelmäßig beim weiblichen Geschlechte die Tendenz ein, sich nicht mit ihrem genealogischen Anteil an der Züchtung des männlichen Talentes zufrieden zu geben, sondern das Talent und Genie aus sich selbst heraus zu züchten und zu entwickeln. Wie schon Aristoteles bemerkt hat, hängen Emanzipationsbestrebungen der „Frauen, Kinder und Sklaven" stets mit Degenerationsperioden der führenden Kasten, also mit einem Nachlaß und Niedergang der Züchtung des männlichen Talentes zusammen. Der wirtschaftliche Faktor spielt wohl dabei auch eine Rolle, aber eine ganz nebensächliche und hängt derselbe ja auch in letzter Linie ebenfalls mit gewissen Degenerationssymptomen der oberen Kasten zusammen. Darum ist das, was wir Frauenemanzipation nennen, keine Frage, welche nur einseitig vom wirtschaftlichen Standpunkte aus beurteilt werden darf, sondern in welcher viel wichtigere biologische, das ganze geistige Interesse der Kulturmenschen berührende Momente bei der Beurteilung herangezogen werden müssen. Ja ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Frage der weiblichen Talentzüchtung die wichtigste Frage der heutigen Kulturmenschheit nennt, von deren richtigen Lösung die Zukunft derselben am meisten beeinflußt werden wird.

Wir wissen heute, daß die Kultur des Menschen nur möglich war durch die Arbeitsteilung der Geschlechter in der Weise, daß das männliche Geschlecht vorwiegend die Hochzucht der intellektuellen und das weibliche Geschlecht vorwiegend die Hochzucht der Gefühlsseite übernommen hat. Dies war besonders notwendig auf der Stufe des Vaterrechtes, in welcher der Mann ganz den Kampf ums Dasein und den Schutz der Familie auf sich nahm, während der Frau die Sorge für die Aufzucht der Kinder und das Hauswesen zufiel. Solang

das Mutterrecht herrschte, war die Ersteigung einer höheren Kulturstufe unmöglich, da unter der Herrschaft des Mutterrechtes niemals eine einigermaßen sichergestellte Reinzucht der Charaktere möglich war und es darum auch zu keiner Inzuchtkaste, in der eine talentierte Anlage hochgezüchtet werden kann, kommen konnte. Für diese Arbeitsteilung der Geschlechter und die damit verbundene Hochzucht gewisser, für das Kulturleben der Menschheit nötiger Charaktere und Gefühle, war die früher erwähnte biologische Tatsache von Wichtigkeit, daß sowohl das männliche als auch das weibliche Geschlecht seine Charaktere auf die Deszendenz zu übertragen vermag, daß dieselben aber im entgegengesetzten Geschlecht mehr latent bleiben, dagegen aber in der zweiten Deszendenz im gleichen Geschlechte wieder zum Vorschein kommen können. Diese sogenannte gekreuzte Vererbung und das Latentbleiben der Charaktere spielt in der Talent- und Geniezüchtung eine große Rolle und darf darum dieser Faktor bei der Beurteilung der Möglichkeit der weiblichen Talent- und Geniezüchtung nicht außer acht gelassen werden. Dieses vorausgeschickt, können wir das Problem der Züchtung des weiblichen Talentes und Genies in zwei große Hauptfragen auflösen. Dieselben lauten:

1. Ist es möglich, daß das weibliche Geschlecht, vom biologischen Standpunkt aus betrachtet, in der Züchtung des menschlichen Talentes und Genies dasselbe zu leisten imstande ist wie das männliche?

2. Ist es für die Kulturmenschheit ein Vorteil, wenn die bisherige Arbeitsteilung in der Züchtung des menschlichen Talentes und Genies geändert wird?

ad. 1. Ehe wir an die Beantwortung dieser Frage gehen, muß festgestellt werden, daß diese nun seit einer ungezählten Reihe von Generationen in Wirksamkeit stehende Arbeitsteilung der Geschlechter bereits beiderseits ihre organischen, körperlichen und psychischen Veränderungen und Anpassungen hervorgerufen hat, welche durch die Vererbung fixiert wurden und wie alles langsam im Verlaufe vieler Generationen organisch Gewordene nicht in einer Generation, sondern erst allmählich wieder durch die Tätigkeit vieler Generationen geändert werden könnten. Die Natur liebt keine plötzlichen Sprünge. Würde der weiblichen Natur zugemutet werden, daß sie solche An-

passungen und körperlich und geistig fixierte Gewohnheiten rasch in einer Generation nur durch Erziehung ändern sollte, so würde dies sicher nicht ohne große Schädigung in einer oder der anderen Richtung möglich sein. Sehen wir ja doch, daß die Natur selbst kurze Anpassungen und Gewohnheiten, wie sie innerhalb einer Lebensdauer erworben werden, nicht ohne Reaktion und häufig offenkundigen Schaden fahren läßt, sei dies nun eine gute oder schlechte Gewohnheit, weil eben jeder Organismus in sich die Tendenz hat, alles in harmonische Korrelation zu bringen und gleichsam organisch zu verweben. Es handelt sich aber vorderhand bei unserer Frage nicht um die Schwierigkeit der Talentzüchtung für das weibliche Geschlecht, sondern um die Möglichkeit der Talent- und Geniezüchtung, welche ja dem weiblichen Geschlechte heute von vielen Seiten abgesprochen wird.

Wie die ältesten Schädel der prähistorischen Menschheit beider Geschlechter beweisen, war, wie bei den nahestehenden Tieren, der Unterschied in der Gehirnmasse zwischen Mann und Weib verschwindend klein. Doch waren unzweifelhaft Unterschiede in der Intelligenz und in gewissen Charakteren, welche wir bei allen höher stehenden Tieren antreffen, auch hier vorhanden. Durch das Kulturleben und die gesteigerte Arbeitsteilung geriet das Weib immer mehr in die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne. Sie wurde dem schärfsten Kampfe ums Dasein mehr entrückt und auf die ruhige Tätigkeit des Hauses hingewiesen, womit, wie wir an der Domestizierung der Haustiere sehen können, stets eine Verschiebung in der Zucht gewisser Charaktere verbunden ist.

Innerhalb der Tausende von Generationen, welche dieser Arbeitsteilung im Kulturleben und ihren biologischen Folgen ausgesetzt waren, hat sich, wie wir sehen können, der männliche und weibliche Organismus körperlich und geistig immer mehr differenziert und bringt sich dies besonders bei dem Organ, welches im Kampfe der Menschen ums Dasein die wichtigste Rolle spielt, dem Gehirn, schon im Groben in Größe und Gewicht zur Geltung. Die höheren Kulturrassen haben diesbezüglich stärkere Gewichtsunterschiede aufzuweisen als die noch der Natur nahestehenden.

Stellen wir nun die Frage, welches Geschlecht bei dieser Ar-

beitsteilung den besseren Teil erwählt, oder da hier von einer Wahl nicht die Rede sein kann, welchem Geschlechte biologisch der bessere Anteil am Kulturleben von der Natur zugewiesen wurde? Bei dieser Arbeitsteilung fiel, wie wir gesehen haben, vorwiegend dem Manne der harte Kampf ums Dasein für die Familie und die dadurch notwendig gewordene höhere Züchtung der intellektuellen Sphäre zu. Dem Weib fiel dagegen die vorwiegende Sorge um die Erziehung der Kinder, die Hochzüchtung der weiblichen feineren sekundären Geschlechtscharaktere, vor allem aber die höhere Züchtung der Sphäre des Gefühlslebens zu. So vorteilhaft die Hochzucht des Intellektes als Waffe im Kampfe ums Dasein zweifellos ist, so hat dieselbe im wahren Sinne des Wortes mit den „Lustgefühlen", mit dem „Glücke", welches der Mensch zu erreichen imstande ist, sehr wenig zu schaffen und steht unzweifelhaft gegenüber den Lustgefühlen, welche die Hochzucht des Gefühlslebens zur Folge hat, weit zurück. Nicht durch die kalte Tätigkeit der Verstandesganglien, sondern durch die warme Tätigkeit des Herzens, also des Gefühllebens wurde bisher im Leben des Kulturmenschen die überhaupt mögliche Höhe des Glückes erreicht. Da nun die Hochzucht dieses Teiles der Erbschaftsmasse des Kulturlebens hauptsächlich dem Weibe zugefallen ist, so ist ihr also auch bei der Arbeitsteilung der glücklicher machende Anteil zuteil geworden. Dafür sprechen zwei wichtige Momente, welche im allgemeinen das größere Lebensglück des weiblichen Geschlechtes bestätigen: die durchwegs im weiblichen Geschlechte vorwiegende optimistische Grundstimmung, welche sich auch in den traurigsten äußeren Verhältnissen niemals ganz verleugnet und die größere Seltenheit des Selbstmordes im Vergleich zum männlichen Geschlecht. Natürlich hat diese Lichtseite auch ihre Schattenseite, was aber in ganz gleichem, wenn nicht höherem Grade von dem männlichen Anteil der Arbeitsteilung gesagt werden kann. Mit dieser sehr verschiedenen und im Kulturleben stärker differenzierten Züchtung der intellektuellen und Gefühls-Sphäre muß also bei einer Veränderung der bisherigen Arbeitsteilung, wie sie ja durch den Wettstreit der Geschlechter in bezug auf die Züchtung des Talentes hervorgerufen werden müßte, in erster Linie gerechnet werden.

Dieser grundlegende Unterschied in der Hochzucht der Erbschaftsmasse der Geschlechter ist es, welcher von jeher die Ursache war, daß die Ansichten über die Fähigkeit des weiblichen Geschlechtes zur Züchtung des Talentes und Genies so weit auseinander gingen. Manche halten das weibliche Geschlecht für ebenso fähig, hervorragende Talente und Genies hervorzubringen, wie das männliche und nur Nichtübung und die bisherige Arbeitsteilung sei daran schuld, daß bisher nicht mehr geniale Frauen zur Erscheinung kamen. Die Gegenpartei spricht dem weiblichen Geschlechte alle Fähigkeit zur Entwicklung, besonders des Genies ab und begründet dies vor allem in der so oft betonten Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts zur Objektivität, wodurch es zum genialen Schaffen untauglich werde. Schopenhauer sagt: „Weiber können bedeutendes Talent aber kein Genie haben". Weininger,[1]) der seine Studien über den Charakter der Frau, wie es scheint, vorwiegend bei degenerierten Frauen anstellte, spricht der Frau alle jene Wurzelcharaktere ab, welche wir als zur Züchtung der talentierten oder genialen Anlage als notwendig bezeichnen müssen. Er sagt: „Es gibt Weiber mit genialen Zügen, aber es gibt kein weibliches Genie, hat nie eines gegeben und kann nie eines geben". Fast noch ungünstiger urteilt Möbius.[2]) Als Hauptgründe für diese Behauptungen werden angegeben: Mangel an Wahrheitsliebe, Liebe zum Schein, Mangel an logischem Denken, Unfähigkeit das Kausalitätsgesetz zu begreifen, Mangel an kontinuierlichem Gedächtnis und vor allem Unfähigkeit zum objektiven Denken. Für Schopenhauer ist dieser letztgenannte Mangel der Hauptgrund, warum dem weiblichen Geschlecht die Fähigkeit der Züchtung des Genies abgeht. Das ist eine jener Übertreibungen und Irrtümer, die man bei Schopenhauer auf Grund seiner mehr deduktiven Philosophie nicht selten findet. Schopenhauer nimmt nämlich als Grundlage der Genialität die reinste Objektivität an und spricht den Frauen darum die Fähigkeit zum Genie ab, weil dieselben stets „subjektiv" bleiben. Nun ist es wohl richtig, daß bei der Frau das „Subjektive" immer das Übergewicht hat und wegen des Vorherrschens des

[1]) Weininger, Geschlecht und Charakter.
[2]) Möbius, Der physiologische Schwachsinn des Weibes.

Gefühlslebens eine objektive Beurteilung der Dinge, wie sie dem „höchsten" Grade der Genialität eigen ist, fast unmöglich ist.

Aber wie wir sehen können, ist die Fähigkeit der reinsten Objektivität auch beim männlichen Genie eine sehr seltene Erscheinung und nur die größten Genies und diese nur in seltenen Augenblicken besonderer Inspiration, erreichen dieses schwierige Ziel der künstlerischen Beurteilung. Es gibt daher auch zahlreiche männliche Genies mit starker subjektiver Färbung und besonders beim disharmonischen und pathologischen Genie ist das „Subjektive" im künstlerischen Schaffen meistens vorherrschend. Richtig ist, wie wir sehen werden, daß wir die Genies mit vorwiegend subjektiver Geistesanlage immer zu den Genies zweiten und dritten Ranges zählen und daß der Grad der Fähigkeit, objektiv zu urteilen, beim Genie gleichsam einen Wertmesser seiner künstlerischen Befähigung darstellt. Dieser Mangel an Objektivität bei der Frau ist überhaupt ein sehr bestrittener Punkt, indem z. B. Mill Stuart die Frau sogar objektiver nennt als den Mann. Bei solchen extremen Ansichten liegt die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte und dürfte hier Bleibtreu[1]) recht haben, der bezüglich der Objektivität der Frau folgendes sagt: „Die Frauen besitzen tatsächlich eine eigentümliche Objektivität, nur anders als der Mann. Beim Überwiegen der sensitiven über die intellektuelle Sphäre versteht die Frau mit dem Gemüte statt mit dem Verstande. Oft urteilt sie weit verständnisvoller über Absonderliches als der Durchschnittsphilister, oft gilt nur für sie das populäre Wort: das Herz am rechten Fleck. Objektives Interesse für ferne liegende Dinge trifft man daher eher bei Frauen als bei Männern. Die berühmte „Subjektivität" der Frau kehrt sich nur dann heraus, wenn ihre persönlichste Selbstsucht erregt wird." Aber da sind, wie Bleibtreu hier richtig hinzufügt, auch die Männer selten objektiv zu denken imstande.

Ein Überwiegen der dem genialen Denken gefährlichen Subjektivität muß also bei der Beurteilung der Fähigkeiten der Frau zum Wettstreit der Geister zugegeben werden. Aber das würde die Frau nicht hindern zu einer, wenn auch nicht gerade ersten Stufe der Genialität sich zu erheben. Die „Charakter-

[1]) Bleibtreu, Die Vertreter des Jahrhunderts.

fehler", welche hier das männliche Geschlecht den Frauen unlogischer Weise zum Vorwurf macht, sind keine Fehler, sondern Notwendigkeiten der Jahrtausende im Gange sich befindlichen Züchtung, welche ebenso wie andere sekundäre Geschlechtscharaktere durch die Arbeitsteilung der Geschlechter bedingt und durch die lange Dauer der Züchtung verstärkt worden sind. Dadurch, daß der Kulturmann der Frau den Kampf ums Dasein in seinen wesentlichsten Stadien abgenommen und sie auf die Tätigkeit im Hause beschränkt hat, kam sie nicht mehr in demselben Maße mit dem harten Kausalitätsgesetz, mit dem es der kämpfende Mann fortwährend zu tun hat, in Berührung und wurde daher auch von den bösen Folgen einer Nichtbeachtung des Kausalitätsgesetzes vom Manne mehr geschützt. Dadurch hat sich das weibliche Geschlecht im Kulturleben im Verlaufe vieler Generationen angewöhnt, das harte Kausalitätsgesetz und die Gefahren, welche sich aus der Nichtbeachtung desselben ergeben, nicht so zu beachten wie der Mann. Das ist auch die Hauptursache des schwächeren logischen Denkens bei dem Kulturweibe. Aber gerade die zweielterliche Vererbung läßt nur einen verminderten Grad der Züchtung dieser Charaktere zu, nicht aber einen absoluten Mangel, wie besonders Weininger, unlogisch mit sich selbst, behauptet.

Da die talentierte Anlage beim weiblichen Geschlecht zugegeben wird, so muß das Vorkommen der genialen Anlage bei entsprechend günstiger Blutmischung für das weibliche Geschlecht ganz ebenso zugegeben werden, wie beim männlichen Geschlecht und das ist auch der Fall. Wenn sich aus dieser gar nicht seltenen genialen Anlage bisher ein wirkliches weibliches Genie nicht häufig entwickelt hat, so ist dies eben teils in der bisher geltenden Arbeitsteilung, teils in der damit zusammenhängenden Erziehung begründet. Dort, wo die äußeren und inneren Verhältnisse der Erziehung und des Milieus der Entwicklung der genialen Anlage günstig waren, wie dies z. B. da und dort auf dem Herrscherthrone der Fall gewesen ist, sehen wir auch die geniale Knospe zur Blume sich entwickeln. In dieser Kunst kommt ihnen dann auch ihr angeborenes größeres Taktgefühl sehr zu statten, wodurch solche weibliche Genies auf dem Herrscherthrone größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Es ist auffallend, sagt

Roscher, daß sich unter der geringen Zahl regierender Königinnen verhältnismäßig so viele große Herrscherinnen finden. Es hängt dies wohl damit zusammen, daß ausgezeichnete Frauen oft stärker im Gefühle des Ganzen sind als die Männer, und daß eben dieses Gefühl eine Haupteigenschaft des guten Regenten bildet.

Besonders auf dem Gebiete jener Kunst, die ganz Gefühl ist — der Religion — hat das Talent und Genie der Frau von jeher eine wichtige Rolle gespielt. Wenn auch hier die geniale Höhe eines Buddha und Paulus niemals erreicht wurde, so haben doch zahlreiche talentierte und geniale Frauen auf diesem Gebiete, wenn auch mehr im Stillen, eine künstlerische Tätigkeit entwickelt, deren Einfluß auf die Kulturentwicklung und Züchtung dieses künstlerischen Gefühls sicher nicht unterschätzt werden darf. Auf dem Gebiete der sekundären Künste dagegen haben es die Frauen bisher selten über das Talent gebracht und höchstens sich auf technischem Gebiete als geniale Virtuosen hervorgetan.

Am meisten von allen Künsten hat sich das weibliche Talent in den bildenden Künsten betätigt. Besonders die Malerei hat sehr viele hervorragende weibliche Talente aufzuweisen[1]). Aber gerade in dieser Kunst kann man am besten sehen, daß dem weiblichen Geiste das Eindringen in das Wesen der Dinge sehr schwer wird, und wenn den hervorragendsten Künstlerinnen wie Angelika Kaufmann und Madame Vigée-Lebrun dies dann und wann gelungen ist, so muß doch im allgemeinen zugegeben werden, daß die Virtuosität überwiegt und daß die schwächste Seite der weiblichen Genies auch in der Malerei die Komposition und das tiefere Erfassen des Charakteristischen ist. Auch hier sind die genial beanlagten Frauen groß im Kleinen und klein im Großen, wie man dies auch in allen übrigen sekundären Künsten und auch in der Lebenskunst bei den Frauen fast regelmäßig beobachten kann. Darum wählen sie auch mit Vorliebe das Genre, die Miniaturmalerei und das Stilleben, wo es eben mehr auf die Virtuosität ankommt. Beim Porträt gelingen den weiblichen Künstlern wieder am besten Frauen und Kinder, wo das Erfassen der Charakterzüge nicht so schwer ist wie beim Manne.

[1]) Hirsch, Die Frau als Künstlerin S. 295, 371, 461.

Interessant ist bei der Naturgeschichte der weiblichen Talente in der Malerei, daß die Entwicklung derselben mehr als bei den männlichen Talenten von der spezifischen Erbschaftsmasse der zunächst vorausgegangenen Generationen und auch vom künstlerischen Milieu und der Erziehung abhängig ist, was eben mit der größeren Unselbständigkeit des weiblichen Intellektes in Zusammenhang steht. Fast alle Künstlerinnen in der Malerei sind Töchter oder Frauen von Malern. Das größere Bedürfnis der Frau, sich anzuschmiegen und leiten zu lassen, bringt es mit sich, daß es selbst genial beanlagten Frauen selten gelingt, von der Schule sich frei zu machen und ihre eigenen künstlerischen Wege zu gehen, d. h. wirklich originell zu werden.

Am auffallendsten ist, daß die Frauen bisher in einem Kunstgebiete, von welchem man glauben sollte, daß es so recht eigentlich ihre künstlerische Domäne sein sollte, nichts Produktives geleistet haben — nämlich in der Musik. Weininger führt diese auffallende Tatsache auf den Mangel an konstruktiver Phantasie zurück und ich glaube auch, daß dies die Hauptursache ist. Die Schwierigkeiten der originellen Schöpfung sind hier größer als auf anderen Gebieten der sekundären Künste und so sehr diese Kunst die Frauen anzieht und ihnen hier gewiß nie etwas im Wege stand, sich produktiv zu betätigen, so sind sie doch über das Virtuosentum und einige sehr mäßig talentierte Anläufe im Komponieren nicht hinausgekommen. Hier kann man nicht von einem künstlichen Hindernis sprechen, im Gegenteil, man hat die weiblichen musikalischen Talente stets eher poussiert als gehemmt, wie das ja überhaupt überall in allen Künsten der Fall war, wo sich echtes Frauentalent zeigte. Wie wurde z. B. Angelika Kaufmann angestaunt und unterstüzt, und Giebl sagt im allgemeinen von den weiblichen Kunstproduktionen: „Es genügte, daß ein Werk von weiblicher Hand war, um schon um dessentwillen gepriesen zu werden". Der Erfolg der Sängerinnen, sagt Adele Gerhart, hat im Verlaufe des 17. Jahrhunderts der Frau jede Gelegenheit der theoretisch-musikalischen Ausbildung eröffnet. Unzulängliche Vorbildung kann also nicht in der Komposition als Grund für die minderwertige weibliche Leistung angeführt werden.

Bei der Beurteilung der Fähigkeit der Frau, dem Manne auf dem Gebiete der Züchtung des Talentes und Genies Konkurrenz zu machen, scheint mir aber ein Faktor, der nicht unwichtig ist, häufig übersehen zu werden. Die Kunst hat von jeher, als immer von Männern ausgeübt, einen ausgesprochenen männlichen Charakter. Besonders ist dies in den gesunden Zeiten einer Kunstepoche der Fall. In Degenerationszeiten, wo die sexuellen Zwischenformen gerade unter den Künstlern häufiger werden und die natürlichen Kontraste der Geschlechter sich mehr abschwächen, verlieren auch die künstlerischen Produkte den ausgesprochen männlichen Charakter und erhalten einen mehr femininen Charakter. Aber selbst in Degenerationszeiten bildet der männliche Charakter der Kunst durchwegs noch den Gradmesser der Schätzung bei beiden Geschlechtern. Nun kann aber die Frau, wie man deutlich sehen kann, niemals ihren Geschlechtscharakter in ihren künstlerischen Leistungen ganz verleugnen und ihre Kunst wird daher den vorwiegend femininen Charakter auch dann beibehalten, wenn bei den weiblichen Künstlern die sexuellen Zwischenformen mehr überhand nehmen. So können wir sehen, daß z. B. bei den weiblichen Talenten in der Malerei die Form stets den Inhalt überwiegt und daß auch die Form immer mehr den graziösen, feinen, zarten Geschmack, wie er dem Frauencharakter entspricht, aufweisen wird. Dies können wir am besten an den beiden bedeutendsten Malerinnen, der Angelika Kaufmann und der Le Brun, beobachten. Die Kunst beider hat einen ausgesprochenen femininen Zug. Damit eine solche feminine Kunst mit der männlichen in der Gunst der Geschlechter konkurrieren kann, müßte schon durch die ganze Zeit ein femininer Charakterzug gehen, das heißt, es müßte eine Annäherung der Geschlechter in ihren natürlichen Kontrasten vorhanden sein, was, wie wir aus der Naturgeschichte der Kulturmenschheit sehen können, im allgemeinen nur in den Degenerationszeiten einer Kaste, eines Volkes der Fall ist. Diejenigen weiblichen Talente, denen es wirklich gelingt, ihren Kunstprodukten einen männlichen Charakter zu verleihen, wie z. B. die George Sand, haben auch in ihrem körperlichen und geistigen Wesen etwas ausgesprochen männliches an sich und gehören unzweifelhaft zu den sexuellen Zwischenformen.

Weininger sagt diesbezüglich: „Das echte Weib hat gar kein Bedürfnis und dementsprechend auch gar keine Fähigkeit zu einer Emanzipation. Alle wirklich nach Emanzipation strebenden, alle mit einem gewissen Recht berühmten und geistig irgendwie hervorragenden Frauen weisen stets zahlreiche männliche Züge auf und es sind an ihnen dem schärferem Blicke auch immer anatomisch männliche Charaktere ein körperlich dem Manne angenähertes Aussehen. Nur den vorgerückteren sexuellen Zwischenformen entstammen daher die Emanzipierten und die sogenannten genialen Frauen."

Weininger verallgemeinert hier wiederum die Charaktere, wie sie das weibliche Talent in Degenerationszeiten regelmäßig an sich trägt, für alle Zeiten. Wir kennen genug hervorragend talentierte Frauen aus gesunden Zeiten der Kulturvölker, welche alle Charaktere der echten Frau in erhöhtem Grade aufzuweisen hatten und weder körperlich noch geistig etwas Männliches an sich hatten.

Dieses häufigere, ja gerade epidemische Auftreten sexueller Zwischenformen in gewissen Zeiten, wodurch die Kontraste der Geschlechter gemildert werden und die Emanzipationsbestrebungen der Frauen erst ihre naturgeschichtliche Basis erhalten, hat stets, wie bemerkt, seine Begründung in der Degeneration der Familien der oberen Kasten. Sie wird biologisch hervorgerufen durch eine körperliche und geistige konstitutionelle Veränderung, besonders des Nervensystems und durch disharmonische und pathologische erbliche Zustände desselben. Dadurch wird im Verlaufe von Generationen endlich auch die Harmonie des Geschlechtslebens gestört und die in jedem Geschlechte stets vorhandenen aber latenten Geschlechtscharaktere des entgegengesetzten Geschlechtes kommen dann dadurch mehr zur Erscheinung und Entwicklung, als dies in gesunden Zeiten der Fall ist. Die Periodizität und damit die Naturgesetzlichkeit dieser Erscheinung im Kulturleben der Völker ist bereits von Prof. Dr. Lorenz[1]) betont worden, ohne daß er freilich auf den Zusammenhang derselben mit den Degenerationsperioden hingewiesen hätte, was doch schon Aristoteles getan hat.

Alles dies zusammengefaßt können wir also die Möglich-

[1]) Lorenz, Lehrbuch der Genealogie S. 54.

keit der weiblichen Talent- und Geniezüchtung nicht bestreiten, müssen aber zugeben, daß die weiblichen Talente und Genies unter den jetzigen Verhältnissen der künstlerischen Erbschaftsmasse der Geschlechter die Höhe der Züchtung des männlichen Talentes und Genies im Durchschnitt nicht erreichen können. Der naturgeschichtliche Grund liegt darin, daß in der weiblichen Erbschaftsmasse einige wichtige, zur Hochzucht der Talente und Genies nötige Charaktere schwächer entwickelt sind, als dies beim gesunden Manne in der Regel der Fall ist. Wenn wir auch zugeben müssen, daß diese Charaktermängel im Verlaufe von vielen Generationen, während welcher sich auch das weibliche Geschlecht am Kampfe ums Dasein stärker beteiligt, sich bessern können, so würde diese Umänderung nicht nur sehr lange Zeit in Anspruch nehmen, sie könnte auch zweifellos eine gewisse Grenze aus biologischen Gründen niemals ganz überschreiten, so daß ein Unterschied in der männlichen und weiblichen Talentzüchtung stets zu konstatieren sein würde.

Die Veränderung in der Arbeitsteilung bezüglich der Konkurrenz in der Züchtung des Talentes und Genies und des Kampfes ums Dasein müßte aber vor allem eine Veränderung im gegenseitigen Verhältnis der beiden Geschlechter mit der Zeit zur Folge haben. Schon daß das weibliche Talent und Genie nur unter den gleichen Erziehungs- und Milieuverhältnissen und unter der ebenso scharfen Peitsche der Konkurrenz, wie dies beim Manne der Fall ist, hochgezüchtet werden könnte, würde diese Veränderung bedingen. Das bisherige Verhalten des männlichen Geschlechtes gegen die Konkurrenz einzelner seltener weiblicher Talenterscheinungen kann für die Beurteilung dieser Frage in der Zukunft nicht herangezogen werden, da das weibliche Talent und Genie bisher gleichsam hors concurs entstanden und auch im Konkurrenzkampfe als solches nicht vollwertig in Rechnung gezogen wurde. Mit der ausgesprochenen Absicht der Konkurrenz des weiblichen Talentes auf allen Gebieten der Künste und Wissenschaften und dem dadurch noch mehr erschwerten Kampf ums Dasein für das männliche Talent, müssen sich die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern unzweifelhaft in ungünstiger Richtung zu verschieben beginnen. Damit kommen

wir zur zweiten biologisch wichtigeren Frage, ob es für die Kulturmenschheit wirklich von Nutzen ist, wenn sich das weibliche Geschlecht an der Züchtung des Talentes oder Genies beteiligt, oder ob nicht voraussichtlich der daraus resultierende biologische Schaden größer ist als der Nutzen?

ad 2. Das Talent und Genie sind die mächtigsten Faktoren im Kulturleben der Menschheit und der Auf- und Niedergang einer Kaste, eines Volkes hängt wesentlich mit der quantitativen und qualitativen Züchtung der talentierten und genialen Familien zusammen. Je mehr ein Volk von diesem Kraftfaktor züchtet, je mehr primäre und sekundäre Talente und Genies ihm jeweilig zur Verfügung stehen, eine desto siegreichere und maßgebendere Rolle wird es im Kampfe ums Dasein der Völker spielen, desto tonangebender wird es auch im friedlichen Wettkampf der sekundären Künste sich erweisen. Von diesem Standpunkte aus müßte jede Steigerung der Produktion der Talente und Genies, wie sie ja anfangs sicher eintreten müßte, wenn sich auch das weibliche Geschlecht an derselben mit seiner ganzen Kraft direkt beteiligen würde, als ein Vorteil für eine Kaste, für ein Volk bezeichnet werden. Merkwürdig ist es nun, daß, da das Talent und Genie bei den Völkern stets geschätzt wurde, die Möglickeit der Produktion des Talentes von seite des weiblichen Geschlechtes schon im Mythus anerkannt wurde und durch einzelne Erscheinungen in den verschiedensten Künsten in der Kulturgeschichte der Menschheit sich fortwährend dokumentierte, bisher noch kein Kulturvolk auf den Gedanken gekommen ist, diese Züchtung des weiblichen Talentes ordentlich in Angriff zu nehmen. Die einzelnen schüchternen Versuche hierzu haben, obwohl sie stets in einer hierfür günstigen Zeit, wo nämlich das männliche Talent in beginnender Degeneration begriffen war, unternommen wurden, niemals, selbst bei dem weiblichen Geschlechte, eine dem großen Zwecke entsprechende Beteiligung und Förderung erfahren und keinen dauernden Erfolg aufzuweisen gehabt. Ich glaube, die Ursache dieser merkwürdigen Tatsache liegt darin, daß nicht nur die Völker und Kasten, sondern vor allem das weibliche Geschlecht selbst stets instinktiv gefühlt hat, daß ein solcher Versuch der Veränderung der bisherigen Arbeitsteilung nur zum Schaden des weiblichen Geschlechtes und damit auch der

Kulturmenschheit ausschlagen müßte, oder wenigstens der Schaden sicher größer wäre, als der damit zu erzielende Nutzen. Es läßt sich heute an der Hand der gereifteren Ansichten über die biologischen Gesetze der Entwicklung der Kulturmenschheit leicht nachweisen, daß dieses instinktive Gefühl des echten Weibes auch das richtige war.

Obwohl sich bei einer solchen tiefgreifenden, alle bisherigen politischen, wirtschaftlichen und biologischen Verhältnisse der Geschlechter umstürzenden Veränderung die Wirkung derselben weder in bezug auf den zu erhoffenden Nutzen oder Schaden auch nur einigermaßen mit Sicherheit feststellen läßt, so wird es doch genügen, auf zwei Punkte aufmerksam zu machen, welche bei dieser Streitfrage bisher nicht genügend gewürdigt wurden und die allein genügen dürften, um die biologische Gefährlichkeit dieses Experimentes in das richtige Licht zu stellen. Es ist dies vor allem die Schädigung ja Hemmung der Hochzucht desjenigen Teiles der Erbschaftsmasse der menschlichen Kulturmenschheit, welche bisher vorwiegend Aufgabe des weiblichen Geschlechts war und auch vorwiegend von dieser Seite her vererbt wurde, nämlich der Hochzucht der Sphäre des feineren Gefühlslebens. Wie wir heute wissen, hängt die Hochzucht dieser für die Kulturmenschheit so wichtigen Erbschaftsmasse mit der feineren Züchtung gewisser sekundärer Geschlechtscharaktere, besonders aber mit der Hochzucht des mütterlichen Gefühls zusammen. Diese Gefühle konnten durch das weibliche Geschlecht nach der bisherigen Arbeitsteilung unbehindert vom Toben des Kampfes ums Dasein, geschützt vom Manne und der Nahrungssorgen enthoben, besonders in den oberen besser situierten Ständen durch fortwährende Übung und Steigerung in dem Verlaufe der Generationen hochgezüchtet und durch Inzucht fixiert und vererbt werden. Die Gefühlsseite des männlichen Geschlechtes müßte durch den fortwährenden scharfen, rücksichtslosen Kampf ums Dasein, wo die absolute Feindschaft die Regel ist, längst eine viel intensivere Abhärtung und Abstumpfung erfahren haben, wenn nicht fortwährend durch die mütterliche Erbschaftsmasse und Erziehung dieser Abstumpfung entgegengewirkt und die feineren zivilisatorischen und künstlerischen Gefühle nicht auch beim Manne

durch die mütterliche Vererbung fortwährend aufgefrischt und lebendig erhalten würden. So groß ist diese stille aber unendlich wichtige zivilisatorische Arbeit des weiblichen Geschlechtes, daß trotzdem der Kampf ums Dasein durch die Zunahme der Bevölkerung und die gesteigerten Ansprüche der Kultur ein immer intensiverer und schärferer geworden ist, die Erbschaftsmasse der feineren Gefühle im männlichen Geschlechte nicht nur nicht abgenommen hat, sondern man sich im sonst rücksichtslosen Kampfe der Geister immer mehr bestrebt, demselben humanere Formen zu geben. Noch viele andere Fortschritte auf dem Gebiete des feineren Geschmackes und der höheren zivilisatorischen Bildung sind unzweifelhafte Produkte der Wirksamkeit der vom Kampfe ums Dasein ungestörten Hochzucht des feineren menschlichen Gefühlslebens durch das echte Weib, welche, wie jede richtige Arbeit des weiblichen Geschlechtes, um so wichtiger und hochzuschätzender ist, je weniger davon gesprochen wird. Ja, gewöhnlich sehen wir sogar, daß solche zivilisatorische Fortschritte der Humanität auf das Konto der Intelligenz, also auf Konto der Wirksamkeit des männlichen Intellektes allein gesetzt werden, während uns doch die Erfahrung in der Geschichte und im täglichen Leben lehrt, daß hohe Intelligenz ohne wahre Herzensbildung nichts wesentliches auf dem Gebiete der Humanität zu leisten imstande ist. Gerade auf diesem so wichtigen Züchtungsgebiete der feineren Gefühlsseite müßte aber eine starke Veränderung eintreten von dem Zeitpunkte an, als das weibliche Geschlecht häufiger die Arena des harten, rücksichtslosen Kampfes ums Dasein betreten und an der Konkurrenz der männlichen Talente sich beteiligen würde.

In dieser Arena des Kampfes ums Dasein ist nämlich der Besitz eines feineren Gefühls geradezu ein Hemmnis des Erfolges und muß daher die Hochzucht dieses Charakters eher unterdrückt als gefördert werden. In dem Wettkampf der Talente ist die schärfste Waffe der Verstand, und eine Frau, welche an diesem Wettstreit erfolgreich sich beteiligen will, muß sich also auch die Hochzucht dieser Waffe angelegen sein lassen und darum das eher hemmende feinere Gefühlsleben unterdrücken. Wenn auch der Rückgang in der Zucht des feineren Gefühlslebens durch die stärkere Beteiligung der Frau an dem Kampfe

ums Dasein ein langsamer wäre, da der größere Teil des Volkes anfangs noch bei den alten Sitten und bei der bisherigen Arbeitsteilung bliebe, so ist doch wichtig zu bemerken, daß diese Abnahme des feineren Gefühlskapitals gerade bei jenen Familien und Ständen am stärksten zur Erscheinung kommen müßte, welchen bisher die feinere Hochzucht dieser Gefühle obgelegen hat, das sind eben die Familien der oberen und mittleren Stände, aus denen sich ja meist die Frauen rekrutieren, welche in die Arena des Kampfes ums Dasein hinabsteigen und an dem Wettstreit der Talente sich beteiligen. Würden diese Züchtungsverhältnisse durch viele Generationen andauern, so müßte also eine starke Abnahme in der Hochzucht des feineren Gefühlslebens beim weiblichen Geschlechte dieser Stände die unausbleibliche Folge sein. Dadurch würde aber auch die Qualität der Talentzüchtung nicht nur des weiblichen, sondern auch des männlichen besonders in jenen Künsten, wo die Erbschaftsmasse des Gefühls eine große Rolle spielt, eine Schädigung erleiden. Besonders würde diese Abnahme der Qualität bei den schönen Künsten zu bemerken sein, wo eben die Erbschaft der Gefühle in der künstlerischen Betätigung von so großer Bedeutung ist. Auf den Beweis für diese Annahme brauchen wir nicht erst zu warten und ist dies keine bloße Theorie. Wir können an allen Ständen sowohl als Völkern, bei denen infolge des besonders scharfen Kampfes ums Dasein, oder aus anderen biologischen Gründen das weibliche Geschlecht an der Hochzüchtung der feineren Gefühle gehindert wurde, bemerken, daß unter diesen Umständen besonders die Züchtung der sekundären Talente und Genies gehemmt, ja geradezu verhindert wird. Ich erinnere hier nur an den auffallenden Unterschied, der in dieser Beziehung zwischen den Spartanern und Athenern, wo doch sonst Abstammung, Klima und Milieu sehr ähnlich waren, geherrscht hat.

Wäre diese voraussichtliche biologische Schädigung der so wichtigen künstlerischen Erbschaftsmasse allein schon genügend, um vor der Änderung der bisherigen Methode der Arbeitsteilung der Geschlechter abzuschrecken, so ist es höchst wahrscheinlich, daß diese Änderung noch eine Wirkung haben würde, deren Schaden für das Kulturleben der Menschheit ganz unabsehbar wäre. Es ist dies das unter solchen Verhältnissen

ebenfalls häufiger eintretende Aussterben auch der weiblichen Linie der talentierten und genialen Familien. Wie wir im Kapitel VII sehen werden, ist es ein Naturgesetz, daß bei der bisherigen Arbeitsteilung in bezug auf die Talentzüchtung die männlichen Linien der talentierten und genialen Familien früher oder später aussterben, die weiblichen Linien aber fast regelmäßig am Leben bleiben, wodurch die Konstanz der Talentzüchtung erhalten und die Arbeit der Kulturmenschheit bedeutend erleichtert wird. Die Hauptursache dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß das weibliche Geschlecht den schädlichen Folgen des harten Kampfes ums Dasein mehr entrückt ist, wodurch die ganze Lebensführung desselben im Durchschnitt eine weit naturgemäßere bleiben kann und ferner darin, daß das weibliche Geschlecht bisher vor dem Mißbrauch einer Überanstrengung des wichtigsten Organs — des Gehirns — wodurch eben die männlichen Linien der oberen talentierteren Stände im Verlaufe der Generationen hauptsächlich ihre deletäre Schädigung erleiden, mehr verschont geblieben ist. Wenn aber nun das weibliche Geschlecht ebenfalls in die Arena des Kampfes ums Dasein hinabsteigen wollte, so würde es natürlich auch den Gefahren dieses Kampfes und vor allem dem durch den verschärften Wettstreit gesteigerten Mißbrauch des Gehirns ausgesetzt sein und dadurch körperlich und geistig ebenso geschädigt werden, wie wir dies bei den männlichen Linien der talentierten und genialen Familien konstatieren können. Ja, diese Schädigung des Gehirns durch Mißbrauch desselben (Überanstrengung) müßte hier noch schärfer zum Ausdruck kommen, als das weibliche Gehirn nicht die bessere Anpassung an diese Schädlichkeit ererbt erhält, wie dies beim männlichen Gehirn bis zu einem gewissen Grade heute sicher bereits der Fall ist.

Wir werden auch sehen, daß die Kraft der Geschlechtsdrüsen ebenfalls durch den Mißbrauch des vikarierenden Organs, des Gehirns, am meisten geschädigt wird, und dies eine Mitursache des Aussterbens der männlichen Linien ist. Bei der viel größeren Empfindlichkeit der weiblichen Geschlechtssphäre müßte diese vikarierende Schädigung der geschlechtlichen Reproduktionskraft noch auffallender zur Erscheinung kommen. Das ist nun auch wirklich der Fall. Die Nachforschungen nach der Deszendenz der weiblichen Talente und Genies bestätigen, daß dieselbe noch

schneller ausstirbt, als dies bei den männlichen Linien der Fall ist. Ja, wir können sehen, daß in bezug auf Ehe und Deszendenz schon das weibliche Talent ebenso abnorm sich verhält, wie dies sonst nur beim männlichen Genie der Fall ist. Während das männliche Talent in bezug auf die Ehe sich ganz normal verhält und Kinderlosigkeit sehr selten ist, sehen wir schon das weibliche Talent meist unverheiratet, oder wenn verheiratet, eine auffallend schwache Deszendenz und diese Deszendenz scheint dem Aussterben viel schneller zu erliegen, als dies beim männlichen Talente der Fall ist. Freilich ist die Zahl der Beobachtungen, bei der bisherigen kleinen Menge von weiblichen Talenten, über deren Nachkommen wir Nachrichten haben, eine zu unbedeutende, um daraus sichere Schlüsse ziehen zu können.

Dagegen bietet uns aber Amerika, wo in den oberen Ständen die weibliche Talentzüchtung durch mehrere Generationen bereits im Gange ist, eine Statistik im Großen, welche die Aufmerksamkeit der Anhänger der Frauenemanzipation im hohen Grade verdient. Es sind auch hier keine Einzelbeweise für das rasche Aussterben der Deszendenz des weiblichen Talentes vorhanden, wohl aber über den auffallenden Nachlaß der geschlechtlichen Reproduktionskraft in jenen Ständen, aus denen sich die amerikanischen weiblichen Talente vorzugsweise rekrutieren. Es sind dies nämlich vorzugsweise die wohlhabenderen Familien, welche bereits mehrere Generationen im Lande leben. Nach Münsterberg[1]) haben die Neger in Amerika 17,4 Geburtsüberschuß mehr als Todesfälle auf 1000 Personen. Bei den im Lande geborenen Kindern eingewanderter Eltern schwillt der Überschuß auf 45,6 (meist arme Leute), wogegen der Geburtsüberschuß der Familien, wo die Eltern schon in Amerika geboren (meist auch wohlhabende Familien, deren Töchter sich an der weiblichen Talentzüchtung beteiligen und alle Berufe des Mannes anstreben) auf 3,8 sinkt. In denjenigen Staaten, wo die Frauenbewegung und die weibliche Talentzüchtung am stärksten ist, erreicht bei den oberen wohlhabenden Familien die Zahl der Geburten weitaus nicht mehr die Zahl der Todesfälle, sondern bleibt um 10,4 pro Mille hinter

[1]) Münsterberg, Die Amerikaner, II. B., 291.

der Geburtszahl zurück, während bei den von den armen Eingewanderten abstammenden Familien in diesen Staaten der Geburtsüberschuß 58,5 beträgt. Wir haben hier in großen Zahlen ein erschreckendes Bild des langsamen Aussterbens einer ganzen Reihe von talentierten Familien der besseren Stände vor uns, wie dies bei uns in diesem Maße nicht einmal in Frankreich der Fall ist. Wenn auch wie in Europa die Abneigung der Frauen der oberen Stände gegen die Schwangerschaft und die Aufzucht der Kinder die Zahl derselben an und für sich verringert, so ist dieses Mißverhältnis der Geburtszahl bei den amerikanischen oberen Ständen doch ein zu auffallendes, um alles nur auf künstliche Verhütung schieben zu können. Wir müssen hier schon einen wirklichen Mangel an geschlechtlicher Reproduktionskraft also eine auffallende Neigung zur Unfruchtbarkeit bei den Frauen der amerikanischen oberen Stände annehmen und werden nicht fehlgehen, wenn wir dies besonders bei jenen Familien voraussetzen, deren Töchter sich an der weiblichen Talentzüchtung in hervorragender Weise beteiligen.

Würden nun aber neben den männlichen Linien der talentierten Familien auch die weiblichen stets in kurzer Zeit aussterben, so wäre der biologische Schaden ein viel größerer, als dies bei der jetzigen Arbeitsteilung der Fall ist. Nicht nur, daß die Konstanz der Talentzüchtung dadurch fortwährend leichter abreißt und von neuem begonnen werden muß, es würde durch das Aussterben der weiblichen Linien der talentierten Familien auch das künstlerische Erbschaftskapital eine bedeutende Verringerung erleiden und das Aufsteigen der talentierten Familien aus dem Volke sehr verlangsamt und erschwert werden, wogegen bei der jetzigen Arbeitsteilung gerade durch das fast konstante am Lebenbleiben der weiblichen Linien der talentierten Familien und das Hineinheiraten derselben in die aufstrebenden talentierten Familien der Aufstieg bedeutend beschleunigt und erleichtert wird.

Wir haben also konstatieren können, daß die Änderung der bisherigen Arbeitsteilung auf dem Gebiete der Talentzüchtung ihre biologischen Gefahren mit sich bringt, deren Schaden voraussichtlich größer sein dürfte als der zu erwartende Nutzen. Doch darf darum nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet

und dieses Urteil auf alle Bestrebungen in dieser Richtung angewendet werden.

Die bisherige Arbeitsteilung der Geschlechter in bezug auf die Talentzüchtung hat zweifellos auch ihre starken Schattenseiten und es ist ein großes Verdienst der heutigen Frauenbewegung, auf diese biologischen Schäden hingewiesen und die Notwendigkeit der Abstellung derselben dargetan zu haben. Sehr wichtig erscheint mir die Aufhellung eines dunklen Fleckes in unserem Geschlechtsleben, um den sich besonders die amerikanische Schriftstellerin Parkin Stetson[1]) verdient gemacht hat. Sie hebt in ihrer Arbeit über das Verhältnis der beiden Geschlechter hervor, daß eben durch die extreme und ausschließliche Züchtung des Gefühlslebens im Verlaufe der vielen Generationen geradezu eine übermäßige geschlechtliche Belastung des weiblichen Organismus eingetreten ist, welche das ganze moderne und soziale wirtschaftliche Leben der Kulturmenschheit in falsche Bahnen zu leiten droht. Durch diese extreme einseitige Züchtung ist die Geschlechtsliebe, abgesehen von den damit verbundenen disharmonischen somatischen Folgen, keine goldene Himmelsflamme mehr, wie sie die Dichter häufig besungen, sondern sie wurde ein so vehementer Trieb, daß dadurch für die Kulturmenschheit in dieser Form mehr Qual als Freude erwächst, eine dämonische Macht, welche dem Feuer gleicht, welches wohl wärmt, aber auch verbrennt.

Diese extreme, bereits an das Pathologische grenzende Hochzucht der geschlechtlichen Gefühle macht sich dann in Degenerationszeiten einerseits durch zahlreiche Morde und Selbstmorde aus unglücklicher Liebe, andererseits durch einen völligen Umschlag der natürlichen beiderseitigen Geschlechtsgefühle in das Gegenteil, nämlich durch perverse Richtungen des Geschlechtstriebes und auffallenden Haß der Geschlechter geltend.

Diese Übelstände des Geschlechtsverhältnisses, wie sie sich heute als scheinbar alleinige Folge der Arbeitsteilung der Geschlechter in bezug auf die Talentzüchtung ergeben haben, liegen aber nicht eigentlich im Wesen dieser Arbeitsteilung, sondern vielmehr im Mißbrauch derselben, ebenso wie

[1]) Parkin Stetson, Mann und Weib.

die schädlichen Folgen einer Kulturepoche gewöhnlich nicht in der Kultur selbst, sondern im Mißbrauch der Kulturfortschritte von seite der Menschen liegen. Wie es nun nicht notwendig ist, von einem Stadium der Überkultur in den Naturzustand überzuspringen, wie es Rousseau vorschlug, sondern es besser ist, die Auswüchse des unnatürlichen Kulturlebens zu beschneiden und die Vorteile des gesunden Kulturlebens beizubehalten, so müssen wir es auch mit dieser sehr wichtigen biologischen Frage der Züchtung des weiblichen Talentes und Genies halten. Gerade heute, wo wir uns immer mehr angewöhnen, naturwissenschaftlich zu denken und zu handeln und in die Gesetze der Züchtung der Charaktere und Gefühle mehr Einsicht haben als frühere Generationen, sollen wir es uns wohl überlegen, an einer solchen wichtigen Erbschaftsmasse, wie es die Hochzucht des weiblichen Gefühles ist, gefährliche Experimente zu machen. Auch sollten wir doch ernstlich bedenken, daß bereits organisch gewordene Charaktere, eine auf Naturgesetze basierte Arbeitsteilung und deren durch Generationen fest fixierte Anpassungen nicht durch Parlamentsbeschlüsse und Frauenrechtsversammlungen im Handumdrehen geändert werden können, sondern daß dazu körperliche und geistige Veränderungen und Anpassungen notwendig sind, welche wiederum erst das Resultat einer durch viele Generationen dauernden Züchtung sein können. Wollen wir nicht auf die so wichtige weibliche Hochzucht der Gefühle des feineren künstlerischen Geschmacks und Taktgefühls, — deren Abschwächung trotz aller Fortschritte der Wissenschaften einen Rückschritt zur Barbarei bedeuten würde — verzichten, so müssen wir die bisherige Arbeitsteilung in bezug auf die menschliche Talentzüchtung beibehalten. Das Weib darf, soll es seiner Kulturaufgabe, die heilige Flamme des feineren Gefühlslebens stetig zu unterhalten, gerecht werden, nicht dem häuslichen Herde, wo eben die Quelle dieser heiligen Flamme ist, entfremdet und in den harten Kampf ums Dasein gestoßen werden.

Wir Europäer sind übrigens hier in der günstigen Lage, bei der Lösung dieser Frage uns bereits die Erfahrungen der Amerikaner, bei denen die weibliche Talentzüchtung viel energischer betrieben wird und bereits lange im Gange ist, zunutze zu machen. Amerika ist seit einigen Generationen

schon ein großes Versuchsfeld für die Änderung der Arbeitsteilung bei der Züchtung des Talentes und Genies und können wir also dort, wenn auch noch nicht zu einem abschließenden Urteil, — da dazu noch die Zeit des Experimentes zu kurz ist — so doch eher zu einer praktischen Beurteilung der Frage kommen. In allen Kolonien nämlich, wo anfangs stets Frauenmangel herrscht, gelingt es der Frau von vornherein ihre wirtschaftlich abhängige Stellung dem Manne gegenüber günstiger zu gestalten. Auch verlangen es die oft primitiven Kulturzustände, daß die Frau sich auch unter solchen Verhältnissen mehr am Kampfe ums Dasein beteiligt. Der Boden für eine Frauen-Emanzipationsbewegung ist hier auch darum günstiger, als wir es in Kolonien selten mit so fest fixierten Sitten und Gebräuchen, an denen die Frau vom Hause aus mehr hängt, zu tun haben. Münsterberg sagt nun in seinem ausgezeichneten Werk über die Amerikaner betreffs der Folgen des Anteils der Frauen der oberen Stände an der Talentzüchtung: „Kurz, gleichviel von welcher Seite wir es betrachten, der Selbstbehauptungsgeist der Frau hebt die Frau, aber drückt die Familie herab, vervollkommt das Individuum, aber schlägt die Gesellschaft, macht die Amerikanerin vielleicht zur feinsten Blüte der Kulturmenschheit, aber erweckt gleichzeitig die ernstesten Gefahren für die physische Fortpflanzung des amerikanischen Volkes."

Und über den Einfluß der Frau bezüglich ihrer Beteiligung an der Arbeit der sekundären Künste als ausübende Künstlerin und maßgebenden Faktor in der Kritik, wie die Frau ja diesbezüglich in Amerika schon lange den bestimmendsten Ausschlag gibt, sagt er: „Es bleibt nun einmal dabei, daß in der Seele der Frau die Tendenz besteht, den gesamten Bewußtseinsinhalt zu einer Einheit zu verschmelzen, während der Mann unabhängige Vorstellungsgruppen leichter getrennt hält. Jede der beiden Seelenanlagen hat ihre Vorzüge und ihre Fehler. Das unmittelbare Ergebnis des weiblichen Seelentypus sind der Takt und das ästhetische Gefühl der Frau, ihr sicherer Instinkt, ihr Enthusiasmus, ihre Sympathie, ihre Reinheit; aber dem entspricht auf der anderen Seite ihr Mangel an logischer Konsequenz, ihre Tendenz zu überhastender Verallgemeinerung, ihre Unterschätzung des Abstrakten und des Abwesenden, ihre

Neigung, dem Gefühl und der Gemütsbewegung zu folgen. Selbst diese Fehler und Schwächen können das häusliche Leben verschönern, können unserer sozialen Umgebung neue Reize verleihen und das harte scharfe Leben des Mannes mildern, aber sie verleihen nicht die Kraft, die öffentlichen Kulturpflichten ohne die härtere Logik des Mannes zu erfüllen. Wird die gesunde nationale Geisteskultur verweiblicht, so muß sie schließlich kraftlos bleiben und ohne entscheidenden Einfluß auf den Fortschritt der Welt."

Wenn wir zum Schlusse noch einen Vergleich zwischen Amerikanerin und Europäerin machen, so fällt derselbe trotz allem äußeren Schein in Wirklichkeit nicht zugunsten der Amerikanerin aus. Das wissen auch die Amerikanerinnen sehr gut, wenn sie es auch nicht gerne zugeben und oft auf die „Europäische Sklavin" stolz herabsehen. Zweifellos ist die emanzipierte Amerikanerin gescheiter, gelehrter, aber trotz aller Lobpreisungen Münsterbergs kann man sehen, daß es bereits zu einer disharmonischen Verschiebung zwischen Verstand und Gemüt bei der amerikanischen Frau gekommen ist. Bei der Amerikanerin überwiegt heute schon vielfach der Verstand das Gemüt, während bei der gesunden Europäerin stets das Gemüt den Verstand überwiegt, oder wenigstens mit demselben in schönster Harmonie entwickelt ist. In diesem Gleichmaß der Züchtung der intellektuellen Sphären beim weiblichen Geschlecht liegt aber gerade das Geheimnis, daß die Frau in vielen Dingen vernünftiger urteilt als der Mann, der sein vernünftiges Denken zu viel von der Reflexion des Verstandes beeinflussen läßt. Fichte sagt: „Man kann sagen, der Mann muß sich erst vernünftig machen, aber das Weib (natürlich das gesunde, nicht degenerierte) ist schon von Natur aus mehr vernünftig."

Wenn wir uns die Frauen jener Zeiten und Kulturepochen, in welchen sie den größten Einfluß auf die Männer ausgeübt und die größte geistige Macht in Händen hatten, genauer ansehen und ihre Briefe und Memoiren studieren, so können wir sehen, daß sie diesen Einfluß weniger ihren Talenten, ihrem Verstande, als ihrem feinen Gefühl und Geschmack und dem hochentwickelten Taktgefühl, kurz, gerade jenen Charakteren und Gefühlen verdankten, deren Hochzucht und Entwicklung am meisten unter der heute angestrebten Veränderung der

Arbeitsteilung der Geschlechter mit der Zeit leiden müßte. Diese Kontraste in der Zucht der weiblichen sekundären geistigen Geschlechtscharaktere sind es eben, welche neben den körperlichen Kontrasten die größte Anziehung auf das männliche Geschlecht stets ausgeübt haben.

Von jeher ist die große Rolle aufgefallen, welche das weibliche Geschlecht als Mutter, Geliebte, Frau oder Freundin auf die Entwicklung und die künstlerische Tätigkeit des männlichen Talentes und Genies ausgeübt hat. Besonders die anregende und beratende Freundin und Geliebte spielt in den Biographien der Genies eine wichtige Rolle. Wir können aber auch sehen, daß dieses günstige harmonische Verhältnis gerade auf diesen geschlechtlichen Kontrast in der Züchtung der beiden wichtigsten Faktoren im Geistesleben der Menschheit beruht, in der Anziehung und gegenseitigen Ergänzung, eben in der Verschiedenheit der Zucht des Intellektes und Gefühls der beiden Geschlechter. Das männliche Talent und Genie bedarf bei seiner Beratung nicht so sehr des Intellektes der Frau als vielmehr ihres sicheren Taktgefühls, ihres angeborenen feinen Geschmackes. Daß der höhere Verstand, nach dem die Frauen heute streben, überhaupt kein Charakter ist, der die Männer besonders anzieht und den sie als Ergänzung ihres eigenen Charakters im Weibe suchen, hat schon Goethe hervorgehoben. Er sagt zu Eckermann: „Pah! als ob die Liebe etwas mit dem Verstande zu tun hätte. Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verstand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckische, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kaprizen und Gott weiß was alles Unaussprechliche sonst; aber wir lieben nicht ihren Verstand. Ihren Verstand achten wir, wenn er glänzend ist und ein Mädchen kann dadurch in unseren Augen unendlich an Wert gewinnen. Auch mag der Verstand gut sein, uns zu fesseln, wenn wir bereits lieben; allein der Verstand ist nicht dasjenige, was fähig wäre, uns zu entzünden und eine Leidenschaft zu erwecken".

Aber man könnte Goethe in dieser Frage als veraltet, als nicht mehr kompetent gelten lassen. Daher zitiere ich hier das Urteil eines ganz modernen Genies. Nietzsche, dem man wahrlich nicht nachsagen kann, daß er vor irgend einer Um-

wertung bisher in Schätzung gestandener Werte der europäischen Kulturmenschheit zurückgeschreckt ist, blieb, was die Arbeitsteilung der Geschlechter in bezug auf die Talentzüchtung betrifft, hier vollständig beim Alten stehen. Er sagt über die heutige Frauenbewegung: „Es ist Dummheit in dieser Bewegung, eine beinahe maskulinische Dummheit, deren sich ein wohlgeratenes Weib — das immer ein kluges Weib ist — von Grund aus zu schämen hätte." „Emanzipation des Weibes — daß ist der Instinkthaß des mißratenen, das heißt gebäruntüchtigen Weibes gegen das wohlgeratene — der Kampf gegen den »Mann« ist immer nur Mittel, Vorwand, Taktik. Sie wollen, indem sie sich hinaufheben, als »Weib an sich«, als »höheres Weib«, als »Idealistin« von Weib, das allgemeine Rangniveau des Weibes herunterbringen: kein sichereres Mittel dazu als Gymnasialbildung, Hosen und politische Stimmvieh-Rechte. Im Grunde sind die Emanzipierten die Anarchisten in der Welt des »Ewig-Weiblichen«, die Schlechtweggekommenen, deren unterster Instinkt Rache ist . . . ." „Man kann in den drei oder vier zivilisierten Ländern Europas aus den Frauen durch einige Jahrhunderte von Erziehung alles machen, was man will, selbst Männer, freilich nicht im geschlechtlichen Sinne, aber doch in jedem andern Sinne. Sie werden unter einer solchen Einwirkung einmal alle männliche Tugenden und Stärken angenommen haben, dabei allerdings auch deren Schwächen und Laster mit in den Kauf nehmen müssen: so viel, wie gesagt, kann man erzwingen. Aber wie werden wir den dadurch herbeigeführten Zwischenzustand aushalten, welcher vielleicht selber ein paar Jahrhunderte dauern kann, während deren die weiblichen Narrheiten und Ungerechtigkeiten, ihr uraltes Angebinde, noch die Übermacht über alles Hinzugewonnene, Angelernte behaupten? Diese Zeit wird es sein, in welcher der Zorn den eigentlich männlichen Affekt ausmacht, der Zorn darüber, daß alle Künste und Wissenschaften durch einen unerhörten Dilettantismus überschwemmt und verschlammt sind, die Philosophie durch sinnverwirrendes Geschwätz zu Tode geredet, die Politik phantastischer und parteiischer als je, die Gesellschaft in voller Auflösung ist, weil die Bewahrerinnen der alten Sitte sich selber lächerlich geworden und in jeder Beziehung außer der Sitte zu

stehen bestrebt sind. Hatten nämlich die Frauen ihre größte Macht in der Sitte, wonach werden sie greifen müssen, um eine ähnliche Fülle der Macht wiederzugewinnen, nachdem sie die Sitte aufgegeben haben?"

Aber bei Urteilen über die Frage der weiblichen Talentzüchtung werden die Ansichten der Männer bei den Frauen stets dem Verdachte der interessierten Subjektivität unterliegen. Es ist daher notwendig, hier auch die Meinung einer Frau zu erwähnen, welche in dieser Frage vielleicht das kompetenteste Urteil abzugeben in der Lage war, da sie nicht nur selbst eine der genialsten Frauen war, sondern auch in ihrem persönlichen Schicksal die beste Gelegenheit hatte, die Vor- und Nachteile der weiblichen Talentzüchtung zu erproben. Es ist dies das Urteil der Madame de Stael. Sie sagt: „Die Frauen sind nicht dazu bestimmt, die Laufbahn der Männer zu erwählen; warum mit ihnen ringen, warum eine Eifersucht bei ihnen erwecken, so verschieden von derjenigen, welche die Liebe einflößt! Eine Frau soll nichts ihr eigen nennen und ihre Lebensfreude nur in demjenigen finden, den sie liebt".[1])

Und als eine Engländerin, mächtig ergriffen von „Korinna" zur Madame de Stael eilte, sich ihr zu Füßen warf und sie anflehte, sie als Dienerin oder Famulus mitzunehmen, um auch die Stufe des Talentes erklimmen zu können, machte ihr die Baronin sehr gütige aber entschiedene Vorstellungen über die Torheit ihrer Wünsche: „Sie glauben vielleicht, sagte sie, daß es ein beneidenswertes Los ist, Europa zu durchreisen und alles zu sehen, was es an Schönem und Seltenem in der Welt gibt; aber die häuslichen Freuden sind dauernder; das häusliche Glück gewährt größeres Glück, als irgendwelcher Ruhm geben kann. Sie haben einen Vater, ich habe keinen, Sie haben eine Heimat — ich wurde zum Reisen gezwungen, weil ich aus der meinigen vertrieben wurde. Seien Sie zufrieden mit Ihrem Lose; wenn Sie das meinige wirklich kennen würden, würden Sie es nicht mehr wünschenswert finden."

Am meisten wird von den Verteidigern der Talentzüchtung und der höheren Ausbildung des Intellektes bei der Frau stets darauf Wert gelegt, daß solche Frauen als Mütter ganz

[1]) Blennerhasset, Madame de Stael I S. 168.

besonders geeignet seien, männliche Talente und Genies heranzuziehen. Wir können aber aus den Biographien fast aller hervorragenden Männer sehen, daß die Verstandesbildung der Mutter auf das erzieherische Resultat der männlichen Genies von ganz geringem Einfluß ist, daß dagegen alle Talente und Genies den Gefühlsschatz, den sie bei ihrer Mutter fanden, außerordentlich zu schätzen wußten. Daraus ergibt sich auch das ganz auffallend gute Verhältnis, welches fast regelmäßig zwischen der Mutter und einem genialen Sohne herrscht, welches selbst dann vorhanden ist, wenn die Mutter nach gewöhnlichen Begriffen als „ungebildet" bezeichnet werden muß. Daß aber hohe talentierte Begabung bei verminderter Gefühlsanlage, also gleiche oder ähnliche Polarisation bei Mutter und Sohn, sich eher abstoßen als anziehen, dafür haben wir ein sehr eklatantes Beispiel in der Naturgeschichte des Genies, welches allein genügt, um den Glauben an einen besondern Nutzen einer geistig sehr talentierten Mutter auf die Erziehung stark abzuschwächen.

Der fast einzig dastehende Fall, daß zwischen einem genialen Sohn und einer Mutter ein unerquickliches Verhältnis gewaltet hat, ist uns von Schopenhauer und seiner Mutter berichtet. Nun war die Mutter Schopenhauers eine unzweifelhaft sehr gescheite Frau und wie ihre Romane beweisen, ein ausgesprochen literarisches Talent. Aber ebenso unzweifelhaft war ihre Gefühlsseite mangelhaft entwickelt und sicher kann man aus ihrer Biographie[1]) erkennen, daß es gerade der Mangel an dieser Erbschaftsmasse war, welcher zu dem unerquicklichen Verhältnis zwischen Sohn und Mutter am meisten beigetragen hat. Auch an der genialen Produktion des Philosophen ist der Mangel an dieser wichtigsten mütterlichen Erbschaftsmasse der warmen Gefühlsseite und des unharmonischen Überwiegens des kalten Verstandes auffallend. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich dem übertriebenen und oft sehr ungerechten Urteile Schopenhauers über die Frauen diesen tiefempfundenen Mangel der mütterlichen Erbschaftsmasse zuschreibe, da wir ja stets, wie gesagt, beobachten, daß selbst ungebildete, aber in ihrer Erb-

[1]) Frost, Johanna Schopenhauer.

schaftsmasse der Gefühle vollwertige Mütter von den genialen Söhnen hochgeachtet und an dieser Hochschätzung der Mutter das ganze weibliche Geschlecht partizipiert. Gerade an dem Schopenhauerschen Fall kann man am besten sehen, daß die Hochzucht des Intellektes allein das Verhältnis der Geschlechter nicht verbessert, sondern eher verschlechtert. Der kalte Verstand wirkt eben sehr häufig eher trennend, während das warme Herz stets zu vereinen strebt.

Aber etwas anderes kann man auch noch an diesem Beispiel sehen, wie sehr nämlich die Konkurrenz auf dem Züchtungsgebiete des Talentes das Verhältnis der Geschlechter, sogar das zwischen Mutter und Sohn, zu vergällen imstande ist. Als Schopenhauer sein erstes Werk, die philosophische Abhandlung „über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" seiner Mutter, die damals durch ihre Schriften schon berühmt war, überreichte, sagte sie spöttisch: die vierfache Wurzel — das wird wohl etwas für den Apotheker sein. Schopenhauer, durch diesen Spott verletzt, entgegnet, man werde seine Arbeiten noch lesen, wenn von ihren Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken werde. Schlagfertig erwiderte die Mutter: Von den Deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein. Bekanntermaßen behielt anfangs die Mutter recht und das mag nicht wenig dazu beigetragen haben, das an und für sich schlechte Verhältnis zwischen Sohn und Mutter noch zu verschlimmern. Heute wissen wir, daß schließlich doch der Sohn recht behalten hat.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften würde das Vorwiegen des Verstandeslebens bei beiden Geschlechtern das natürliche Verhältnis derselben zueinander zu stören imstande sein, noch mehr müßte das natürlich auf dem Gebiete der Politik der Fall sein. Diese Gefahr scheinen übrigens sogar die Amerikaner, welche sonst in dieser Frage wenig Scharfsinn entwickeln, geahnt zu haben.

Was die Erfolge anbelangt, welche mit dem Versuche der weiblichen Talentzüchtung erzielt werden können, so werden dieselben besonders anfangs nicht fehlen. Wenn auch die hochgespannten Erwartungen aus biologischen Gründen nicht erfüllt werden können, so zeigt doch die weibliche Talentzüchtung in Amerika, daß der Fleiß und die Ausdauer, womit das weibliche

Geschlecht dort dieses Ziel verfolgt, ganz respektable Talente hervorzubringen imstande ist. Aber gerade in diesen anfänglichen Erfolgen liegt die Gefahr, da sie zum Beharren auf der beschrittenen Bahn ermuntern und den großen biologischen Schaden, der sich erst später nach mehreren Generationen einstellen wird, schwerer erkennen lassen.

Doch ich bin überzeugt, daß das richtige instinktive Gefühl, welches ja stets im Geistesleben des europäischen Kulturweibes eine so ausschlaggebende Rolle gespielt hat, dasselbe auch in dieser wichtigen Frage richtiger leiten wird, als dies der reflektierende Verstand und alle graue Theorie zu tun imstande sind. Auch in der Zukunft wird das weibliche Geschlecht so klug sein, den besseren aber weniger ins Auge fallenden Anteil an der Züchtung des menschlichen Talentes und Genies zu wählen und wird sich mit dem stillen Ruhme begnügen, als Mutter die talentierten und genialen Männer zu gebären und zu erziehen, als Gattin, Freundin und Geliebte dieselben zur künstlerischen Produktion anzuregen und zu beraten und das Streben nach Unsterblichkeit und dem zwar auffallenderen, aber dafür auch viel gefährlicheren öffentlichen Ruhme des Talentes und Genies wie bisher dem männlichen Geschlecht zu überlassen. Schon der geniale Sohn sorgt ja auch für die Unsterblichkeit seiner Mutter und so lange sein Ruhm währt, so lange wird sich die Menschheit auch dankbar seiner Mutter erinnern. Gibt es einen schönern Ruhmestitel als denjenigen, welchen Weber, der Dreizehnlinden-Dichter, seiner Mutter aufs Grab setzte: Gerecht, mild, offen, ohne Falsch, voll Rat und Weisheit, unermüdlich stark und ohne Furcht im Leiden, voll Mut und Geduld, die sorgsamste liebevollste Mutter — so war sie. Sie ist gestorben — aber sie lebt![1]) Die Mutter Webers war eine einfache Frau aus dem Volke mit wenig Verstandes- aber großer Herzensbildung.

Wir müssen also zugeben, daß die schädlichen Folgen der Veränderung der Arbeitsteilung in der menschlichen Talentzüchtung für die Kultur höchst wahrscheinlich viel größer sein werden als der zu erwartende Nutzen. Die mit der Frage der weiblichen Talentzüchtung zusammenhängende Emanzipations-

[1]) Schwering, Friedr. Wilhelm Weber, sein Leben und seine Werke.

bewegung wird zweifellos von Nutzen sein, wenn dieselbe sich mit der Beseitigung und Bekämpfung der ausgearteten geschlechtlichen Zuchtwahl — Kaufehe etc. — beschäftigt. Dies muß und kann auch Hand in Hand gehen mit gewissen Änderungen auf sozialwirtschaftlichem Gebiete.

Aber die Arena des weiblichen Talentes und Genies muß auch in Zukunft, soll die europäische Kultur nicht von ihrer Höhe herabsinken, das vom Manne geschützte Haus sein. Dabei bleibt das Weib doch die erhabenste Künstlerin, denn wie eine echte Frau richtig sagt: das höchste Kunstwerk, was wir Frauen hervorbringen können, bleibt doch immer ein gesundes, liebes Kind. Auch erblüht ihr dabei die edelste Poesie und die wahrste Lebenskunst, denn die Freude an dem Kinde, die Sorge um dasselbe ist und bleibt — wie Schillers Gattin schön bemerkt — die nie versiegende Quelle der Poesie der echten Frau und ihr höchstes Lebensglück.

## II.

# Die Naturgeschichte des Talentes und Genies der einzelnen Künste.

Von der Zeit an, als sich der Mensch von der Natur und ihrer absoluten Führung etwas emanzipierte und damit den Weg der Kultur zu betreten begann, wurde er ein „Kunsttier", da von nun an alles, was er tat, den Stempel einer freieren Wahl an sich hatte und unter dem Einflusse einer bewußten Idee geschah, im Gegensatz zum wirklichen Naturmenschen und zum Tier, dessen Handlungen mehr instinktiv und fast ganz unter dem Banne der Natur, also unfrei und von unbewußten Trieben geleitet, vor sich gehen.

Aber nicht nur seine Taten und Handlungen konnten jetzt diesen künstlerischen Anstrich erhalten, das ganze Leben wurde von nun an zu einer Kunst. Während der Naturmensch und das Tier keinen anderen Lebensweg kennt und kennen kann, als den ihm die Natur vorschreibt, ist jeder Mensch seither in der Lage, der Herkules am Scheidewege zu sein, d. h. er hat die Wahl seinem natürlichen Beruf zu folgen, ein echter Lebenskünstler zu werden und ein höheres Leben als das des Tieres zu gewinnen oder diesen Beruf zu verfehlen und sein Leben zu verlieren, indem er ein Leben führt, welches nicht lebenswert ist und unter den Wert eines Tierlebens herabsinkt.

Die Lebenskunst ist daher nicht nur die für den Kulturmenschen wichtigste Kunst, sie ist auch die Grundlage aller übrigen Künste, denn diese können nur dann im wahren Sinne blühen, wenn die Menschheit auf dem richtigen Wege des Lebens wandelt. Und wie für ein Kulturvolk im allgemeinen die richtige Lebenskunst der Pegel ist, an dem man seinen Fortschritt und Rückschritt ablesen kann, so bildet auch die

richtige Lebensführung für das einzelne Talent und Genie einen ausschlaggebenden Faktor, der stets hemmend oder befördernd auf die künstlerische Produktion einwirkt.

## Lebenskunst.

Je näher der Mensch der Natur steht, desto mehr fühlt er das straffe Band, womit seine Lebensführung von der Natur geleitet wird. In diesem Vorstadium des Kulturlebens führt der Mensch noch ein sehr tierähnliches Leben, und er vegetiert mehr als er lebt. Er kennt auch, wie das Tier keine anderen Kontraste als wie sie durch die Veränderung der äußeren Bedingungen gegeben sind. Der Mensch hat in diesem Stadium seiner Entwicklung noch kein richtiges Gefühl für das, was wir Glück und Unglück nennen, er kennt noch kein „Gut und Böse", keine Tugend und keine Sünde, er kennt nur Lust- und Unlustgefühle. Da er auch den Kunstwert des individuellen Lebens noch nicht erfaßt hat, empfindet er auch keine Angst, dasselbe zu verlieren; er kennt wie das Tier noch keine bewußte Furcht vor dem Tode. Die bewußte Furcht des individuellen Todes ist ein Produkt des Kulturlebens wie schon der Mythus vom Sündenfall andeutet. Er kennt aber auch noch nicht den Wert der Gesundheit, obwohl er sie besitzt, weil er noch nicht durch eine unnatürliche Lebensführung gelernt hat, sie zu schädigen und zu verlieren. Je mehr der Mensch von der Natur und ihrer Herrschaft sich emanzipiert, desto freier wird seine Lebensführung, desto gefährlicher und schwieriger wird aber auch die Wahl am Scheidewege der Lebensführung. Je mehr auf der einen Seite der soziale und hygienische Pflichtenkodex zunimmt, desto größer wird auf der anderen Seite die vis inertiae und die Neigung, diese Pflichten nicht zu erfüllen und das Leben als Selbstzweck aufzufassen. Solange aber der Mensch einer sozialen Vereinigung angehört, kann und darf das Leben nie Selbstzweck sein, wenn es nicht seinen Wert verlieren soll.

Der wahre Zweck des menschlichen Lebens ist, — abgesehen von der allen Organismen gemeinsamen Lebensaufgabe der Erhaltung und Vermehrung der Art — ein zweifacher; der erste hat das Wohl der Allgemeinheit — sei

dies nun eine Familie, eine Kaste, ein Volk oder die ganze Menschheit — im Auge und besteht in der Erfüllung des jeweilig Geltung habenden sozialen Pflichtenkodex; der zweite ist auf das körperliche und geistige Wohl des einzelnen Menschen gerichtet und besteht in der Befolgung der natürlichen hygienischen Gesetze, von der die körperliche und geistige Gesundheit des einzelnen Menschen abhängt, womit auch das Wohl seiner Nachkommen und der Umgebung zusammenhängt. Würde die Menschheit diesen doppelten Zweck des Lebens nie aus dem Auge verlieren, so würde es keine Degeneration, keine Verzweiflung geben und die Menschheit wäre im Besitze eines Lebensglückes, wie dieses eben durch die äußeren Verhältnisse ihres Wohnsitzes und des natürlichen Kampfes ums Dasein zu erreichen möglich ist. Als aber dem Menschen sein Emanzipationsversuch gelungen und damit seine Abfallsbewegung von der Natur eingeleitet war, gab ihm die Natur dafür als Strafe jene Pandorabüchse mit auf den Weg: die gefährliche Freiheit der Wahl der Lebensführung und die damit verbundene Neigung den falschen Weg zu wählen und dem Phantom eines rein persönlichen gar nicht existierenden Glückes nachzujagen.

Die relative Willensemanzipation des Menschen von der Natur brachte denselben in einen gewissen Gegensatz zu ihr, der von jeher als solcher dem Menschen zum Bewußtsein gekommen und von den Priesterkasten als Sündenfall, als Erbsünde gedeutet wurde. Diese Willensemanzipation und die damit zusammenhängenden Folgen waren es also, die freilich erst im Verlaufe vieler Generationen es dem Menschen immer mehr zum Bewußtsein brachte, daß sein Verhältnis zu den ihn umgebenden Naturmächten ein abnormes, ein anderes geworden und da er in jenen Zeiten hinter jeder natürlichen Kraft, mit der er infolge seiner relativen Willensfreiheit in Konflikt kam, etwas Übernatürliches sah, so war damit auch der Grund zum religiösen Denken gelegt.

Aber nicht nur die Natur war bestrebt, diese gestörte Harmonie wieder herzustellen und alles wieder in Korrelation zu setzen, sondern auch der Mensch fühlte durch sein bewußtes Leben das Bedürfnis diesen disharmonischen quasi pathologischen Zustand in der er zur Natur geraten war, zu heilen und anstatt der nun

abgeschwächten instinktiven Leitung der Natur sich selbst eine Führung zu schaffen, wodurch er gehindert werden sollte, vom richtigen naturgemäßen Lebenspfade abzuirren. Dies konnte nur durch die Kunst geschehen d. h. die Menschheit konnte von nun an nur durch eine künstlerische Idee auf dem richtigen Lebenspfade erhalten werden und mußte also der Mensch seine unbewußte naive Lebensführung in eine mehr bewußte sentimentale umändern. Die Abfallsbewegung der Menschen von der Leitung der Natur und der daraus resultierende Konflikt mit derselben ist also die naturgeschichtliche Ursache des allmählichen Überhandnehmens des bewußten Lebens über das unbewußte instinktive des Naturmenschen. Damit ist der Zweck jeder menschlichen Kunst klar und deutlich umschrieben. Jede wahre künstlerische Idee, sei dieselbe nun in dem Kopfe eines Herrschers, eines Priesters, eines Dichters oder Arztes, eines Malers oder Philosophen etc. entsprungen, muß dem Zwecke dienen, die Menschheit auf irgendeine direkte oder indirekte Weise auf den richtigen sozialen oder hygienischen Lebensweg zu lenken, zu fördern und ihr hier als Leitstern auf dem Pfade des Sein-Sollenden zu dienen. Jede künstlerische Idee, die von diesem Zwecke ablenkt, oder die sich als Selbstzweck hinstellt, gleicht dem Irrlicht, welches die Menschheit in den Sumpf lockt. Die Kunst kann also als der Kompaß bezeichnet werden, der dem Menschen seit seiner Emanzipationsbestrebung von der Natur die Richtung anzugeben hat, welche er auf dem Meere seiner Triebe und Leidenschaften einzuhalten sich bestreben soll. Seither bildeten die echten Talente und Genies aller Künste stets die Steuermänner, welche mit Hilfe dieses Kompasses das Schiff der Kulturmenschheit gelenkt haben.

Wir wollen uns nicht mit dem Vorstadium der Lebenskunst in der prähistorischen Zeit beschäftigen, da uns aus dieser Kindheit der Kulturmenschheit wenig Sicheres bekannt ist. Es war dies die Zeit der handwerkmäßigen Versuche in der Lebenskunst, in denen noch mehr das Unbewußte — Triebhafte das überwiegend Bestimmende war. Wir beginnen unsere Untersuchung mit dem Erfassen der ersten künstlerischen Idee — der Staatsidee. Die Staatsidee, die sich aus dem Leben in der Sippe, im Stamme langsam herausgebildet hatte, wurde der

erste künstlerische Leitstern, der die Menschen auf dem neuen Lebenswege lenkte, sie war es, welche die angeborenen natürlichen sozialen Gefühle, die in der Sippe, in der Horde und Stamm bereits höher gezüchtet worden waren, wie in einem Brennpunkte konzentrierte, stärkte und der Neigung zum persönlichen egoistischen Leben hemmend durch bewußte Sitten und Gebräuche und später durch fixierte Gesetze und geschriebenes Recht entgegentrat. Dadurch wurde nun erst das soziale Leben der jungen Kulturmenschheit zu einer Kunst gemacht, indem dasselbe unter der Leitung dieser künstlerischen bewußten Idee über das bisherige mehr den sozialen Vereinigungen der Tiere ähnliche Leben auf eine höhere Stufe gehoben und einer freieren Entwicklung zugänglich gemacht wurde. Jetzt erst erhielt auch das Leben des Einzelnen einen höheren Gehalt, weil es aus den engen fixierenden Banden der Blutsverwandtschaft und der engeren Inzucht befreit und der Individualität des Einzelnen, wenn auch noch in sehr beschränktem Maße, ihr Recht wurde. Dadurch kam auch dem Menschen der Wert eines solchen Lebens mehr zum Bewußtsein, wodurch wiederum das Produkt dieser künstlerischen Idee: der Staat oder das Vaterland ebenso hoch an Wertschätzung stieg. Ja, bald kam es durch die vererbte Steigerung dieser künstlerischen Gefühle dahin, daß dasselbe sogar den außerordentlich fest fixierten und starken Selbsterhaltungstrieb zu überwinden imstande war und der Mensch das persönliche Leben für diese künstlerische Idee in die Schanze zu schlagen gerne bereit war.

Wie wir sehen können, genügte in der Jugend der Kulturvölker, wo noch die ursprünglichen sozialen Triebe nur auf die Sippe, auf den Stamm beschränkt, aber dafür um so kräftiger wirksam waren und durch engere Inzucht innerhalb der Sippe und des Stammes stets in gleicher Stärke erhalten wurden, diese erste künstlerische Idee vollkommen, um so ein junges Kulturvolk auf dem richtigen natürlichen Lebenspfade einigermaßen zu erhalten. Besonders in den führenden Kasten wurde unter dem Einflusse dieser Staatsidee das Leben künstlerisch gehoben. Die ersten erhabenen Taten des Menschengeschlechtes und die ersten glücklichen Zeiten, die eine menschliche Genossenschaft erreicht hat, sind unter dem begeisternden Einfluß dieser ersten künstlerischen Idee

entstanden. Frühzeitig haben die führenden Kasten aber eingesehen, daß der kategorische Imperativ, der in bezug auf die Pflichterfüllung auf dem Lebenswege von der Staatsidee ausging, eine bedeutende Kräftigung und Unterstützung erhielt, wenn das Sein-Sollende nicht nur als ein Gebot der Staatsidee, sondern auch als ein Gebot einer übernatürlichen Macht dargestellt wurde, d. h. wenn das „Müssen" der Staatsidee noch von dem „Sollen" einer Religionsidee unterstützt wurde. Es war diese Unterstützung der Willensenergie durch das religiöse „Soll" eine um so wirkungsvollere, als die Religion in den Anfangsstadien der Kultur immer mit der Familie, dem Stamm zusammenhing und daher durch die Gefühle der Blutsverwandtschaft und die Folgen langer Inzucht gestützt wurde. Damit war der Grund zur Höherzüchtung der ursprünglich rein sozialen Gefühle gegeben und darin haben alle moralischen feineren Gefühle, wie wir sie später auf einer bereits höheren Stufe der Kultur antreffen, ihre Wurzeln, indem das religiöse Gefühl, wie wir sehen können, bei allen Kulturvölkern außerordentlich gepflegt wird und in den oberen Kasten eine Stätte der besonderen Hochzüchtung gefunden hat. Es war nun für die Lebensführung und die Lebenskunst eines Volkes von großer Wichtigkeit, ob die nationale Religion und deren Machtbereich auf die Gemüter von einer besonderen Kaste in die Hand genommen wurde oder nicht, d. h. ob sich bei einem Volke eine besondere Priesterkaste gebildet hat oder ob die Ausübung des Kultus nur eine Nebenkunst der führenden Kasten blieb, wie dies ursprünglich zweifellos überall der Fall war und in der Natur der Entwicklung dieser Kunst lag. Das religiöse Gefühl erwies sich nämlich im Verlaufe der Hochzüchtung desselben als derjenige Hebel, durch den die Lebensführung der Menschen am stärksten und am dauerndsten beeinflußt werden konnte. Wer nun diesen Hebel in der Hand hielt oder denselben am besten zu handhaben verstand, der mußte auch den größten Einfluß auf die Lebensführung eines Volkes auszuüben imstande sein. Wir sehen daher auch, daß bei allen jenen Völkern, wo es zur Bildung einer eigenen Priesterkaste kam, die sich dieses Hebels bemächtigte, die Religionsidee geradezu zur leitenden Idee für die ganze Lebenskunst dieser Völker wurde und die Staatsidee fast ganz in den Hintergrund gedrängt wurde. So

sehr nun auch die religiöse Idee und das dadurch beeinflußte moralische „Soll" sich als ein guter Leitstern für die richtige Lebensführung erwies, so lag doch auch die Gefahr nahe, daß dieser starke Einfluß mißbraucht werde, um die bereits errungene relative individuelle Freiheit wieder in stärkere Bande zu schlagen, als dies für die Lebenskunst des Einzelnen sowohl als eines Volkes zuträglich sein konnte.

Je höher nun die Kultur stieg, je mehr sich dadurch der Wille von der Natur emanzipierte, je größer aber auch dadurch für denselben die Versuchung wurde, vom natürlich „Sein-Sollenden" in hygienischer und sozialer Beziehung abzuirren, desto schwieriger wurde es für den Kulturmenschen, ein richtiger Lebenskünstler zu sein und desto höher mußten die Schranken aufgerichtet werden, um jene Abirrung zu verhüten. Das geschah durch die Ausbildung des Rechts, durch die Hochzucht des sozialmoralischen Gefühls, durch zahllose Gesetze, Sitten und Gebräuche und dem erblichen Niederschlag der Übung der diesbezüglichen Vorstellungen und Gefühle im Unbewußten: dem sogenannten sozialen und hygienischen „Gewissen". Der menschliche Wille und die von demselben geleitete Lebensführung glich nun einem immer größer werdenden und wild daherstürmenden Strome, der durch immer stärkere Dämme eingedämmt werden mußte, die abwechselnd eine Zeitlang ihre Schuldigkeit taten, aber immer wieder früher oder später durchbrochen wurden und versagten. Diese Gesetze, Sitten und moralischen Satzungen wurden ja doch immer von den führenden Kasten gemacht, wobei, wie dies eben in der Natur des Menschen liegt, stets die egoistischen Triebe und das Interesse dieser herrschenden Kasten früher oder später den Ausschlag gaben, wogegen nun wieder die egoistischen Triebe der Masse reagierten und die ihrem Willen angelegten politischen und religiösen Zügel, teils als ungerecht, teils als nicht mehr zeitgemäß und angepaßt verwarfen. Auf diese Weise kam es, daß bereits im Altertum stets nur einer kleinen Minorität eine richtige menschliche Lebensführung möglich war und das Leben der großen Menge gewöhnlich unter der Lebensführung eines frei in der Natur lebenden Tieres herabsank (Sklaverei). Der Egoismus der oberen Schichten und Kasten fand dieses soziale Mißverhältnis, durch welches die größere Menge der Menschen selbst in den

zivilisiertesten Staaten des Altertums zu einer des Menschen unwürdigen Lebensführung verurteilt waren, so selbstverständlich, daß selbst die weisesten Männer und Philosophen, wie Platon und Aristoteles etc. an diesem Zustande nichts auszusetzen fanden. Aber schon hatten einige Genies der Lebenskunst im fernen Osten an diesen Ketten der niederen Stände zu rütteln begonnen. Denselben Versuch der Erlösung, welchen Buddha für diese Kasten im Osten erstrebte, brachte für den Westen der alten Welt die Lehre Christi. Die Lehre dieser philosophisch-religiösen Genies wurde nun das Ideal vieler Milliarden von Menschen und zwar gerade der großen Menge der niederen Kasten und Stände. Sie hatte natürlich wie alles Menschliche ihre Schattenseiten und Nachteile, welche noch durch die egoistischen Triebe einer Priesterkaste verstärkt wurden. Der Mißbrauch, welcher später mit dem idealen Streben dieser genialen Männer getrieben wurde, darf uns aber nicht abhalten, anzuerkennen, daß der erste Erfolg dieser künstlerischen Tat für die Lebenskunst der Menschheit des Altertums ein großer Fortschritt war.

So groß auch die Wirkung dieser Genies für die Lebensführung des Einzelnen und ganzer Völker war, so dauerte es doch nicht lange und die ganze Lehre wurde von den oberen Kasten bald dazu benützt, um in ihrem Sinne und Interesse umgestaltet und ausgenützt zu werden. Der Gegensatz der beiden Schichten der Herren und der Knechte wird eben niemals aus der Kulturmenschheit auszumerzen sein, wodurch auch stets eine feinere Lebenskunst für Viele ein Ding der Unmöglichkeit bleiben wird. Dadurch wird es auch verursacht, daß jede Staats- und Religionsidee, mag auch ihre leitende Wirkung auf die richtige Lebensführung anfangs eine noch so vorzügliche gewesen sein, früher oder später immer in ihrer Wirkung zu versagen beginnt. Dies geschieht regelmäßig zuerst bei den führenden Kasten und weiterhin auch beim Volk. Es ist dies der Prozeß in dem Kulturleben der Kasten und Völker, den wir als Degeneration bezeichnen, über deren Ursachen und Wirkungen ich in einem späteren Kapitel handeln werde.

Hier sei nur kurz erwähnt, daß in solchen Degenerationszeiten sich die soziale und hygienische Lebensführung immer weiter vom natürlichen Wege entfernt, daß das Leben nicht

mehr Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck wird, daß ferner das soziale Leben immer mehr einem persönlichen, egoistischen Leben zu weichen beginnt, wodurch die soziale und körperliche Harmonie zerstört und sowohl Zerfall aller sozialen Einrichtungen als auch Krankheiten des Körpers und Geistes die unausbleibliche Folge sein müssen. Ein Teil der noch gesünderen und weniger degenerierten Geister wird durch das offenkundig schädliche antisoziale und unhygienische Leben der Menschen in diesen Zeiten dahin geführt, in das andere Extrem zu verfallen und in ihrem Bestreben zur Natur zurückzukehren, über das Ziel zu schießen. Die Menschen kommen in solchen Zeiten nicht nur dahin, die Kultur zu negieren, sondern auch die Möglichkeit eines menschlichen Glückes auf der Erde überhaupt ganz zu bestreiten, dasselbe im Jenseits zu suchen und sich darauf durch Entsagung, Kasteiung und Weltflucht vorzubereiten (Kyniker, Asketen). Dieses Extrem der Lebensführung ist, wenn auch nicht so unnatürlich wie das andere, doch ein in sozialer Hinsicht ebenfalls verfehltes und eigentlich ebenso egoistisch wie das der Dekadenten, weil dabei weder die Allgemeinheit noch die Persönlichkeit für die Länge bestehen kann, ohne Schaden zu erleiden. —

Es liegt in der Natur jedes hervorragenden gesunden Talentes und Genies in jeder Kunst, daß dasselbe wenigstens in seiner sozialen Lebensführung ein echter Lebenskünstler ist. Denn nur derjenige, der sein persönliches Leben dem Wohle der Allgemeinheit widmet, wird im Gedächtnis der Menschheit ewig leben. Wer aber sein persönliches Leben in den alleinigen Vordergrund stellt und seine sozialen Pflichten versäumt, wird bei Lebzeiten fast immer früher oder später zur Erkenntnis kommen, daß all sein Streben eitel und sein ganzes Leben ein verpfuschtes gewesen ist. Auch bewahrheitet sich an jedem solchen Lebensegoisten die Prophezeiung Christi, daß er sein Leben im wahren Sinne des Wortes verliert, weil er sich eingestehen muß, daß ein solches Leben nicht nur keinen wahren Wert besitzt, sondern daß er auch für die Allgemeinheit nicht erst mit dem Tode aus dem Gedächtnis derselben verschwindet, sondern schon bei Lebzeiten jeder wahren Achtung entbehren muß. Denn die Allgemeinheit hat gar keinen Grund, sich des Verlustes eines solchen Lebens zu erinnern, noch weniger einen solchen Ver-

lust zu bedauern, wie dies doch bei jedem echten Lebenskünstler, der sein Leben in den Dienst der Allgemeinheit gestellt hat, der Fall ist.

Wir können aus der Naturgeschichte der Kulturmenschheit ersehen, daß alle Schranken, welche der Mensch zum Zwecke einer richtigen Lebensführung sich selbst in Sitten, Gebräuchen, Gesetzen etc. errichtet, so lange ihre gute Wirkung ausüben und zu der Einhaltung einer einigermaßen natürlichen Lebensführung beitragen, so lange Körper und Geist gesund sind. Aber wir können auch konstatieren, daß infolge später zu erörternder Ursachen bei allen oberen Ständen eines Kulturvolkes früher oder später der Zeitpunkt erscheint, wo Körper und Geist der oberen Stände degenerieren und krank werden und wo dann alle diese Schranken und Leitmotive für eine richtige Lebensführung zu versagen beginnen. Es verhält sich hier geradeso wie bei der individuellen konstitutionellen Erkrankung der Menschen, wobei wir ebenfalls die Beobachtung machen können, daß auch hier ein Zeitpunkt kommt, wo die gewöhnlichen Heilmittel anfangen zu versagen. Es ist dies regelmäßig dann der Fall, wenn die unnatürliche Lebensführung durch Generationen gedauert und die schädlichen Folgen derselben sich bereits durch Vererbung fixiert haben d. h. konstitutionell geworden sind. Die Natur hat nämlich stets das Bestreben, überall, auch dort wo unnatürliche Verhältnisse und Gewohnheiten herrschen, eine gewisse Harmonie und Korrelation herzustellen und wir sehen auch, daß darum die menschliche Natur sogar einigermaßen an schädliche Gewohnheiten sich anpaßt. Aber gerade diese Anpassungsfähigkeit der menschlichen Natur war es stets, welche den Menschen über die Schädlichkeit seiner unnatürlichen Gewohnheiten und Fehler, besonders auf dem Gebiete des hygienisch Sein-Sollenden täuschte und ihn immer wieder verleitete, nicht nur auf diesem Wege zu beharren, sondern seine schlechten Gewohnheiten stets so weit zu treiben, bis diese Fähigkeit der Anpassung endlich versagte und ein bleibender Schaden die Folge dieses Mißbrauches der Natur war. Dies tritt eben regelmäßig in Familien ein, wo die unnatürlichen Gewohnheiten durch mehrere Generationen angedauert und die schädlichen Folgen darum Zeit hatten, organisch zu werden.

Solche Familien sind auch, wie wir sehen können, unrettbar verloren. Wo aber die unnatürliche Lebensführung nur kurze Zeit gedauert, da ist noch eine Umkehr möglich und da wird das gute Beispiel und die Lehre eines wahren Lebenskünstlers stets eine gute Wirkung haben.

Für kein anderes Genie haben die Menschen eine so hohe Verehrung, und kein Ruhm strahlt schöner, als der eines wahren Lehrers der Lebenskunst. Die größten Genies dieser Kunst unterscheiden sich auch in hohem Grade von den Genies in anderen Künsten. Sie hinterlassen keine Kunstwerke in gewöhnlichem Sinne des Wortes, sondern ihr ganzes Leben selbst ist ein Kunstwerk. So hat Buddha, Sokrates und Christus keine Silbe geschrieben, aber ihr Leben war das Kunstwerk, welches Millionen als Muster für die Lebensführung gedient hat und welches auch nur dann richtig verstanden werden kann, wenn es in ähnlicher Weise wieder erlebt wird. Kein Genie wird aber auch so das Objekt des glühendsten Hasses als dieses und zwar vor allem von denjenigen, die wohl instinktiv das richtige dieser Lebensführung erkennen, aber infolge des bereits degenerierten Willens und der Fixiertheit ihrer konstitutionell gewordenen unnatürlichen Lebensgewohnheiten demselben nicht mehr zu folgen vermögen.

Woher kommt es nun, daß gerade diese wichtigste aller Künste im Leben der Kulturmenschen nicht jene Rolle spielt, die ihr von Hause aus zukommt und daß besonders die gute körperliche Lebensführung beim Menschen so sehr und so regelmäßig vernachlässigt wird?

Von jeher wurde auf diejenigen Lehren, welche sich bezüglich der Lebensführung auf das Intellektuelle und Ethisch-Soziale beziehen, viel mehr Gewicht gelegt, als auf die Lehren, welche die körperliche Lebensführung allein angehen, ja der hygienische Pflichtenkodex wird gewöhnlich als etwas Selbstverständliches, Nebensächliches und Gleichgültiges behandelt.

Obwohl zwar alle hervorragenden Genies der Lebenskunst, seien dies nun Religionsstifter, Philosophen oder Ärzte gewesen, die große Wichtigkeit der körperlichen Lebensführung auch für das geistige und ethisch soziale Element des Lebens stets erkannt und demselben auch häufig genug in ihren Lehren

Ausdruck verliehen haben, so blieb der Körper doch stets das vernachlässigte Aschenbrödl. Dazu trug zweifellos immer bei, daß das naturgeschichtliche Verständnis für den Zusammenhang der körperlichen und geistigen Funktionen lange ein sehr mangelhaftes war und die dualistische Auffassung das gesonderte scheinbar unabhängige Leben der beiden Faktoren — Seele und Leib — geradezu bestätigte. Doch waren bereits einzelne Völker des Altertums z. B. die Griechen und Römer der natürlichen Auffassung des Zusammenhangs zwischen Körper und Geist nahegekommen und haben diese Auffassung nicht nur in dem Spruche „mens sana in corpore sano", sondern hauptsächlich auch darin manifestiert, daß bei ihnen die körperliche Erziehung und Pflege eine sehr wichtige Rolle in ihrer Lebenskunst ausmachte. Unter dem Einfluß des Christentums trat aber in dieser Hinsicht eine Verschlechterung ein. Wenn auch die körperliche Lebensführung der ersten Christen gegenüber der degenerierten und unnatürlichen Lebensführung des sich auflösenden Altertums einerseits geradezu ein wirklicher Fortschritt zum Besseren zu nennen war, so brachte es andererseits doch schon die Betonung des Schwerpunktes, den die neue Lehre auf das Leben im Jenseits legte, mit sich, daß jetzt auf das körperliche Leben im Diesseits noch weniger Gewicht gelegt wurde, und die Hygiene der Seele nicht nur weitaus die Hygiene des Körpers übertraf, sondern geradezu fast verdrängte. Dadurch erhielt die Lebensführung häufig eine so extreme asketische Form, daß dieselbe für die wahre Lebenskunst sich als fast ebenso gefährlich erwies wie das andere Extrem. Eine solche Vernachlässigung der körperlichen Seite der Lebensführung rächt sich aber viel intensiver als die Menschen gewöhnlich glauben. Die Wichtigkeit des hygienischen Pflichtenkodex ist nicht nur ebenso groß wie die des sozial-moralischen, sondern ausschlaggebender schon darum eigentlich, weil die konstitutionelle Schädigung des Körpers, wie sie regelmäßig durch die Vernachlässigung des hygienischen Sein-Sollenden im Verlaufe der Generationen eintritt, stets auch die Schädigung des Geistes nach sich zieht. Die Vernachlässigung des hygienischen Pflichtenkodex muß also immer mit der Zeit zu einer angeborenen Schädigung des sozialen und moralischen Gefühls führen. Ist dies aber einmal eingetreten,

so ergibt sich jetzt erst recht die Wichtigkeit des Körpers und der für denselben maßgebenden hygienischen Lebensführung. Es zeigt sich nämlich, daß eine Gesundung des Geistes nicht früher herbeigeführt werden kann, ehe nicht der Körper wieder durch eine naturgemäße Lebensführung gesund gemacht wird. Ist das letztere nicht mehr möglich, dann ist auch eine richtige soziale und moralische Lebensführung für ein solches degeneriertes Individuum, eine solche Familie oder Kaste, überhaupt nicht mehr möglich und nur Schein und Heuchelei kann eine Zeitlang noch diese Wahrheit verschleiern.

Ein wirklich gesunder Mensch (Familie oder Kaste) ist auch im natürlichen Sinne moralisch gesund und ein konstitutionell erkrankter Mensch (Familie oder Kaste) kann nie lange sozial-moralisch gesund bleiben, weil wie gesagt der kranke Körper immer früher oder später den Geist ebenfalls ins Pathologische zieht, wodurch die Neigung zum Disharmonischen, Unnatürlichen, zur Ablenkung vom natürlich Sein-Sollenden von selbst gegeben ist. Daraus also ergibt sich als logische Folge, die ausschlaggebend größere Wichtigkeit, welche die Befolgung des hygienischen Pflichtenkodex für die richtige Lebensführung hat, weil eben jeder moralischen Degeneration, wie die Geschichte und tägliche Erfahrung lehrt, stets die körperliche Degeneration vorausgeht und für dieselbe die organische Grundlage bildet, ohne die eine tiefer greifende moralische Degeneration überhaupt nicht leicht möglich ist. Will man daher die letztere verhindern, dann kann dies nur geschehen, wenn man in erster Linie die Degeneration des Körpers verhindert oder dieselbe wenigstens auf das geringste Maß einzuschränken bestrebt ist. Dies ist aber, wie wir aus der Kulturgeschichte der Menschheit sehen können, leider fast niemals ordentlich angestrebt worden. Und wo dies systematisch versucht worden ist wie bei einigen Völkern des Altertums (z. B. den Spartanern), so ist dies mehr unbewußt und gleichsam aus äußerem Zwang geschehen. Auf einem gewissen Höhepunkt des Kulturlebens, wo Reichtum und Luxus anfangen eine gesunde Grenze zu überschreiten, können wir daher regelmäßig beobachten, daß der Mensch ein körperliches Leben zu führen beginnt, als wenn er der Überzeugung wäre, daß

ihm auf diesem Felde alles erlaubt sei und nichts ihm schaden könne.

Die traurige Geschichte der körperlichen und moralischen Degeneration fast aller Kulturvölker legt uns also die Überzeugung nahe, daß für diese Völker ein hygienischer Dekalog mindestens etwas ebenso notwendiges und wichtiges ist, als ein sozial-moralischer und daß solange die Völker nur die Hygiene der Seele im Auge haben und die Hygiene des Körpers vernachlässigen, sie sich niemals wundern dürfen, wenn sie früher oder später stets der körperlichen und damit auch der sozial-moralischen Degeneration trotz der besten moralischen Gebote und Satzungen etc. verfallen werden. Soll die Lebensführung eine richtige und naturgemässe sein, soll die wahre Lebenskunst wieder mehr bei der Menschheit zur Blüte kommen, so muß die Wichtigkeit der körperlichen Lebensführung an erste Linie gerückt und der Körper nicht so vernächlässigt und stiefmütterlich behandelt werden, wie es heute überall bei den Kulturvölkern noch der Fall ist. Das Wort Christi „Was helfe es jemanden, wenn er die ganze Welt gewänne und dafür an seiner Seele schaden litte", hat ebenso Geltung für den Körper, gilt aber nicht nur für das einzelne Individuum, sondern für jede Kaste und jedes Kulturvolk. Von dem Momente an, wo der Einzelne, eine Kaste oder ein Volk etwas anderes, sei dies nun Ruhm, Macht, Reichtum etc. höher einzuschätzen beginnt, als seine körperliche und geistige Gesundheit, ist der Weg der Degeneration schon betreten und der Verfall der Lebenskunst unaufhaltsam.

Das oberste Gesetz der richtigen Lebenskunst ist also die Erhaltung der körperlichen Gesundheit und die Befolgung des hygienischen Pflichtenkodex. Man übersieht in dieser Beziehung sehr häufig, daß die Natur an die Handlungen der Menschheit einen anderen, und zwar natürlicheren mit den Gesetzen des Weltalls harmonierenden Maßstab anlegt und dementsprechend andere Konsequenzen zieht, als dies die Menschheit und besonders die unnatürlich gewordene Menschheit einer degenerierten Überkultur tut. Was in den Augen einer solchen Menschheit als ein Verbrechen gegen irgendeinen sozial gültigen Pflichtenkodex angesehen wird, gilt in den Augen der Natur häufig als Tugend und umgekehrt. So waren

Sokrates und Christus in den Augen ihrer Mitbürger Verbrecher gegen den sozial-moralischen Pflichtenkodex, der zurzeit in den oberen Kasten Geltung hatte und man beschuldigte sie, daß sie ihre Mitbürger zu einer ganz falschen Lebensführung verleiten. Das richterliche Urteil der Mitbürger war der körperliche Tod. Die Natur verwarf in zweiter Instanz dieses Urteil, erklärte beide als Wohltäter der Menschheit, als Leitsterne auf dem Wege der richtigen hygienischen, sozialen und moralischen Lebensführung und dekretierte, daß sie als solche Anspruch haben im Gedächtnis der Menschen, solange es Kulturmenschen gibt, zu leben.

Auf der anderen Seite sehen wir reiche Menschen, die täglich Sünden gegen den hygienischen und sozialen Pflichtenkodex begehen, in Üppigkeit und Schwelgerei förmlich aufgehen und auch andere durch ihr Beispiel und ihren Einfluß zu einem solchen unnatürlichen Leben verleiten. Solche Menschen werden in der Gesellschaft oft sozial hochgeachtet, als Lebenskünstler angestaunt, im hohen Grad als Glücksmenschen beneidet und sie selbst glauben, wie sehr sie sich um das dankbare Gedächtnis ihrer Mitbürger verdient gemacht haben. Die Natur ratifiziert aber dieses Urteil nicht. Sie sieht in solchen Menschen nicht nur keine Lebenskünstler, sondern wahre Lebenspfuscher, keine Wohltäter der Menschheit, sondern Verbrecher und Verführer derselben und hiernach fällt auch ihr Urteil aus. Sie straft solche Menschen im Alter mit Siechtum und sehr häufig mit einem fürchterlicheren Tode, als je ein wirklicher Verbrecher zu erleiden hatte, sie gibt ihnen am Ende ihres Lebens die Selbstverachtung, wenn sie zur Einsicht kommen, wie sehr sie ihr Leben verpfuscht haben und streicht sie aus dem Gedächtnis der Menschen. Ja nicht genug damit, sie straft ihre hygienischen Sünden sogar meistens an ihren Nachkommen durch mehrere Generationen. Wir können heute, wo wir genealogischer beobachten, sehen, daß die Strafen, die nach der Ansicht der alten Priesterkasten von der Gottheit „bis ins vierte Glied“ für angebliche Sünden gegen den moralischen und religiösen Pflichtenkodex auferlegt werden und welche meist in körperlichen und besonders geistigen Krankheiten bestehen, gerade in der Mehrzahl der Fälle, ja fast regelmäßig die Folgen der Sünden gegen den hygienischen Pflichtenkodex sind. Es gibt

keine Strafe auf dieser Welt, welche derjenigen zu vergleichen wäre, welche die Natur z. B. über eine Säuferfamilie verhängt. Fast ebensoviele Generationen werden in der fürchterlichsten Weise körperlich und geistig gestraft, als vorher gesündigt haben. So sehr haßt die Natur die Sünden gegen den hygienischen Pflichtenkodex, denn sie weiß nur zu gut, daß diese Sünden nicht nur die Wurzel aller möglichen moralischen Verkommenheit sind, sondern auch zum Ruin der Rasse selbst führen müssen. Wie sehr bemühen sich heute die Kulturstaaten durch die strengsten Maßregeln die akuten Seuchen, die eigentlich gewöhnlich reinigende Gewitter unter der der Auslese sehr bedürftigen Kulturmenschheit darstellen, zu verhüten! Dabei haben sie aber fast keine Augen und keine wahren Verhütungsmittel gegen die viel gefährlicheren, weil Generationen verderbenden Seuchen, (Tuberkulose, Lues, Geisteskrankheiten, chron. Alkoholismus), welche die Menschheit viel mehr dezimieren und genealogisch schädigen als die akuten Seuchen je getan haben. Die Palliativmittel, welche hier angewendet werden, sollten doch längst schon als solche erkannt und die Einsicht zur Reife kommen, daß das Übel tiefer gefaßt werden muß. Solange die Kulturmenschheit nicht die Lebensführung in sozialer und hygienischer Beziehung gründlich ändert, wird sie diese fürchterlichen Würgengel nicht losbekommen und müssen ihnen auch in der Zukunft Hekatomben von Generationen geopfert werden. Die Folgen eines solchen genealogischen Raubbaues an der Kulturmenschheit zeigt uns die Geschichte mit flammenden Warnungstafeln und die gesunden Barbarenvölker werden dann niemals fehlen, welche solche körperlich degenerierte und dezimierte Kulturvölker der gründlichen Auslese zuführen. Angesichts solcher Tatsachen ist es wirklich eine der merkwürdigsten Erscheinungen im menschlichen Kulturleben, daß die Lebenskunst, obwohl sie die erste und wichtigste Kunst im Kulturleben der Menschheit sein sollte, doch so sehr vernachlässigt wird und man fast jeder anderen Kunst mehr Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen läßt als dieser. Diese Kunst glaubt jedermann zu verstehen und wie das Tier von Hause aus die Befähigung hierzu mitbekommen zu haben. Das wäre auch zweifellos richtig, wenn der Mensch noch das naive Kind der Natur wäre, was er einst vor ungezählten Jahrtausenden war

und nicht durch das Essen vom Baume der Erkenntnis von der Natur sich emanzipiert hätte. Dadurch ist aber der Mensch eben in die Lage gekommen ein Kunstleben zu führen, welches ihn einerseits hoch über das tierische Leben erhebt, aber auch andererseits befähigt, zu einer Lebensführung herabzusinken, welche wiederum weit unter der tierischen steht und wohin das Tier geleitet von seinem natürlichen Instinkt überhaupt niemals gelangen kann. Bis zu welcher unnatürlichen schauerlichen Lebensführung Menschen und Kasten in den Degenerationsperioden der Kulturvölker gelangen können, lehrt uns zu unserer Schande, aber auch zur warnenden Belehrung die Naturgeschichte derselben.

Das Band, womit die Natur auch den emanzipierten Kulturmenschen hält, ist nur gelockert aber doch vorhanden und macht sich dasselbe nicht nur durch das sozialmoralische Gewissen, sondern auch auf hygienischem Gebiete durch Hemmungen und Warnungen geltend. Aber der degenerierende Kulturmensch hat für solche Hemmungen und Warnungen der Natur kein Verständnis und Beachtung mehr. Ja der degenerierte Mensch erhält von der Natur jetzt gleichsam den Trieb, an sich selbst das Harakiri zu vollziehen und sich und seine Nachkommen rasch der natürlichen Auslese alles Unbrauchbar-Gewordenen zu überantworten. In solchen Zeiten tiefer Degeneration kommt es dahin, daß ein richtiger Lebenskünstler, d. h. ein wahrer Mensch, eine derartige Seltenheit wird, daß man ihn wirklich wie Diogenes in den Degenerationszeiten des Griechentums, mit der Laterne suchen muß. Immer weiter entfernt sich der Überkulturmensch in solchen Zeiten vom richtigen natürlichen Leben und immer schwerer wird es dem Einzelnen, der sich diesem unnatürlichen Herdenleben entziehen will, den richtigen Weg des Lebens zu finden und darauf zu beharren.

Die vielen Jahrtausende, welche der Kulturmensch in dieser Kunst bereits verlebt hat, haben eine bedeutende Summe von Gefühlen und einen gewaltigen Niederschlag von Erfahrungen aufgestapelt, welche in der Erbschaftsmasse der Kulturvölker und in den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen niedergelegt sind. Jedes Volk beteiligt sich an der Aufspeicherung dieses Schatzes in der Weise, indem es seine gemachten Lebenserfahrungen in Sprichwörtern zur dauernden Belehrung der kommenden Gene-

rationen sammelt. In diesem Schatze sehen wir das repräsentiert, was wir die Lebensweisheit der Kulturmenschheit nennen können. Jedes Jahrhundert und jedes Kulturvolk hat sich bemüht, diesen Schatz zu vermehren. An der nötigen Belehrung in dieser Richtung hat es dem Kulturmenschen niemals gefehlt, wohl aber häufig am richtigen Willen und an der nötigen Selbstzucht.

Zweifellos spielt auch hier bei den Kulturvölkern die ursprüngliche Rassenanlage und das Milieu die wichtigste Rolle, ob sie die Fähigkeit haben, sich zu richtigen Lebenskünstlern auszubilden oder nicht. Wir können deutlich sehen, daß es Völker gibt, denen, wie es scheint, jede Befähigung abgeht, sich viel über das tierische Leben zu erheben, ja denen schon ein geringer Grad der errungenen Willensfreiheit gleich von Anfang an bereits zum größten Schaden ausschlägt, und die es also nicht einmal zum handwerksmäßigen in dieser Kunst bringen. Auf der anderen Seite gibt es wieder Völker, welche zur Lebenskunst prädestiniert erscheinen und die es auch in dieser Kunst auf eine hohe Stufe der Ausbildung gebracht haben.

Wie jede Kunst, hat auch die Lebenskunst in einer Kulturperiode drei naturgeschichtliche Phasen. Zu der Zeit, wo sich das Leben des Menschen über das tierische Niveau erhebt und sich zur künstlerischen Lebensführung vorbereitet, ist die soziale und hygienische Lebensführung die vorherrschende, die Individualität tritt in dieser Periode vollkommen hinter der Allgemeinheit zurück und geht ganz in derselben auf. In dieser Zeitperiode ist auch die körperliche Lebensführung noch eine mehr unbewußt naive, natürlichere und darum auch gesündere. Für die zweite Phase der Lebenskunst bei den Kulturvölkern ist charakteristisch, daß sich in derselben neben der sozialen Richtung auch stets die individuelle zur Geltung bringt und daß sich in dieser Phase ein harmonisches Verhältnis zwischen den Pflichten und Rechten der Allgemeinheit und den Pflichten und Rechten der Persönlichkeit herstellt. Doch erreichen diese Phase der Lebenskunst nicht alle Kulturvölker. Bei denjenigen aber, wo dieses Gleichgewicht sich einstellt, sehen wir, daß diese Phase die Periode der glücklichsten Lebensführung eines Volkes darstellt, daß also in dieser Harmonie zwischen allgemeiner und persönlicher Pflichterfüllung die höchsterreichbare Blütezeit

der menschlichen Lebenskunst begründet ist. Diese Blüteperiode dauert aber, wie wir leider sehen können, gewöhnlich nur kurze Zeit und es macht fast den Eindruck, als wenn die Kulturmenschheit nichts schwerer ertragen könnte, als das Glück einer harmonischen Lebensführung. Ist eine solche harmonische Höhe der Lebenskunst von einer Kaste, einem Volke erreicht, so bemerken wir stets bald ein rapides Anwachsen der individuellen egoistischen Lebenstriebe, welche immer mehr das Übergewicht über die sozialen Triebe erhalten, womit die dritte Periode, die Degenerationsperiode beginnt. Das Leben des Individuums, der Kaste, des Volkes, wird immer mehr Selbstzweck, der persönliche, der Kasten-Egoismus, wächst ins Extreme und damit steigert sich immer mehr der Verfall der wahren Lebenskunst. Jede solche Verfallszeit der Lebenskunst endet mit allgemein verbreiteten konstitutionellen Krankheiten, mit Verzweiflung am Leben und zunehmenden Pessimismus.

Aber gerade dieses Endstadium einer Kulturepoche beweist uns am besten, wieviel wichtiger und ausschlaggebender für die Lebenskunst die Folgen einer unnatürlichen körperlichen Lebensführung sind, als diejenigen einer falschen sozialen. Die Geschichte und das tägliche Leben lehrt uns, daß ein gesunder Mensch nicht leicht an seinem Schicksal irre wird, selbst durch ganz außerordentliche Schicksalsschläge und sehr harten politischen Druck nicht zur Verzweiflung gebracht werden kann, während wir sehen können, daß bei einem konstitutionell kranken Menschen ein nicht bedeutendes äußeres Unglück genügt, um ihn zur Verzweiflung und zum schlimmsten Pessimismus zu treiben. Der so häufige Selbstmord des Kulturmenschen in den Degenerationsperioden geschieht fast stets in erster Linie aus Verzweiflung über unheilbare körperliche Leiden, wobei die nächstauslösende Veranlassung meist ein ganz unbedeutendes Unglück ist, mit welchem ein gesunder Mensch spielend fertig würde. Mit den Folgen einer falschen sozialmoralischen Lebensführung findet sich das gesunde Individuum leicht ab, weil hier die Heilmittel näher liegen. Auch haben es ja stets die Priesterkasten verstanden, das moralische Gewissen zu beruhigen und die angeblich erzürnte Gottheit zu versöhnen. Aber der Gott Äskulap, wenn einmal ordentlich erzürnt, erschien schon den Alten als ein sehr unversöhnlicher Gott.

Gewöhnlich werden von solchen körperlichen Degenerationszuständen infolge unnatürlicher Lebensführung nur die oberen Stände ergriffen. Nur in Zeiten einer durch besondere günstige äußere Umstände hervorgerufenen Überkultur, in der auch das Volk an der unnatürlichen Lebensführung der oberen Kasten mehr teilnimmt, greifen die konstitutionellen Krankheiten mit ihren fürchterlichen Folgen auch auf das Volk über. In solchen Zeiten des allgemeinen Elendes und der Verzweiflung ist dann der Boden geeignet, den Samen einer neuen Heilslehre für eine richtige Lebensführung aufzunehmen und das Bedürfnis und die Not der Menschheit bringt dann auch das Genie hervor, welches der Menschheit wieder den richtigen Weg der Lebensführung zeigt.

Seitdem der Mensch ein Kunsttier geworden, hat auf denselben nichts eine größere Anziehungskraft ausgeübt als der Kontrast und je extremer die Kontrastwirkung ist, desto größer ist der faszinierende Einfluß desselben besonders auf die große Menge. Diese Liebe zur Kontrastwirkung, die wir in allen Sitten, Gebräuchen und in allen Kunstrichtungen beobachten können und die uns auch das ewige Schwanken der Menschheit zwischen den Extremen naturgeschichtlich erklärt, macht sich nirgends stärker geltend, als in der Lebenskunst. Darum sehen wir auch, daß alle Genies der Lebenskunst in ihren Bestrebungen, die Menschheit wieder auf den rechten Weg der Lebensführung zu bringen, dieses Prinzip des extremen Kontrastes zur Anwendung gebracht haben. Hätten es diese Genies nur dabei bewenden lassen, der großen Menge den natürlichen Lebensweg zu zeigen und selbst ein solches Leben zu führen, so würden sie wohl auf einzelne gebildete Menschen einen guten Einfluß geübt und dieselben zu ihren Ansichten und Gewohnheiten bekehrt haben, auf die große Menge, die niemals durch den Verstand, sondern immer nur durch das Gefühl und durch auffallende extreme Kontrast-Erscheinungen in Bewegung zu setzen ist, würden solche Lebensregeln stets fast wirkungslos gewesen sein. Um die große Menge von dem falschen Lebenswege abzubringen, muß also das Genie den entgegengesetzten Kontrast in auffallender Weise in Anwendung bringen und muß daher ein Ideal einer Lebensführung in dieser Hinsicht aufstellen, welches weit über das natürliche und für die Durch-

schnittsmenschheit mögliche Maß hinausgeht. Je schwerer erreichbar das Ideal der Lebensführung vor den Augen der großen Menge dann dasteht, desto größere magnetische Anziehungskraft besitzt dasselbe für das Gefühl derselben und desto eher läßt sich dieselbe dadurch bewegen, ihr zu folgen und sie nachzuahmen. Und auf dem Wege dieser Nachahmung kommt dann die große Menge, wenn sie auch unterdessen zur Einsicht der Unerreichbarkeit des Ideals gelangt, doch der richtigen Lebensführung näher und die Absicht des Genies ist erreicht. Das vom Genie aufgestellte Ideal einer solchen Lebensführung gleicht dem Sternbild am Himmel, welches, obwohl es der Schiffer niemals erreicht, eben doch ein sicherer Wegweiser auf dem unsicheren Wege des Meeres bleibt. Das Ideal der Lebensführung, wie es z. B. Buddha und Christus aufgestellt haben, überschreitet weit das Maß der Lebensführung, wie sie dem Durchschnitt der Kulturmenschheit zu erreichen möglich ist, ja bei der konsequenten Durchführung desselben wäre ein höheres Kulturleben eigentlich unmöglich. Aber dieses extreme Ideal ist gerade wegen seiner faszinierenden Kontrastwirkung doch zu einem Sternbild geworden, welches für viele Milliarden einen sicheren Kompaß für eine richtige Lebensführung auf der stürmischen See der menschlichen Leidenschaften gebildet hat. Soll die Menschheit aber nicht immer wieder um die Erfolge ihrer Kulturfortschritte betrogen werden und am Ende einer langen Kulturarbeit in Siechtum, Not und Verzweiflung verfallen, so wird es, wie gesagt, notwendig sein, daß sie in Zukunft in bezug auf die Wertschätzung des sozialen und hygienischen Pflichtenkodex eine Umwertung vornimmt und in ihre ganze Lebensführung mehr Harmonie bringt, indem sie der körperlichen Lebensführung eine weit größere Wertschätzung angedeihen läßt, als dies bis jetzt geschehen ist. Dadurch wird sie auch die moralische Degeneration viel sicherer verhüten, als dies bisher durch die Religion, durch Gesetze, Sitten und Gebräuche erzielt worden ist. Denn auch für das sozialmoralische Gebiet gilt das große hygienische Gesetz, daß die sozialmoralischen Volkskrankheiten leichter zu verhüten als zu heilen sind. Die Gewohnheit, daß einer ein Säufer wird, kann durch hygienische Belehrung verhütet werden, aber die Folgen einer Säufergewohnheit mehrerer Generationen wird bei den Nach-

kommen stets zu einer unheilbaren sozialmoralischen Erkrankung führen. Wenn auf dem Gebiete des sozialen und moralischen Pflichtenkodex es die Aufgabe jedes Menschen ist, seine Handlungen so einzurichten, daß er niemanden etwas tut, was er nicht will, daß ihm selbst geschieht, so ist es eine nicht minder wichtige hygienische Aufgabe, ein Leben zu führen, wodurch weder die eigene noch die eines Nebenmenschen, am allerwenigsten aber die Gesundheit der Nachkommen Schaden leiden kann.

Das ist die richtige Lebenskunst, die der Pflichten gegen seinen eigenen Körper und den des Nebenmenschen und Nachkommen stets eingedenk ist und nichts belohnt die Natur mehr als die richtige Erfüllung dieses Pflichtenkodex. Alle Utopien von einem möglichen Erdenglück der Menschen infolge sozialer Veränderungen sind auf Sand gebaut, solange die Menschen nicht zur Einsicht kommen, daß es ihre erste oder wichtigste Aufgabe ist, körperlich ein naturgemäßes Leben zu führen. Die besten sozialmoralischen Einrichtungen und Gesetze können nachkommenden Geschlechtern keinen Ersatz bieten für eine überkommene konstitutionelle Schädigung der Gesundheit. Selbst die Hoffnung auf ein jenseitiges Glück oder eine „ewige Wiederkehr" ist ein schwacher Trost für solche geschädigte Geschlechter und dies um so mehr, als, wie dies in Degenerationszeiten regelmäßig der Fall ist, auch der Glaube an solche Tröstungen zu versagen beginnt.

* * *

Wie wir sehen können, hat auch auf dem Gebiete der Lebenskunst das weibliche Geschlecht den besseren Teil erwählt.

Nicht nur dadurch, daß das Kulturweib bei den talentierten und genialen Völkern mehr dem harten Kampfe ums Dasein entrückt ist, es ist ihm auch, wie wir konstatiert haben, bei der Arbeitsteilung und der Züchtung der künstlerischen Erbschaftsmasse des Kulturlebens der wärmere Pol des Gefühlslebens zugefallen, wodurch das weibliche Geschlecht nicht nur in die Lage kam, selbst glücklicher zu sein, sondern was wichtiger ist, auch andere glücklicher zu machen. Da der Schwerpunkt in dieser Kunst stets mehr auf der Seite des allgemeinen als des persönlichen Interesses liegt und darum die Devise der



413742

richtigen Lebenskünstler immer gelautet hat, daß „Geben seliger sei als Nehmen", so ist das weibliche Geschlecht als Züchterin und Hüterin des im Leben der Menschheit die wichtigere Rolle spielenden Gefühlsschatzes auch in der Lage dieser Devise mehr nachzukommen als das männliche. Wir können auch aus der Naturgeschichte des weiblichen Geschlechtes und den Biographien der hervorragenden Frauen jener Völker, bei denen die Frau die ihr zukommende Stellung und Würdigung gefunden hat, sehen, daß, wenn dasselbe in den meisten Künsten und Wissenschaften auch selten über die Grenze des Dilettantismus sich erhebt, in dieser wichtigsten aller Künste es das männliche Geschlecht weit übertrifft und die besten Virtuosinnen in dieser Kunst hervorgebracht hat. Dazu kommt, daß das weibliche Geschlecht in der richtigeren Lebensführung auch durch eine größere Unfreiheit des Lebens unterstützt wird, indem gewisse strengere Sitten und Gebräuche das weibliche Geschlecht stets zu seinem Vorteile gezwungen haben, den hygienischen Pflichtenkodex besser zu befolgen und natürlicher zu leben als dies beim Mann in der Regel der Fall gewesen ist. Alles das erklärt uns auch die biologische Tatsache, daß das weibliche Geschlecht trotz seiner körperlichen Schwäche in bezug auf die durchschnittliche Lebensdauer das männliche Geschlecht weit übertrifft.

Aber nicht im Individuellen liegt die Hauptbelohnung der Natur für eine richtigere Lebensführung sondern im Genealogischen. Denn wie die Natur genealogisch bestraft so belohnt sie auch genealogisch. Nicht nur, daß die weiblichen Linien in Degenerationszeiten weniger degenerieren als die männlichen, so sterben sie auch, wie wir später sehen werden, weniger aus. Selbst also im Genealogischen können wir beobachten, daß nichts im Leben des Kulturmenschen sich mehr belohnt als das Streben, ein echter Lebenskünstler zu sein.

### Die Naturgeschichte der primären und sekundären Künste.

Im ersten Kapitel habe ich bereits erwähnt, daß sich die Künste ganz naturgemäß in zwei große Klassen teilen lassen, je nach dem kulturellen Bedürfnis, dem sie dienen: in die primären oder staatlich notwendigen Künste und in die sekun-

dären oder sogenannten schönen Künste. Zur ersten Klasse gehören jene Künste, welche zur Bildung und Erhaltung eines Staatswesens unbedingt notwendig sind und deren Talente und Genies daher stets zuerst zur Züchtung kommen müssen. Die zweite Klasse der Künste ist für das soziale Leben der Menschen in einem Staate nicht unbedingt notwendig, sie dienen aber dazu, das Leben der Kulturmenschen zu verschönern, zu veredeln und unterstützen und fördern in hohem Grade die Wirkung der primären Künste. Zu den primären Künsten zähle ich die Herrscherkunst, die religiöse Kunst, die Kriegskunst, die juridische, medizinische und Handelskunst; zu den sekundären Künsten die Poesie, die Rhetorik, Architektur, Bildhauerei, Malerei, Musik etc., ferner die alle Künste und Wissenschaften zusammenfassende Philosophie. So wie der Zweck dieser Künste ein verschiedener ist, so ist auch ihre Naturgeschichte eine verschiedene und ist es unsere Aufgabe, auf dieselbe etwas näher einzugehen.

Ich werde mich aber bei dieser Untersuchung nicht in prähistorische Zeiten verlieren, sondern möglichst versuchen, auf dem Boden historischer Tatsachen zu bleiben. Da, wie wir in dem Kapitel über die Wurzelcharaktere des Talentes und Genies sehen werden, die Hauptbedingung der Züchtung derselben der Ackerbau, die Seßhaftigkeit und die damit zusammenhängenden Folgen für die Charakterbildung sind, so werde ich auch bei dieser Untersuchung nur bereits ackerbautreibende Völker als die Basis derselben annehmen, von wo aus wir dann die Züchtung der Talente und Genies in den primären und sekundären Künsten weiter verfolgen werden.

## A. Die Züchtung der primären Talente und Genies.

Der Unterschied zwischen den primären und sekundären Talenten liegt nicht nur darin, daß die ersteren die zur Bildung eines Staatswesens notwendigen und darum zuerst gezüchteten sind, während die sekundären nur der höheren und feineren Ausbildung desselben dienen und darum später erscheinen, er ist auch ein biologisch tiefer liegender und in der Entwicklung der Talente und Genies und ihrer verschieden vorwiegenden Erbschaftsmasse bedingt. In den Anfängen des Kulturlebens, so-

lange noch die starken Grundmauern eines Staatsgebäudes gelegt werden müssen, bildet die höhere Züchtung der Wurzelcharaktere nicht nur die notwendigste, sondern auch die wichtigste Aufgabe derjenigen Familien, aus denen die politischen Führer des Staates hervorgehen. In diesem Stadium der Staatsbildung sind es eben nur die Wurzelcharaktere: ein zäher energischer Wille, Fleiß, Disziplin, scharfes Orientierungsvermögen etc., welche im Kampfe ums Dasein mit der Natur und den rivalisierenden Völkern den Ausschlag geben und spielen feinere Gefühle eine ganz untergeordnete Rolle. Es ist also die vorwiegend väterliche Erbschaftsmasse, welche bei diesen gezüchteten Talenten und Genies der primären politischen Künste in erster Linie ausschlaggebend ist. Daher wird von jetzt an auch der väterlichen Abstammung der hohe Wert in den führenden Familien zuerkannt: Ahnenkultus und Vaterrecht bedingen sich gegenseitig und sehen wir dieselben überall, wo ein junges Staatswesen sich bildet, in den ersten Zeiten im höchsten Ansehen. Erst auf den höheren Stufen der Kultur fangen dann die feineren künstlerischen Gefühle also die vorwiegend mütterliche Erbschaftsmasse an eine größere Rolle zu spielen und steigert auch in den primären Künsten sich dieser Einfluß immer mehr, je höher die Kultur steigt.

So wichtig auch die Wurzelcharaktere für die Züchtung der sekundären Talente und Genies sind, so spielen doch von Anfang an in diesen Künsten die ererbten Gefühle eine solche überwiegende Rolle, daß wir also in bezug auf die sekundären Künste durchwegs der mütterlichen Erbschaftsmasse den ausschlaggebenden Einfluß zuschreiben müssen. Was ich hier ausspreche und naturgeschichtlich begründe, wurde schon längst im praktischen Leben als bestehend angenommen und wurde daher auch bei allen primären Talenten und Genies, ausgenommen bei der Religion, die väterliche Abstammung als das wichtigere angesehen, während der überwiegende Einfluß des mütterlichen Blutes bei den sekundären Künsten wenigstens oft geahnt und vom sekundären Talente und Genie selbst häufig in ihren Biographien bestätigt wurde.

Wir können die primären Künste in zwei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe besteht aus den Künsten, welche die Grundmauern jedes Staatswesens bilden, ohne die eine soziale

Vereinigung höheren Grades überhaupt nicht bestehen kann, es sind diese die Herrscherkunst, die Kriegskunst und die Religion. Die zweite Gruppe besteht aus Künsten, die in ihren handwerksmäßigen Anfängen auch den primitivsten Staatswesen notwendig sind, welche aber zu der Höhe einer Kunst und Wissenschaft sich erst ausbilden können, wenn die erste Gruppe der primären Künste eine gewisse Höhe der Zucht erreicht hat, es sind dies die Rechts- und Arzneikunst und die Handelskunst.

## Erste Gruppe der primären Künste.

### Das Herrscher-Talent und Genie.

So zahlreich von jeher die Formen waren, unter denen der Mensch die Herrschaft über seine Mitmenschen ausgeübt hat, so ist das grundlegende natürliche Prinzip, welches diese Herrschaft begründet, doch stets das gleiche gewesen und wird es auch immer bleiben.

Schon vor mehreren Tausenden von Jahren hat der Chinese Meng-tse dieses Prinzip kurz und bündig ausgedrückt, indem er sagt: „Die einen arbeiten mit dem Kopfe, die andern mit den Armen. Die mit dem Kopfe arbeiten, regieren die Menschen; die mit den Armen arbeiten, werden von jenen regiert; die von andern regiert werden, ernähren diese; die, welche die Menschen regieren, werden von diesen ernährt. Das ist das allgemeine Weltgesetz.“

Damit ist gesagt, daß zur Herrschaft über andere nicht nur hervorragend körperliche Charaktere die Berechtigung verleihen, sondern daß der wichtigste unterscheidende Charakter zwischen Regierenden und Regierten naturgemäß im Intellekt liegt. Wir sehen dieses Prinzip in historischen Zeiten nicht nur in allen Kulturstaaten in Geltung, sondern wir müssen auch annehmen, daß von jeher für die Kulturmenschheit der Intellekt als das wichtigste Mittel zur Erringung einer herrschenden Stellung für den Einzelnen sowohl als für eine Kaste oder ein Volk gegolten hat. Denn schon seine Herrscherstellung im Tierreich hat der Mensch nicht so sehr seinen körperlichen Charakteren zu verdanken, als der Überlegenheit seines Intellektes und es ist nicht anzunehmen, daß später, als

infolge der stärkeren Besiedelung der Erde der Kampf zwischen den Menschen um die Herrschaft über den Boden und seine Güter schärfer wurde, diese Waffe nicht auch in diesem viel gefährlicheren Kampfe der ausschlaggebende Faktor gewesen sei. Stets waren zwar körperliche Charaktere als Größe, Stärke usw. auch in diesem Kampfe nicht zu unterschätzende Waffen; es ist nur wichtig, festzustellen, daß, wenn wir von einem Rechte der Stärkeren oder von einem „Faustrecht" sprechen, bei diesem Rechte nicht die rohe Muskelkraft die erste und einzige Rolle gespielt hat, sondern daß dasselbe nur dann seine herrschende Stelle erringen konnte, wenn der kräftige Arm auch von einem kräftigen Geist in Bewegung gesetzt wurde.

Wenn dieses Naturgesetz in der Naturgeschichte der Menschheit vorübergehend umgestoßen wurde und ein rohes Barbarenvolk die Herrschaft über ein intelligentes Kulturvolk erlangte, so geschah das stets nur in einem Degenerationsstadium des letzteren und dauerte in Wirklichkeit niemals lange. Denn wir können gerade an der Geschichte der Völkerwanderung sehen, wie rasch hier die physische Gewalt unter die geistige Herrschaft der besiegten Nation kam und daß der umgestürzte Thron der degenerierten Cäsaren in Rom bald wieder aufgerichtet und sich dort eine geistige Herrschaft etablierte, welche die rohen Sieger bald stärker und intensiver unter ihr Joch beugte, als dies dem römischen Cäsarentum in seinen noch kräftigeren Zeiten je gelungen war.

Schon Aristoteles hat bekanntlich die Form, unter der das Herrscher-Talent und Genie zur Wirksamkeit kommt, auf drei Grundtypen zurückgeführt. Wir wissen aber heute, daß diese Einteilung wohl für das Altertum richtig war, aber den modernen Verhältnissen und der Weiterentwicklung des Staates nicht mehr ganz entspricht. Doch das interessiert mehr den Politiker, während wir es nur mit der Züchtung des Herrscher-Talentes und -Genies allein zu tun haben. In dieser Richtung hat sich seit dem Altertum nichts wesentliches geändert und entspringt das Herrscher-Talent heute wie damals

1. der Züchtung in einer Familie (Monarchie und ihre Abarten),
2. der Züchtung in einer Kaste (Aristokratie und ihre Abarten),
3. der Züchtung im Volk (Demokratie).

### ad 1. Die Züchtung des Herrscher-Talentes in einer Familie.

Der Mensch war von je ein Herdentier und es hatte auch die menschliche Horde ebenso wie die tierische Horde stets ein entweder selbst gewähltes oder durch die Gewalt aufgezwungenes Oberhaupt. Das natürlichste Oberhaupt war in der kleinen Sippe der „pater familias" und darauf beruhte die älteste auf Blutsverwandtschaft gegründete Herrschaft: die patriarchalische. Als dann der verfügbare und gut zu verwertende Boden seltener wurde, war es, um im Kampfe ums Dasein bestehen zu können, notwendig, daß sich diese verwandten Sippen zu einem Volksstamme vereinigten und sich für Krieg und Wanderungen einen gemeinschaftlichen Führer — Fürsten, König — wählten.

Diese patriarchalische Herrscherform war zweifellos der ursprünglichste Herrschaftstypus, aus dem die orientalische Despotie bei den Nomadenvölkern allmählich sich entwickelt hat. Anders entwickelte sich die Herrscherform bei den ackerbautreibenden Völkern, speziell bei den arischen.

Die alte Horden- oder Sippenverfassung war hier, solange es kein persönliches Eigentum gab, auf gleichen Rechten und gleichen Pflichten aufgebaut. Die Genossen wählten sich im Kriege ihre Führer aus den Besten unter den Freien. Es gab also nur einen Meinungsadel, d. h. das Wesen dieser Führer war von dem der gemeinen Freien nicht verschieden, sondern nur aus derselben Wurzel in höherem Grade fortgebildet.

Diese Erhebung des Führers beruht also nicht auf von außen gegebenen Grundlagen, sondern lediglich auf der innersten Überzeugung des gesamten Volkes; seine Herrschaft über dieses, wo er an dessen Spitze tritt, ist keine notwendige, durch Zwang auferlegte, sondern auf freier Wahl der Beherrschten begründet; es ist die Herrschaft über Gleiche oder des „primus inter pares" (Maurer). So finden wir bei allen arischen Völkern, von denen wir aus ihrer geschichtlichen Kindheit einige Notizen haben, noch keine erbliche führende Kaste, sondern die Völker bestanden aus Freien und Unfreien und das ganze Herrenvolk nahm in diesem Stadium denselben Vorrang und dieselben Vorrechte für sich in Anspruch.

Auch hier war natürlich in der Familie das Vaterrecht

in Geltung, aber die Herrschaftsform schon wegen der größeren Seßhaftigkeit eine andere als bei der Nomadensippe. Neben größerer individueller Freiheit einerseits herrschte hier von Anfang an auch größere Gebundenheit andererseits, wie das schon durch die verschiedene Art der Lebensweise bedingt war. Der Ackerbauer lernte anders befehlen und gehorchen als der Nomade. Der freie Bauernhof war hier der Urtypus des arischen Staatswesens, dieser war die Zelle, aus deren Anhäufung und Vermehrung der staatliche Organismus im echten Sinne des Wortes entstanden ist. Der seßhafte Bauer, wie er über seine Kinder, sein Gesinde herrscht, wie er frei über seinen Grund und Boden verfügt und denselben gegen alle Feinde verteidigen muß, ist also der Urtypus des eigentlichen Herrschertalentes, der wahre Mikro-Regent. Wie aus dieser Anhäufung der Urzellen dann später das Blut entsteht, wobei die roten Blutkörperchen den Bürgern, und die weißen die Phagoziten den Soldaten entsprechen, wie endlich das Zentralnervensystem der Adel und die Monarchie sich bildet, dieser Prozeß verliert sich fast für alle Ackerbaustaaten in das prähistorische Dunkel und kann uns daher nicht weiter beschäftigen. Hier haben wir es mit der Züchtung der monarchischen Familien zu tun und wenn auch die ersten diesbezüglichen Versuche ebenfalls weit in die prähistorischen Zeiten der ersten Kulturvölker zurückgehen, so sind wir doch in der Lage, aus den historischen Zeiten diesen Werdeprozeß genau zu studieren.

Die Erfahrung an sich selbst und die Beobachtung, welche die Menschen in der Natur und an der Züchtung ihrer Haustiere gemacht haben, werden denselben frühzeitig die Überzeugung beigebracht haben, daß zur Züchtung gewisser hervorragender körperlicher und geistiger Charaktere, wie sie für die gute Führung eines Volkes stets notwendig waren, eine engere Inzucht im Kreise weniger Familien das einzige natürliche Mittel ist. Denn nur auf diese Weise können auch bei den Haustieren vorteilhafte Variationen oder durch Übung erworbene höhere Varietäten bestimmter erwünschter Charaktere weiter gezüchtet und mit Sicherheit auf die Nachkommen vererbt werden. Da es in der Kindheit der menschlichen Kultur noch keine erblichen Krankheiten gab, so gab es auch keine Scheu vor

der Blutnähe und darum treffen wir gerade bei den ältesten Kulturvölkern noch in den Herrscherhäusern auf die allerengste Inzucht, auf Bruder- und Schwester-Ehe oder Ehe zwischen Onkel und Nichte und Geschwisterkinder als etwas ganz selbstverständliches.

Die Folge war bei jenen Völkern, wo diese Inzucht Sitte war, im Verlaufe der Generationen überall die gleiche: ein ganz außerordentlich konservativer Sinn und nach einer Periode des Kulturfortschrittes mit der Zeit eine völlige Erstarrung und Stillstand aller Kultur. Diese Herrscherfamilien und ihre Völker gleichen, aus der historischen Vogelperspektive angesehen, den streng geregelten Tierstaaten der Bienen und Ameisen, wo wir ja auch bei der Fortpflanzung die engste Inzucht, also Bruder- und Schwester-Ehe, fast als Regel vorfinden. Dem Vorteil der sicheren Vererbung des Herrschertalentes in diesen engsten Inzuchtfamilien standen aber auch Nachteile gegenüber. Die Nachteile einer engen Inzucht, wenn sie durch viele Generationen ununterbrochen fortgesetzt wird, sind jedem Tierzüchter bekannt. Es sind dies ein Nachlaß der geschlechtlichen Reproduktionskraft, woraus die Gefahr des Aussterbens einer solchen Familie gegeben ist und die Gefahr, daß dieselben erblichen Krankheiten und der körperlichen und geistigen Degeneration leichter verfallen. Diese letztere Gefahr war natürlich bei fortschreitender Kultur und zunehmendem Reichtum und Luxus für alle Herrscherfamilien groß, sie mußte aber hier, wo niemals ein regenerierender Bluteinschlag möglich war, gerade tödlich werden. Das war auch der Fall und wird durch die rasche Folge des Wechsels der Dynastien bei den ältesten Kulturvölkern und das im Vergleich zu europäischen Herrscherfamilien so rasche Degenerieren und Aussterben derselben in männlicher Linie bewiesen.

Haben wir in diesen Herrscherfamilien das Inzuchtprinzip im Extrem vertreten, so können wir in vielen orientalischen Herrscherhäusern, wo Polygamie herrschte, das andere entgegengesetzte Extrem beobachten. Es war zwar überall eine bevorzugte Königin vorhanden und die Kinder derselben in erster Linie zur Herrschaft berufen. Doch war natürlich, wie das stets bei der Polygamie der Fall ist, dem Blutchaos Tür und Tor geöffnet und die Folgen traten auch überall in gleicher

Weise früher oder später auf. Hier war gewöhnlich nur der Gründer der Dynastie ein hervorragendes Feldherrn-Talent oder Genie und sehen wir diese Dynastien in wenigen Generationen durch Charakterlosigkeit und den dadurch hervorgerufenen Palastrevolutionen zugrunde gehen.

Ein eigentliches Herrscher-Talent im europäischen Sinne konnte bei einer derartigen fortwährenden Blutmischung der verschiedensten Charaktere und bei einer Erziehung und einem Milieu, wie sie in solchen polygamischen, despotischen Höfen von jeher Regel war, fast niemals gezüchtet und vererbt werden. Die Herrscher, die aus solchen Höfen stammend, in der Geschichte einen Namen haben, waren Eroberer, gute Führer im Kriege, manche zeichneten sich durch besondere Klugheit aus — aber gute Herrscher in unserem Sinne sind in polygamischen Höfen eine Seltenheit. Es fehlte ihnen in der Regel vor allem das, was wir einen Charakter nennen. Hohe Intelligenz oder Klugheit sind an und für sich allein niemals imstande, einem regierten Volke zu imponieren, diese Eigenschaften müssen mit einem festen Charakter gepaart sein, dann erst wird Intelligenz und Klugheit eine hohe Macht. Orientalische Despoten sind darum wohl gefürchtet, aber sie werden in der Regel nicht respektiert, noch seltener geliebt. Denn, wie gesagt, nur der „Charakter" ist eigentlich imstande, sich Respekt zu verschaffen und darum ist die Züchtung desselben eine der wichtigsten Aufgaben eines Herrscherhauses. Charakter im wahren Sinne kann aber nur in monogamischer Ehe und unter dem Einfluß der engeren Inzucht durch mehrere Generationen gezüchtet werden.

Wir haben also die beiden Extreme der Blutmischung in den Herrscherhäusern kennen gelernt: die exklusive engste Inzucht als Bruder- und Schwester-Ehe oder nächste Verwandten-Ehe und die fortwährende Vermischung mit dem Blute der verschiedensten Charaktere, wie sie in den Harems der orientalischen Despoten Sitte war und heute noch ist.

Beide Extreme sind der dauernden Züchtung eines guten Herrscher-Talentes ungünstig. Die engste Inzucht hat anfangs eine Reihe guter charaktervoller Herrscher zur Folge, es tritt aber bald Erstarrung der an und für sich konservativen Gesinnung ein, welche dem Staatswesen im Kampfe ums Dasein

gefährlich werden muß und jeden Fortschritt hemmt. Dazu kommt die Gefahr des raschen Aussterbens. Die polygamische Vermischung in den Harems der orientalischen Despoten ist für die Züchtung eines guten Herrscher-Talentes noch ungünstiger, weil dadurch die Charakterlosigkeit auf dem Throne gezüchtet wird, welche jeder Dynastie früher oder später gefährlich werden muß.

Diese Extreme der Blutmischungen sind von jeher bis heute in den Herrscherhäusern außerhalb Europa Sitte gewesen. Nur in Europa haben es die Herrscherhäuser verstanden, sich von beiden Extremen der Blutmischung möglichst ferne zu halten und nur in Europa finden wir daher das, was wir eine länger dauernde Familien-Züchtung eines guten Herrscher-Talentes zu nennen das Recht haben.

In jedem Kunstzweig bilden die Dilettanten und Handwerker die Majorität und sind die guten Talente und Genies, also die wahren Künstler, in der Minorität. So ist es auch in der schwersten aller Künste, in der Kunst, die Menschen zu beherrschen. Es hat zu jeder Zeit und auf allen Thronen zahlreiche Dilettanten in dieser Kunst gegeben, denen die Ausübung dieser Kunst mehr ein Sport als eine Pflicht war. Aber jeder, der sich nicht nur mit der Geschichte der Großen und Größten, sondern auch mit den viel zahlreicheren Diis minorum gentium, beschäftigt hat, wird zugeben müssen, daß die guten Herrschertalente, speziell in Europa, eine sehr starke Minorität bilden und daß die europäischen Völker auf die Reihe der Künstler auf dem Throne mit demselben berechtigten Stolze hinblicken können, wie auf die stattliche Reihe der Vertreter der übrigen Künste.

Daß in den europäischen Fürstenhäusern dieses schöne Resultat erzielt wurde, haben sie, wie bereits erwähnt, in erster Linie der goldenen Mittelstraße zu verdanken, welche sie wenigstens in früheren Jahrhunderten in bezug auf die Blutmischung eingehalten haben. Auch in den europäischen Herrscherhäusern herrschte natürlich von jeher vorwiegende Inzucht innerhalb dieser Familien. Doch war durch die Zersplitterung der Reiche, welche die Völkerwanderung hervorbrachte und infolge des zähen Sippengefühles, mit welchem besonders die deutschen Stämme an ihren angestammten Fürsten hingen, die Zahl der

ebenbürtigen Familien durch das ganze Mittelalter bis in die neueste Zeit eine verhältnismäßig große. Auch war durch die langsame und mehrfache Abstufung innerhalb dieser Herrscherkaste für einen ziemlichen Wechsel des Blutes gesorgt. Dazu kam, daß in den Fürstenhäusern alles, was in Europa als regierende Häuser, auch der verschiedensten Stämme und Nationen, vorhanden war, als ebenbürtig galt, wodurch das Blut der europäischen nationalen Charaktere, wenn auch nur in homöopathischer Dosis, in allen Fürstenhäusern im Verlaufe der Generationen gemischt wurde. Diese Mischung von zwar in bezug auf die Höhe der Züchtung meistens gleichwertigen, aber in bezug auf die nationalen Charaktere doch oft sehr verschiedenen Blutes hatte, wie dies immer und überall der Fall ist, in körperlicher und geistiger Hinsicht große Vorteile. Bei vorwiegender Inzucht wurde das Herrscher-Talent und die dazu nötigen Charaktere nicht nur in den männlichen Linien durch Übung gezüchtet und durch Vererbung erhalten, es erlitt auch diese Zucht durch die weiblichen Linien, die in der Regel ebenfalls aus Herrscherfamilien stammten, keinen Rückschlag; durch das in den nationalen Charakteren verschiedene Blut wurde aber der durch Inzucht drohenden Erstarrung der Charaktere, wie sie bei engerer Inzucht gleicher Charaktere stets eintritt, entgegengearbeitet und dieselben geistig beweglich erhalten. Doch würden bei der verhältnismäßig beschränkten Zahl der Familien im Verlaufe der Generationen und bei den vielen schädlichen Einflüssen, welche in solchen Häusern durch das Milieu, den Einfluß des Reichtums und des Luxus ausgeübt werden, die gefährliche Wirkung der engeren Inzucht sich bald bemerkbar gemacht haben, wenn hier nicht zwei Umstände entgegengewirkt hätten, welche für die Lebensdauer der europäischen Dynastien und die körperliche und geistige Gesundheit in diesen Familien von hervorragender Bedeutung waren. Es war dies in den früheren Jahrhunderten der Einfluß des fürstlichen Bastardblutes und später die morganatischen Ehen.

Die Bastarde aus fürstlichen Häusern haben im ganzen Mittelalter, besonders aber in den Zeiten des absoluten Herrschertums, stets eine große Rolle gespielt. In Europa war dies hauptsächlich in Italien und Frankreich der Fall. Die Bastarde wurden nicht selten adoptiert und ihre Nachkommen, besonders

die weiblichen Linien, heirateten fast regelmäßig wieder in die regierenden Häuser hinein.

Die Bastarde fürstlicher Häuser zeichneten sich sehr häufig, wie schon De Candolle hervorhebt, durch geniale Begabung und hervorragende Vorzüge des Körpers und Geistes aus. Es ist dies nach den natürlichen Gesetzen der Wirkung der Blutmischung erklärlich und entspricht ganz den Mischungsgesetzen, welche wir bezüglich der Züchtung der genialen Anlage im ersten Kapitel als notwendig anerkannt haben. Fast immer zeichneten sich die Mütter solcher Bastarde durch besondere körperliche Schönheit aus und in der Regel stammten sie aus bürgerlichen oder adeligen Häusern, in welchen bereits eine gewisse Höhe der geistigen Bildung gezüchtet worden war, so daß also der Rückschlag in den geistigen Charakteren nicht sehr bedeutend sein konnte, während der körperliche Vorteil aus solchen Vermischungen stets vorhanden war. Das wichtigste war aber, daß häufig durch solche Mischungen ein genialer Zug in der geistigen Beweglichkeit bei den Bastarden zum Vorschein kam, welcher dem oft bereits erstarrenden Inzucht-Vollblut der Herrscherfamilien fehlte.

Als aber durch die Reformation der religiöse Geist der europäischen Bevölkerung wieder eine Vertiefung und strengere Richtung erhielt und auch der Druck der öffentlichen Meinung ein nicht zu unterschätzender Faktor für die Herrscher wurde, sehen wir die fürstlichen Bastarde — ich will nicht gerade sagen — seltener werden, aber sie und ihr Blut spielen von nun an nicht mehr jene Rolle wie im Mittelalter, und wenn sie nicht durch ein hervorragendes Talent in der Kriegskunst oder anderen Künsten sich ausgezeichnet haben, so verschwinden sie und ihr Blut wenigstens in deutschen Landen aus der Inzuchtatmosphäre der Fürstenhöfe und sinken in der großen Masse des Adels spurlos unter.

Infolge des Sinkens der kaiserlichen Zentralgewalt im Deutschen Reiche und der Macht des Adels in allen europäischen Landen nahm nun die absolute Herrschergewalt der einzelnen Fürsten überall zu und die Folge davon war ein Steigen des Inzuchtstolzes der Herrscherfamilien, welcher sich in viel strengeren Hausgesetzen als bisher, die für alle Mitglieder dieser Häuser bindend sein sollen, aussprach. Später, als die

Völker auch hier anfingen mitzureden, kamen noch Landesgesetze hinzu, welche auch wieder strenge Inzuchtgesetze für die Herrscherfolge aufstellten. Aber alles dieses konnte, wie wir deutlich sehen können, den Zugang des Blutes aus niederen Ständen wohl etwas hemmen, aber nicht ganz aufhalten. Der Weg, auf dem nun das Blut aus niederen Ständen eindrang, waren die jetzt immer häufiger werdenden morganatischen Ehen.

Zum Glücke für die Völker und für die Existenz der Fürstenfamilien zeigt sich auch hier der natürliche Instinkt und seine Triebe stärker, als die vermeintliche Weisheit der Menschen. Denn würden die gegebenen Haus- und Landesgesetze wirklich unüberwindliche Inzuchtschranken aufgestellt und alle Mitglieder der fürstlichen Häuser sich stets denselben gefügt haben, so wären die Folgen eben auch dieselben gewesen, welche wir überall entstehen sehen, wo exklusive Inzucht durch mehr als sieben Generationen zur Wirkung kommt.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß es für die Völker stets ein Glück ist, wenn auf dem Throne ein Herrschertalent sitzt, welches bei vorwiegend konservativer Neigung doch so viel liberales Anpassungsvermögen besitzt, daß dadurch der jedem Staatswesen nötige Fortschritt nicht gehemmt wird. Dieser politische Charakter kommt aber nur dann zum Vorschein, wenn in einer Inzuchtkaste bei vorwiegender Inzucht doch dann und wann für die Möglichkeit des Eindringens fremden Blutes gesorgt ist. Ist dies nicht der Fall, so kommt ein extrem konservativer Geist in der Familie oder Kaste zur Herrschaft, welcher vollkommen starr und jeder Neuerung abhold ist. Unter der Herrschaft eines solchen Fürsten muß entweder das Volk leiden, wenn jeder Fortschritt und jede noch so notwendige Änderung sich als schädlich erweisender Einrichtungen gehemmt wird und der Herrscher die Macht hat, seinen Willen durchzusetzen oder es muß die Herrscherfamilie weichen, wenn schließlich das Volk siegreich bleibt. Noch wichtiger für solche Herrscherfamilien ist aber der Umstand, daß sie bei exklusiver Inzucht viel früher in die Gefahr kommen, in männlicher Linie auszusterben.

Wir haben also gesehen, daß für die Züchtung des Herrschertalentes beide extremen Züchtungsformen — sowohl

die exklusive Inzucht innerhalb einer Familie selbst oder im nächsten Verwandtenkreise, wie sie z. B. in Ägypten, China, Peru Sitte war, als auch die polygamische Form der orientalischen Despoten für das Wohl eines Staatswesens und der Herrscherfamilie gefährlich sind. Dabei müssen wir aber zugeben, daß die exklusive Inzuchtform für einige Generationen immerhin noch weit bessere Resultate hervorbringt, als die starke Blutmischung, wie sie in den Harems, trotz der Favoritkönigin, stets vorherrschend war. Dem mittlerem Klima entsprechend, hat auch der gesündere natürlichere Instinkt der europäischen Völker von jeher in bezug auf die Züchtung ihrer Herrschertalente den richtigen goldenen Mittelweg eingehalten. Bei vorwiegender Inzucht war, wie wir gesehen haben, doch stets dafür gesorgt, daß ihrem Fürstenblut das durch Generationen gezüchtete und in den Familien vererbbare Herrschertalent einerseits erhalten blieb und andererseits durch den vorsichtig eingeleiteten Blutstrom aus den unteren Ständen die Zucht der Charaktere unserer Herrscher vor Erstarrung und der Körper vor frühzeitiger Degeneration verschont geblieben ist.

Daß dem so ist, beweist die Ahnentafel jedes heute lebenden europäischen Herrschers. Die ersten drei Ahnenreihen, also die 14 Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, wird man fast regelmäßig als echte Inzuchtahnen, also als Angehörige legitimer Fürstenhäuser befinden. Mit der vierten Ahnenreihe, also mit den 32 Ahnen, beginnt gewöhnlich das adelige Mischblut in den weiblichen Linien und nimmt von nun an progressiv entsprechend der Zunahme der Ahnen zu, wobei es immer in tiefere Stände herabsteigt.[1])

Dem vorwiegenden Vollblut in den letzten sieben Ahnenreihen entspricht der vorwiegende konservative Charakter unserer Herrscher. Da aber das Mischblut fast regelmäßig vor der siebenten Ahnenreihe beginnt, so beobachten wir bei unseren Fürsten selten jenen extrem konservativen starren Charakter, wie er bei einem streng exklusiven Adel die Regel ist und nach den Beobachtungen auch im Tierreich regelmäßig dann eintritt, wenn die Inzucht durch mindestens sieben Generationen gedauert hat. Eine solche reine

[1]) Siehe hierüber Prof. Dr. Ottok. Lorenz, Lehrbuch der Genealogie.

Ahnentafel hat aber fast kein Herrscher Europas, ja es wird, wie gesagt, den meisten schwer, vier bis fünf echte Vollblut-Ahnenreihen aufzuweisen.

Nachdem wir die Züchtungsmethode des Herrschertalentes untersucht haben, ist es notwendig, das Herrschertalent selbst etwas eingehender zu besprechen.

Man hört heutzutage sehr häufig den Ausspruch eines Dilettanten in der Kunst des Herrschens wiederholen, daß es nämlich leicht sei und nicht viel dazu gehöre, die Menschen zu beherrschen. Ja um schlecht zu herrschen, dazu gehört freilich nicht mehr „Können" als z. B. schlecht zu malen. Gut zu herrschen war aber ganz ohne Zweifel von jeher die schwerste und wichtigste aller Künste und das haben die Völker nicht nur stets gefühlt, sondern auch entsprechend zu würdigen verstanden. Das beweist nicht nur die Liebe und Verehrung, welche die guten Herrschertalente und -Genies bei ihren Lebzeiten von seiten ihrer Untertanen immer genossen haben, noch mehr aber die Wirkung, welche sie wie echte Künstler in jeder anderen Kunst auf die späteren Generationen auszuüben imstande waren. Gerade wir Deutsche können mit Stolz auf eine stattliche Reihe von solch hervorragenden Herrschertalenten hinweisen, deren gutes Andenken, obwohl Jahrhunderte seit ihrem Wirken verflossen sind, noch heute nicht aus der Erinnerung ihrer Untertanen verschwunden ist. Es ist bekannt, daß sich der Kampf der Völker ums Dasein, wenn auch nach ähnlichen, so doch in manchen Punkten wesentlich verschiedenen Gesetzen und Gebräuchen abspielt, als dies im gewöhnlichen Kampfe ums Dasein der Menschen eines Staates der Fall ist. Schon darum ist es notwendig, daß in den Herrscherhäusern gewisse Varietäten der Charaktere gezüchtet werden, die diesen Anforderungen, welche die schwierige Leitung des Kampfes der Völker untereinander erfordert, gerecht werden. Aber die größere Schwierigkeit liegt immer in der Beherrschung des Volkes selbst und auch hierzu bedarf es besonderer Charaktervarietäten, welche im gewöhnlichen Menschen in der notwendigen Quantität und Qualität selten vorhanden und deren Züchtung deshalb die Aufgabe einer engeren Inzucht in einzelnen Familien und Kasten ist.

Ich habe früher bereits erwähnt, daß es nicht Vorzüge

des Körpers sind, welche ein gutes Herrschertalent besitzen muß, sondern Vorzüge des Geistes. Doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jedes Volk es gerne sieht, wenn in seinem Herrscher auch jene körperlichen und nationalen Charaktere, welche es selbst besitzt und mit Vorliebe züchtet, in hervorragender Weise personifiziert sind oder selbe wenigstens nicht unter das Durchschnittsmaß der Höhe der soeben vorhandenen Züchtung herabgehen. Paulus Diaconus sagt, daß Drohtulf zum Herzog erhoben wurde „quia erat forma îdoneus" und daß Agilulf zum König erwählt wurde sowohl wegen seiner Tapferkeit und seiner Charaktereigenschaften als auch wegen seines Äußeren. Schon der nicht seltene Beiname der „Schöne" beweist, daß die Völker die körperlich hervorragenden Charaktere bei ihren Herrschern nicht wenig schätzten. Bekanntermaßen kann eine charakteristische körperliche Schönheit ebenso wie ein anderer hervorragender körperlicher Charakter nur durch Inzucht in einer Familie, einer Kaste gezüchtet werden und je enger der Inzuchtkreis ist, desto schneller und sicherer erfolgt die Züchtung und desto sicherer wird dieselbe vererbt. Das beweisen uns heute noch die Statuen der ägyptischen Herrscher und die erhaltenen Münzen der Diadochen, besonders der Ptolemäer, die alle das nämlich schöne griechische Profil aufweisen und deren letzter Sproß, obwohl schon geistig stark degeneriert, die Kleopatra, bekanntermaßen von berückender Schönheit war. Auch in unsern europäischen Herrscherhäusern wurde in den gesunden Zeiten derselben durch die vorwiegende Inzucht eine körperliche Schönheit gezüchtet, die weit das diesbezügliche Mittelmaß überschreitet und besonders in den weiblichen Linien vieler Herrscherhäuser, wie uns heute noch die erhaltenen Bilder bestätigen, geradezu klassisch genannt werden kann.

Bei der starken Vermischung, die innerhalb der europäischen Herrscherfamilien stets stattgefunden hat, könnte man nun glauben, daß sich wohl ein einheitlicher körperlicher Typus im Verlaufe der vielen Generationen herausgebildet hätte und die von den Gründern der Dynastien herstammenden Familientypen verschwunden wären. Wenn auch eine gewisse familiäre körperliche Annäherung der europäischen Fürstenfamilien unverkennbar ist, so steht auch wieder die Erhaltung der

Familientypen außer Zweifel und bewährt sich hierin die von Professor Lorenz[1]) aufgestellte Hypothese dieser merkwürdigen Erscheinung: Die quantitative Präponderanz der direkten männlichen Aszendenten. Wir finden also fast in allen europäischen Herrscherfamilien neben dem gewissen, allen eigentümlichen, europäischen Herrschertypus überall Familientypen in mehr oder weniger hervorragender Weise vorhanden. Der bekannteste ist der körperliche Familientypus der Habsburger. Derselbe ist schon darum so außerordentlich fest fixiert, weil seit den zwei Linien der Häuser sehr zahlreiche Verwandtschaftsheiraten zwischen den Nachkommen dieser Häuser stattgefunden haben, daher die Ahnenverluste groß und die nämlichen Ahnen in den Ahnenreihen sehr oft vorkommen. Auffallender sind natürlich die Variationen in den geistigen Charakteren unserer Herrscher-Talente. Wir werden nun dieselben als die wichtigeren etwas ausführlicher besprechen müssen.

Im Altertum und auch noch im Mittelalter waren die Ansprüche, welche ein Staatswesen an die geistigen Fähigkeiten eines Herrscher-Talentes machte, schon darum sehr große, weil dieArbeitsteilung noch nicht so entwickelt war und ein solcher Herrscher Gesetzgeber, Richter, Feldherr, ja oft Priester und König in einer Person sein mußte. Das waren die Zeiten, wo, wie Carlyle sagt, ein unfähiger Herrscher unmöglich war. „Er wurde unbedingt auf eine oder andere Weise von seinem Platze entfernt. Wir nennen diese Zeiten barbarisch, weil sie davon zurückschauderten, einen Mann am Steuerruder des Staates zu lassen, der nicht dazu paßte und den Staat unzweifelhaft in jenen gefährlichen Zeiten an den Rand des Abgrundes gebracht hätte, wenn er nicht entfernt worden wäre. Denn in jenen Zeiten hing das ganze Heil und Unglück eines Staates viel mehr von der Fähigkeit und Unfähigkeit seines Herrschers ab, als dies heute der Fall ist."

Später, als die Staaten größer und die Ansprüche an die Zeit und Tätigkeit der Monarchen immer bedeutender wurden, mußte auch die Arbeit immer mehr geteilt werden und es war nun eine der schwersten und wichtigsten Aufgaben der Herrscher, sich die richtigen Arbeitskräfte zu wählen. Da wurde es nun

[1]) Prof. Dr. O. Lorenz, Lehrbuch der Genealogie S. 411.

immer wichtiger, zu entscheiden, was der Herrscher selbst machen und was er fremden Händen anvertrauen konnte und wohl auch mußte.

Dies waren die Zeiten, wo, wenn die Regierungsmaschine sonst gut eingerichtet war, auch ein schlechter Herrscher oder sogar eine Reihe von schlechten Herrschern von einem Volke ertragen werden konnten, ohne daß dadurch das Staatswesen zugrunde gehen mußte, wenn es auch immerhin Schaden genug davon erlitt.

In der Regel kann man aber sagen, daß jedes Volk stets seine Herrscherfamilie hatte, die es verdiente und die Geschichte bestätigt uns auf Schritt und Tritt dieses Gesetz.

Von jeher hat die Herrscherkunst große Ansprüche an die Verstandestätigkeit eines Fürsten gestellt und ein bedeutendes Wissen war sicher stets ein wichtiges Hilfsmittel in dieser Kunst. Doch war es deshalb nie notwendig, daß ein Fürst ein Gelehrter gewesen wäre, im Gegenteil, die Gelehrten auf dem Throne haben selbst dort, wo sie noch am ehesten am Platze waren — am päpstlichen Throne — eine nicht sehr rühmliche Rolle gespielt. Viel wichtiger war für jeden Fürsten eine andere geistige Fähigkeit, durch die selbst ein mittelmäßiger Verstand bedeutendes auf dem Throne zu leisten imstande ist und ohne der selbst ein hervorragender Verstand in dieser Stellung Schiffbruch erleiden muß. Während nun das Wissen im Leben erworben und nicht ererbt werden kann, muß jene andere wichtigere Eigenschaft, die den Herrscher erst zum Künstler auf dem Throne macht, vorzugsweise ererbt sein. Es ist dies eine Eigenschaft, welche wir im gewöhnlichen Leben mit dem Namen „Takt" bezeichnen. Es dürfte schwer sein, eine genaue Definierung dieser wichtigen Charaktereigenschaft zu geben. Man kann vielleicht sagen, daß die Fähigkeit im gegebenen Momente fast instinktiv das richtige zu reden, zu handeln oder zu veranlassen, dasjenige darstellt, was wir gewöhnlich mit dem Worte „Taktgefühl" bezeichnen.

Es liegt in der Natur dieser Eigenschaft, daß dieselbe schon an und für sich einen höheren Grad der Kultur voraussetzt. Darum ist dieselbe auch nur in Herrscherfamilien oder führenden Kasten zu finden, die über höher kultivierte Völker oder Kreise zu herrschen haben und hier kann man sagen, je

höher die Bildung gestiegen ist, desto höher muß auch entsprechend diese Charaktereigenschaft gezüchtet werden. Der Mangel eines bedeutenden Wissens wird daher einem Monarchen eines hochgebildeten Volkes viel weniger schaden, als ein Mangel an politischem Taktgefühl. Der politische Takt ist der edelste Stein in der geistigen Krone eines Herrschers.

Je näher also ein Volk noch dem Naturzustande steht, desto mehr sind für ein Herrscher-Talent die Wurzelcharaktere und die dieselbe repräsentierende väterliche Erbschaftsmasse maßgebend. Je höher die Kultur steigt, je mehr das Herrschen den Charakter einer höheren Kunst erhält, desto wichtiger wird neben den nötigen Wurzelcharakteren das politische Taktgefühl, diese feinste Blüte der Züchtung, für einen Herrscher als notwendig sich erweisen.

Daß gerade das politische Taktgefühl wie alles, was mehr mit der Gefühlsseite als mit der Verstandesseite zusammenhängt, ein vorwiegend angeborener Charakter ist, dürfte heute niemand bezweifeln. Wie alle anderen ererbten Gefühle und instinktiven Äußerungen können wir uns das politische Taktgefühl aus einer langen Reihe von oft wiederholten und von zahlreichen Ahnen geübten Vorstellungen entstanden denken, welches allmählich im Verlaufe der Generationen fixiert, aus dem Bereiche des Bewußten in den Bereich des Unbewußten — Instinktiven — herabgesunken ist und nun in der Inzuchtfamilie fast mit der Sicherheit eines Instinktes vererbt wird. Der politische Takt ist keine Spezialität der Herrscherfamilien; da derselbe einer der wichtigsten Faktoren des Herrscher-Talentes überhaupt ist, so wird er in allen Familien, Ständen und Kasten gezüchtet, welche zum Herrschen über kleinere oder größere Kreise berufen sind. Auch wird der Takt, da er mehr Gefühlssache ist, hauptsächlich von den weiblichen Linien der führenden Kasten gezüchtet und auch vorzugsweise durch diese Linien vererbt.

Da, wie wir später sehen werden, die männlichen Linien des Herrschertalentes und Genies stets früher oder später aussterben, die weiblichen Linien aber fast immer erhalten bleiben, so konzentriert sich auch hier in den weiblichen Linien die Summe des durch viele Geschlechter und Generationen

gezüchteten politischen Taktgefühls und ist daher für die Vererbung dieses so wichtigen Faktors stets die Mutter ein mehr ausschlaggebender Faktor als der Vater.

Der Mangel an angeborenem politischen und gesellschaftlichen Taktgefühl war es auch, der allen Parvenüs auf den Thronen, wenn sie nicht aus einer Vorzuchtkaste stammten, von jeher gefährlich geworden ist.

Der andere wichtige Faktor für ein Herrscher-Talent ist der Herrscher-Wille. Einem energischen Willen zur Macht ist es oft gelungen, sich auf einen Herrscherthron zu schwingen. Sich aber droben dauernd zu erhalten ist nur möglich, wenn dieser energische Wille durch Intelligenz und angeborenes politisches Taktgefühl gezügelt wird. Kein Faktor des Herrschertalentes unterliegt größeren Gefahren der Züchtung als der Wille. Eine enge und lang dauernde Inzucht in wenigen Familien bildet immer eine Gefahr der Erstarrung des Willens, und ein starrer Wille auf dem Throne ist fast ebenso gefährlich, wie ein fortwährend schwankender Wille. Diese Gefahren der extremen Inzucht sind, wie wir gesehen haben, in den europäischen Herrscherhäusern wohl glücklicherweise umgangen. Schwer zu umgehen sind aber die Gefahren der Entartung, die dem Herrscher-Willen durch ein ungünstiges Milieu, durch Degeneration und vor allem durch den Wegfall jeder Hemmung, wie dies besonders bei absoluten Herrschern der Fall ist, drohen. Die Wichtigkeit einer richtigen Willenserziehung wurde darum gerade in vielen europäischen Herrscherhäusern in hervorragender Weise anerkannt und haben wir zahlreiche Beispiele einer strengeren Erziehung in Herrscherhäusern, als dies in der Regel in Adelsfamilien und reichen Bürgerhäusern der Fall ist.

Ist es doch einer der urältesten pädagogischen Grundsätze, daß nur derjenige im späteren Alter andere richtig zu beherrschen verstehen wird, welcher in seiner Jugend die schwerste Kunst: sich selbst zu beherrschen, also zu gehorchen gelernt hat.

Die Gefahr für die Ausartung des Willens infolge Wegfall jeder Hemmung, die jedem anderen gewisse Fesseln anlegt, war zweifellos für die absoluten Herrscher der früheren Zeit groß, sie ist heute gemildert durch die Hemmnisse, welche das konstitutionelle Regierungssystem bildet. Außerdem liegen auch,

wie wir ja sogar noch in unserer Zeit sehen können, selbst für einen absoluten Willen in dem Zwange der Verhältnisse Hemmnisse, die dem Willen eines absoluten Monarchen oft ärgere Fesseln anlegen, als dies dem Willen eines konstitutionellen geschieht. Die heutigen Monarchen haben überhaupt durch die konstitutionelle Arbeitsteilung nur gewonnen. Denn durch den Fortschritt der Zivilisation und bei dem heutigen Wachstum des Völkerverkehrs und der Interessen derselben würde ein absoluter Herrscher eines großen Reiches, welcher gewissenhaft seine Pflicht zu tun sich bestreben wollte, einerseits entweder dieser Riesenlast erliegen, oder andererseits müßte sein Volk sicher zu Schaden kommen.

Auch heute sind trotz der großen Arbeitsteilung die körperlichen und geistigen Anstrengungen, die an einen pflichtgetreuen Herrscher gestellt werden, sehr große und werden dieselben gewöhnlich weit unterschätzt.

Wenn man dazu noch bedenkt, welche große Verantwortung bei jedem Federzug auf die Willensentschließung eines Monarchen lastet und zur körperlichen Anstrengung auch noch die geistige hinzurechnet, so wird man zugeben müssen, daß es auch hier zweifellos auf ererbte Fähigkeiten ankommt, wodurch es den Herrschern möglich wird, eine geistige und körperliche Arbeit ohne Schädigung zu leisten, die jeden nicht Angepaßten erdrücken oder wenigstens mit der Zeit schädigen müßte. Eine solche erbliche Anpassungsfähigkeit an gewisse, mit dem Herrscherstande verbundene Schädlichkeiten müssen wir auch in anderer Richtung annehmen. Es sind dies die Gefahren, welche das Leben in Luxus und Reichtum immer mit sich bringt und die damit in Zusammenhang stehenden erblichen Krankheiten.

Luxus und Reichtum und das damit zusammenhängende mehr oder weniger unnatürliche Leben haben stets auf die regierenden Kasten im Verlaufe der Generationen einen körperlich und geistig schwächenden, degenerierenden, also schädlichen Einfluß gehabt. Dieser zweifellos existierende schädliche Einfluß wird aber von vielen Geschichtsforschern oft überschätzt und zwar darum, weil der ausgleichende Faktor, der auch hier wie bei allen Schädlichkeiten in der Natur in Wirksamkeit tritt, übersehen wird.

Wie wir sehen können, hat die menschliche Natur, sowie jeder pflanzliche und tierische Organismus die Fähigkeit, sich im Verlaufe der Generationen an gewisse äußere Schädlichkeiten des Lebens anzupassen und geht dieser Prozeß so lange fort, bis der Organismus quasi immun gegen diese Schädlichkeit geworden ist. Alle Individuen, welche diesen Anpassungsprozeß nicht durchzumachen imstande sind, gehen zugrunde, während die Überlebenden und Angepaßten die erworbene Immunität gegen die Schädlichkeit auf ihre Nachkommen zu vererben imstande sind. Wir heißen diesen Prozeß die natürliche Auslese. Eine solche Anpassung an die Schädlichkeiten des Herrscherlebens und eine natürliche Auslese der nicht anpassungsfähigen Individuen und Linien hat in den europäischen Herrscherhäusern zweifelsohne ebenfalls stattgefunden und wird nun diese im Verlaufe einer sehr großen Reihe von Generationen erworbene Immunität gegen diese Schädlichkeiten, besonders auf dem Wege der weiblichen Linien, welche stets erhalten bleiben, vererbt. Dies konnte um so eher geschehen, als der Reichtum und Luxus und die Schädlichkeiten, welche mit einem höheren Kulturleben immer verbunden sind, bei den europäischen Herrscherhäusern sehr allmählich und langsam sich gesteigert haben, indem das Leben dieser Herrscher im frühen Mittelalter noch ein sehr einfaches war. Aus der Geschichte der Familien, Kasten und Völker kann man sehen, daß nicht der Luxus und Reichtum an und für sich das schädliche ist, sondern besonders das plötzliche Eintreten desselben, weil eben in letzterem Falle ein langsames Anpassen der Familie oder Kaste an die Schädlichkeiten des Reichtums nicht eintreten kann. So sehen wir z. B. in Handelsstaaten wie Kartago und Venedig den größten Reichtum und Luxus ohne offenkundigen Schaden auf die Familien sich durch viele Jahrhunderte langsam steigern, während das plötzliche Eintreten des Reichtums und des Luxus der römischen führenden Kaste nach den punischen Kriegen um so schädlicher wurde, je einfacher und frugaler ihre Lebensweise früher war. Die nämliche Beobachtung können wir täglich bei plötzlich reich gewordenen Individuen und Familien machen.

Das gleiche gilt von den Krankheiten, welche wir als eine sonst regelmäßige Begleiterscheinung einer luxuriösen und un-

natürlichen Lebensweise beobachten können. Auch hier hat unzweifelhaft eine Anpassung an die Schädlichkeiten derselben im Verlaufe der vielen Generationen stattgefunden und besonders hat im 16. und 17. Jahrhundert eine sehr scharfe Auslese unter den nicht anpassungsfähigen Linien der Herrscherhäuser eingesetzt. Denn nach den Berichten der Historiker muß dazumal gerade an den kleineren deutschen Höfen ein Leben geherrscht haben, welches zu einer scharfen Auslese unbedingt führen mußte. Seit dem 30jährigen Krieg hat nun langsam, aber stetig eine starke Änderung stattgefunden und heute herrscht durchschnittlich an den europäischen Höfen eine Lebensweise, von der man nur sagen kann, es wäre wünschenswert, wenn die dort herrschende hygienische Ordnung, Einfachheit und Mäßigkeit von dem Adel und reichen Bürgerstande nachgeahmt würde. Dementsprechend ist auch die körperliche Gesundheit heute in den Herrscherhäusern im Ganzen eine gute und die durchschnittliche Lebensdauer der Mitglieder unserer Herrscherhäuser eine weit über das gewöhnliche Maß hinausgehende. Natürlich sind die heutigen Fürsten auch Kinder unserer Zeit und müssen derselben und ihren hohen Anforderungen an unser Nervensystem ihr Opfer bringen. Wenn man aber diesen hohen Grad der erblichen nervösen Störungen in unseren oberen Ständen in Vergleich zieht mit dem, was uns die gewöhnlich noch sehr übertreibenden Zeitungen zu berichten wissen, so müssen wir zugeben, daß die Herrscherhäuser diesbezüglich dem modernen Moloch nicht mehr Opfer darbringen, als jede andere großstädtische Familie. Daß selbst die erblichen Geisteskrankheiten in den Herrscherhäusern nicht jene gefährliche Rolle spielen, wie sehr häufig angenommen wird, hat schon Professor Lorenz nachgewiesen. Alle diese Erscheinungen sind als der Nutzen der vorwiegenden Inzucht zu betrachten, wodurch in diesem kleinen Kreise von Familien gewisse biologische Vorteile im Kampfe mit Schädlichkeiten leichter errungen und durch die Inzucht fixiert und vererbt werden können. Dieser biologischen Vorteile würden die Familien nur verlustig werden, wenn die Inzucht eine gar zu enge würde und vor allem, wenn sie eine zu exklusive würde, d. h. wenn sie jedes erfrischende Mischblut aus den unter ihnen stehenden Ständen ausschließen würden. Das erste ist in einem gewissen Sinne seit der Reformation der

Fall, indem seither nicht nur die Zahl der ebenbürtigen gräflichen und fürstlichen Familien bedeutend abgenommen hat, es ist auch leider durch die religiöse Spaltung der früher einheitlichen Inzuchtkörper in zwei Hälften geteilt, zwischen denen die verschiedene Konfession eine selten überschrittene Kluft bildet. Besonders die katholischen Herrscherhäuser, wo die Zahl der Familien eine noch kleinere ist, sind den Gefahren der zu engen Inzucht mehr ausgesetzt. Doch werden auch in der Zukunft die morganatischen Ehen für eine Auffrischung des Blutes sorgen und diese Gefahren einigermaßen paralysieren.

Wir haben also konstatiert, daß in den europäischen Herrscherfamilien auf dem Wege der vorwiegenden Inzucht, der stetigen Übung und natürlichen Auslese durch viele Generationen gewisse körperliche und geistige Charaktere gezüchtet wurden, welche sich für den Herrscherberuf als besonders vorteilhaft erwiesen haben und die so lange mit der Sicherheit eines Naturgesetzes vererbt werden, als die Familien körperlich und geistig gesund bleiben und nicht infolge zu enger Inzucht und eines unnatürlichen Lebens in die Gefahr kommen, zu degenerieren.

Diese in der Kaste erblichen Charaktere und angeborenen Gefühle, der Einfluß der Erziehung und des Milieus verleihen den aus solchen Familien stammenden ein natürliches Gefühl der Sicherheit des Auftretens, welches schon in dem Habitus und in dem ganzen Benehmen sich ausdrückt. Es ist das die mit einem echten gesunden Herrschercharakter organisch verbundene Herrscherwürde.

Im Altertum wurde diese angeborene und anerzogene Herrscherwürde durch den Glauben, daß die Herrscherfamilien von Göttern oder Halbgöttern (Heroen) abstammen, unterstützt und frühzeitig kam bei tiefreligiösen Völkern, wie den Hindus und den Juden, die religiöse Weihe (Salbung) hinzu, die zu der Herrscherwürde ein übernatürliches Relief hinzugesellte und wovon noch heute in der Krönung und dem „Gottes Gnadentum" Anklänge vorhanden sind.

Die stärkste Stütze des Herrschertalents, seiner angeborenen Herrscherwürde und der dadurch hervorgerufene Eindruck bildet aber das Loyalitätsgefühl des beherrschten Volkes. Das Loyalitätsgefühl oder die Anhänglichkeit an das angestammte Herrscher-

haus ist wie jedes andere Gefühl ein im Verlaufe vieler Generationen aus fortwährend geübten Vorstellungen erzeugter und in das Gebiet des Unbewußten übergetretener und vererbter Instinkt, der besonders bei den indogermanischen Stämmen von jeher sehr hoch entwickelt war und seinen beredtesten Ausdruck in der „deutschen Treue" fand. Dieses Gefühl hängt innig mit dem Sippengefühl zusammen und wurde daher besonders dort, wo innerhalb kleinerer Stämme und Sippen vorwiegende Inzucht herrschte, gezüchtet und vererbt, wie dies in den kleinen Inzuchtstaaten des Mittelalters der Fall war.

Was in jenen Zeiten selbst ein schlechter Herrscher diesem angeborenen und durch lang dauernde Inzucht fest fixierten Loyalitätsgefühl zutrauen konnte, davon haben wir gerade in der deutschen Geschichte einige sehr drastische Beispiele. Dieses Gefühl wirkte um so stärker, als es von jeher mit dem religiösen Gefühl verquickt wurde — mit dem Eidschwur. Wie bei der Religion nur an die Vererbung des allgemein religiösen Gefühls zu denken ist und darum religiöse Völker wohl sehr zäh an ihrer Religion hängen, wenn sie dieselbe aber ändern, mit demselben Fanatismus die neue ergreifen, ebenso ist das ererbte Loyalitätsgefühl wohl vorherrschend für die angestammte Dynastie wirksam, es überträgt sich aber im gegebenen Falle mit fast derselben Stärke auf eine andere Dynastie, sogar auf einen Herrscher, den man früher bekämpft hat. Es handelt sich bei diesem Gefühle eben nicht so sehr um die Persönlichkeit, die wohl zweifellos eine Rolle spielt, sondern um das Prinzip. Darum macht auf jeden loyalgesinnten Menschen auch ein fremder Herrscher einen besonderen Eindruck, weil dadurch stets stark vererbte Gefühle zur Mitschwingung kommen.

Nur eine tiefgehende körperliche und geistige Degeneration, eine Nichtübung durch viele Generationen, das Blutchaos und die daraus resultierende Charakterlosigkeit, wie sie durch die extreme Blutmischung des großstädtischen und Fabrikproletariats herbeigeführt wird, werden imstande sein, dieses tief wurzelnde Gefühl, ebenso wie das religiöse wohl abzuschwächen, aber schwerlich aus dem Herzen, wenigstens der deutschen Stämme, ganz auszutilgen.

Es ist, wie wir später sehen werden, die naturgeschichtliche Aufgabe des Talentes, in jedem Kunstzweig — also auch

des Herrschertalentes — die einmal erstiegene Höhe der Kultur zu erhalten, zu vertiefen und vor feindlichen Angriffen zu schützen. Aus diesem Grunde ist das Talent stets reformatorischen Neuerungen abhold und muß es schon seiner Blutmischung nach, da es stets aus einer Inzuchtkaste stammt, vorwiegend konservativen Charakters sein.

Die naturgeschichtliche Aufgabe des Genies dagegen ist stets eine reformatorische gewesen und zwar auf der einen Seite Altes, Unbrauchbares, den Fortschritt Hemmendes zu zerstören und auf der anderen Seite Neues aufbauend. Während also das Talent stets ein Kind seiner Zeit ist und daher seine Aufmerksamkeit mehr der Gegenwart zuwendet, ist das Genie seiner Zeit gewöhnlich um ein oder zwei Generationen voraus und darum sein Blick mehr in die Zukunft gerichtet. Aus dieser naturgeschichtlichen Aufgabe der zwei wichtigen Faktoren im Geistesleben der Kulturvölker ergibt sich auch der natürliche Antagonismus, in dem sich besonders das politische Talent und Genie in allen Zeiten befunden haben. Da aber das Genie nicht nur Gutes schafft, sondern in seiner reformatorischen Tätigkeit auch oft dem Irrtum unterworfen ist, so ist eben der Antagonismus des konservativen Talentes notwendig und gleicht jenem retardierenden Elemente, welches wir im Mechanismus der Uhr die „Hemmung" nennen. Im modernen staatlichen Organismus sehen wir nun diese „Hemmung" repräsentiert durch das gewöhnlich konservative Herrenhaus oder den Senat mit der gewöhnlich der konservativen Seite zuneigenden konstitutionellen Krone, während auf der anderen Seite das stets Reformen zuneigende Haus der Gemeinen oder Abgeordnetenhaus das geniale, das liberale reformierende Element darstellt.

In keiner anderen Kunst sind aber Irrtümer oder Reformen, für die ein Staat noch nicht reif genug ist, so gefährlich wie in der Herrscherkunst. Jeder Ackerbaustaat besteht schon seiner Zusammensetzung und Blutmischung nach vorzugsweise aus konservativen Elementen, welche mehr schwerfällig und am Alten hängend, wie alle Edelleute und Bauern, jeder raschen Neuerung abhold sind. Aber auch für industrielle Staaten ist eine vorwiegend konservative, gleichmäßige Richtung vorteilhafter, als ein sprunghaftes fortwährendes Reformieren. Das wußten schon die Alten

und wir sehen daher selbst in freiheitsliebenden republikanischen Staaten gewisse Einrichtungen getroffen, wodurch eventuell genialen, reformatorischen Geistern ein Zügel angelegt werden konnte.

So Glänzendes das Genie auf dem Throne und an der Spitze republikanischer Staaten geleistet hat, so lehrt uns doch die Geschichte, daß in der Regel das Herrschergenie für die Völker und Staaten eine große Gefahr bildet und daß die Völker den Ruhm, den ihnen das Genie bringt, oft sehr teuer haben bezahlen müssen.

Sind gut funktionierende Hemmvorrichtungen vorhanden, so wird das Genie auch auf dem Thron, wie in allen anderen Künsten, mehr nützen, als schaden. Wo aber diese Hemmungen fehlen, wie in absoluten Monarchien, ist das Herrschergenie stets eine große Gefahr. Glücklicherweise ist schon infolge der vorwiegenden Inzucht in den Herrscherhäusern dafür gesorgt, daß das konservative Talent auf dem Throne die Regel ist. Eine geistige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, wie sie beim Genie vorhanden sein muß, setzt neben der nötigen Blutmischung eine Erziehung und ein Milieu voraus, wie solche Bedingungen in dieser Beziehung selten in Herrscherhäusern zusammentreffen.

Die Mehrzahl der Genies auf dem Throne sind weniger geniale Herrscher, als geniale Feldherrn, Eroberer gewesen. Die Genies, welche gleich groß im Kriege wie im Frieden waren, wie ein Cäsar, ein Friedrich der Große, waren stets sehr selten. In welche Gefahren aber selbst solche maßvolle Genies ihre Staaten brachten, lehrt uns die Geschichte. Am gefährlichsten aber sind jene Herrscher, die durch ihre geniale Begabung als Feldherrn aus den unteren Ständen sich auf den Thron schwingen und nun dort mit allen Mitteln der Zeit und Gewalt sich erhalten müssen.

Es waren dies im Altertum die sogenannten Tyrannen und wir sehen diese genialen Gewaltmenschen auch im Mittelalter, besonders in Italien, in großen Mengen auftreten. Ein solches revolutionäres Genie auf dem Throne schwebte Machiavelli vor, als er seinen „Principe“ schrieb und bekanntermaßen saß ihm auch ein solcher genialer Gewaltmensch aus jener Zeit hierzu als Modell. Das verdorbene Milieu jener Zeiten gab dem Bild

die grellen Farben. Solche Fürsten passen in solche Zeiten und sind, wie schon Aristoteles bemerkte, ebenso notwendige Übel, wie so viele andere, die durch Degenerationsvorgänge bedingt sind.

Da bei solchen genialen Parvenüs auf dem Throne aber nicht selten gewisse früher besprochene, zum Herrschen notwendige und unerläßliche Charaktere fehlen oder nur mangelhaft vorhanden sind, so sehen wir sie regelmäßig entweder selbst oder sicher ihre Nachkommen an diesem Mangel der notwendigen Herrschercharaktere zugrunde gehen. Fast keinem von diesen zahlreichen, meist genialen Tyrannen und Eroberern ist es gelungen, eine länger dauernde Dynastie zu gründen. Von den griechischen Tyrannen sind in der Tat nur die Kypseliden, die des Hyeron und die Leukoniden auf die Enkel gelangt. Man vergleiche auch das Schicksal der Fürstenfamilien aus der Zeit der Renaissance in Italien und in neuerer Zeit das Schicksal der Napoleoniden, der Obrenowitz etc.

Bei höher kultivierten Völkern haben in der Regel nur solche Herrschertalente langdauernde Dynastien geschaffen, die aus der Vorschule des Herrschertalentes, „aus dem Adel", herausgewachsen, durch Wahl oder durch Heirat mit den weiblichen Linien der regierenden Häuser auf den Thron gelangt sind und denen dann eben auf dem Wege der weiblichen Linien das in den alten Herrscherhäusern aufgestapelte und vererbbare echte Herrscherkapital zugebracht und vererbt wurde.

Auf diese Weise wird erreicht, daß die besonders für höhere Kulturstufe wichtigste Erbschaftsmasse der weiblichen Linien: das politische Taktgefühl, wie ein roter Faden sich durch die verschiedenen Dynastien durchzieht und denselben erhalten bleibt, wenn auch die männlichen Linien alter Herrscherhäuser allmählich aussterben. Die Regeneration der Wurzelcharaktere, die auf dieser Höhe leicht degenerieren, geschieht teils durch die morganatischen Ehen, teils durch Vorrücken männlicher Linien mit noch kräftigen Wurzelcharakteren aus dem Adel oder Kriegerstande auf den Thron.

Die Zahl der ausgestorbenen männlichen Linien unseres deutschen Herrschertalentes ist enorm und wie unsere Kaiserdynastien im Mittelalter beweisen, waren dieselben geradezu auffallend kurzlebig im Vergleiche mit der Lebensdauer der

männlichen Linien der Dynastien der Neuzeit. Dagegen ist das Blut der weiblichen Linien dieser ausgestorbenen Dynastien fast durchwegs heute noch in den Ahnenreihen unserer Herrscherhäuser nachweisbar.

Wir werden im Kapitel VII sehen, daß dieses am Leben-Bleiben der weiblichen Linien nicht eine besondere Eigentümlichkeit der talentierten Herrscherfamilien ist, sondern daß dies Regel in allen talentierten Familien aller Künste ist, daß aber das am Leben-Bleiben der weiblichen Linien nirgends so leicht nachweisbar ist als bei den Herrscherfamilien, wo eben genaue auch die weiblichen Linien berücksichtigende Stammbäume und Ahnentafeln vorhanden sind. Das Wort des Dichters vom Ewigweiblichen ist also nicht nur eine schöne dichterische Phrase, sondern enthält auch in dieser Unsterblichkeit der weiblichen Linien seine naturgeschichtliche Begründung.

Das Schicksal aller talentierten Herrscherfamilien ist, daß sie entweder in männlicher Linie aussterben oder durch den Einfluß des Milieus und einer zu engen Inzucht der Degeneration anheimfallen und unter solchen Verhältnissen auf irgend eine Weise des Thrones verlustig werden. An ihre Stelle tritt entweder eine andere Dynastie oder eine andere Herrscherform z. B. die Aristokratie in ihren verschiedenen Abarten, deren Züchtung wir jetzt zu besprechen haben.

### ad 2. Die Züchtung des Herrschertalentes in einer Kaste.

(Aristokratie und ihre Abarten).

Die Geschichte der Bildung der Aristokratien der ältesten Völker entzieht sich unserer Forschung, da dieselben bereits mit mehr oder weniger ausgebildeten Kasten in die Geschichte eintreten. Was wir aus der Geschichte nachweisen können, gehört bereits durchwegs einer höheren Entwicklung an.

Bluntschli hat die Aufgaben einer Aristokratie folgendermassen zusammengefaßt: „Eine Nation kann zu ihrem historischen Leben eines Adels (einer führenden Kaste) nicht entbehren. Es ist in der Nation immer eine aristokratische Minderheit nötig, die eine selbständige, der Mehrheit oft unverständliche Aufgabe hat, welche für die Güter einsteht, die von der Meng oft verkannt, oft verworfen werden, welche die edlere Sitte bewährt,

den Ruhm der Geschlechter und die Ehre der Familien erhält, aller Roheit widersteht und die höhere Kultur zur Blüte und zu Früchten bringt. Der Staat bedarf dieser selbständigen Mittelmacht, um das Gleichgewicht der übrigen Mächte zu erhalten, die übertrieben rücksichtslose Herrschaft des Demos oder des Fürsten zu ermäßigen, die Autorität des überlieferten Rechtes zu bewahren und das Recht der Minderheit zu schützen."

Diese Adelstheorie Bluntschli's ist eine mehr künstliche und schon fortgeschrittenen Kulturzuständen angepaßte. Richtiger scheint mir aber eine auf natürlichen Gesetzen aufgebaute Theorie der Bildung der führenden Kasten zu sein, wie ich sie in den folgenden Blättern zu geben versuchen werde. Auch lassen sich an der Hand der natürlichen Theorie die Schicksale der politisch führenden Kasten, wie sie uns mit einer gesetzmäßigen Regelmäßigkeit in der Geschichte vor Augen treten, besser erklären.

Die Geschichte aller alten Völker lehrt uns, wie Bluntschli richtig sagt, daß ohne eine führende Kaste kein Volk eine hervorragende Rolle spielen kann. Denn die führenden Kasten bilden, wie wir sehen können, die Vorzucht für die talentierten Führer im Krieg und Frieden für die Könige, Feldherrn, Richter, Priester etc., kurz sie repräsentieren in ihren hervorragenden Mitgliedern das für eine bestimmte Zeit stets maßgebende primäre politische Talent, ohne welches kein Volk und sei dies auch noch so zahlreich, eine Rolle in der Geschichte spielen kann. Je schärfer und rücksichtloser der Kampf ums Dasein unter den Völkern geführt wird, desto notwendiger ist für ein Volk die Züchtung des politischen und besonders kriegerischen Talentes, desto notwendiger ist aber auch eine politisch führende Kaste, weil nur in derselben mit einer gewissen Sicherheit die Züchtung der primären Talente und Genies möglich ist. Darum sehen wir auch, daß diese führenden Kasten eine desto größere Bedeutung für die Völker haben, je weiter wir in jene historischen Zeiten zurückgehen, in welchen der Kampf der Völker untereinander mit der größten Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit geführt wurde, und es wirklich in diesem Kampfe stets um Sein oder Nichtsein sich handelte oder wenigstens um Freiheit oder Sklaverei.

In den prähistorischen Zeiten, solange die Völker noch auf

der Wanderung waren und es kein privates Eigentum an Grund und Boden gab, konnte es auch keine führende Kaste im Sinne des historischen Adels geben, da derselbe, soweit wir dies übersehen können, überall im Besitz von Grund und Boden seine Wurzel hatte. Erst unter der Herrschaft des persönlichen Eigentums war die Basis für die Bildung einer wirklich führenden Kaste gegeben. Die erste Bedingung der echten Kastenbildung war also größere Seßhaftigkeit, verbunden mit persönlichem Besitz, sei derselbe nun mobilen (Viehherden) oder immobilen Charakters (Grundbesitz). Da die verfügbaren und begehrenswerten Länder der Erde schon lange vor der historischen Zeit besiedelt waren und also bessere Weiden oder Ackergründe fast nur mehr im Wege der Eroberung erlangt werden konnten, so ergab sich daraus von selbst die gewöhnliche Art der Kastenbildung: Das Recht des geistig oder körperlich Stärkeren und die Unterjochung eines Landes und seiner Bewohner wurde die Grundlage der Scheidung der Freien und Unfreien. Diese Kastenbildung wird dort, wo der unterjochte Stamm ein in den körperlichen und geistigen Charakteren verwandter war, nicht von langer Dauer gewesen sein, da unter solchen Verhältnissen die Abneigung gegen Vermischungen nicht groß sein konnte und das vermischte Siedeln die Gelegenheit dazu bot. Die Vermischung wird um so leichter eingetreten sein, wenn sich unterdessen aus der freien Kaste auf Grundlage eines größeren Besitzes von Boden und unfreien Arbeitern eine führende Kaste, also eine Aristokratie im engeren Sinne des Wortes abgezweigt hat. Während nun im Volke eine ausgiebigere Vermischung stattfindet, sucht dieser Teil des freien Volkes sich sein Blut möglichst rein zu erhalten. Da also bei in den Charakteren nahestehenden Überschichtungen die Inzuchtschranken niemals lange in exklusiver Weise sich aufrecht erhalten lassen und zwischen Besiegten und Siegern bald durch die weiblichen Linien Vermischungen eintreten, so entsteht aus solchen Mischungen im Verlaufe der Generationen stets wieder eine einheitliche Nation mit einem nationalen, wenn auch im Blut etwas verschiedenen Adel. Dieser Umstand und der verschiedene Grad des Unterschiedes in den Charakteren zwischen einem Volke und seinem Adel ist für das Schicksal und die Züchtung des Talentes von großer Bedeutung. Je ein-

heitlicher Volk und Adel in Bezug auf das Blut sind, je reiner die Charaktere sich entwickeln konnten, desto fester und natürlicher ist das Verhältnis zwischen Volk und führender Kaste, desto kräftiger und widerstandsfähiger ist das Volk im Kampfe ums Dasein, desto mehr zeichnen sich aber auch die Talente und Genies eines solchen Volkes durch ausgesprochene nationale Charakterbildung aus. Dort wo die Unterschiede in den Charakteren zwischen Eroberer und Besiegten groß waren, bleibt die Scheidewand gewöhnlich aufrecht und findet eine ausgiebige Blutmischung nicht statt. Das Eroberervolk konstituiert sich als Ganzes zum Adel und wird dieser Prozeß durch die Vermehrung der Zwischenkasten unterstützt. Die Folgen eines solchen Verhaltens sind für die Aristokratie selbst sehr gefährlich, weil in diesem Falle die unterjochte Masse immer in einem feindlichen Gegensatze zur siegreichen Aristokratie erhalten bleibt. Dadurch entsteht eine innere Schwächung des Staatswesens, welche bei allen äußeren Angriffen der herrschenden Herrenschichte gefährlich werden kann. Dazu kommt noch, daß für die Auslese der führenden Familien durch Degeneration, Aussterben etc. aus dem Volke kein genügender Ersatz erfolgt. Wir können die Folgen einer solchen gefährlichen Isolierung einer Aristokratie am besten am Spartanischen Staatswesen beobachten, wo sie sich am reinsten darstellen.

Buckle hat in seiner Geschichte der Zivilisation Englands die Ursachen überzeugend nachgewiesen, warum es in südlichen fruchtbaren Ländern früher und leichter zur Bildung solcher führender talentierter Kasten mit größerem Besitze von Reichtum und der damit zusammenhängenden höheren Machtstellung kommt als in gemäßigten und kühleren Klimaten. Wir sehen auch, daß bei allen südlichen Völkern die Herrschaft von Aristokratien früher beginnt als bei nördlicher wohnenden. Auch die Erblichkeit und exklusive Inzucht tritt hier schärfer zutage, wodurch sowohl die guten als auch schlechten Folgen der Inzucht bei diesen Völkern sich früher zeigen, als bei Völkern in gemäßigtem und nördlichem Klima, wo schon die durch den härteren Kampf ums Dasein gezüchteten Wurzelcharaktere — der größere Freiheitssinn, die stärkere Willens-Energie — dem Auf-

kommen einer erblichen führenden Kaste größere Schwierigkeiten entgegensetzten. Mit der Eroberung von südlichen, fruchtbareren Ländern, ferner unter dem Einflusse der größeren Seßhaftigkeit und des persönlichen Eigentums kommen dann auch diese Völker nach und nach zu einer führenden erblichen Adelskaste und erst damit fangen sie an, in der Geschichte eine bedeutendere Rolle zu spielen. Denn, wie gesagt, nur durch die Bildung und Züchtung einer führenden erblichen Kaste, in welcher die politischen Talente und Genies gezüchtet werden können, ist es einem Volke möglich gewesen, im allgemeinen Wettkampfe, wie sich derselbe in der Geschichte der Menschheit ausprägt, etwas von Bedeutung zu leisten.

Die Scheidung eines Volkes in das erobernde, freie Herrenvolk und die unterjochten Unfreien hat in erster Linie dazu beigetragen, den Nutzen der Arbeitsteilung besser ad oculos zu demonstrieren, als dies vor der Überschichtung möglich gewesen war. Im Anfange haben die Völker den Nutzen geistiger Leitung nur im Kriege anerkannt. Nun konnte man auch den Nutzen der Arbeitsteilung im großen Maßstabe auch im Frieden beobachten, indem es nun möglich war, mit Hilfe des Gehorsams der Unfreien Arbeiten auszuführen, zu denen die Freien nicht gezwungen werden konnten. Der offenkundige Nutzen dieser Arbeitsteilung, wodurch es auch den oberen Kasten möglich wurde, mehr Muße auf die Ausbildung und Züchtung der geistigen Anlagen zu verwenden, hat es nach und nach dahin gebracht, daß selbst die freiheitsliebendsten Völker des Nordens das Joch einer führenden Aristokratie, wenn auch widerwillig und unter vielfachen Reaktionen, sich auferlegen ließen.

Ob nun die Aristokratie eines Volkes vorwiegend kriegerische Fähigkeiten, Tapferkeit und Treue, wie der alte deutsche Adel, oder Staatsklugheit und Vaterlandsliebe bis zur Selbstvergessenheit pflegte, wie die alten römischen Patrizier, oder ihre ganze Kraft auf die Ausbildung des religiösen Sinnes verlegte, wie die Brahmanen oder sich vorzugsweise der Handelskunst widmete, wie der karthagische nnd venetianische Adel, das bleibt sich für die Beurteilung gleich und hängt von der geistigen und körperlichen Befähigung des Volkes und vom Milieu ab. Jede solche führende Kaste ist im Anfange nichts anderes als der geistige

Extrakt eines Volkes, ob man sie nun principes, primates, primi, optimates, magnates, proceres, senatores, majores, seniores, sapientes oder Edelinge nennt. Bei allen Völkern waren es Familien, welche infolge der Hochzüchtung gewisser zur Herrschaft über andere tauglicher Charaktere eine höherstehende Varietät bildeten. Nach dem mächtigen Gesetze der Gesellung von Gleich und Gleich werden sich diese Familien, die bei den kleinen Völkern anfangs überall in geringer Zahl vorhanden gewesen sein werden, unter gewissen, die Inzucht solcher Familien begünstigenden Umständen geschlechtlich zusammengefunden haben. Diese dauernde engere Inzucht hat dann diese Varietät weiter ausgebildet und fixiert.

Solange eine führende Kaste die wirkliche Aristokratie eines Volkes vorstellt und nicht in der Degeneration begriffen ist, wird jede die Tendenz haben, die in der Erbschaftsmasse liegenden und durch Generationen gezüchteten körperlichen, besonders aber die geistigen Charaktere ins Extrem auszubilden. Da nun bei der Menschheit trotz der vielen Rassen, in die sich dieselbe infolge der außerordentlich langen Entwicklungsperiode und der verschiedenen äußeren Bedingungen gespalten hat, doch die geistigen Charaktere in der Grundlage sehr ähnlich sind und es meist nur Varietäten des Entwicklungsgrades gibt, so müssen sich auch diese extremen Entwicklungen der einzelnen Kasten in der Hauptsache ähnlich sein. Das ist nun auch der Fall und es herrscht in bezug auf die Entwicklungsphasen des politischen Talentes in den oberen Kasten, der Entstehung, der Blütezeit und der Degeneration derselben eine Ähnlichkeit bei allen Völkern, die allein für sich beweist, daß die gleichen Ursachen überall die gleichen Wirkungen hervorbringen müssen, sei dies nun im Norden, Süden, in Peru oder China, in Ägypten oder Rom.

Das auffallendste Produkt der engeren Inzucht ist der hochgezüchtete Kastenstolz. Seit den Zeiten des alten Reiches in Ägypten bis heute hat dieser Stolz des „blauen" Inzuchtblutes die gleiche Sprache gesprochen. Sie war stets erhaben und berechtigt in der Blütezeit der Aristokratien und stets übertrieben und lächerlich in den Zeiten der Degeneration. Den beredtesten Ausdruck hat dieser Kastenstolz in dem Ahnenstolz erhalten, dessen Produkt — der Stammbaum — gleichsam ein

öffentliches Dokument für die streng eingehaltene Inzucht, für das möglichst rein gehaltene Blut darstellt.

Noch auffallender als bei einem Inzuchtvolke macht sich bei der Kaste die ungewöhnliche Ehrfurcht vor dem Altertum, der ausgesprochen konservative Geist und der Haß gegen alle Neuerungen bemerkbar. Es ist dies eben das natürliche geistige Produkt der durch Generationen dauernden nahen Inzucht, wodurch die Wurzel-Charaktere und -Gefühle mehr fixiert und unbeweglicher werden, das Anpassungsvermögen an andere Verhältnisse eingeschränkt, ja fast verloren geht.

Dieser konservative Geist der aristokratischen Familien ist eine solche regelmäßige Erscheinung, daß aus dem Fehlen derselben entweder auf Blutmischung in den letzten Ahnenreihen oder auf beginnende Degeneration mit Sicherheit geschlossen werden kann. Neuerungen werden nirgends so schwer ertragen und sind nirgends so störend wie in den politischen Künsten, weil sie stets mit allen möglichen Interessen und Rechten in Konflikt kommen. Politische Neuerungen verlangen daher ein Anpassungsvermögen, wie sie wohl ein Adel besitzt, der noch verhältnismäßig jung ist und der auch bezüglich der Blutzufuhr aus den unteren Volksschichten etwas liberaler denkt, selten aber bei einem alten und in bezug auf die Inzucht exklusiven Adel zu finden ist. Nur im Falle der Degeneration schlägt der konservative Geist mitunter nach dem Gesetz, daß sich die Extreme berühren, in das andere Extrem um und stellen sich dann talentierte Mitglieder alter Adelsfamilien an die Spitze der radikalsten Neuerer. Doch sind dies nur Ausnahmen und findet der konservative Geist auch selbst in den Zeiten der Degeneration, wenn auch oft in der schrullenhaftesten und krankhaftesten Weise seinen Ausdruck.

Dieser konservative Geist, dieses Hängen am Hergebrachten ist natürlich kein Privilegium für die Familien des politischen Talentes, sondern findet sich überall auch im Volke, wo vorwiegende Inzucht herrscht; er kommt nur in den Aristokratien, wo alles wegen der kleinen Zahl der Familien mehr ins Extreme gezüchtet wird, deutlicher und auffallender zum Vorschein.

Es ist natürlich, daß die Aristokratien den Vorteil der engeren Inzucht zur Züchtung gewisser beim Volke erwünschter Charaktere frühzeitig, wenn auch nicht wissenschaftlich, erkannt

haben: Sahen sie ja stets die Erfolge derselben bei sich selbst deutlich vor Augen. Es lag darum nahe, dieses Züchtungsmittel auch auf das Volk anzuwenden und dasselbe in kleinere Inzuchtkreise zu teilen, um dadurch gewisse erwünschte Charaktere auch hier rascher zu züchten und zu fixieren.

Am besten verstanden diese Kunst der Charakterzucht durch Einteilung des Volkes in kleinere Inzuchtherde — das „divide et impera" — im Altertum die indische, spartanische und römische Aristokratie. Der auf solche Weise im Volke gezüchtete konservative Geist und seine überall ähnlichen Folgen und Einrichtungen hat schon öfter Verwunderung erregt und viele falschen Hypothesen hervorgerufen. Dort, wo der Kastengeist das Volk in viele Kasten getrennt hat, wie z. B. bei den Hindus, und wo die Inzucht durch viele Generationen zu wirken in der Lage war, hat er einen Volkscharakter mit einer Anhänglichkeit an das Althergebrachte gezüchtet, der uns ganz unbegreiflich erscheint. Ohne Berücksichtigung dieses künstlich gezüchteten konservativen Geistes kann man viele Tatsachen aus der Geschichte solcher Kastenvölker gar nicht verstehen. Diese merkwürdige Ehrfurcht niederer Kasten vor höheren und die noch merkwürdigere Duldung schreiender sozialer Ungerechtigkeiten durch Jahrtausende ist durch das Klima und die ungleiche Verteilung der Gewalt, wie Humboldt und Buckle meinen, allein nicht zu erklären. Gerade diese konsequentesten Wirkungen der Inzucht in den einzelnen Kasten waren es, wodurch auf der einen Seite in den oberen Kasten das Herrscher-Talent stetig gezüchtet und fixiert und auf der anderen Seite ein Charakter der Untertänigkeit beim Volke gezüchtet wurde, der ohnegleichen ist. Dadurch wurden die unteren Kasten durch festere Bande, als dies Gesetze und Strafen vermögen, in ihrer dienenden Stellung gehalten, nämlich durch die ererbten Blutbande. Was aber das wichtigste ist, dieser untertänige Kastengeist war mit seinem Schicksal ebenso zufrieden, wie es unsere Haustiere im Verlaufe der Generationen geworden sind, obwohl sie zur Freiheit des Daseins ebenso ein Recht haben, wie ihre freien Artbrüder, von denen sie abstammen. Eine derartige Zufriedenheit mit ihrem rechtlosen Schicksal, wie wir sie in Indien und im alten Peru, im alten Ägypten bei den niederen Kasten finden, kann nur die

Wirkung einer dauernden Charakterzucht durch viele Generationen sein.

Eine weitere auffallende Ähnlichkeit, die wir bei allen Aristokratien finden, ist der hoch entwickelte Familiensinn, das feste Zusammenhalten der aristokratischen Familien, besonders in Zeiten der gemeinsamen Gefahr. Solche Beispiele des festen Zuhammenhaltens der führenden Kasten bietet uns die Geschichte der Adelskasten aller Völker, freilich nur so lange, als dieselben nicht degeneriert sind. So sehr sich auch die Familien bei mangelnder äußerer Gefahr, wie natürlich im Kampfe ums Dasein und bei der nahen Berührung zahlreicher ähnlicher Bestrebungen heftig bekämpften, in der Stunde der Gefahr waren die Bande des Inzuchtblutes stets stärker.

Die Züchtung der Solidarität der talentierten Mitglieder einer Adelskaste bringt viele Vorteile, solange sich dieselbe innerhalb gesunder Grenzen hält. Dadurch aber, daß dieser Charakter zu sehr ins Extrem gezüchtet wird, kann derselbe schädlich werden, indem die enge Interessenverbindung, die alle Glieder nicht nur einer Familie, sondern auch der Inzuchtkaste verbindet, die Individualität des Einzelnen fast ganz vernichtet und an ihre Stelle die Partei-Herrschaft setzt. So wird dann diese zu sehr ins Extrem gezüchtete Eigenschaft zu einer Ursache des sittlichen Verfalles des politischen Talentes in den Aristokratien, indem das Gefühl für Wahrheit und öffentliche Moral bei den einzelnen Personen solcher Familien, Kasten abnehmen muß, da dieselben durch die festen Bande des Blutes und die dadurch bedingten Sitten gezwungen werden, die Interessen der Familie, der Kaste allen anderen Erwägungen, selbst dem Interesse des allgemeinen Wohles voranzustellen.

Daß ein solches extremes Verhalten einer Aristokratie mit der Zeit die Achtung beim Volke untergraben muß, ist klar. Wie weit die Selbstsucht und leidenschaftliche Parteiwut in Aristokratien im Verlaufe der Generationen gezüchtet werden kann und wie blind und unzugänglich jeder vernünftigen Erwägung dadurch die Kaste wird, dafür haben wir zahlreiche Beispiele in der Geschichte.

Bei allen Völkern hat es das politische Talent stets verstanden, sich den größten Lohn für seine körperliche und geistige Arbeit anzueignen. Zu dem Zwecke der Erhaltung ihrer

materiellen Interessen haben diese Familien stets dahin gestrebt, die schon an und für sich bestehenden Inzuchtschranken zwischen sich und den übrigen Ständen zu erhöhen, wozu sie auch gewöhnlich durch die Handhabe der Gesetzgebung in der Lage waren. Das Prinzip der Inzucht, welches zwar bei den alten Inzuchtvölkern alle Teile des Volkes durchdrang, wurde darum auch von diesem Teil der führenden Kasten am intensivsten ausgebildet; Vermischungen wurden meist durch strenge Gesetze und noch strengere Sitten hintangehalten oder wenigstens erschwert. Die schlimmen Folgen davon standen aber auch immer im Verhältnis zu dieser strengen Abschließung und ist die Degeneration im entsprechenden Grade der Abschließung rasch aufgetreten. Für die Tüchtigkeit, Gesundheit und Lebensdauer der Familien des politischen Talentes waren immer maßgebend die Stärke der Wurzelcharaktere in dem Volke, aus dem heraus dieselben sich züchteten, ferner die Möglichkeit der Erneuerung aus dem Volke, also der Grad der Abschließung.

Als die Staatswesen einen höheren Grad der Kultur erstiegen hatten, wurde überall neben dem Fürsten oder dem Adel eine Herrscherform notwendig, von der gewisse administrative Dienstleistungen vollzogen werden mußten, die der Adel entweder nicht leisten konnte oder wollte. Anfangs gehörten wenigstens bei den deutschen Stämmen diese sogenannten Ministerialen zum niederen Adel und bildeten gleichsam die Vorzucht des Herrscher-Talentes der unteren Stände für den Eintritt in den höheren Adel. Häufig fanden es später die absoluten Monarchen vorteilhafter, sich überhaupt mehr des niederen Adels und Bürgerstandes zum Herrschen zu bedienen. Auf diese Weise entstand die Bureaukratie, welche, wenn auch nicht so geschlossen wie der höhere Adel, doch eine Art Züchtungskaste des politischen Talentes dargestellt hat.

Ein anderer Ersatz der Aristokratie ist die Plutokratie. Diese Formen können neben einer echten Aristokratie entstehen, sich mit ihr kombinieren oder wenn die echte Aristokratie degeneriert, dieselbe allmählich vollständig ersetzen. Da aber sowohl die Plutokratie als die Bureaukratie keine organisch gewordenen Kasten sind, ihre Autorität sich nicht so sehr auf das ererbte Talent und die diesbezüglich höher

gezüchteten Charaktere stützt, sondern hier häufig andere Kategorien der Wertschätzung maßgebend sind, so besitzen solche führende Kasten auch nicht jene natürliche Autorität beim Volke, die sich eben hauptsächlich auf das organisch Gewordene stützt. Adam Smith hält den reichen Kaufherrnstand überhaupt zur Herrschaft in einem Staate nicht für geeignet. Er hat dabei, wie man sehen kann, den heutigen Kaufherrn im Auge, der mehr Bureaumann ist und zu wenig die Charaktere besitzt, die zur Führung politischer Geschäfte notwendig sind. Dies war aber im Altertum und Mittelalter, wo der Kaufmann mehr im politischen Leben stand und die Geschäfte anders betrieben wurden, nicht der Fall und besonders die seefahrenden Handelsrepubliken Karthago, Venedig, Holland, die Hansastädte etc. haben bewiesen, daß in diesem Stande bedeutende Herrschertalente gezüchtet werden konnten, wie ja schon Aristoteles die Staatseinrichtungen Karthagos für mustergültig erklärt und Venedig und Holland lange Zeit die hohe Schule der staatsmännischen Klugheit im Mittelalter waren. Plutokratien sind aber in großer Gefahr ihre Macht zu mißbrauchen und beuten dann das Volk mehr aus als dies in Monarchien und Aristokratien gewöhnlich der Fall ist. Auch die Bureaukratie und Plutokratie hat die, wenn auch nicht so deutlich ausgesprochene Tendenz, eine Inzuchtkaste zu bilden, wodurch das Herrschertalent in der Kaste monopolisiert und die Vorteile der führenden Stellung für ihre Nachkommen erhalten bleiben. Aus verschiedenen Gründen gelingt dieses aber nur bis zu einem bestimmten Grade. Der Hauptgrund ist, daß bei diesen Herrscherformen der Wechsel der talentierten Familien ein viel rascherer ist als dies in Monarchien und Aristokratien der Fall ist.

Sehr selten ist es vorgekommen, daß eine Herrscherfamilie oder eine herrschende Aristokratie ihrer dominierenden Stellung dauernd beraubt worden ist, so lang dieselbe ihre Pflicht — das Volk in jeder Hinsicht gut zu führen — nachgekommen ist. Im Gegenteil, die Geschichte aller Zeiten lehrt uns, daß die Völker in ihrer Erinnerung, daß die Herrscherfamilie oder Aristokratie einmal sehr Tüchtiges und für das Staatswesen Rühmliches geleistes hat, oft sehr lange sich eine schlechte Regierung gefallen lassen, in der Hoffnung, jene Zeiten des guten Herrscher-Talentes könnten wiederkehren. Die Ge-

schichte lehrt uns auch, daß die Aristokratien besonders in der Form einer Republik (Rom, Karthago, Venedig) von fester Dauer und ihre Virtuosität in der Herrscherkunst eine hervorragende war.

Ist das Salz in den oberen Kasten dumpf geworden, d. h. ist das Herrschertalent in den Dynastien und Aristokratien sowohl als in der Plutokratie und Bureaukratie im Niedergange begriffen, so erscheint naturgemäß die Zeit, wo das Volk versucht, die Herrschaft selbst in die Hand zu nehmen. Damit ist naturgeschichtlich die dritte Form der Herrscherkunst, die Demokratie, begründet.

### ad 3. Die Züchtung des Herrscher-Talentes in Demokratien.

Wenn wir das an der Spitze dieses Kapitels gestellte Naturgesetz, daß der Kopfarbeiter, also das Talent, über den Handarbeiter, die geistige über die körperliche Kraft herrschen soll und muß, anerkennen, so ist „die Herrschaft Aller über Alle", also das Wesen der wahren Demokratie eine naturgeschichtliche Unwahrheit und Unmöglichkeit. Und als das hat sich die Demokratie aller Zeiten und aller Völker auch meistens erwiesen. Das, was wir echte Demokratie zu nennen das Recht haben, ist überhaupt fast nur bei der indogermanischen Rasse vorgekommen und zwar kommt sie hier meistens als Anfangs- und Endstadium einer größeren Kulturepoche vor. So können wir bei den alten germanischen und slavischen Stämmen eine Art echter Demokratie konstatieren. Doch auch hier herrscht eigentlich die durch ihre Erfahrung klügere ältere Schichte des Demos über die jüngere. Doch immerhin müssen wir diese älteste Form der Demokratie als die noch echteste und der Theorie am nächsten kommende Form einer Volksherrschaft bezeichnen. Soweit wir aber sonst in der historischen Zeit die Naturgeschichte der demokratischen Regierungen überblicken können, waren dieselben niemals etwas anderes als die Herrschaft einer talentierten Partei, ja sogar häufig nur die Herrschaft einzelner hervorragender politischer Talente oder Genies an der Spitze einer Partei unter dem Deckmantel des Stimmzettels. Die Demokratie ist also in Wirklichkeit meist nur eine Mischung verschiedener Herrschaftsformen: also Demokratie entweder unter der Leitung einer Monarchie

(z. B. England, Athen unter Perikles), einer Aristokratie (Rom, die älteren Schweizer Demokratien), einer Plutokratie (Amerika) oder in ihrer reinsten Form eine Demokratie unter der Leitung einer Versammlung der Familienhäupter (alte germanische und slavische Demokratie). Sie ist überhaupt nur dort möglich, wo durch Seßhaftigkeit und Ackerbau im arischen Sinne der Individualwille neben dem Sozialwillen bereits eine gewisse Höhe der Züchtung erreicht hat.

Das früher zitierte Naturgesetz, daß zur Herrschaft der Menschheit der Kopfarbeiter — das Talent — berufen und ihr naturgemäßer Führer unter jeder Herrscherform ist, wird also auch in der Demokratie nicht umgestoßen. Kommt das Volk und seine Anführer irgendwo faktisch zur Herrschaft, tritt also das, was wir eigentlich Demokratie im echten Sinne des Wortes nennen können, wirklich ein, so sehen wir aus der Geschichte, daß eine solche Volksherrschaft sich sehr rasch ad absurdum führt, weil ein solcher Zustand eben gegen das obige Naturgesetz verstößt und darum nicht lange bestehen kann. Der Unterschied zwischen absoluter Monarchie und Demokratie besteht meistens nur darin, daß im ersteren Falle der Monarch die ihn unterstützenden Herrscher-Talente allein zu wählen hat, im letzteren Falle das Volk mit dem Stimmzettel. Die Erfahrung lehrt aber, daß sich der Monarch in seiner Diagnose des Talentes nicht so oft irrt als das Volk und daß selbst ein Pfuscher auf dem Throne selten so arg fehlgegriffen hat wie dies das Volk bei der Wahl seiner talentiert sein sollenden Vertreter in die Parlamente bereits oft getan hat.

Die Demokratie, also die Herrschaft des Volkes unter der Führung einer politischen Partei hat naturgeschichtlich überall dort ihre Berechtigung, wo die oberen Kasten in Degeneration begriffen sind und das Volk eine gewisse Höhe der Kultur erreicht hat, also gleichsam mündig geworden ist. Je nach dem Zustande der Degeneration der Monarchie und der Aristokratie vollzieht sich dieser Übergang entweder auf dem Wege einer Revolution oder im Wege eines Kompromisses zwischen Volk und den bisherigen oberen Ständen.

Die moderne Demokratie stellt in der Regel ein Endstadium einer langen politischen Entwicklung dar und kann fast immer als die natürliche Reaktion gegen krankhafte Zustände in

den oberen Kasten betrachtet werden. Diese Reaktion der unteren Stände gegen das bisherige führende Talent der angestammten oberen Kasten führt entweder zum Tode des Staatswesens, indem es in diesem geschwächten inneren Zustande, wo es ohne tüchtige Autorität dasteht, von einem Feinde überrannt wird oder zur Herstellung der normalen Verhältnisse, wo dann wieder eine kluge talentierte Minorität unter irgend einer Form die unkluge Masse beherrscht. Dabei kann der Name und der Schein einer Volksherrschaft für längere Zeit unter dem Deckmantel des Stimmzettels bestehen bleiben, ja es kann das Volk selbst dann und wann in explosiver Weise seinen Willen zum Ausdruck bringen. In der Wahrheit ist aber auch eine solche Demokratie stets eine politische Lüge, weil ein Volk als solches niemals sich selbst beherrschen kann, sondern immer vom politischen Talent unter irgend einer Form beherrscht werden muß und auch in Wirklichkeit stets verlangt, beherrscht zu werden. Geschieht dies nicht von organisch dazu gezüchteten Familien und Kasten, so muß dies freilich von zufällig sich bildenden Parteien und diese beherrschenden Führern geschehen, die mehr oder weniger das Talent zu herrschen in sich haben oder zu haben glauben.

Da nur die natürlichen Herrscherformen also die Monarchie, die Aristokratie und ihre Abarten auf das Prinzip der vorwiegenden Inzucht in ihren Familien halten, in den Demokratien aber, weil dies dem Prinzip der Demokratien widerspricht, alle Kastenunterschiede und Inzuchtschranken aufgehoben und entfernt werden, so muß dies nach und nach auf die Züchtung des politischen Talentes und Genies einen nachteiligen Einfluß üben, da eben nur in einer Kaste mit vorwiegender Inzucht die zum Herrschen nötigen Charaktere gezüchtet werden können. Wir sehen daher die Züchtung des politischen Talentes in solchen Demokratien gewöhnlich rasch abnehmen. Solche Demokratien haben daher im Altertum und in der neueren Zeit nur in den kleinen Zwergstaaten einen längeren Bestand haben können, wie z. B. in der griechischen Polis und den Schweizer Kantonen, wo die reichen Patrizierfamilien der Stadt trotz aller demokratischer Gleichmacherei an der Spitze der Herrschaft blieben, auf Inzucht hielten und auf diese Weise das politische Talent auch unter der Scheinherrschaft der Demokratie noch weitergezüchtet werden

konnte. Aber in größeren Staaten ist dies für längere Zeit nicht möglich und genügt das in den kleinen Inzuchtherden gezüchtete politische Talent für die großen Bedürfnisse eines solchen Staates nicht. Wir können aber auch sehen, daß in allen demokratischen Staaten anfangs solange noch ein brauchbarer Rest der alten aristokratischen und bureaukratischen Familien vorhanden ist, die Führer der demokratischen Parteien fast immer aus diesen Familien genommen werden. So war es in Athen, wo Kleisthenes, Aristides, Perikles, obwohl Aristokraten, die ausgesprochenen Führer der Demokratie waren. Ebenso waren in Rom fast alle hervorragenden Führer der demokratischen Partei Abkömmlinge der Aristokratie. Diese allein verstanden es, das Volk und seine durch die demokratischen Prinzipien entfesselten Leidenschaften zu zügeln, weil sie eben das Herrschertalent als etwas organisch Gewordenes und Ererbtes in sich hatten, was allein imstande ist, der Masse zu imponieren. Wenn auch dieser letzte Rest der alten Inzuchtfamilien aufgebraucht ist und wenn dann das Blutchaos politische Talente aus sich heraus an die Spitze stellen soll, dann zeigt sich bald, daß dasselbe hierzu wenig geeignet ist und daß die brauchbaren Führer rapid abnehmen und endlich ganz versagen. Durch geniale Politiker wie Kleon, Milon, Danton, Robespierre usw. können Massen wohl aufgewühlt, auch längere Zeit tyrannisiert werden; dieselben dauernd zu beherrschen ist ihnen eben wegen des angeborenen Mangels an politischem Taktgefühl unmöglich. Auch in der französischen Revolution sehen wir, wie anfangs die stürmischen Wogen der Revolution durch zwei Aristokraten, den Grafen Mirabeau und Taylerand noch am ehesten besänftigt wurden und daß diese Abkömmlinge der verhaßten Kaste den größten Einfluß auszuüben imstande waren. Selbst der bürgerliche Titane der französischen Revolution, Danton, derjenige, der es noch von diesen genialen Revolutionsmännern am besten verstand die Menschen zu leiten, sagte vor seiner Hinrichtung: „Ich lasse die ganze Sache in dem schrecklichsten Wirrwarr zurück; nicht einer versteht etwas vom Regieren. Robespierre wird mir folgen, ich ziehe Robespierre nach. O, es wäre besser, ein armer Fischer zu sein, als sich mit dem Regieren der Menschen zu befassen".

Es scheint eine leichte Sache zu sein, bei ruhiger See ein Schiff zu steuern und gar mancher glaubt das in kurzer Zeit

zu lernen. Wenn aber das Meer stürmisch erregt ist, dann hängt alles von dem Charakter des Steuermannes ab und es ist einleuchtend, daß der Steuermann in solchen Stürmen Charaktereigenschaften besitzen muß, die nicht nur durch lange Übung gestählt und hochgezüchtet sind, sondern daß hier noch eine Erbschaftsmasse notwendig ist, welche dem Manne ermöglicht, kalten Blutes zu bleiben, wo jeder andere den Mut verliert, der diese Erbschaftsmasse nicht besitzt. Um ein organisches Herrschertalent, wie es z. B. ein Cäsar von Hause aus besaß, hervorzubringen, dazu bedarf es einer sehr langen Arbeit vieler Generationen in einer Herrscherkaste. Wie uns die Geschichte und Genealogie beweist, haben alle Führer, denen es gelungen ist, ein stürmisch bewegtes Volk durch längere Zeit zu beherrschen und ein Staatsschiff in solchen gefährlichen Zeiten gut zu lenken entweder von väterlicher oder mütterlicher Seite aristokratisches Blut, also eine diesbezügliche hochgezüchtete spezifische Erbschaftsmasse miterhalten. So wie es den geborenen Königen vorteilhaft ist, wenn ihnen aus ihren Ahnenreihen dann und wann etwas demokratisches Blut zufließt, so notwenig ist andererseits für Jeden aus dem Volke, der das große Wagnis unternimmt, ein erregtes Volk beherrschen und leiten zu wollen, daß er in seiner Erbschaftsmasse etwas vom aristokratischen, organisch gezüchteten Herrschertalent überkommen hat.

Es ist ein merkwürdiges Ding um die menschliche Erfahrung. Man sieht, wie sehr der Mensch bei seinen Haustieren selbst in den nebensächlichsten Sachen die spezifische Erbschaftsmasse zu schätzen weiß. Jeder Bauer würde es sich wohl überlegen, bei seiner Schafherde den nächstbesten Hund, wenn er auch sonst noch so tüchtige Eigenschaften besäße, als Hüter anzustellen. Er würde finden, daß dazu sich doch jene Hunde am besten eignen, welche eine diesbezügliche Erbschaftsmasse schon von Hause aus besitzen, die von ihren Vorfahren im Verlaufe vieler Generationen durch Übung und Auslese erworben und nun in der Rasse, die man Schäferhunde nennt, sich vererbt. Auch sonst in den sekundären Künsten glaubt der Mensch an eine spezifische Erbschaftsmasse und die Notwendigkeit einer ererbten Beanlagung hierzu. Nur zu der schwierigsten aller Künste, der Menschenbeherrschung, da hält

man besonders in demokratischen Staaten schon wegen der Phrase „Gleichheit“ jeden für ein Herrschertalent, dessen Arroganz sich selbst hierzu ernennt und der einige Kollegien über Staatswissenschaft gehört hat. Aber die guten Herrschertalente fallen auch in Europa und Amerika nicht vom Himmel und die hierzu nötigen Charaktere müssen in dieser Kunst heute noch ebenso organisch gezüchtet werden, wie dies von jeher und bei allen Völkern der Fall gewesen ist. Es kommt dabei gar nicht auf einen bestimmten Stand an, ist es nicht der Adel, so muß es das Bürgertum oder die Bureaukratie sein, wo durch Inzucht in einem engeren abgeschlossenen Kreise von Familien die für das Herrschen und Befehlen notwendigen Charaktere gezüchtet, fortwährend geübt und vererbt werden. Mit der Universitäts-Erziehung allein und dem Einfluß des Milieus in den einzelnen Ministerien ist das Herrscher-Talent noch nicht fertig. Da können wohl mittelmäßige Handwerker, aber keine wahren Talente in dieser Kunst hervorgebracht werden.

Der Mangel an wirklichen Herrschertalenten, wie er gewöhnlich bei dem Blutchaos der Demokratien früher oder später eintritt, muß jedem Staatswesen gefährlich werden. In der Regel enden darum die meisten Demokratien mit einer Militär-Tyrannis, weil diese Herrscherform noch immer leichter zu ertragen ist, als der unter dem Deckmantel der Demokratie um die Herrschaft ringende rücksichtslose Kampf der regierungsunfähigen Parteien und die daraus resultierenden anarchistischen Folgen. Nachdem also die natürlichen und organisch gewordenen Herrscherformen die Monarchie und Aristokratie und ihre Abarten sich abgenützt, die Demokratie als politische Lüge erkannt und sich ad absurdum geführt hat, kommt als ultimum refugium stets das kriegerische Talent zur Herrschaft, um den Staat vor der Anarchie seiner Bürger zu retten.

Ehe wir zur Besprechung der Züchtung des kriegerischen Talentes übergehen, haben wir uns aber noch die wichtige Frage vorzulegen, welche Regierungsformen der Züchtung der talentierten und genialen Familien und der Entwicklung derselben am meisten zuträglich oder hemmend sind, womit natürlich auch die Frage beantwortet ist, welche Regierungsformen den

Kulturfortschritt am meisten zu befördern in der Lage sind. Diese Frage läßt sich natürlich nur in der allgemeinsten Form beantworten, da hier außer dem Einfluß des Klimas und des Kampfes ums Dasein noch sehr viele Faktoren zur Geltung kommen, welche die Lösung dieser Frage verwirren und schwierig machen. Im allgemeinen läßt sich aber sagen, daß alle extremen Regierungsformen, wie jede absolute Monarchie (Tyrannis), jede extreme Oligarchie und Demokratie der Züchtung und Entwicklung von Talenten und Genies ungünstig sind und daher unter diesen Formen der wahre Kulturfortschritt in der Regel eher gehemmt als gefördert wird. Es kann unter solchen Regierungsformen eine Zeitlang der äußere Schein eines Kulturfortschrittes aufrecht erhalten, ja derselbe besonders durch den absoluten Willen eines prachtliebenden Tyrannen für kurze Zeit gesteigert werden, aber es ist eben nur Schein und nicht Wirklichkeit und niemals von langer nachhaltender Dauer. Es könnte hier der Einwurf gemacht werden, daß durch eine gewisse Regierungsform wohl die Betätigung und vielleicht damit auch die Entwicklung hervorragender Talente und Genies gehemmt werden kann, aber nicht die genealogische Züchtung in den Familien und Kasten. Das ist für den Anfang einer solchen schädlichen Regierungsform richtig, aber nicht mehr für den Fall, wenn dieselbe durch mehrere Generationen andauert. Denn sowohl durch die Herrschaft einer exklusiven Inzucht oder des fortwährenden Blutchaos erfährt, wenn diese Formen der Blutmischung durch Generationen dauern, wie das z. B. unter einer länger dauernden Herrschaft einer extremen Oligarchie oder Demokratie gewöhnlich der Fall ist, die künstlerische Erbschaftsmasse bezüglich der für das Talent und Genie wichtigen Wurzelcharaktere stets eine große Schädigung. Den günstigsten Einfluß auf die Züchtung und Entwicklung der talentierten und genialen Familien haben, wie uns die Geschichte lehrt, stets die gemischten Regierungsformen gehabt: eine durch den Adel oder die Demokratie beschränkte Monarchie, eine Mischung von Oligarchie und Demokratie etc.

Es ist aber zu bemerken, daß auch hier zwischen Talent- und Genie-Züchtung ein Unterschied ist und manche Regierungsformen mehr die Entwicklung des Talentes und andere mehr die Entwicklung des Genies begünstigen. So ist z. B.

die Entwicklung des Genies der sekundären Künste sehr von der herrschenden Regierungsform abhängig. Wie wir sehen können, ist überall dort, wo das Talent die exklusive Herrschaft in der Hand hat, wie dies in streng oligarchischen Staaten der Fall ist, ein schlechter Entwicklungsboden für das Genie. Das herrschende Talent liebt überall nur die Mittelmäßigkeit und höchstens das homogeniale Talent, haßt aber stets das Genie, wo immer es zur Erscheinung kommt. Etwas günstiger stehen die Züchtungs- und Entwicklungsverhältnisse des Genies in Demokratien mit aristokratischer Spitze, am günstigsten in gemäßigten Monarchien, wie schon Schopenhauer bemerkt hat. Er sagt: „Ein ganz besonderer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen (Genies) schwerer werden muß, zu Nebenstellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien. Denn gegen solche Köpfe sind nun einmal überall immerdar und in allen Verhältnissen sämtliche bornierte, schwache und gewöhnliche Köpfe als ihren natürlichen Feind, verschworen oder instinktmäßig verbündet und werden fest zusammengehalten durch die gemeinsame Furcht vor jenen. Ihrer stets zahlreichen Schar nun wird es bei einer republikanischen Verfassung leicht gelingen, die Überlegenen zu unterdrücken und auszuschließen, um ja nicht von ihnen überflügelt zu werden. In der Monarchie hingegen ist diese natürliche Ligue der bornierten gegen die bevorzugten Köpfe doch nur einseitig vorhanden, nämlich bloß von unten: von oben hingegen haben hier Vaterland und Talent natürliche Fürsprache und Beschützer. Denn zuvörderst, der Monarch selbst steht viel zu hoch und zu fest, als daß er irgend jemandes Kompetenz zu fürchten hätte. Zudem dient er selbst dem Staate mehr durch seinen Willen als durch seinen Kopf, welcher so vielen Anforderungen nie gewachsen sein kann. Er muß also stets sich fremder Köpfe bedienen und wird natürlich angesehen, daß sein Interesse mit dem des Landes innig verwachsen ist, die allerbesten, weil sie königliche Werkzeuge sind, vorziehen und begünstigen".[1]) Schopenhauer ist hier im Irrtum, wenn er glaubt, nur in Republiken seien Bornierte und Flachköpfe gegen

[1]) Parerga II 270.

das Genie. Dasselbe wird am allerheftigsten gerade meistens vom Talent angefeindet und am ehesten noch vom Volke gehalten, wie wir dies z. B. bei Perikles und Cäsar sehen können. Auch von den Fürsten gilt, daß nur der genial beanlagte Fürst oder Pfuscher ein Genie neben sich dulden wird; niemals aber verträgt ein Talent auf dem Throne für die Länge einen genialen Minister neben sich.

Während also alle Aristokratien und streng nach Kasten geschiedenen gemischten Regierungsformen der Züchtung und Entwicklung des Talentes günstig sind, sind die reinen Demokratien sowohl der Züchtung des Talentes als auch des Genies ungünstig, besonders wenn die Herrschaft derselben durch mehrere Generationen dauert, was in Wahrheit selten der Fall ist.

Von dem Einfluß der Demokratie auf die Züchtung des Talentes und Genies bei der griechischen Polis der Degenerationszeit sagt Burckhardt: „Von der faktischen Herrschaft der Demokratie an herrscht in ihrem Innern die beständige Verfolgung gegen alle diejenigen Individuen, welche etwas bedeuten können und zeitweise als Beamte, Strategen usw. bedeuten müssen, ferner die Unerbittlichkeit gegen das Talent, es mag so treu und ergeben dienen, als es will, die periodische Hetze gegen die, welche etwas besitzen und endlich bei den Verfolgern das durchgebildete Bewußtsein: man habe es den Leuten so gemacht, daß jeder, der etwas sei, notwendig innerlich empört und daher bei gegebenem Anlaß ein Verräter sein müsse“ etc.[1])

Daß dieser Gleichheitsgedanke der Demokratien nicht nur in der verkommenen Zeit der griechischen Polis, sondern auch in modernen Demokratien der Geniezüchtung ungünstig ist, können wir auch in Amerika sehen. Der Amerikaner Draper sagt: Große Männer könne, ja dürfe es in Amerika nicht mehr geben. Münsterberg[2]) sagt, wenn auch nicht so kraß, dasselbe: „Für wahrhaft große Männer ist kein freier Raum, groß erscheint da zunächst, wer die Strömungen des Tages ausnützt (also der Streber). Der Ehrgeiz muß sich zunächst notwendig auf diejenigen Leistungen richten, für die jedermann Verständnis besitzt und bei denen jeder wetteifern kann: Reich-

[1]) l. c. S. 503.

[2]) Münsterberg, Die Amerikaner I S. 58.

tum und körperliche Leistung. Ein Volk, in dem jeder Einzelne sich berufen fühlt, alles selbst zu beurteilen, mag dahin gelangen, das Urteil der Masse zu einem ungewöhnlich hohen Durchschnittsmaß zu erheben, aber es wird verurteilt sein, die größten Geister zu dem Durchschnittsniveau herabzuziehen. Das Genie, das der Masse zunächst immer unverständlich sein muß, muß da verkümmern; wer Taten zustrebt, die jenseits des gewohnten Horizontes liegen, wird einsam bleiben; die großen Erfolge werden nur dem zufallen, dessen Leistung dem Urteil der großen Menge imponiert. Wo der Geist der Initiative alle gleichmäßig ergreift, da wird kein wahrhaft großes Individuum geduldet. Der große Fortschritt muß da Gesamtwirkung sein, die besten Kräfte werden da tyrannisch von der Masse verbraucht: es ist kein Zufall, daß Amerika bisher noch kein eigentliches Weltgenie zur Entwicklung gebracht hat".

Die ungünstigen Zeiten für die Entwicklung großer Talente und Genies in allen Künsten werden sich aber auch in Amerika ändern, wenn die Einwanderung und das Blutchaos in allen amerikanischen Städten geringer, wieder mehr Inzucht in den Ständen, Städten und Staaten herrschend werden und die extreme Form der Demokratie sich ad absurdum geführt haben wird. Dann wird Amerika nicht nur wie jetzt talentierte und geniale Kaufherren und Ingenieure, sondern auch hervorragende Talente und Genies in allen übrigen Künsten hervorbringen. An der talentierten, von Europa importierten Erbschaftsmasse fehlt es ja heute auch nicht, aber um so mehr an der Gelegenheit der feineren Hochzucht derselben in engeren Inzuchtherden und der Möglichkeit der Entwicklung.

### Das kriegerische Talent und Genie.

Es herrscht immer ein tiefer Sinn in den Sagen der Völker. So mag auch jener Friede, den wir in den Sagen der ältesten Völker als Paradies und goldenes Zeitalter poetisch verschönert wiederfinden, wohl wie eine dunkle Erinnerung an die wirklich friedlichere Kindheit der Menschheit in das Zeitalter des gegenseitigen schärferen Kampfes der Menschen ums Dasein untereinander sich herübergerettet haben.

Wenn Büchner und andere Gelehrte das goldene Zeitalter in der Zunkunft erwarten, so dürfte diese idealistische

Ansicht noch weniger der Wirklichkeit entsprechen, als es schon die Schilderung Hesiod's tut. Sicher hängt der mehr oder weniger friedliche Zustand des Menschengeschlechtes von dem Grade der Intensität des Kampfes ums Dasein der Menschen untereinander ab und daß dieser im Anfang der Naturgeschichte des Menschen bei der geringen Zahl derselben schwächer war, als er je wieder sein wird, dürfte kaum zweifellos sein.

Wir können unmöglich annehmen, daß der Mensch in seinem Naturzustand diesbezüglich roher und grausamer gehandelt hat, als niedere, tief in der Entwicklung unter ihm stehende Tiere. Und hier sehen wir doch, daß in der Regel nur die bitterste Not eine Tierart dazu bringt, sich gegenseitig zu bekämpfen und auszurotten. Als die Zahl der Menschen im Vergleich zu dem verfügbaren Grund und Boden und den damit zusammenhängenden Nahrungsmitteln noch gering war, fiel also jeder Grund weg, sich gegenseitig grausam zu bekämpfen und wir sehen ja auch heute, daß dort, wo keine scharfe Konkurrenz ist, auch kein Krieg bekannt ist. Die Eskimo z. B. wissen nicht, was Krieg bedeutet.

Sicher hat wohl auch in der Urzeit das Recht des Stärkeren geherrscht, doch nicht in Form von Unterjochung und Ausrottung wie später, sondern in Form von Verdrängung, indem einfach, wie bei den Tieren, der sich instinktiv schwächer Fühlende dem Stärkeren den Platz räumte und sich an der reichlich gedeckten Tafel einen neuen Platz suchte. Schon der strenge Aufbau der Horde auf dem Prinzip der Inzucht duldete kein vermischtes Wohnen zweier wenn auch nur gering verschiedener Rassen und Volksstämme. Als dann aber die Völker immer zahlreicher, die guten Jagd- und Weidegründe und der verwendbare Boden für Hack- und Ackerbau immer seltener und ein Konkurrenzobjekt vieler Stämme wurden, mußte auch der Kampf ums Dasein immer schärfer werden, bis endlich, da kein Ausweichen mehr möglich war, der Kampf um den Boden zugleich auch zum Kampf um die Freiheit wurde. In dieses Stadium des Kampfes ums Dasein war die Kulturmenschheit schon lange vor Beginn der historischen Zeit eingetreten. Seither hat sich dieser Kampf immer mehr verschärft und werden diese Verhältnisse sicher so lange dauern, so lange die Zahl der Menschen im gleichen Maße zunimmt.

Wir können in dieser Hinsicht also sagen, daß schon in den prähistorischen Zeiten, sicher aber seit den ersten Anfängen des historischen Kulturlebens es für jedes Volk eine Lebens-, zum mindesten aber eine Freiheitsfrage war, das kriegerische Talent zu züchten. Es war daher natürlich, daß Völker, welche sich diese Aufgabe am meisten angelegen sein ließen, in bezug auf den Kampf ums Dasein und die Herrschaft über andere Völker immer die größten Erfolge aufzuweisen hatten und jene Völker, die diese Aufgabe vernachlässigten oder wo die Züchtung des kriegerischen Talentes infolge Degeneration nachließ oder versiegte, stets ihre Freiheit früher oder später verloren und aus dem Wettkampfe der Völker um den verfügbaren Raum verschwinden mußten.

In den primitiven Zuständen eines Volkes hatte jener Teil, der im Frieden die Herrschaft führte, die Verpflichtung, das Staatswesen auch gegen äußere Feinde zu verteidigen. Das war die natürliche Arbeitsteilung, daß, während der eine Teil für die Ernährung sorgte, der andere für die Freiheit sein Leben einsetzte und auch dafür von dem ersteren ernährt werden mußte. In allen Staaten, wie sie in die Geschichte eintreten, sehen wir daher überall die herrschenden Familien und Kasten fast ausschließlich die Züchtung des kriegerischen Talentes sich angelegen sein lassen. In den Sturm- und Drangperioden der Menschheit den sogenannten Heroenzeitaltern, wo die Bildung neuer Völker vor sich ging, ist auch das kriegerische Talent stets der fast einzige Maßstab der öffentlichen Achtung gewesen und waren die künstlerischen Leistungen auf diesem Gebiete die Hauptquelle des Nachruhmes. In solchen Sturm- und Drangperioden der Völker haben die kriegerischen Charaktere fast die einzige Leiter gebildet, wo in dieser Richtung hervorragende Männer am leichtesten aus den niederen Ständen in die höheren aufsteigen konnten und wodurch die Regeneration dieser Stände gewöhnlich stattgefunden hat.

Bei manchen Völkern bildete sich im Altertum eine eigene Kriegerkaste, welcher die Hochzucht der diesbezüglichen nötigen Charaktere zukam, die sich strenge von dem ganzen übrigen Volke absonderte und in der das kriegerische Talent ausschließlich gezüchtet wurde. Wie wir aber aus der Geschichte solcher Völker sehen können, hat diese, anfangs vielleicht sich

als sehr vorteilhaft ergebende Einrichtung stets in kurzer Zeit für das betreffende Volk als eine große Gefahr sich erwiesen. Erstens entwöhnte sich durch Nichtübung die große Masse des Volkes der kriegerischen Charaktere und wurde in wenigen Generationen feige und furchtsam (Ägypter und Inder), zweitens wurde der Staat wehrlos, wenn diese Kriegerkaste degenerierte. Hier genügte dann gewöhnlich eine unglückliche Schlacht, um ein solches Staatswesen über den Haufen zu werfen. Bei dem Stolz und der strengen Abschließung einer solchen Kaste und bei dem Umstand, daß unterdessen das Volk selbst feige geworden, ist hier auch eine Regeneration der Charaktere des kriegerischen Talentes von dem Volksreservoir aus unmöglich. Die Völker, welche sich in dieser Kunst besonders ausgezeichnet haben, besaßen wohl auch alle eine Kaste, wo das kriegerische Talent besonders gezüchtet und die kriegerischen Charaktere den Hauptmaßstab der Achtung abgaben. Die Kaste hatte aber nur die Führung im Kriege und es nahm das ganze Volk an der Verteidigung des Vaterlandes selbst teil. Da durch eine derartige Einrichtung eine stete Regeneration der führenden Kaste im Kriege aus dem großen Reservoir des Volkes stattfinden kann, so wird ein solches Volk nicht nur stets tüchtige Führer im Kriege haben, es kann auch nur dann eine Degeneration des kriegerischen Talentes eintreten, wenn das Volk selbst degeneriert. Es liegt aber in der Natur der Züchtung des Talentes, also auch des kriegerischen, daß jene Charaktere, die zur Führung eines Volkes im Kriege stets notwendig waren, doch hauptsächlich nur in einer Kaste mit vorwiegender engerer Inzucht hochgezüchtet werden können. Das war auch im Altertum und Mittelalter immer der Fall. Aber auch in der neueren Zeit, wo durch die stehenden Heere das ganze Kriegswesen der Völker umgewandelt wurde, sehen wir ganz instinktiv die Tendenz vorhanden, daß sich in dem Offizierskorps die Familien, wenn auch nicht so kastenmäßig wie früher, abschließen und hier auch eine vorwiegende Inzucht noch heute herrscht. Ich erinnere hier nur an die Verhältnisse, wie sie z. B. im preußischen und japanischen Heere seit jeher geherrscht haben. Wie bei allen übrigen Künsten ist eben auch hier die engere Inzucht die Bedingung, ohne die es eine Höherzüchtung der für die Kriegskunst wichtigsten Charaktere

nicht gibt. Dies können wir besonders für die zwei wichtigsten Faktoren der Kriegskunst beobachten: Für die Kunst des Befehlens und die Kunst des Gehorchens. Für beide Faktoren spielt nebst der Erziehung und dem Trill die in Familien und Kasten gezüchtete Anlage die unbedingt nötige Grundlage. Ich habe von der ererbten Fähigkeit zu befehlen schon bei der Züchtung des Herrschertalentes gesprochen und gilt das, was dort gesagt wurde, auch für die Züchtung der talentierten und genialen Anlagen in der Kriegskunst. Diese ererbte Anlage war auch ein Grund, warum in den Anfangsstadien des Kulturlebens bei allen Völkern die Kriegskunst mit der Herrscherkunst vereint war. Erst auf einer höheren Stufe der Kultur, wo die für die Kriegskunst nötige Erbschaftsmasse durch die Blutmischung der Stände und der Völker eine ausgiebigere Verbreitung gefunden hat, kommt das kriegerische Talent und Genie auch in den unteren Ständen zum Vorschein. Aber stets eignen sich doch jene Stände, welche die Erbschaftsmasse und die Charaktere des Herrscher-Talentes organisch züchten, auch besser zur Züchtung des kriegerischen Talentes.

Wie sehr andererseits durch die Inzucht die Neigung zum Gehorchen gezüchtet werden kann, davon geben nicht nur unsere Haustiere die besten Beispiele, wir haben auch aus der Geschichte, besonders des Altertums, zahlreiche Beispiele, wo dieser wichtige Züchtungsfaktor von den oberen Ständen geschickt benützt wurde, um die Disziplin im Heere zu unterstützen (Sparta). Zu diesen in solchen Militärfamilien gezüchteten kriegerischen Anlagen kommt auch noch das Lager, die Garnison als erzieherisches Milieu. Die gleichen Interessen und Lebensbedingungen dieses Milieus unterstützen dann kräftig die Entwicklung der überkommenen spezifischen Erbschaftsmasse.

Reine Handelsstaaten, bei denen der Reichtum den Pegel für die Achtung im Staate bildet, haben die Züchtung des kriegerischen Talentes gewöhnlich für sich selbst vernachlässigt. Sie haben es aber immer verstanden, sich fremdes kriegerisches Talent durch ihren Reichtum dienstbar zu machen. Handelsstaaten sind überhaupt selten offensiv und benützen auch häufig ihren Reichtum als dasjenige Kampfmittel, womit sie den Frieden mehr erkaufen als erkämpfen.

Bei keiner Züchtung irgend eines Talentes spielen die im

vorigen Kapitel besprochenen Wurzelcharaktere eine so wichtige Rolle, wie beim kriegerischen Talent. Mit dem Grade der Züchtung dieser Wurzelcharaktere wird daher die Züchtung des kriegerischen Talentes stets in einem ursächlichen Zusammenhang stehen. Darum sehen wir von der frühesten Kindheit des Menschengeschlechtes an dasselbe in zwei große feindliche Lager geteilt, welche nicht nur durch die Verschiedenheit der Beschäftigung, sondern noch mehr durch die Verschiedenheit der Züchtung des kriegerischen Talentes sich unterschieden haben, was natürlich für das Schicksal und die Kultur dieser feindlichen Brüder von ausschlaggebender Bedeutung war.

„... und Abel war ein Schäfer, und Kain war ein Ackermann.
... Und da erhob sich Kain gegen seinen Bruder Abel und schlug ihn tot."

In diesem allegorischen Bilde der Bibel ist der prinzipielle Kampf, welcher durch viele Jahrtausende, schon in den prähistorischen Zeiten, unter den Menschen geherrscht hat und der heute noch nicht ganz vollendet ist, ausgesprochen, aber auch sein Ausgang in lapidarer Kürze angedeutet. Es ist der endgültige Sieg des Ackerbauers über den Nomaden. Diese endgültige Besiegung des Nomaden hat der Ackerbauer vorzugsweise der Züchtung der ihm eigentümlichen Wurzelcharaktere und der daraus erfolgenden Möglichkeit der höheren Züchtung des kriegerischen Talentes und Genies zu verdanken. Soweit wir sehen können, sind nicht nur die technische Ausbildung, die Vervollkommnung der Angriffswaffen, fast alle Erfindungen auf dem Gebiete der Defensive sowohl als auch die Fortschritte auf dem höheren geistigen Gebiete der Kriegskunst von ackerbautreibenden Völkern ausgegangen. Wir können aber auch konstatieren, daß es besonders jene Völker waren, welche den Ackerbau in echt arischer Weise betrieben, die es in der Züchtung des kriegerischen Talentes und Genies am weitesten brachten und infolgedessen die Herren der bewohnbaren Erde geworden sind. Ich habe bereits in meiner Arbeit über die Inzucht und Vermischung beim Menschen darauf hingewiesen, daß der Ackerbauer diesen Kampf mit dem Nomadentum anfangs nur bestehen konnte, wenn ihn die Natur in diesem schweren Kampfe unterstützte. Der Ackerbauer war also zuerst auf Länder angewiesen, welche von Natur aus schon geschützt und leicht zu verteidigen waren. Er war zuerst in geringer Zahl im Vergleich zu den zahllosen noma-

disierenden Horden und war daher darauf angewiesen, sein kriegerisches Talent und Genie mehr in der Defensive auszubilden und zu verwerten. Erst durch die Vervollkommnung der Schutzwaffen, durch die Erfindung des Mauer- und Städtebaues, wodurch die Defensive der Ackerbauer eine für die Nomaden fast unüberwindlichen Stärke erhielt, konnten die ackerbautreibenden Völker aus der Defensive in die Offensive übergehen und seither „schlug Kain fast regelmäßig den Abel". Nomadenvölker, wie z. B. die Araber und Mongolen, haben in der geschichtlichen Zeit wohl dann und wann, wenn sie es mit degenerierten und in ihrer Kraft ganz heruntergekommenen Ackerbaustaaten zu tun hatten, dieselben überrannt und vorübergehend eine kriegerische Rolle in der Geschichte gespielt. Aber ihre Erfolge sind stets früher oder später an der zähen Energie, dem durch Vaterlandsliebe gestählten kriegerischen Talent, an der Disziplin, der Tapferkeit und Freiheitsliebe von noch gesunden Ackerbaustaaten gescheitert.

Wie jede Kunst, so hat sich auch die Kriegskunst aus dem Handwerk heraus entwickelt. Darum konnte auch die Züchtung hervorragender Talente und Genies auf diesem Gebiete erst gelingen, als die Kultur eine ziemliche Höhe erreicht hatte. In diesen Zeiten der handwerksmäßigen Entwicklung der kriegerischen Kunst konnte sich der geniale reformatorische Gedanke fast nur auf dem Gebiete der Vervollkommnung der Waffen betätigen und machte sich das Genie höchstens als kriegerisches Virtuosentum, als Held oder Heros geltend. Aus diesem Stadium, wo das Kriegshandwerk auch noch ein Privilegium der herrschenden Kasten war, erhob sich dasselbe zum Kunsthandwerk, als der Mittelstand — die Bürger — den Kern der Heere auszumachen anfingen (Griechen, Römer). Aber erst als das kriegerische Handwerkszeug — das Heer — durch seine Bewaffnung und Ausstattung, durch systematische Disziplin etc. einen hohen Grad der Vollkommenheit erlangt hatte und dieselbe dann später durch jahrelange Übung in den stehenden Heeren noch eine Erhöhung erfahren konnte, war der Zeitpunkt gekommen, wo das kriegerische Talent und Genie das höchste leisten konnte, was auf diesem Kunstgebiete möglich war. Es ist also kein Zufall, daß gerade die fünf hervorragendsten Genies in dieser Kunst: Alexander, Hannibal, Cäsar, Friedrich II.

und Napoleon in der Lage waren, so große Erfolge zu erzielen, da allen ein vorzüglich geschultes Heer zur Verfügung stand. Dem Alexander, Hannibal und Friedrich II. wurde dieses ausgezeichnete Instrument von ihren Vätern vorbereitet, Cäsars und Napoleons hohes organisatorisches Genie schuf sich dieses Instrument selbst.

Ich habe früher bereits erwähnt, daß für diese Kunst die väterliche Erbschaftsmasse — Energie des Willens, Mut etc. — den Ausschlag gibt. Damit hängt die genealogische Wichtigkeit, ja geradezu göttliche Verehrung zusammen, die man im Altertum dieser Erbschaftsmasse zuteil werden ließ. Es war der größte Ruhm, mit einem berühmten Helden und Heros in genealogischer Verbindung zu stehen. Ich erinnere hier nur an den Nimbus, den diese Abstammung den spartanischen Königshäusern bei den Griechen verlieh. Die mütterliche Erbschaftsmasse — die Gefühlsseite — ist in dieser Kunst von mehr untergeordneter Bedeutung, doch können wir aus den Biographien gerade einiger hervorragender Genies (Themistokles, Alexander, Napoleon) sehen, daß auch die von der mütterlichen Seite geerbten Wurzelcharaktere gerade wegen ihrer größeren Nähe zur Natur und der damit verbundenen Unverdorbenheit derselben von großem Einfluß waren. Auch bei den berühmten Bastarden aus Fürstenhäusern, welche große kriegerische Talente und Genies waren, müssen wir, da die Mütter gewöhnlich aus noch mit guten unverdorbenen Wurzelcharakteren versehenen Familien der unteren Stände stammten, die Auffrischung dieser Wurzelcharaktere als einen wichtigen Faktor in ihrer Anlage ansehen.

Aus der schwerwiegenden Bedeutung der Wurzelcharaktere für die Züchtung des kriegerischen Talents und Genies ergibt sich ferner, daß nur Ackerbaustaaten im arischen Sinne das kriegerische Talent und Genie in größerer Quantität und vorzüglichster Qualität hervorbringen können. Daraus folgt aber auch theoretisch der Schluß, den uns die Geschichte der Völker auf Schritt und Tritt bestätigt, daß mit dem Ruin des Bauernstandes auch die Quelle der für dieses Talent wichtigsten Wurzelcharaktere versiegt und darum auch die Züchtung des kriegerischen Talentes und Genies mit der Zeit unmöglich werden muß. Jeder Staat, der seinen freien Bauernstand dezimiert oder ihn zu abhängigen

Pächtern und Fabrikarbeitern umwandelt, dezimiert und ruiniert die Quelle des militärischen Talentes und Genies und muß früher oder später in der Konkurrenz mit Staatswesen, welche noch über einen kräftigen Bauernstand verfügen, unterliegen. Solange aber diese Quelle tüchtiger militärischer Charaktere nicht versiegt ist, können selbt die oberen Kasten degenerieren und der Staat braucht deshalb noch nicht verloren zu sein. Denn da eben das militärische Talent die wichtigsten Charaktere seiner Erbschaftsmasse mit den Wurzelcharaktern, wie sie dem arischen Bauernstand eigen sind, gemeinschaftlich hat, ferner hier die Erziehung, der militärische Trill und das kriegerische Milieu eine große Rolle in der Entwicklung der Talente spielen, so ist in dieser Kunst der Ersatz des kriegerischen Talentes, wenn es in den oberen Kasten zu mangeln beginnt, durch tüchtige Männer aus dem Volke viel leichter, als in irgend einer anderen Kunst. Wir sehen daher in der Geschichte, daß in der Kriegskunst oft, wenn die Adelskaste, welche bisher die militärischen Talente und Führer stellte, degeneriert oder derselben die Führung aus irgend welchen politischen Gründen aus der Hand genommen wurde, aus dem Bürgerstande ja dem Bauernstande dem Staate immer noch tüchtige militärische Talente erwuchsen, welche die Rettung des Staatswesens aus einer militärischen Gefahr mit Erfolg übernehmen konnten. Aber im allgemeinen gilt auch hier das Naturgesetz, daß zum militärischen Talent, besonders aber zum Genie doch eine spezifische Beanlagung und eine besondere Erbschaftsmasse, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der Erbschaftsmasse des Herrscher-Talentes hat, von großem Vorteil ist. Wenn wir die Biographien der hervorragenden militärischen Talente und Genies durchgehen, so können wir sehen, daß dies auch in der Regel der Fall gewesen ist. Besonders war dies in den Zeiten, wo die Kriegskunst noch keine Wissenschaft war, mehr notwendig als heute, wo neben der viel weniger wichtig gewordenen Erbschaftsmasse das erworbene wissenschaftliche Virtuosentum in dieser Kunst eine große Rolle zu spielen beginnt. Wie alle Künste, so hat eben auch die Kriegskunst in ihrer höchsten Entwicklung die Tendenz, mehr wissenschaftlich zu werden.

Die Kriegskunst zeichnet sich von den übrigen Künsten

darin aus, daß ihre talentierten Familien verhältnismäßig langsam degenerieren, die männlichen Linien des Talentes und selbst des Genies sich länger am Leben erhalten als dies bei den übrigen Künsten der Fall ist. Das hängt zweifellos mit der Lebensführung dieser Familien zusammen, welche eine mehr natürlichere ist und eine gleichmäßige Inanspruchnahme des Körpers und Geistes voraussetzt. Auch wird hier die körperliche Ausbildung und Abhärtung (Anpassung) nicht vernachlässigt, wodurch es kommt, daß heute z. B. die Heere selbst im Kriege trotz der großen Strapazen von Krankheiten mehr verschont bleiben als dies im Frieden der Fall ist.

Damit mag es auch zusammenhängen, daß das Pathologische überhaupt beim kriegerischen Genie eine viel geringere Rolle spielt und daß vielleicht darum bei dieser Kunst die sonst überall gültige Regel, daß das Genie sich sehr selten vererbt, die verhältnismäßig zahlreichsten Ausnahmen aufzuweisen hat. Die langsamere Degeneration der Familien des kriegerischen Talentes sehen wir am besten illustriert in der römischen Kaiserzeit. Während die Familien des politischen Talentes und des Talentes der übrigen Künste bereits in der tiefsten Degeneration begriffen waren und immer seltener wurden, kommen im römischen Lager noch fortwährend hervorragende kriegerische Talente und Genies zur Züchtung.

Ich habe bei der Besprechung der Naturgeschichte der Herrscherkunst hervorgehoben, daß für das Wohl des Volkes in der Regel das Talent auf dem Throne dem Genie vorzuziehen ist und das letztere in dieser Kunst große Gefahren in sich birgt. Dies gilt in noch erhöhtem Grade für das kriegerische Genie. Die Geschichte lehrt uns, daß die blendenden Erfolge — das was wir den kriegerischen Ruhm nennen — zum großen Teile das Werk des kriegerischen Genie ist, daß aber diesen Werken häufig eine mit ihrem Glanze nicht harmonisierende geringe Festigkeit entspricht. Weil diese Erfolge nicht organisch langsam geworden, sondern gleichsam katastrophenartig erbeutet wurden, darum verschwinden sie häufig auch katastrophenartig. Die dauernden und festen Erfolge auf diesem Kunstgebiete sind ebenso wie auf dem Gebiete der Herrscherkunst der langsamen aber soliden konservativen Arbeit des Talentes zuzuschreiben, wenn auch das Genie hier wie dort zuweilen notwendig ist,

um die große Neigung des Talentes zur Erstarrung zu überwinden und anregend und anspornend zu wirken.

Die Kriegskunst wird, solange sie Mittel zum Zweck ist und den einzelnen Nationen zur Verteidigung ihres Vaterlandes gegen frechen räuberischen Angriff, also dem Wohle der Allgemeinheit dient, immer notwendig sein und in diesem Falle ist auch ihr Nutzen zweifellos stets größer, als der durch den Krieg angerichtete Schaden. Solche Kriege und ihre Lasten werden auch von den Völkern willig, ja mit Begeisterung ertragen und wirken derartige Kriege wie ein reinigendes Gewitter auf die körperliche und geistige Lebensführung eines Volkes. Wenn aber die Kriegskunst Selbstzweck wird, wenn sie dem persönlichen und dem dynastischen Interesse einer Herrscherfamilie oder der Herrschsucht einer politisch führenden Kaste dient, dann ist der Krieg das größte Verbrechen, welches an dem Genius der Kulturmenschheit begangen werden kann und welches sich auch stets früher oder später auf fürchterliche Weise bestraft. Die Folgen eines solchen antisozialen, also unnatürlichen Handelns müssen auch selbst für den Fall des Sieges schädlich und für die öffentliche und private Lebensführung verderblich sein. Solche Kriege unmöglich zu machen, ist selbstverständlich ein schönes Ziel der Übereinkunft zivilisierter Staaten. Niemals aber darf es Europa wagen, den kriegerischen Geist seiner Bevölkerung zu lähmen und die Züchtung kriegerischer Talente und Genies zu vernachlässigen, will es nicht die billige Beute noch kriegerischer und weniger sentimentaler asiatischer Völker werden. Der Kampf der Völker um den Raum und die wirtschaftlichen Güter kann niemals aufhören und ist neben der Wirkung der sozialen Gesetze ein wichtiger Faktor für den Fortschritt und ein radikales Mittel der Natur, die durch Degeneration unbrauchbar gewordenen Kasten und Völker auszumerzen. Und tut dies nicht der wirkliche Krieg, so wird an dessen Stelle der wirtschaftliche Krieg treten, der nur scheinbar milder und humaner ist, aber in Wirklichkeit nicht weniger Opfer an Gut und Blut erheischt. Denn für die Allgemeinheit dürfte es ziemlich gleich sein, ob einer im Kriege von einer Kugel getroffen wird und seine Familie Hab und Gut verliert oder ob er gezwungen durch die wirtschaftliche Not und Mangel an Arbeits-

gelegenheit einen Selbstmord begeht oder an den Folgen einer absolut ungesunden Lebensführung frühzeitig stirbt und eine elende im Keime schon degenerierende Nachkommenschaft hinterläßt. Es gibt bereits heute wirtschaftliche Kämpfe, die in Wirklichkeit viel grausamer sind und mehr Opfer an Gut und Blut fordern, als je ein Daseinskampf barbarischer Völker gefordert hat. Denn was sind alle Güter des Lebens, die in einem solchen Kampf verloren gehen können, gegen den Verlust der konstitutionellen Gesundheit? Ein rascher Tod ist stets einem chronischen Siechtum vorzuziehen und das um so mehr, als man dabei nicht das materielle Elend seiner Angehörigen mit ansehen muß, wie es heute der langsam dahinsiechende Fabrikarbeiter und der durch die scharfe Konkurrenz ruinierte Mann des Mittelstandes mit ansehen muß. Auch heute werden wirtschaftliche Kriege kaufmännischer Dynastien und Parteien (Trusts) aus Selbstzweck geführt, die nicht weniger verderblich in ihren wirklichen Folgen auf das allgemeine Wohl der Menschheit sind, als die Selbstzweck-Kriege der alten absoluten Monarchien. Nur werden hier keine Schlachtenbulletins und keine Verlustlisten ausgegeben.

## Das religiöse Talent und Genie.

Wenn wir die Tierstaaten der Ameisen und Bienen betrachten, so finden wir hier bereits die wichtige Arbeitsteilung in Herrschende und Beherrschte, wir sehen, daß sich bereits eine Kriegerkaste gebildet hat, ja wir können schon die Beobachtung machen, daß die letztere häufig nicht mehr arbeitet und sich nicht selbst ernähren kann, sondern von den Sklaven und Arbeitern ernährt werden muß, alles Entwicklungszustände, die wir auch beim Menschen erst auf einer höheren Stufe des Kulturlebens erreicht sehen. Dabei können wir bemerken, daß die Faktoren, welche die Hochzucht des sozialen Gefühls und die größere Arbeitsteilung bei diesen Tierstaaten bedingen, die nämlichen sind, welche diese Wirkung auch beim Kulturmenschen hervorbringen: größere Seßhaftigkeit und enge Inzucht. Was die Züchtung der sozialen Triebe und Charaktere anbelangt — der zähen Energie, des Fleißes, der Aufopferungsfähigkeit für das Wohl der Allgemeinheit etc. — so haben dieselben in diesen Tierstaaten bereits eine solche Höhe erreicht, daß sie uns Menschen von jeher als nach-

ahmungswertes Musterbild vorgehalten wurden. Ja wir müssen sogar in der Erfüllung dieser für den Bestand des Tierstaates notwendigen Pflichten bereits die Wurzel eines wenn auch noch unbewußten sozialmoralischen Gefühls erblicken. Wir können daraus ersehen, daß keine tierische Genossenschaft ohne einen gewissen sozialen Pflichtenkodex, sei derselbe nun ein instinktiver oder ein mehr oder weniger zum Bewußtsein gekommener, bestehen kann.

Es ist daher ein Irrtum, anzunehmen, daß der Mensch erst in einem höheren Kulturzustande gewisse Grundprinzipien der Moral von außen empfangen hat. Im Gegenteil, wir müssen annehmen, daß die ganze Entwicklung der Kultur, wie sie schon in der prähistorischen Zeit erreicht worden ist, nicht denkbar ist ohne jene bereits höher entwickelten moralischen Triebe und bewußten Sitten und Gebräuche, welche angeblich erst in historischer Zeit den Menschen von der Gottheit anbefohlen worden sind.

Die moralischen Bestandteile des Dekalogs, welche sich auf das soziale Zusammenleben einer Horde beziehen: du sollst deinen Vater und Mutter ehren, du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten etc. haben demnach unzweifelhaft in allen menschlichen Vereinigungen, die wir Staaten nennen, schon durch Tausende von Jahren ihre Geltung gehabt, ehe es Moses für notwendig fand, dieselben ergänzt durch einige religiöse Gesetze seinem Volke in Erinnerung zu bringen und ihnen gleichsam den Charakter einer göttlichen Offenbarung zu geben. Alle menschlichen Gesetze haben besonders in den Zeiten der Kindheit der menschlichen Kultur stets lange Zeit schon als Sitten und Gebräuche bestanden, ehe sie aufgezeichnet worden sind. Ja, wie uns die Drakonischen und die Zwölf-Tafelgesetze beweisen, ist es gewöhnlich geradezu schon ein Mißbrauch dieser natürlichen Sitten und Gebräuche, der die öffentliche Feststellung und Aufzeichnung derselben als Gesetze hervorgerufen hat. Solange die Völker klein und auf strenger Inzucht und Blutsverwandtschaft aufgebaut waren, waren ihnen die natürlichen moralischen Gesetze und Pflichten gleichsam ins Blut geschrieben und verstanden sich also von selbst.

Nur vergesse man nie, daß es dazumal nur eine Stammes-Moral gab und keine allgemeine, wie auch jede Religion nur eine

nationale war und es keine Weltreligion gab. Nur der Diebstahl am Stammes-Genossen galt als Verbrechen gegen die soziale Gemeinschaft, aber nicht der Diebstahl am Fremden, der war sogar rühmlich. So verhielt es sich mit allen übrigen moralischen Qualitäten. Das moralische Gefühl war nur auf die Familie und die blutsverwandten Stammesmitglieder abgestimmt; hier war es aber, da es auf stark ererbten Gefühlen und außerordentlich strenger Sitte beruhte, sehr kräftig wirksam. Für alles außerhalb dieser Grenze Stehende existierte es nicht.

Es hat also zweifellos weder in der prähistorischen noch in der historischen Zeit eine menschliche Horde oder noch weniger ein Staatswesen gegeben, in dem nicht der im Dekalog zusammengestellte sozial-moralische Pflichtenkodex mit geringen Variationen in Geltung und steter Übung gestanden hat, weil ohne diesen Pflichtenkodex überhaupt keine menschliche Genossenschaft bestehen kann. Wir können darum auch sehen, daß die Grundlagen der sozial-moralischen Gefühle sehr wenig vom Klima, vom Milieu, vom Kulturzustand und den Formen des Kampfes ums Dasein abhängen und daß dieselben bei allen Völkern zu allen Zeiten und Kulturepochen in ihren Hauptprinzipien sich ähnlich waren und ähnlich sein mußten. Es ändern sich nur die Details und die Formen der moralischen Gefühle, vor allem aber der Umfang des Kreises, auf den diese Grundlagen der menschlichen sozialen Moral Anwendung finden. Wie sehr haben die religiösen Begriffe in den historischen Zeiten gewechselt und was ist für ein großer Unterschied zwischen dem religiösen Gefühl des rohen Fetischanbeters und dem eines hochentwickelten Monotheisten? Dagegen haben sich die moralischen Begriffe wohl erweitert und sich von dem engen Kreise der Horde und Sippe nach und nach auf Stamm, Nation und die ganze Menschheit übertragen, aber in der Wesenheit sind die moralischen Grundlagen des sozialen Lebens wenig geändert worden. Dieser Züchtungsgegensatz zwischen dem sozial-moralischen und religiösen Gefühl und dem damit verbundenen verschiedenen Pflichtenkodex muß stets auseinander gehalten werden, wenn man die Naturgeschichte des religiösen Talentes und Genies richtig erfassen will.

Von der Zeit an, als das religiöse Gefühl gezüchtet und von dem Herrschertalent dazu benützt wurde, den sozial-

moralischen Pflichtenkodex zu stützen und seinen eigenen Einfluß auf die Beherrschten zu verstärken, wurde das religiöse und sozial-moralische Gefühl mitsammen eng verbunden und häufig als ein und dasselbe angesehen, während doch naturgeschichtlich nicht nur ihre Entwicklung eine verschiedene war, sondern auch ihr Wesen ein grundverschiedenes ist. Wie wir gesehen haben, ist die Wurzel der moralischen Gefühle ein universell menschlicher Charakter und war dasselbe sicher bereits lange in Tätigkeit bei allen Horden, ehe noch eine Spur des religiösen Gefühls entwickelt war. Das religiöse Gefühl und sein Bedürfnis macht sich dagegen erst in einem Stadium der Kultur geltend, welche bereits über die ersten Schritte derselben hinaus ist. Dabei hat das religiöse Gefühl in den ersten Zeiten seiner Züchtung stets eine nationale Färbung gehabt und streift dieselbe, wie wir sehen können, auch auf der höchsten Stufe der Entwicklung nicht ganz ab, während die sozial-moralischen Gefühle stets einen mehr einheitlichen universell-menschlichen Charakter gehabt haben. Vor allem aber ist das religiöse Gefühl seinem prinzipiellen Inhalt nach überhaupt sehr variabel je nach Klima und Kulturstufe, während der Inhalt der sozial-moralischen Gefühle aller Völker nur in nebensächlichen Details variiert. Die Verschiedenheit im Wesen dieser beiden wichtigen Gefühle hat schon im Altertum auffallende Wirkungen hervorgebracht. Während nämlich dazumal, wo jede Religion exklusiv national war, das religiöse Gefühl die stets trennende und kaum überbrückbare Kluft war und heute noch häufig ist, bildeten die allen Völkern gemeinsamen Grundbegriffe bezüglich des sozial-moralischen Verhaltens auch den gemeinsamen Boden, wo selbst die größten nationalen und Rassen-Gegensätze zu einer Vereinigung kommen konnten ganz unabhängig von der Verschiedenheit der Religionen und der Kulturzustände (Völkerrechte). Aber nicht nur in der naturgeschichtlich aufsteigenden Entwicklung der beiden Gefühle liegt ein grundlegender Unterschied, derselbe tritt auch auffallend in der absteigenden Entwicklung, in der Degeneration und in dem verschiedenen Einfluß zutage, den Blutmischungen auf diese Gefühle haben. Bei gesunden Völkern, welche auf gleicher Höhe der Entwicklung stehen, wird bei Mischungen in bezug auf die sozial-moralischen Ge-

fühle kein auffallender Rückschlag eintreten. Bei in der Kultur weit abstehenden Mischungen tritt wohl ein Rückschlag in der feineren Hochzucht der sozial-moralischen Gefühle ein, aber ein solcher Mischling braucht deshalb kein Dieb, Mörder oder Ehebrecher zu werden und wird z. B. seine Eltern vielleicht nicht weniger lieben und achten als ein europäisches Vollblut.

Anders verhält sich bei Vermischungen das religiöse Gefühl wenigstens dort, wo die Grundlage eine nationale war, wie das im Altertum stets der Fall gewesen ist. Hier bringt jede Blutmischung eine bedeutende Veränderung in den religiösen Gefühlen mit sich nicht nur in der Stärke, sondern auch in der Qualität. Das wußten die Priesterkasten sehr gut und darum sehen wir die jüdische und indische Priesterkaste so eifersüchtig jede Blutmischung perhorreszieren. Diese Abschwächung der religiösen Gefühle steigert sich beim Blutchaos bis zum vollständigen Indifferentismus, ja Atheismus, ohne daß dabei pathologische Momente beteiligt zu sein brauchen. Gerade bei vielen geistig hervorragenden ganz gesunden Männern des Altertums sehen wir zu Zeiten einer solchen starken Blutmischung einen hochgradigen religiösen Indifferentismus neben einer Steigerung der moralischen Gefühle in kosmopolitischer Richtung einhergehen. Wir können diese Erscheinung auch heutzutage oft genug beobachten. Sozial-moralisch sehr hochstehende Menschen verhalten sich mehr oder weniger indifferent gegen die religiösen Bekenntnisse und umgekehrt können wir an Menschen mit fanatischem Religionsgefühl nicht selten einen großen Mangel an sozial-moralischen Gefühlen beobachten. Aber nicht nur die Blutmischung, auch Erziehung und Milieu sehen wir auf die Züchtung des religiösen Gefühls einen viel durchgreifenderen Einfluß ausüben, als dies bei den moralischen Gefühlen, die eben viel fester und tiefer sitzen, der Fall ist. Ein einzelner Mensch sowohl als ein Volk kann durch Gewalt oder Überredung dazu gebracht werden, seine Religion zu ändern und wird der neuen Religion mit demselben Fanatismus seines religiösen Gefühles anhängen, wie es dies bei der alten getan hat. Das Einzelnindividuum sowohl als ein Volksstamm wird aber seine moralischen Gefühle, also seine Moral nur dann gründlich verändern, wenn es körperlich und geistig einem Degenerationsprozeß verfällt.

Es soll damit nicht bestritten werden, daß schlechtes Beispiel und ungünstige Erziehung auf ein Individuum, auf ein Volk nicht auch ohne pathologische Veränderungen des Gehirns einen schädlichen Einfluß auf das sozial-moralische Gefühl haben können. Diese Faktoren haben aber nur einen vorübergehenden Einfluß, sie gleichen z. B. dem Schmutz, der vorübergehend eine Haut scheinbar in ihrer Farbe und Reinheit entstellen wird, aber die eigentliche Grundfarbe der Haut nicht dauernd zu verändern imstande ist. Äußere Einflüsse können wieder durch äußere Einflüsse paralysiert werden und der Grundton einer guten moralischen Anlage wird immer wieder durchschlagen.

Während also Mischungen gesunder Völker auf die Moral derselben einen geringen Einfluß ausüben, bringen solche Mischungen auch stets starke Veränderungen in bezug auf den Inhalt der Religionen hervor. Dies war wenigstens im Altertum immer der Fall und hängen damit sehr interessante Metamorphosen der Entwicklungsgeschichte der Religionen zusammen, welche wir uns ohne Berücksichtigung dieses Blutfaktors nicht erklären könnten. Da nämlich im Altertum alle kleinen Städte und Stämme ihre besonderen Heroen und Götter hatten, so mußte bei Blutmischungen unter verwandten Stämmen, also z. B. bei der Gründung von Kolonien, bei Überschichtungen und Synoecismen die Tendenz vorherrschen, die Zahl der verehrten Götter zu vermehren. Denn alle Mitglieder des Synoecismus haben zweifellos eifersüchtig darauf gehalten, daß ihren Familien- oder Stammes-Gottheiten in dem Synoecismus die gleichen Ehren zuteil wurden wie den andern, wobei sich wohl eine gewisse Rangstufe entsprechend der Rangstufe der Verehrer ergeben haben mag. In allen partikularistischen, durch Vereinigung mehrerer Stämme entstandenen und auf föderativer Basis beruhenden nationalen Staatenbildungen, wie z. B. bei den Griechen, sehen wir daher die Neigung zum Polytheismus vorhanden und ist hier der Götterhimmel stets sehr zahlreich bevölkert entsprechend der Zahl der lokalen Gottheiten der einzelnen Stämme.

Mit der Zentralisierung solcher stammverwandter Stämme und Unterjochung durch einen einzelnen Stamm wird, solange die einzelnen Stämme biologisch am Leben bleiben und nicht durch Blutmischung verschwinden, der Götterhimmel eines

solchen zentralisierten Staates noch immer zahlreich sein, aber derselbe erhält nun schon eine zentrale Spitze, indem der Heros und Hauptgott des siegreichen Stammes sich an die Spitze der vereinigten, aber ebenfalls als besiegt gedachten Götter stellte. Nach und nach mit der stärkeren Blutmischung verschwinden die begeisterten Anhänger der ursprünglichen nationalen Stammesgötter und es zeigt sich, daß in solchen zentralisierten Staaten stets eine Tendenz zum Monotheismus vorhanden ist. Und wie alle besiegten Nationen in der Nation des Siegers allmählich aufgehen, so werden auch alle nationalen Gottheiten der einzelnen Stämme nach und nach von der Gottheit des siegreichen Stammes aufgesaugt. Die verschiedene Tendenz zum Polytheismus oder Monotheismus ist also, wie wir aus der Naturgeschichte der Religionen im Altertum sehen können, viel weniger ein Produkt einer auf verschiedener Höhe der Entwicklung begriffenen Religionsphilosophie als vielmehr ein Produkt der Wirkungen eines verschiedenen Grades der Blutmischung und hängt viel weniger mit der erreichten Kulturhöhe zusammen, als man gewöhnlich annimmt. So sind die viel weniger kultivierten Juden vermöge ihrer strengen Inzucht innerhalb des rassenreineren Volkskörpers und der Zentralisation ihres Kultus frühzeitig zu einer monotheistischen Idee gekommen, während die hochkultivierten aber in nationaler religiöser Beziehung in zahllose lokale Inzuchtherde geteilten und gemischten Griechen selbst auf der Höhe ihrer kulturellen Bildung Polytheisten blieben, ja gerade zu dieser Zeit ihre Götter immer noch vermehrten. Ganz einen ähnlichen Prozeß beobachten wir bei der Entstehung des arabischen Monotheismus, welcher in seiner Einheitlichkeit ganz dem einheitlichen Rassenblut entspricht, wie dasselbe von jeher auf der arabischen Halbinsel geherrscht hat. Trotz der niederen Kulturstufe der arabischen Stämme ist der arabische Monotheismus viel konsequenter als der Monotheismus der hochkultivierten Europäer, welcher außer der schon im Altertum beliebten Trinität entsprechend dem im Christentum vereinigten Völkerchaos gezwungen war, viele Untergötter in der Form von verehrten Lokalheiligen aufzunehmen, wodurch nach und nach der christliche Götterhimmel nicht weniger bevölkert wurde als der

griechische. Auch der jüdische und arabische Monotheismus blieb anfangs noch ein nationaler und erst auf einer späteren Entwicklung erhält derselbe einen kosmopolitischen Zug, wobei aber immer noch das betreffende Volk das auserwählte Kind dieser monotheistischen Gottheit blieb. Erst durch das paulinische Heidenchristentum wurde der nationale jüdische Monotheismus überwunden und derselbe zum wirklich kosmopolitischen Monotheismus erhoben, wodurch die äußerste Grenze der möglichen Entwicklung der religiösen Idee erreicht scheint.

Wie zwischen der Lehmhütte und dem Palaste ein weiter Weg der Entwicklung liegt und wir erst von einer Architektur, also einer Kunst reden können, wenn dem Plan des menschlichen Hauses eine einheitliche Idee zugrunde liegt, so können wir auch bei der Religion erst dann von einer Kunst sprechen, als dem Menschen aus dem Ahnenkultus und der Furcht vor dem Tode die erste Gottesidee aufzudämmern begann. Während wir alle anderen Charaktere und Gefühle in ihren äußersten Wurzelausläufern tief in das Tierreich hinab verfolgen können, trennt hier bei dem religiösen Gefühl mit dem Auftreten der religiösen Idee — der Gottesidee — der Mensch sich scharf vom Tierreich. Dieser Schritt kann in der Naturgeschichte des menschlichen Talentes nicht hoch genug angeschlagen werden, weil dieses wichtige Gefühl die Wurzel und Anregung vieler anderer künstlerischer Gefühle war. Mit diesem Schritte konnte der Mensch erst aus dem Gebiete der mehr tierischen Furcht in das Gebiet der „menschlichen Ehrfurcht“ eintreten; nun erst wurde es ihm möglich, ein Wesen nicht nur zu fürchten, sondern auch zu lieben und diese Liebe und Verehrung auf alles zu übertragen, was mit dem religiösen Gefühl in Zusammenhang stand.

Mit dem religiösen Gefühl war auch die Grundlage geschaffen, auf der die soziale Vereinigung — Staat genannt — sich höher entwickeln konnte, denn die Ehrfurcht vor etwas Göttlichem ist die Quelle aller höheren Autorität. Aber die religiöse Idee öffnete dem Menschen nicht nur die Pforten zum Kulturstaate, indem sie die primären Künste aus dem Stadium des tierisch-mechanischen Beharrens des Handwerks in das Gebiet der künstlerischen Freiheit erhob, sie war auch die Geburtshelferin fast aller sekundären Künste, welche sie aus dem

Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens zu der Verherrlichung der Gottesidee herbeirief und indem sie dieselben in das Gebiet der Kunst erhob, ihnen erst ihre Weihe und nötige ideale Anregung bot. Das religiöse Genie, welches diesen für die Kulturgeschichte des Menschen so wichtigen Schritt zuerst getan hat, war der Prometheus auf geistigem Gebiete, welcher das heilige Feuer der Begeisterung, ohne die eine wahre Kunst nie möglich ist, vom Himmel holte.

Nachdem wir die Grundlage der Naturgeschichte des religiösen Talentes und Genies — die Entwicklung des religiösen Gefühls — kurz skizziert haben, ist es notwendig, noch die Hochzucht desselben etwas ausführlicher zu besprechen.

Da die Wurzel der Gottesverehrung in dem Heroen- und Ahnenkultus zu suchen ist, so gehören auch die Personen, die zuerst diesen Kultus ausübten, den Familien an, die von diesen Heroen und Ahnen abstammten. Es waren dies in den ersten historischen Zeiten jedes Volkes die Angehörigen der herrschenden Familien und Kasten. In diesen Familien wurde zuerst das religiöse Gefühl gepflegt, von ihnen wurde zuerst das religiöse Handwerk — der Kultus — ausgeübt und weiter entwickelt. Erst nachdem sich aus der Ahnen- und Heroenkultur die Gottesidee entwickelt hatte, die natürlich noch eine rein nationale war, nahm das ganze Volk an der Züchtung der religiösen Gefühle teil; die Ausübung des Kultus blieb aber noch lange ein Privilegium der herrschenden Kasten und konnten sich daher religiöse Talente und Genies nur in diesen Kasten entwickeln. Im Anfange war also die religiöse Kunst eine Nebenkunst der Herrscherkunst und die Könige, Fürsten und Adeligen waren nicht nur zugleich die höchsten Priester, sondern auch die Erfinder des religiösen Kultus. Da die herrschenden Familien bald bemerkten, welchen Nimbus bei der Zunahme der religiösen Gefühle beim Volke ihnen diese Ausübung des religiösen Kultus gewährte, so wurden die Kenntnisse desselben als Geheimnis in den Familien bewahrt und traditionell vererbt. Es war natürlich, daß diejenigen, welche angeblich fortwährend mit der Gottheit verkehrten und die Gunst und den Zorn derselben durch den Kultus beeinflussen konnten, auf das Volk einen noch höheren Einfluß erhielten, als dies durch den ererbten Nimbus des natürlichen Herrschertalentes schon der Fall war. Es

war nun für das Schicksal und die geistige Freiheit jedes Volkes von der größten Wichtigkeit, ob die religiöse Kunst eine Nebenkunst der Herrscherkunst der königlichen und adeligen Familien blieb oder ob sie als selbständige Kunst unter der Bildung und Züchtung einer eigenen unabhängigen religiösen Kaste sich entwickelte. Bezüglich dieser Frage stand jedes Volk wie Herkules am Scheidewege und von der Entscheidung dieser Frage hing die geistige Freiheit jedes Volkes und damit in gewisser Beziehung auch der Grad seines kulturellen Fortschrittes ab. So weit wir sehen können, haben die Mehrzahl der durch ihren Wohnort und den dadurch bedingten Kampf ums Dasein mehr freiheitsliebenden nordischen Völker, speziell die rassenreinen Indogermanen in dieser Frage instinktiv richtig gewählt und finden wir bei ihnen im Altertum nur sehr selten die Bildung einer eigenen Priesterkaste. Dagegen haben die willensschwächeren Völker des Südens meistens sich für die Spezialisierung der religiösen Kunst und für die Bildung einer eigenen Priesterkaste entschieden. Die erste Folge dieser letzteren Entscheidung war überall anfangs eine in bezug auf den kulturellen Fortschritt außerordentlich günstige. Denn in der sich nun bildenden auf Vererbung basierenden Priesterkaste haben wir die erste Universität — die erste Züchtungsstätte nicht nur des religiösen Talentes und Genies, sondern auch des Talentes und Genies vieler sekundärer Künste und Wissenschaften zu erblicken.

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, welche die Züchtung des religiösen Talentes und Genies und die damit in organischem Zusammenhang stehenden Priesterkasten auf das kulturelle Schicksal der Völker gehabt haben, ist es notwendig, daß wir uns mit der naturgeschichtlichen Entwicklung dieser Priesterkasten etwas ausführlicher beschäftigen. Die ersten Anfänge der Bildung der Priesterkasten verlieren sich in das prähistorische Dunkel. Wir können nur sehen, daß diejenigen Völker, die überhaupt das Inzuchtprinzip sehr strenge und exklusiv faßten und darum schon leichter zur Kastenbildung kamen, auch alle mit bereits hochentwickelten Priesterkasten in die Geschichte eintreten. Doch können wir bei der Bildung der Priesterkasten die Beobachtung machen, daß dabei schon die schlimmen Erfahrungen, welche die Menschen in bezug auf die Gefahren

der engeren Inzucht in den herrschenden Familien und Kasten bereits gemacht hatten, in zwei wichtigen Momenten Berücksichtigung fanden. Wir sehen nämlich, daß die Priesterkasten, wenn auch bei ihnen wie natürlich die Inzucht innerhalb der Kaste Regel war, doch den Weg zum Volke — zur Quelle der Wurzelcharaktere des Talentes und Genies — viel breiter offen gehalten haben und der Eintritt in die Kaste talentierten Köpfen aus dem Volke unter gewissen Kautelen viel leichter war als beim Adel. Ferner sehen wir wenigstens bei den zwei Priesterkasten, über die wir genauer informiert sind (der jüdischen und indischen), das wichtige Prinzip ausgesprochen, daß ihre Macht nicht auf materiellen Besitz wie bei der Adels- und Kriegerkaste sich zu stützen habe, sondern daß die Grundlage dieser Macht vorwiegend auf das geistige Gebiet beschränkt sein soll. Durch diesen wichtigen prinzipiellen Unterschied in der Züchtung des religiösen Talentes wurde einerseits bewirkt, daß die Kaste stets frische Kräfte aus dem Volke erhielt und dadurch nicht so leicht in die Gefahr kam, körperlich und geistig zu erstarren und zu degenerieren, andererseits konnte die Kaste auf diese Weise nicht leicht in einen organischen und wirtschaftlichen Gegensatz zu dem eigenen Volke kommen. Die unerschütterlichste Grundlage der Macht der Priesterkasten war aber stets das religiöse Gefühl, welches von Generation zu Generation im Volke immer mehr gesteigert, fixiert und vererbt wurde.

Dieses Gefühl war in jenen Zeiten das wichtigste künstlerische Gefühl eines Volkes und wurde besonders bei jenen strengen Inzuchtvölkern, die von einer Priesterkaste geleitet wurden, zu einem der mächtigsten Hebel und zu einer alles absorbierenden Höhe gesteigert. Die Priesterkaste dagegen war die Bildungsstätte, wo das religiöse Talent und Genie eine spezialistische Ausbildung und Vertiefung erfahren konnte. Zu der größeren Erbschaftsmasse, die bezüglich des künstlerischen Gefühls hier schon in den Familien zirkulierte, kam dann noch ein von Jugend auf einwirkendes religiöses Milieu und eine spezialistische Erziehung, wie sie in jenen Zeiten keinem anderen Teile der Jugend zuteil wurde. Denn in den Priesterkasten, deren Machteinfluß ganz auf geistigem Gebiete lag, wurde von Anfang an auf die geistige Ausbildung das Hauptgewicht ge-

legt. Hier wurden zuerst Fortschritte auf allen Gebieten der Künste und Wissenschaften gemacht. Diese wurden anfangs als Kastengeheimnisse sorgfältig bewahrt und waren nur Mitgliedern der Kaste zugänglich. In jenen Zeiten, wo das künstlerische Können und Wissen etwas sehr Seltenes und darum um so Wertvolleres war, sah man besser als später auch die Gefährlichkeit und Zweischneidigkeit dieser schärfsten Waffe im Kampfe der Menschen ums Dasein ein und man war daher sehr vorsichtig in der Wahl derjenigen, denen man diese gefährliche Waffe in die Hand gab.

So war es also natürlich, daß das religiöse Talent und Genie in hervorragender Weise zuerst bei jenen Völkern sich entwickelte, die eine Priesterkaste besaßen und daß bei denselben nicht nur das Große dieser Kunst, die Religionsphilosophie, ihre höchste Ausbildung und Vertiefung erfuhr, sondern auch das technische Detail dieser Kunst — der Kultus. Aber auch die damit verbundenen und ausschmückenden Künste erfuhren hier eine Entwicklung, welche für alle übrigen Völker nachahmenswürdig und musterhaft wurde.

Regelmäßig herrscht in allen auf Inzucht basierenden Kasten der Trieb, die im Volke und in der Kaste beliebten Charaktere ins Extrem zu züchten. Daneben macht sich aber stets auch das lex parsimoniae naturae geltend, wonach bei einer zu extremen Züchtung eines Charakters die Entwicklung anderer korrespondierender Charaktere gehemmt wird. Das hat dann zur Folge, daß solche extreme Entwicklungen bald den Eindruck des Disharmonischen machen, und auch früher oder später stets zum Schaden einer Kaste eines Volkes ausschlagen müssen. Diese Beobachtung können wir auch bei der Hochzüchtung des religiösen Gefühls machen. Die Tendenz, ins Extrem zu gehen, war bei diesem Charakter um so begreiflicher, als es sich hier um dasjenige künstlerische Gefühl handelt, welches das Gemüt des Menschen am tiefsten zu ergreifen und zu beeinflussen geeignet ist.

Wir sehen darum, daß bei denjenigen Völkern, bei welchen infolge der exklusiven Züchtung des religiösen Talentes in einer Priesterkaste das religiöse Gefühl im ganzen Volke zu einer extremen Höhe gesteigert worden ist (Juden, Inder), die künstlerische Entwicklung solcher Völker eine einseitige unhar-

monische wurde und hier das religiöse Gefühl für die Entwicklung anderer Künste, anstatt auf dieselben, wie dies bei harmonischer Züchtung sonst stets der Fall war, anregend zu wirken, geradezu ein Hemmnis für die höhere Entwicklung derselben bildete, so daß diese Künste in rudimentärer Bildung stehen blieben. Durch diese extreme Züchtung des religiösen Gefühls entstand auch außerdem leicht die Gefahr, daß ein Volk ganz unter die Herrschaft jener Kaste kam, welche den Hebel zu diesem Gefühl in der Hand hielt. Diesen Moment der Hochzüchtung des religiösen Gefühls im Volke haben nämlich die Priesterkasten stets klug in ihrem Interesse ausgenützt, um ihre Macht und ihren Einfluß nach oben und nach unten zu verstärken und zu befestigen. Dadurch haben sie es auch überall entweder indirekt zur Herrschaft gebracht, indem die eigentlichen Herrscherkasten, die Fürsten und der Adel, ganz unter ihren geistigen Einfluß gerieten (Indien, Ägypten) oder direkt die Herrschaft an sich gerissen, indem sie geradezu eine Theokratie errichteten (Tibet, Palästina). Und dadurch, daß diese Herrschaft auf einem der einflußreichsten und fest fixiertesten Gefühle der menschlichen Erbschaftsmasse gegründet ist, hat sich auch die Macht solcher Priesterkasten von fast unverwüstlicher Kraft und Zähigkeit erwiesen.

Ist schon überhaupt jede Inzuchtkaste und das in derselben gezüchtete Talent zum Konservatismus geneigt, so ist dies noch viel mehr eine Priesterkaste und das in derselben herrschende religiöse Talent. Dieser extreme Konservatismus des religiösen Talentes liegt in der Natur des religiösen Gefühls selbst begründet, welches aus mehrfachen Gründen jeder, auch der geringfügigsten Veränderung abhold ist. Im ganzen Altertum und bei allen streng nationalen Religionen wurde die Gewohnheit der Stabilität an allem, was mit dem Dienste der Götter zusammenhängt, besonders dadurch hervorgerufen, daß geglaubt wurde, daß jede Veränderung in den religiösen Gebräuchen eine Beleidigung der nationalen Gottheit und damit eine Schädigung des Staatswesens involviere. Aber auch an und für sich empfindet dieses so alte und fest fixierte religiöse Gefühl jede Veränderung als einen Angriff auf die empfindlichste Seite des menschlichen Gemütes und reagiert dagegen entsprechend der Stärke der Entwicklung desselben. Aus diesem Grunde sind

auch Religionskriege und Verfolgungen aus religiösen Gründen immer die hartnäckigsten und grausamsten gewesen. Auch haben es die Priesterkasten aller Völker von jeher verstanden, ihre persönlichen und Kasteninteressen mit denen der Gottheit zu identifizieren und jede Beleidigung und Schädigung ihrer Interessen als die Beleidigung und Schädigung der nationalen Gottheit darzustellen. Der Haß der Priester war darum stets unversöhnlich und ist seine Stärke noch heute sprichwörtlich. Dies ist auch der Grund, warum das reformierende Genie auf keinem anderen Gebiete der Kunst einen so schweren Stand gegenüber dem Talent hatte und warum gerade das religiöse Genie von jeher der allerschärfste Haß und die hartnäckigste Verfolgung treffen mußte.

Nur wenn der religiöse Reformator zufällig auf dem Throne geboren (wie Amenhotep IV., Buddha) oder in der Lage war wie Moses der Gründer der Religion und Priesterkaste zugleich zu sein oder wenn seine Wirksamkeit in eine Zeit fällt, wo eine starke Völkermischung — das Blutchaos — die Heftigkeit und Stärke des religiösen Gefühls gemildert hat, dann entging er mitunter dem schlimmsten Schicksal; sonst war Verfolgung und der Tod die regelmäßige Antwort des religiösen Talentes auf jeden Versuch des reformierenden Genies, eine Änderung auf dem Gebiete dieser Kunst herbeizuführen.

Auch das religiöse Gefühl unterliegt den Gesetzen der natürlichen Züchtung und wie nur durch die Inzucht die Hochzüchtung desselben möglich ist, so unterliegt dieses Gefühl auch den schädlichen Folgen, die mit einer zu lange und zu exklusiv getriebenen Inzucht in einer Kaste, in einem Volke verbunden sind. Wir haben für diese naturgeschichtliche Tatsache ein geradezu typisches Beispiel an der Hochzucht und Degeneration des jüdisch-religiösen Talentes.

Es muß hier hervorgehoben werden, daß eine extreme Hochzucht des religiösen Talentes in einer Priesterkaste stets auch von einer tiefgehenden Steigerung des religiösen Gefühls im Volke begleitet ist. Tritt in einem solchen Zustand eines ins Extrem gezüchteten religiösen Gefühls dann eine günstige Blutmischung im Volke ein, wodurch ohne bedeutenden Rückschlag in der Kraft des religiösen Gefühls die

Beweglichkeit desselben durch die Mischung eine Steigerung erfährt, so sind damit alle Bedingungen für die Züchtung von genialen Familien auf diesem Kunstgebiete gegeben. Wir haben diesen Fall bei der Entstehung des Christentums vor uns. Hier haben wir auf der einen Seite das von der jüdischen Priesterkaste bis zur fanatischen Glühhitze gesteigerte hochgezüchtete religiöse Gefühl im Volke, welches, wie wir sehen können, bereits einen fast pathologischen Charakter angenommen hatte, der dann im Jahre 70 n. Chr. zur Katastrophe des Staatswesens führte; auf der anderen Seite haben wir besonders in der jüdischen Provinz Galiläa und in der Diaspora eine sehr günstige Blutmischung des jüdischen Volkes mit griechischem und römischem Blute, wodurch das extrem hochgezüchtete aber bereits erstarrende jüdische Religionsgefühl eine Regeneration in der harmonischen und natürlichen Richtung erfuhr. Dazu kam die solchen günstigen Blutmischungen eigentümliche geniale Beweglichkeit, die bei der großen Verschiedenheit der Rassencharaktere hier im Gegensatz zur exklusiv nationalen Tendenz des jüdischen Religionsgefühls mehr eine Richtung auf das Kosmopolitische, rein Menschliche erhalten mußte. Diese günstige Blutmischung ermöglichte es vielen Judenchristen, so z. B. dem in der Diaspora geborenen Mischling Paulus, mit der religiösen Begeisterung, der nur ein religiöses Gefühl, wie es damals in einer derartigen Hochzucht bei den Juden herrschte, fähig war, der neuen Religion sich zu widmen und dabei doch den universell menschlichen Standpunkt anzunehmen, wie er schon in dem ersten Apostelkonzil zu Jerusalem zum Durchbruch kam. Einen kosmopolitisch religiösen Standpunkt einzunehmen, wie der geniale Paulus es getan hat, wäre für ein jüdisches Vollblut damals ebenso unmöglich gewesen, wie dies ja heute noch der Fall ist. Wie wir aber bei Blutmischungen und Mischungen kultureller Zustände stets beobachten können, erweist sich das fester gezüchtete Gefühl in den späteren Generationen von größerer Durchschlagskraft. Wir können auch bei den späteren Judenchristen das Vorwiegen der jüdischen fester fixierten Gefühlsrichtung immer wieder konstatieren. Der Kampf der freieren sich vom starren Judentum emanzipierenden Richtung mit der orthodoxen hat noch durch mehrere Generationen gedauert und wir können deutlich

sehen, wie nach und nach im Kultus wieder die alte äußere zeremonielle Richtung und das Überwiegen des pharisäischen Opferdienstes das Übergewicht über die Innerlichkeit des reinen Christentums erhielt. Eine ähnlich durchschlagende Wirkung beobachten wir beim ägyptischen religiösen Gefühl. Die Ägypter waren bekanntermaßen neben den Juden dasjenige Volk, welches im Altertum das am allerhöchsten gezüchtete religiöse Talent besaß. Als nun dieses Volk der politischen Vis major nachgab und seine wenn auch schon zum krassesten Aberglauben entartete Religion mit der christlichen Religion vertauschen mußte, so übertrug es sein hochgezüchtetes religiöses Gefühl mit derselben Stärke auf die neue Religion und wie die Kirchengeschichte und die Geschichte der ersten Konzilien beweist, wurden nun die Ägypter und ihre Bischöfe die gleichen fanatischen Anhänger der neuen Christenlehre, wie sie früher fanatische Anbeter der Isis und des Osiris gewesen waren. Wie sie früher am empfindlichsten getroffen werden konnten, wenn fremde Überwinder sie in ihren religiösen Gefühlen verletzten, und alle fremden Regierungen in dieser Richtung die größte Vorsicht gebrauchen mußten, ebenso schwer waren sie nun als Christen zu behandeln, und ein Bischof von Alexandria hielt durch Jahrzehnte die römische Regierung und die neue Priesterkaste in Bewegung. Ja, es ist bezeichnend, daß die extremste Form, in der das religiöse Gefühl der neuen Religion sich betätigte — das Mönchtum — seinen Anfang und Triumphzug von diesem ältesten Sitze des hochgezüchteten religiösen Priestertalentes aus nahm. Das religiöse Gefühl eines Volkes kann wohl die Form, den äußeren Kultus seiner Religion wechseln, wie ein Mann seine Waffenrüstung wechselt; in beiden Fällen ist dieses Äußerliche aber das Nebensächliche und bleibt das Innerliche — die Stärke des religiösen Gefühls — ebenso wie der Mut und die Stärke des Mannes der maßgebende Faktor. Die Glaubensstärke, die Höhe der Züchtung des religiösen Gefühls hängt aber, wie wir deutlich sehen können, in erster Linie von der Inzucht, von der Dauer derselben und der Möglichkeit der Priesterkastenbildung ab, in der das religiöse Gefühl eine besondere Hochzucht erfährt und die religiöse Talentanlage gesteigert und vererbt wird.

Ich habe früher erwähnt, daß die freiheitsliebenden Völker

Europas im Altertum im richtigen instinktiven Gefühl die Bildung von erblichen Priesterkasten von sich ferne hielten. Denn, wie wir aus der Geschichte sehen können, gibt es keine größere Gefahr für die Freiheit des Geistes als den bevormundenden Geist, der stets in solchen Priesterkasten mit der Zeit zur Herrschaft kommt und womit dieselben dann imstande sind, eine Herrschaft über die Völker auszuüben wie keine andere Kaste. Weder das Herrschertalent und seine verschiedenen Regierungsformen noch das kriegerische Talent verfügt auch nur annähernd über einen so mächtigen Hebel, wie ihn eine Priesterkaste im religiösen Gefühl des Volkes besitzt, wodurch dann in Zeiten, wo das religiöse Gefühl auf der Höhe der Entwicklung steht, Wirkungen im Volke herbeigeführt werden können, wogegen alle anderen Gefühle und äußeren Einflüsse fast machtlos sind. Und wie wir konstatieren können, macht das Wesen der Religion diesbezüglich keinen Unterschied, da die Stärke des religiösen Gefühls viel mehr mit dem Blute und seinen Mischungsverhältnissen zusammenhängt als mit dem Charakter des religiösen Bekenntnisses, wenn demselben auch ein gewisser verstärkender Einfluß nicht abgesprochen werden kann. Denn dieselbe Herrschaft der Priesterkaste beobachten wir in Tibet, in Indien, in Ägypten und in Palästina. Doch läßt sich nicht leugnen, daß die Priesterkaste eines zentralisierten monotheistischen Bekenntnisses schon wegen der Einheit im eigenen Lager eine größere Macht besitzt als dies bei der Priesterschaft eines polytheistischen Himmels möglich ist.

Ein einziges Volk aber macht in Europa eine Ausnahme und diese Ausnahme bestätigt uns erst recht die oben ausgesprochene Regel, daß die Stärke des religiösen Gefühls von der verhältnismäßigen Reinheit des Blutes, also von der Intensität und Dauer der Inzucht abhängt. Auf den britischen Inseln, wo die Bevölkerung im Altertum vor Blutmischungen am sichersten war und also durch eine unendlich lange Reihe von Generationen enge Inzucht unter den einzelnen Stämmen und weite Inzucht nach Außen hin geherrscht hat, sehen wir, daß dort lange vor den historischen Zeiten schon eine Priesterkaste sich gebildet hatte, welche nicht nur die geistige Herrschaft über die Völker der britischen Insel errungen, sondern diese Herrschaft auch auf die stammverwandten Kelten in Gallien auszudehnen verstanden hatte.

Diese Priesterkaste war hierarchisch gegliedert und hatte ihr Kultus-Zentrum auf der Insel Mona. Schon Cäsar spürte den politischen Einfluß dieses nördlichen Roms auf die Gemüter seiner besiegten Gallier und fand es daher zur Beruhigung seiner Provinz für nötig, die Wurzel dieser Erregung in Britannien abzugraben. Dies gelang aber erst unter den spätern Kaisern ganz, und dies war der einzige erbitterte und grausame Religionskrieg, den die Römer in Europa führten und der sein Pendant nur in dem Religionskrieg hatte, den Titus gegen die religiös fanatischen Juden und ihre Priesterkaste führen mußte. Mona und seine heiligen Haine wurden verwüstet und das Druidentum in ganz Britannien, soweit es unter römischer Herrschaft stand, ausgerottet (77 n. Chr.) Aber in Irland und Schottland, wohin die kaiserlichen Adler nicht kamen, behielt das Druidentum seine Herrschaft. Diese Länder blieben auch von dem römischen Blutchaos verschont und darum blieb auch hier noch das vom Druidentum hoch gezüchtete religiöse Gefühl ungeschwächt. Als nun die Irren und Schotten das Christentum annahmen, erfaßten sie dasselbe mit dem gleichen religiösen Fanatismus, mit dem sie dem Druidentum und seiner Religion angehangen waren. Der beste Beweis für die hohe Entwicklung, welche hier das neue religiöse Gefühl schon von der früheren Religion unter der Herrschaft der Druiden-Priesterkaste überkommen hatte, ist, daß hier ganz unabhängig vom Osten geradeso wie in dem religiös fanatischen Ägypten die extremste Form der religiösen Betätigung, das Mönchtum, frühzeitig entstand und zu einer Blüte gedieh, wie dies in Europa um diese Zeit noch nirgends der Fall war. Von diesem Zentrum des hochentwickelten religiösen Talentes aus ergoß sich, wie dies einst unter ihrer früheren Priesterkaste den Druiden geschehen war, ein Strom von religiösen genialen Schwärmern über Gallien und die übrigen europäischen Länder. Wir können heute noch aus der Lebensbeschreibung der berühmtesten dieser religiösen Genies (Columban, Gallus etc.) ersehen, welch hochentwickeltes Religionsgefühl und welch konsequente Charakterstärke — beides Resultate einer längeren Inzucht — diese Männer auszeichnete.[1])

[1]) Graf Montalembert: Les moines d'Occident.

Wir sind nun in bezug auf die Züchtung des religiösen Talentes in der für dasselbe wichtigsten Periode angelangt, in der Zeit der Verbreitung des Christentums. Diese Periode unterscheidet sich nicht nur in dem Charakter der Religion, sondern auch in der Züchtung des religiösen Talentes von der früheren.

Die Wandlung, die das religiöse Gefühl der Völker der damals kultivierten Welt nun durchmachen mußte, war eine ganz außerordentliche.

In erster Linie mußte der bisher fast rein nationale Götterhimmel einem kosmopolitischen internationalen Götterhimmel weichen und erhielt derselbe nun auch eine monotheistische Spitze. Eine solche gründliche Umwandlung des religiösen Gefühls konnte bei der außerordentlichen konservativen Richtung und Fixiertheit des religiösen Gefühls nur sehr allmählich sich vollziehen. Vor allem aber waren zur Vorbereitung hierzu zwei Faktoren notwendig, welche die einzigen sind, die überall die Festigkeit dieses starken Gefühls zu erschüttern vermögen: es ist dies eine ausgiebige, länger dauernde Blutmischung und eine ebenso ausgiebige Degeneration der für das Volk stets maßgebenden geistig führenden oberen Kasten und Stände.

Beide Faktoren waren bei den damals hochkultivierten Volksstämmen, die unter der Herrschaft des römischen Reiches vereinigt waren, durch mehrere Jahrhunderte, also durch 10 bis 15 Generationen in Tätigkeit. Durch die Zentralisation der römischen Herrschaft und das dadurch bedingte Freihandelsgebiet, durch den enormen Sklavenbetrieb und den das ganze weite Reich beherrschenden Militarismus wurde hier eine Blutmischung in Szene gesetzt, wie sie in der alten Geschichte nirgends von so langer Dauer und Intensität vorgekommen ist. Diesem Blutchaos im Reiche entsprach das Religionschaos, welches um diese Zeit im ganzen Reiche herrschte. Wenn auch die einzelnen Nationen noch bei ihrer angestammten Religion äußerlich verblieben, so wurde die Anhänglichkeit an dieselbe und das religiöse Gefühl doch bedeutend abgeschwächt. Darum haben in der Zeit der Kaiserherrschaft gewisse alte Religionen mit ausgebildetem die Sinne anziehendem Kultus (wie z. B. der ägyptische Isisdienst, der jüdische und der Mytras-Kultus etc.) im Reiche überall neben den nationalen

Religionen sich verbreitet. Die Vergötterung des jeweilig regierenden Kaisers, der zugleich Pontifex maximus für das Römertum des ganzen Reiches war, und der damit verbundene Kultus war für alle Nationen gemeinschaftlich und gewöhnte die damalige Kulturwelt bereits allmählich an eine zentrale, universelle, internationale Gottheit zu glauben und dieselbe häufig für wichtiger zu halten als ihre nationalen Gottheiten. Was aber für die spätere christliche Hierarchie wichtig wurde, die Nationen, welche unter römischer Herrschaft standen, gewöhnten sich schon jetzt daran, auf Rom als ein religiöses Zentrum zu blicken. Als dann endlich der universelle monotheistische Gedanke über den alten nationalen polytheistischen Götterhimmel den Sieg davontrug, da können wir nun deutlich sehen, wie schwer trotzdem der neuen Religion der Sieg über diese uralten durch die Inzucht bedingten und gefestigten nationalen Gefühle wurde und daß er nicht ohne schwere Verluste und bedeutende Konzessionen an den alten Glauben und das nationale Gefühl gelang. Die religiöse Spaltung in eine römische und griechische Hälfte war schon eine solche Folge, die bis heute noch besteht und welche die Päpste niemals zu überbrücken vermochten, nicht wegen der an sich unbedeutenden religiösen Differenzen, sondern aus tiefer liegenden nationalen Gründen.

Aber auch dem polytheistischen Gefühle der alten Religionen mußten Konzessionen gemacht werden. War schon der neue Monotheismus kein so konsequenter wie derjenige der jüdischen Mutterreligion, so bevölkerte sich nun der neue Himmel, wenn auch nicht mit neuen zahlreichen Göttern, aber mit nicht weniger verehrten Halbgöttern, den Heiligen, die überall eine nationale, ja sogar oft eine rein lokale Färbung annahmen, die Stelle und die Dienste der alten nationalen und lokalen Gottheiten vollständig ausfüllten und den Übergang der alten Religionen in die neue außerordentlich erleichterten und unterstützten.

Aber noch ein wichtiger Unterschied trennte die alten Religionen von der christlichen. Die alten Religionen waren nicht nur stets national, sie waren aus aristokratisch oder monarchisch regierten Völkern und unter dem Einfluß des exklusiv strengen Inzuchtprinzipes organisch herausgewachsen und hatten darum

alle einen aristokratisch oder monarchisch-konservativen Geist. Die neue Religion, entstanden und groß geworden in dem römischen Völkerchaos und von Anfang an ihre Wurzeln hauptsächlich in den niederen Ständen der Armen und Unterdrückten ausbreitend, hatte von vornherein eine demokratische, mehr freiheitliche liberale Tendenz und mußte diese Tendenz auch notwendigerweise auf die staatlichen Bildungen sich erstrecken, die sich unter dem Einfluß der neuen Religion entwickelten. Wenn auch diese demokratische Tendenz durch die bedeutende Erbschaftsmasse, welche die neue Religion mit dem alten Testamente aus der mehr aristokratischen jüdischen Religion übernahm, eine starke Abschwächung erhielt und die später nach dem jüdischen Muster sich bildende Priesterkaste in die alten absolut monarchischen Bahnen wieder einzulenken versuchte, so erstarb doch der demokratisch-freiheitliche liberale Zug, der in dem neuen Testamente als anregender wichtiger Kern lag, nie ganz und hat sich immer durch das ganze Mittelalter gegen den absoluten monarchischen Geist der neuen römischen Priesterkaste behauptet und in der Reformation auch endgültig den Sieg erkämpft.

Diese großartige Umwälzung im ganzen politischen und religiösen Fühlen und Denken der Kulturvölker hervorgebracht zu haben ist der unbestreitbare Ruhm und das Verdienst des in der neuen Priesterkaste gezüchteten religiösen Talentes und Genies. Wir müssen daher der Bildung und Züchtung der Priesterkaste der christlichen Religion, welche diese große Aufgabe vollbrachte, unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Die Umwertung des politischen und religiösen Gefühls der vorzüglichsten Kulturvölker vollzog sich nicht innerhalb weniger Generationen, sondern ist eine angestrengte Arbeit des neuen religiösen Talentes und Genies, welche fast die ganze Zeit des ersten Jahrtausend der neuen Zeitrechnung in Anspruch nahm.

Wie jedes starke Licht seine starken Schlagschatten wirft, so entsprachen auch dieser ruhmvollen Leistung des neuen religiösen Talentes und Genies große Schattenseiten für die Völker, wie dies eben natürlich und bei allen menschlichen Einrichtungen der Fall ist.

Bei jeder Reform, in allen Künsten und Wissenschaften ist

es die schwierigste Aufgabe des reformierenden Genies, zu beurteilen, was noch vom alten Gebäude erhaltungswürdig ist, was zerstört und umgebaut werden muß. Das reformierende Genie, welches den neuen Plan als Baumeister genau übersieht, stellt sein Werk gewöhnlich in den großen Umrissen richtig und harmonisch hin. Dieser Plan wird aber regelmäßig vom nachfolgenden maßgebenden Talent — Schule genannt — umgeändert und ins Unharmonische verzerrt, so daß der ursprüngliche Plan des reformierenden Genies nach Generationen oft gar nicht mehr erkennbar ist.

Es ist nicht Aufgabe dieser Arbeit, zu erörtern, inwiefern das spätere christliche Talent den ursprünglichen Plan des neuen religiösen Gebäudes abgeändert und den veränderten Verhältnissen entsprechend angepaßt hat. Wir wissen heute, daß dies in vielfacher Weise schon in den ersten Jahrhunderten des Bestandes geschehen ist. Das kurze Leben des Stifters, die anfangs geringe Zahl der Anhänger, die erwartete Nähe des Gottesreiches ist wohl die Ursache, daß außer der Ernennung des Petrus zum Führer der kleinen Gemeinde anfangs von einer festen organischen Gliederung derselben keine Rede sein konnte. Schon der Kommunismus und die demokratische Basis, die Gleichheit der Kinder Gottes schloß eine hierarchische Gliederung aus. Der ganze Aufbau der römischen Hierarchie und seiner Priesterkaste ist erst eine spätere Arbeit der nachfolgenden Generationen des neuen religiösen Talentes.

Wenn auch Jesus nicht in der Lage war, wie Moses und Buddha die Organisation der neuen Kaste zu skizzieren und den Plan derselben im großen und ganzen durchzuführen, so wäre es doch Sache des nachfolgenden Talentes gewesen, die diesbezüglichen grundlegenden Ideen, welche in den Lehren des Meisters enthalten waren, wenigstens seinen Intensionen anzupassen. Nun ist heute noch aus dem Wenigen, was uns über das Leben und Wirken Jesu überliefert ist, nichts so auffallend, als die tiefe Abneigung ja geradezu die Verachtung, welche er gegen die herrschende Priesterkaste der Juden, die Schriftgelehrten und Pharisäer äußerte. Fortwährend sehen wir ihn den leeren Zeremoniendienst, die Hohlheit des rituellen Pompes verspotten und die moralischen Schädlichkeiten der Einwirkung der ganzen Priesterkaste, ihren Kastenstolz, ihren Hochmut,

ihre Tyrannisierung des religiösen Gefühls des Volkes etc. brandmarken. Das alles hatte er ja vor Augen und dagegen richtete sich in erster Linie auch sein geniales Reformwerk. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß, wenn Jesus noch länger am Leben geblieben und es in seiner Absicht gelegen wäre, einen Plan über die Einrichtung einer neuen Priesterkaste und den zeremoniellen Dienst derselben anzuordnen, er sicher nicht die alte jüdische Priesterkaste und ihren äußeren zeremoniellen Kultus zum Muster genommen hätte.

Wir sehen auch, daß die jungen Christengemeinden, solange sie klein, arm und von der sie umgebenden tiefen Demoralisation und Degeneration nicht angesteckt waren, den Intentionen ihres Meisters folgten und in bezug auf den zeremoniellen Kultus und die Wahl ihrer Priester die einfachsten natürlichen Methoden befolgten. Aber mit der Zunahme der Zahl der Anhänger und des Reichtums, ferner unter dem Einfluß der alten jüdischen Traditionen und des vielen jüdischen Blutes, welches in der ersten Zeit immer stark in den Gemeinden vertreten war, verläßt die junge Kirche, als Konstantin sie zur Staatsreligion erhoben hatte, bald diese Wege und beginnt in die Wege der alten jüdischen Priesterkaste einzulenken. Nicht nur der Glanz und der zeremonielle Pomp des alten Jerusalemer Tempels war wiedergekehrt, sondern was noch viel verhängnisvoller wurde, die stramme organische Hierarchie der jüdischen Priesterkaste mit ihrer monarchischen Spitze stand um diese Zeit schon fast vollkommen ausgebildet da und hatte ihr religiöses Zentrum und ihre monarchische Spitze bereits in Rom und seinem Bischof gefunden. So gefährlich diese neue Kopie der altägyptisch-jüdischen Priesterkaste für die religiöse Freiheit der Völker auch später werden sollte, so darf man doch nicht die Lichtseiten und den großen Nutzen einer solchen Organisation und stramm gefügten Kastenbildung übersehen. Denn diese streng gegliederte und über das ganze Reich verbreitete organisierte Kaste bildete nun in den kommenden Zeiten der allgemeinen Auflösung der staatlichen Organisationen des römischen Reiches den festen Kern, der nicht wie alle anderen Institutionen zu zerfallen die Tendenz hatte. Das erkannte schon der geniale Konstantin, der mehr aus politischen als aus religiösen Gründen die neue Religion

und ihre fest organisierte Priesterkaste begünstigte. Noch besser bewährte sich diese bureaukratische, bereits mit einer zentralisierten Spitze versehene Organisation, als nun durch die Stürme der Völkerwanderung die römisch-politische Organisation zerstört und überhaupt das staatliche Gefüge sich immer mehr auflöste. Jetzt bildete diese kirchliche Gliederung gleichsam das feste Gerippe, an das die unbeholfenen Neubildungen der Barbarenstaaten sich anschliessen und befestigen konnten. Diese stramme, bereits organisch gewordene und gut funktionierende Hierarchie imponierte wie alles organisch Gewordene auch dem zwar einfachen aber natürlichen Verstande der Barbaren und war zweifellos das einzige von der ganzen römischen Kultur, wovor sie Respekt hatten und welches zu benützen auch ihre Könige das dringende Bedürfnis empfanden. Das wichtigste aber war, daß in jenen fürchterlichen Zeiten des allgemeinen Zusammenbruches der alten Kultur das noch vorhandene römische Talent und Genie nur in dieser Priesterkaste noch einigermaßen Aussicht hatte, seine Anlagen ausbilden und verwerten zu können, wodurch es kam, daß diese Priesterkaste nun durch Jahrhunderte die Zufluchtstätte aller geistig hervorragender Männer wurde. Nicht nur das religiöse Talent allein, sondern mit Ausnahme des kriegerischen Talentes strömte alles, was noch mit besonderen Beanlagungen aus der römischen künstlerischen Erbschaftsmasse begabt war, in diese Priesterkaste. Wo aber Talent ist, da ist auch Macht und Reichtum. Hatte aber in dem Gefüge des römischen Reiches diese hierarchische Gliederung und internationale Form der neuen Priesterkaste sich gleichsam von selbst ergeben und in Rom seine natürliche monarchische Spitze erhalten, so mußte das nun anders werden, als aus dem Chaos der Völkerwanderung die ersten Ansätze der neuen Staatenbildung sich ergaben. Wenn auch der kosmopolitische Monotheismus über den alten polytheistischen Götterhimmel gesiegt hatte, so war die uralte und in der Natur der Sache begründete Neigung der Völker zur nationalen religiösen Abschließung doch noch immer vorhanden, wie dies ja schon in der griechischen und römischen Kirche als nationaler Gegensatz vor allen Augen trat. Diese Neigung zur nationalen Religionsbildung mußte jetzt um die Wende des

zweiten Jahrtausend nach Christi um so stärker werden, als durch die wieder zur Wirksamkeit gekommene Inzucht der einzelnen Kasten, Stände, Stämme und Völker die neuen Nationalcharaktere, die neuen Sprachen und ersten Anfänge einer nationalen Literatur und Kunst etc. sich zu bilden begannen. Daß hieraus für das hierarchische Gefüge der kosmopolitischen römischen Priesterkaste, welche bisher schon nur unter schweren Kämpfen und durch das überragende Genie vieler Päpste unter dem Primat Petri zusammengehalten worden war, große Gefahren erwachsen mußten, war vorauszusehen. Diese Gefahr für die Herrschaft des Papsttums zur rechten Zeit erkannt und dagegen auch das einzig mögliche Mittel in Anwendung gebracht zu haben, war dem großen Genie Gregor VII. vorbehalten. Ohne diese geniale Idee des großen Papstes wären im Zeitraume weniger Generationen die Bildung nationaler Kirchen mit nationalen Primaten unausbleiblich gewesen. Mit der bisher beanspruchten geistigen Herrschaft Roms wäre es dann zu Ende gegangen und das Papsttum höchstens zu einem Appellationshof für religiöse Streitigkeiten herabgesunken. Und dies wäre noch dazu in einer Zeit geschehen, wo das Papsttum zu der Herrschaft über Geister, die es bisher bereits beanspruchte und besaß, auch die Oberherrschaft über die weltlichen Angelegenheiten, über die Fürsten und Könige anzustreben im Begriffe war.

Gregor VII. trat dieser Rom drohenden Gefahr durch die obligate Einführung des Zölibates, also durch die Ehelosigkeit und Keuschheit der Mitglieder der römischen Priesterkaste entgegen.

Nichts kettet den Bürger eines Staates besser an seine Nation als das Wohl einer Familie und die Interessen seiner Kinder und Enkel. Nichts löst ihn besser aus diesen Ketten als Ehelosigkeit und Mangel an Nachkommenschaft.

Der Zölibat war schon dem Altertum bekannt. Die römischen Vestalinnen waren z. B. eine auf dieses religiöse Prinzip fußende Einrichtung und schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. hat die religiöse Begeisterung in Indien die extremste Betätigung des religiösen Gefühles — das ehelose Mönchtum — als Varietät des religiösen Talentes erfunden und eingeführt.

In der christlichen Kirche hat bekanntermaßen diese Form der Züchtung des religiösen Talentes bei den fanatisch religiösen Inzuchtvölkern, bei den Ägyptern, Juden und den Iren und Schotten frühzeitig Eingang gefunden und hat sich von hier aus über Europa verbreitet. Die bisherige Form der Züchtung des religiösen Talentes war überall auf die Erblichkeit und Erziehung in einer Kaste begründet, wie dies ja im Anfange bei jeder Züchtung irgend eines Talentes notwendig ist. Ein Abgehen von dieser Form der Züchtung und Verzichtleistung auf die in einer engeren Kaste aufgestapelte künstlerische Erbschaftsmasse konnte nur dann gewagt werden und hatte nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn die Grundlage des religiösen Talentes — das religiöse Gefühl — auch im Volke bereits einen bedeutenden Grad der Entwicklung erreicht und besonders in den oberen Ständen auch eine Höherzüchtung und feinere Ausbildung erfahren hatte. Aber nicht nur eine allgemeine Verbreitung des religiösen Gefühls setzt der Zölibat voraus, sondern wie die Geschichte des ägyptischen, indischen und irischen Mönchstums beweist, auch einen hohen Grad der religiösen Begeisterungsfähigkeit, wie sie nicht zu allen Zeiten vorhanden ist. Denn ohne diese bis zur Glühhitze gesteigerte religiöse Begeisterung kann besonders bei einem sonst gesunden und der Natur noch nahe stehenden Volk der unter solchen Verhältnissen stets starke natürliche Trieb zur Familienbildung nicht leicht überwunden werden. Selbst die grausamsten und fürchterlichsten Strafen, die der römische Staat für die Verletzung der vestalischen Keuschheit dekretierte, konnte bekanntermaßen eine Verletzung derselben nicht immer verhindern.

Der Zölibat hat bei religiösen Völkern stets in hoher Achtung gestanden; er hat immer als die idealste Betätigung des religiösen Gefühls gegolten und ist dies auch. Denn der Verzicht auf einen der heftigsten Triebe im Menschen — auf den Trieb der Fortpflanzung — ist zweifellos das schwerste und kostbarste Opfer, welches der Mensch auf dem Altar seiner Gottheit darbringen kann.

Da der Zölibat nichts wesentliches mit der Form der Religion zu tun hat, weil er bei den verschiedensten Religionen vorgekommen ist und nur von dem Grade der Steigerung des religiösen Gefühls abhängt, so werden wir auch verstehen, daß

die Einführung desselben in einer Priesterkaste nicht jederzeit gelingen kann. Daß Hildebrandt diesen Zeitpunkt für die Einführung des Zölibates richtig gewählt hat, beweist uns, wie gut der geniale Papst den Puls seiner Zeit zu beurteilen verstand. Es war dies die Zeit, wo das religiöse Gefühl und die religiöse Begeisterung in Europa den höchsten Culminationspunkt erreicht hatte. Bis dahin stieg dieselbe fortwährend an, seither ging es langsam, wohl mit kurzen Accerbationen, aber stetig damit abwärts. Es war die Zeit der Kreuzzüge, die Zeit der Stiftung zahlloser Orden, die Zeit, wo die Menschen die Kirche mit Gütern und Geschenken förmlich überschwemmten, wo die herrlichen Kirchenbauten begonnen wurden, die uns heute noch als ein in Stein gemeißelter Beweis der religiösen Begeisterung der damaligen Zeiten vor Augen stehen. Der kühne Wurf ward zur rechten Zeit von Gregor VII. gewagt, er gelang und wir haben uns nun mit den Folgen zu beschäftigen, welche die obligate Einführung des Zölibats auf die Züchtung des religiösen Talentes in der römischen Priesterkaste hatte.

Es liegt im Wesen jeder auf der Vererbung, also dem Institut der Ehe gegründeten Kaste, daß dieselbe stets die Tendenz hat, sich abzuschließen und die Vorteile der Kaste vorzugsweise den Nachkommen der Kastenangehörigen zuzuwenden.

Darum war bei der jüdischen Priesterkaste ähnlich wie bei den Brahmanen von Moses das weise Gesetz erlassen, daß die Priester keinen persönlichen immobilen Besitz erwerben sollen, sondern angewiesen seien auf das, was dem nationalen Heiligtum an Gaben zufloß. Nur kurze Zeit ist die junge christliche Kirche diesem klugen Beispiel gefolgt. Bereits zur Zeit Konstantins ist sie sehr reich und bald war ihr Streben nach irdischem Gut größer, als das nach himmlischen. Durch die Ehe der Priester kam aber dieses Kirchengut immer in Gefahr, der Kaste verloren zu gehen. Daher sehen wir schon frühzeitig, daß bei den reichen Bischofssitzen die Ehelosigkeit der Bewerber gefordert und bereits Papst Pelagius verlangte von den verheirateten Bischöfen das offizielle Versprechen, daß sie das Kirchengut nicht ihren Frauen und Kindern zuwenden.

Mit der obligaten Einführung des Zölibates war dieser Verschleuderung des Kirchenvermögens ein wirksamer Riegel

vorgeschoben und konnte dasselbe von nun an als gleichsam internationaler Besitz der römischen Priesterkaste erhalten und vermehrt werden. Aber die finanzielle Macht, so sehr dieselbe im Kampfe ums Dasein der Völker und Kasten eine Rolle spielt, ist doch nicht das Wichtigste. Die größte und ausschlaggebendste Macht ist stets das Talent und die Qualität und Quantität der Talente und Genies, über welche eine Kaste, ein Volk zu einer gegebenen Zeit verfügt. In dieser Beziehung war die Einführung des Zölibates für Rom nun von geradezu großartiger Wirkung. Ich habe schon erwähnt, daß der Zölibat als die extremste religiöse Idee stets bei religiösen Völkern in hoher Achtung stand und das religiöse begeisterungsfähige Gemüt, wie man an dem rapiden Wachstum des Mönchtums sehen kann, wie ein Magnet anzog. Die stolze europäische Adelskaste würde aber bei aller religiösen Gesinnung, die sie damals beseelte, sich doch wohl gescheut haben, ihren Kastenüberschuß in eine Priesterkaste eintreten zu lassen, die beweibt war. Denn dem europäischen Feudaladel lag wohl daran, seinen unter den feudalen Verhältnissen schwer unterzubringenden Kastenüberschuß finanziell gut zu versorgen, aber nicht sich fortpflanzen zu lassen. Darum haben schon vor der obligaten Einführung des Zölibates die Benediktinerklöster für beide Geschlechter des Adels eine solche Anziehung ausgeübt. Durch die obligate Einführung des Zölibates für die ganze Priesterkaste wurde dieselbe — insonders die besseren Stellen der Hierarchie — einerseits die Versorgungsstätte für den adeligen Bevölkerungsüberschuß, andererseits ein unwiderstehlich wirkender Magnet für die ideal beanlagten religiös schwärmerischen Gemüter des damaligen Adels. Das Zuströmen des Adels in die Priesterkaste in den ersten Jahrhunderten nach der obligaten Einführung des Zölibates in die römische Priesterkaste war geradezu enorm und schon das rasche Wachstum der sogenannten religiösen Ritterorden, die den Zölibat ebenfalls als leitendes Ideal in ihrer Regel hatten, beweist uns die große Anziehungskraft dieses Ideals auf die religiös begeisterte Jugend des damaligen Rittertums. Der Adel war aber bei dem noch unbedeutenden Mittelstande, der sich in den Städten

erst zu bilden begann, der einzige Stand neben der Priesterkaste, wo die Hochzucht der Wurzelcharaktere und künstlerischen Gefühle stattfand. Ein starker Zufluß gerade aus diesem fast einzigen Züchtungsherde des Talentes war aber für die römische Priesterkaste jetzt um so mehr eine Lebensfrage, als eben mit der Ehelosigkeit der Kaste die natürliche Art der Talentvererbung aufhörte.

Dieser Zufluß nahm, wie gesagt, gerade in den ersten Jahrhunderten nach Einführung des obligaten Zölibates einen großartigen Aufschwung und brachte der römischen Priesterkaste nicht nur das religiöse Talent und Genie in großer Zahl, sondern alle möglichen anderen Talente und Genies der primären und sekundären Künste sahen in jenen tief religiösen Zeiten in dem Zölibat die höchste Betätigung des religiösen Ideals und in der Priesterkaste den Ort, wo ein begeisterungsfähiges Gemüt die künstlerische Anregung zu finden vermochte. Vor allem aber war wichtig, daß die römische Priesterkaste gerade zu einer Zeit, wo sie die weltliche Oberherrschaft anstrebte, durch dieses Zuströmen des Adels das zu diesem Zwecke nötige Herrschertalent als Zugabe erhielt. So sehr auch die römische Priesterkaste das demokratische Prinzip, welches ihr von ihrem Stifter eingehaucht war, niemals ganz vergaß und es stets theoretisch wenigstens betonte, so war dies doch in der Praxis anders und eine Kaste, welche die weltliche Macht so liebte und anstrebte, wußte auch das im Adel vorhandene Herrschertalent gut zu schätzen und an die richtigen Plätze zu stellen. Da dieser Priesteradel zu seiner großen Macht, welche ihm seine Doppelstellung als Priester, Abt, Bischof, Papst und Herrscher auf das religiöse Gefühl des Volkes einräumte, auch gewöhnlich noch eine bessere Jugenderziehung und Schulbildung besaß und infolgedessen über ein bedeutenderes Wissen verfügte, als die gewöhnliche Adelskaste und die weltlichen Herrscher, so begreift man leicht, wie gerade um diese Zeit die römische Priesterkaste eine solche umfassende politische Macht nicht nur anstreben, sondern auch wirklich erreichen konnte, weil eben alle natürlichen Bedingungen für die Ausübung einer solchen Macht in dieser Kaste vereinigt waren. Ja es ist eigentlich merkwürdig und nur dem zähen uralten und darum so fest gewurzelten instinktiven Freiheitsgefühl der germanischen Rasse zu ver-

danken, daß die von Gregor VII. angestrebte geniale Idee einer Aufrichtung der alten jüdischen Theokratie mit einem alle christlichen Völker beherrschenden Hohepriester in Rom nicht gelungen ist. Wenn es Rom auch gelang, im Ganzen und Großen das wichtige Band, welches den einzelnen Priester durch die Ehe mit der Familie und infolgedessen mit dem Staate verknüpfte, aufzulösen und dadurch die Priester und die Kaste von den nationalen Gefühlen einigermaßen unabhängig zu machen, so konnte doch bei den Deutschen das uralte festfixierte Gefühl der „deutschen Treue" nicht ganz überwunden werden und wir sehen deutlich, wie gerade bei den mehr rassenreinen deutschen Stämmen dieses Streben Roms, eine Theokratie aufzurichten, auch auf den größten Widerstand stieß, weil hier das religiöse Gefühl mit den bei diesen Stämmen hochgezüchteten dynastischen und loyalen Gefühlen in den stärksten Konflikt kam.

Diese magnetische Anziehungskraft des Zölibates auf die ideal beanlagten jungen Talente und die dadurch gelockerten nationalen Bande waren aber nicht die einzigen und größten Vorteile, welche der geniale Gedanke Gregors VII. für die römische Priesterkaste hatte. Der weitaus wichtigere Vorteil war der biologische Einfluß, den der Zölibat auf den Verlauf der in jeder Kaste früher oder später auftretenden Degeneration und der damit zusammenhängenden Notwendigkeit der Regeneration ausübte. Ebenso wie der Aufbau einer Kaste auf die Ehelosigkeit geradezu dem Prinzip und der naturgeschichtlichen Tendenz der Kastenbildung widerspricht und die römische Priesterkaste diesbezüglich die einzige Ausnahme in der ganzen Geschichte der Kastenbildung darstellt, so ist auch der dadurch hervorgerufene verschiedene Verlauf der Degeneration und Regeneration der Kaste ein einzig dastehender und ohne Analogie in anderen Kasten.

Bei der auf die Ehe basierten Kastenbildung wird die Degeneration, wenn sie einmal einsetzt, durch die Inzucht in der Kaste im Verlaufe weniger Generationen stets eine allgemeine und sie wird hier um so intensiver werden, weil sie ja auf einer inneren Ursache, nämlich auf der vererbbaren Verderbnis der körperlichen und geistigen Erbschaftsmasse beruht und nicht allein durch äußere Ursachen,

z. B. durch Reichtum und Luxus bedingt wird. Aus diesem Grunde ist auch eine Regeneration einer auf der Ehe basierten Inzuchtkaste durch die Tätigkeit eines reformierenden Genies allein ohne gleichzeitige Blutmischung in der Kaste eine in der Geschichte fast gar nicht zu beobachtende Erscheinung. Es kann darum auch eine solche Regeneration nur durch eine äußere Macht oder einen ausgiebigen Wechsel der Familien und scharfe Auslese derselben herbeigeführt werden, was in der Regel nur durch Gewalt (Revolution) möglich ist. Aber selbst in diesem Falle geht die Regeneration nur sehr langsam und über mehrere Generationen sich erstreckend vor sich. Dabei erfolgt gewöhnlich auch noch durch den bei der Revolution übrig gebliebenen Rest der alten degenerierten Familien eine Infektion der neuaufgenommenen, so daß die Regeneration einer solchen Kaste selten eine gründliche zu nennen ist. In einer auf den Zölibat aufgebauten Kaste mußten diese Verhältnisse bei einer eventuellen Regeneration derselben ganz andere sein. Hier fielen vor allem alle Nachteile der Vererbung für die Kaste weg. Es gab nach der Einführung des obligaten Zölibates in der römischen Priesterkaste nur mehr eine von der jeweiligen Generation erworbene Degeneration, aber nie mehr eine vererbbare. Wenn auch diese erworbene Degeneration stellenweise, wie z. B. in Rom und an Orten und Ländern, wo die Kirche einen großen Reichtum besaß, eine noch so intensive war und auch lange Zeit anhielt, so konnte dieselbe unter solchen Verhältnissen doch niemals eine allgemeine werden, sondern blieb vorzugsweise eine lokal an den Reichtum gebundene, während daneben gesundes, noch kräftig pulsierendes religiöses Leben in Hülle und Fülle existieren konnte. Das können wir im ganzen Verlaufe des Mittelalters beobachten und das erklärt auch, warum das stellenweise und besonders an der Spitze der Hierarchie zeitweise wirklich in hohem Grade existierende Verderbnis lange nicht die Wirkung hatte, die sonst ein solcher Grad der Degeneration in anderen Kasten regelmäßig hervorruft. Während in Rom die ärgste religiöse Fäulnis herrschte, erblühte z. B. einige Meilen davon das helleuchtende religiöse Genie eines heiligen Franz von Assisi und neben der ärgsten und schädlichen Ansammlung von Reichtum und Luxus sehen wir in derselben Kaste die größte Bedürfnislosig-

keit und die härteste Askese. Der wichtigste Vorteil des Zölibates für die römische Priesterkaste lag aber darin, daß, wenn sich eine Regeneration an Haupt und Gliedern einmal unumgänglich notwendig erwies, dieselbe rasch und gründlich innerhalb einer einzigen Generation möglich war, da das Degenerierte nur fortzusterben brauchte und schon die nächste Generation einen vollständig der Reformidee ergebenen Nachschub bringen konnte, was bei einer auf Ehe und Vererbung basierten Kaste nie möglich ist. Solche im Innern vor sich gehende rasche Regenerationen an Haupt und Gliedern hat die römische Priesterkaste bisher bereits viermal durchgemacht und hat dieselbe jedesmal der extremsten Form des Zölibats, die sich im Mönchtum verkörpert, zu verdanken. Die erste Regeneration wurde durch den heiligen Benedikt und seinen Orden, die zweite durch den heiligen Bernhard und die Cluniacenser, die dritte durch den heiligen Franz von Assisi und die Bettelorden und die letzte durch den heiligen Ignatz von Loyola und den von ihm gegründeten Jesuitenorden hervorgebracht. Wie man sehen kann, gingen diese Regenerationen an Haupt und Gliedern fast immer im Verlaufe einer Generation vor sich. 1517 z. B. begann Luther die Grundfesten der tief degenerierten römischen Priesterkaste zu erschüttern. 30—40 Jahre darauf stand der Jesuitenorden bereits befestigt da und begann auf dem Konzil von Trient sein Regenerationswerk in Szene zu setzen. Mit welch raschem Erfolge er auch die Gegenreformation durchsetzte, ist bekannt. Eine solche Elastizität, eine solche Anpassungsfähigkeit an veränderte Verhältnisse hat keine auf die Ehe gegründete und in der Inzucht erstarrte Kaste in der Geschichte aufzuweisen, um so weniger in einem so tief degenerierten Zustand und in einer solch großen Gefahr des Bestandes ihrer Herrschaft, wie dies bei der römischen Priesterkaste schon öfters der Fall gewesen war. Eine solche Regeneration und Anpassungsfähigkeit ist eben nur möglich in einer Kaste, wo die Vererbung der Degeneration auf eine folgende Generation nicht vorhanden ist und wo der Zugang zur Kaste und ihren leitenden Stellen jeder talentierten und genial beanlagten Natur stets offen steht. Aber diese Möglichkeit einer raschen und gründlichen Regeneration der römischen

Priesterkaste hat einen Faktor zur unumgänglichen Voraussetzung, auf welche hin schon Gregor VII. nur es wagen durfte, den Zölibat einzuführen, es ist dies das stete Vorhandensein eines hochgezüchteten religiösen Gefühls im Volke, dieses großen Reservoirs, aus dem eine degenerierte Priester-Generation rasch durch eine andere gesunde und tief begeisterte neue Generation ersetzt werden kann. Und damit kommen wir auf die Achillesferse dieses genialen Systems, nämlich auf den Nachteil und die Gefahr zu sprechen, die ja stets mit jeder menschlichen Einrichtung verbunden ist und wodurch, wie Goethe sagt, jede Wohltat mit der Zeit zur Plage werden kann und es auch regelmäßig wird. Der Zölibat setzt, damit er den Magneten für die ideale Richtung der religiösen Jugend darstellen kann, ein tief religiöses Zeitalter, einen festen Glauben und eine im Volke noch unerschütterte Hochachtung der Priesterkaste voraus. Denn nur dann wird der heftige Trieb der Familiengründung vom religiösen Ideal in Wirklichkeit überwunden und dieses große Opfer mit Begeisterung gebracht werden können. In Zeiten, wo der Glaube erschüttert wird, sinkt aber auch die Intensität der religiösen Gefühle und damit auch die Achtung und der Einfluß der Priesterkaste. Unter solchen Verhältnissen ist gerade bei einer im allgemeinen talentiert beanlagten Natur das religiöse Gefühl nicht mehr leicht imstande, den Sieg über den natürlichen Fortpflanzungstrieb zu erringen und in solchen Zeiten muß die Einrichtung des Zölibates geradezu ein Hemmnis für den Eintritt talentierter und genialer Naturen in die Priesterkaste werden. Nicht daß es der römischen Priesterkaste, solange sie imstande ist ihren Mitgliedern materielle Vorteile zu bieten, an der nötigen Anzahl von Zölibateren fehlen wird. Für das Ansehen und für die Macht, welche eine Kaste, ein Stand im Staate besitzt, sind der äußere Pomp, der Reichtum und die Zahl seiner Mitglieder wohl nicht zu unterschätzende Faktoren, aber sie sind nicht die ausschlaggebenden, da in letzter Linie die Macht einer Kaste doch immer nur von dem in ihr repräsentierten Talente und Genie allein abhängt. Der Reichtum und das ererbte Ansehen sind wohl imstande, einige Zeit die infolge der Talentlosigkeit einer Kaste sinkende Macht zu stützen

und noch den Schein eines Ansehens länger herzuhalten. In Wirklichkeit aber zehren solche sinkende Kasten, wenn sie noch so reich sind, von dem Ansehens-Kapital, welches ihnen von talentierten Vorfahren übermacht wurde, geradeso wie sie auch gewöhnlich von dem Geldkapital zehren, welches entweder noch eine Erbschaft dieser talentierten Vorfahren ist oder welches ihnen infolge der talentierten oder genialen Arbeitsleistungen ihrer Vorfahren, die erst jetzt anfangen zinstragend zu werden, von selbst gleichsam in den Schoß fällt. Es liegt hier die gewöhnliche Verwechslung der Ursache und Wirkung vor. Der Reichtum und die damit verbundene Macht ist stets ein Produkt des Talentes, und wo Talent ist sammelt sich Reichtum und Macht, welche wiederum in den Händen des Talentes ein gutes Mittel sind, um das an und für sich in natürlicher Konsequenz vorhandene Ansehen einer talentierten Kaste künstlich zu steigern und zu stützen. Kein talentloses Volk, keine talentlose Kaste ist je zu Macht und Reichtum gekommen, aber wohl kommt es regelmäßig vor, daß das vorhandene Talent in einer Kaste und einem Volke früher zu schwinden beginnt und der Reichtum und die Macht erst langsam nachfolgt.

An der römischen Priesterkaste wird sich eben auch das allgemeine Naturgesetz bewähren, daß jedes Volk sowohl wie jede Kaste durch eben dasselbe Mittel, durch welches die Größe und Höhe ihrer Macht erreicht worden ist, auch zugrunde gerichtet wird. Ebenso wie der Zölibat in den Zeiten hoher religiöser Begeisterung der Magnet für ideale und mit talentierter und genialer Anlage begabte Naturen war, ebenso wird derselbe in Zeiten sinkender Religiosität und Abnahme des religiösen Gefühls geradezu ein Hemmnis für solche Naturen werden müssen und das Zuströmen derselben zur Kaste eher hindern als fördern.

Das ist in kurzen Zügen der naturgeschichtliche Nutzen und Schaden, den die Einführung des obligaten Zölibates auf die Züchtung des Talentes und Genies für die römische Priesterkaste gehabt hat. Aber der Zölibat hat noch in Europa Wirkungen ausgeübt, welche sich außerhalb der Priesterkaste bemerkbar gemacht haben und deren Wichtigkeit darum meist übersehen wird.

Ich meine hier nicht jene falsche Beleuchtung, in die das ganze Geschlechtsleben und damit das Weib und sein Ansehen im Kulturleben durch die übertriebene asketische Ansicht geraten ist, welche in der römischen Priesterkaste seither herrschend wurde und welche viel Unwahrheit, Heuchelei und unnatürliches Wesen in das ganze geschlechtliche Leben gebracht hat. Es war dies eine Schädlichkeit, die ein gesunder Volkskörper leicht zu überwinden in der Lage war und die wohl auch häufig überschätzt worden ist. Nicht leicht zu überschätzen dürfte aber der schädliche Einfluß sein, den der Zölibat in seiner Zeit der größten Anziehung auf die ideal beanlagte Jugend in betreff der Züchtung des Talentes und Genies außerhalb der Kaste ausgeübt hat.

Der Mensch hat schon viel Raubbau auf der Erde getrieben und das heutige Aussehen vieler Länder der alten Welt ist der beste Beweis, daß es der Kulturmensch nicht gerade am besten versteht, haushälterisch mit den Schätzen umzugehen, die ihm die Natur zur Verfügung gestellt hat. Aber das betrifft doch nur Äcker und Wälder und es war dem Menschen bisher immer möglich, hiefür Ersatz zu finden. Hier haben wir es aber mit dem Raubbau eines viel kostbareren und schwerer zu ersetzenden Gutes zu tun, mit dem Raubbau, den die römische Priesterkaste an dem Erbschaftskapital des europäischen Talentes und Genies durch viele Jahrhunderte getrieben hat.

Ich habe bereits erwähnt, daß das religiöse Ideal, der Zölibat, schon in dem ersten Jahrtausend, als er noch freiwillig war, eine starke Anziehungskraft auf das heranwachsende Talent und Genie aller Künste ausübte; diese Anziehungskraft steigerte sich ganz außerordentlich in der Zeit, wo das religiöse Gefühl in den besonders von germanischem Blute durchsetzten Ländern seine höchste Züchtung erreichte. Diese ganze geistige Erbschaftsmasse ging in der römischen Priesterkaste seit Einführung des obligaten Zölibates fast spurlos für den geistigen Nationalreichtum und seine vererbbare Fortpflanzung verloren. Was aber diesen Verlust für die Nationen noch vergrößerte und unberechenbar machte war der Umstand, daß er nicht nur die väterliche Erbschaftsmasse, also die männlichen Linien des Talentes und

Genies betraf, die ja früher oder später doch dem Aussterben unterliegen, sondern daß durch den Zölibat auch viele der so wichtigen weiblichen Linien des Talentes und Genies für die Züchtung verloren gingen. Denn der Zölibat übte fast eine noch größere Anziehungskraft auf das ideal beanlagte weibliche Geschlecht aus, wodurch die viel schwerer zu ersetzende Erbschaftsmasse des feineren künstlerischen Gefühls geschädigt wurde. Eine solche durch viele Jahrhunderte fortgesetzte und so scharfe Auslese der ideal beanlagten Naturen kam wohl, wie wir konstatiert haben, der Macht und dem Glanze der römischen Priesterkaste sehr zu Nutzen, war aber für den geistigen Nationalreichtum der katholischen Völker ein großer und unersetzlicher Verlust. Es sei fern von mir, die Hochachtung, die wir für das ideale Streben eines solchen glaubensstarken Zeitalters trotz aller Irrwege haben müssen, auch nur im geringsten herabzusetzen. Ebenso wie der ideal beanlagte und für das Allgemeine begeisterte, wenn auch in seinen Zielen oft irrende Mensch weit höher steht, als der in Sinnengenuß und Streben nach materiellen Gütern aufgehende Egoist, ebensoviel höher steht, wie schon Goethe bemerkt hat, ein solches glaubensstarkes und sozial denkendes Zeitalter über ein glaubensloses, jeder Begeisterung bares egoistisches Zeitalter. Wenn es aber auch wahr ist, daß der Mensch irrt, solange er strebt, so ist es dagegen nicht notwendig, daß er in den nämlichen Irrtum immer wieder verfällt. Dieses zu verhüten ist Beruf und Aufgabe der Geschichte und die lehrt uns in diesem Falle, daß selbst die edelste Begeisterung und die idealste Betätigung des Sozialwillens, wenn dieselbe die gesunde natürliche Grenze überschreitet, in ihrem Endresultat ebenso schädlich als nützlich sein kann und daß für alle Künste und für alle Zeiten, also auch für die Religion, das „Nequid nimis“ das oberste Gesetz bleibt.

Im weiteren Fortschreiten des Mittelalters nahm die Begeisterung und die Anziehungskraft des religiösen Ideals auf den Adel ab, wozu nicht wenig die Kreuzzüge, ihre geistige Anregung und ihre politischen Mißerfolge beigetragen haben. Dagegen trat jetzt das unterdessen politisch und geistig erstarkte Bürgertum an die Stelle des Adels. Während also im zehnten, lften und zwölften Jahrhundert die hervorragendsten religiösen

Talente und Genies nachweisbar aus dem Adel stammen, beginnt mit dem dreizehnten Jahrhundert das Bürgertum auch in der römischen Priesterkaste eine hervorragende Rolle zu spielen und die Talente rekrutierten sich von nun an der Abstammung nach immer mehr aus dem Bürger- und Bauernstande. Damit kam wieder der ursprünglich demokratisch freie Geist der ersten Jahrhunderte in der Priesterkaste mehr zur Geltung, der sich in der reformatorischen Auflehnung der Katharer, Apostoliker, Waldenser etc. gegen den jüdisch theokratischen und aristokratischen Geist des Papsttums, in der Neigung, nationale Kirchen zu bilden, geltend machte und endlich in der großen Reformation zum siegreichen Durchbruch kam. Der Loslösung von Rom und der Bildung nationaler Kirchen entsprach dann wieder die Anknüpfung der Priesterkaste durch die Ehe an die Nation und die Züchtung des Talentes und Genies für dieselbe statt für Rom.

Dadurch wurde auch die Hochzucht des religiösen Talentes wieder auf die richtige Basis gestellt und die zwar ideale aber extrem schädliche Betätigung des religiösen Gefühls auf das natürliche Maß eingeschränkt, da es ja auch im Protestantismus niemanden, der seinem Gotte dieses ideale Opfer bringen will, verwehrt ist es zu tun, aber jeder suggestive Einfluß und jeder Zwang dabei vermieden wird. Die große Zahl talentierter und genialer Männer in allen Künsten und Wissenschaften, die aus dem protestantischen Priesterhause hervorgegangen sind, läßt am besten den großen Verlust ahnen, den das geistige Nationalvermögen der europäischen Völker durch den Verlust der talentierten Erbschaftsmasse erfahren hat, welchen der obligate Zölibat durch die vielen Jahrhunderte seines Bestandes herbeigeführt hat.

Ich habe früher erwähnt, daß das religiöse Talent und die dasselbe repräsentierende Kaste infolge des stets offenen Zuganges und der niemals exklusiven Absperrung vom Volke der körperlichen und geistigen Degeneration weniger unterworfen ist. Dies beweisen uns einige Beispiele von besonders langer Lebensdauer dieser Priesterkasten, welche die Lebensdauer aller anderen Kasten weit übertroffen hat. Ich erinnere hier nur an den Jahrtausende dauernden Bestand der jüdischen

und indischen Priesterkaste. Aber den Priesterkasten drohen zwei Gefahren, an denen sie auch früher oder später zugrunde gehen. Die erste Gefahr ist die Erstarrung der Religion. Liegt der konservative Geist schon an und für sich im Wesen des religiösen Gefühls, so wird derselbe in oft falsch verstandenen Interessen von den Priesterkasten ins Extrem gezüchtet und dadurch jeder Fortschritt auf dem Gebiete dieser Kunst gehemmt. Dadurch muß es früher oder später, da alle anderen Künste fortschreiten oder sich wenigstens ändern, dahin kommen, daß die betreffende Religion mit der jeweiligen Weltanschauung nicht mehr in Harmonie sich befindet und als störend und nicht mehr angepaßt vom Volke und besonders seinen führenden Kasten empfunden wird. Die andere Gefahr droht den Priesterkasten von außen. Durch die Fortschritte der anderen Künste und Wissenschaften, besonders auf dem Gebiete der Erkenntnis und Beherrschung der Natur, wird die Furcht vor übernatürlichen Mächten, dieser wichtigsten Quelle des religiösen Gefühls und der Macht der Priesterkasten, immer mehr eingeengt und dadurch eine wenn auch sehr langsame aber stetige Abnahme derselben herbeigeführt. Diese Abnahme des religiösen Gefühls und der Priestermacht kann durch eine exklusive Inzucht bei manchen Ständen und Völkern etwas gehemmt werden, aber im Ganzen und Großen ist der Prozeß wenigstens im Verlaufe einer Kulturepoche ein unaufhaltsamer. Diese im natürlichen Verlaufe der Dinge liegenden Faktoren bedingen dann entweder eine freiwillige Anpassung der Religion an die geänderte Weltanschauung von Seite des religiösen Talentes oder eine katastrophenartige Änderung durch die Reform eines religionsphilosophischen Genies, wie dies z. B. durch Buddha, Jesus, Paulus, Luther etc. geschehen ist und zu bestimmten Zeitperioden stets als notwendig sich herausstellen wird.

Niemals aber wird die Zeit kommen, wo die Menschen des religiösen Talentes und Genies ganz entbehren können und das religiöse Gefühl wird stets für die Mehrzahl der Menschen ein notwendiger Pilot für die gefährliche Fahrt auf dem Meere der menschlichen Leidenschaften bleiben. Es ist einer der gefährlichsten Irrtümer hochkultivierter Zeiten und gewöhnlich ein Symptom allgemein künstlerischen Verfalles, wenn die

Meinung herrschend wird, daß der Verstand bei der großen Menge jemals das religiöse Gefühl ersetzen kann.

Das religiöse Gefühl in seiner reinsten Form, wie es z. B. auch Goethe zum Ausdruck gebracht hat, wird immer ein Bedürfnis aller ideal beanlagten Naturen bleiben und wird, was wichtig ist, stets den Pegel der Begeisterungsfähigkeit eines Volkes darstellen, womit ja überhaupt die künstlerische Fähigkeit desselben im tiefsten Grunde zusammenhängt. Eine andere Frage ist es aber, ob es auch in einem Zeitalter, wo die Kultur eine bedeutende Höhe und Ausbreitung bereits erstiegen hat, nötig ist, daß das religiöse Talent in einer eigenen Kaste gezüchtet wird, kurz, ob der Bestand einer hierarchisch organisierten Priesterkaste, sei dies in welcher Form immer, in einer solchen Kulturepoche noch vorteilhaft ist. Da wir gesehen haben, daß das religiöse Talent, wenn die Verbreitung und Züchtung des religiösen Gefühls auch im Volke eine gewisse Höhe einmal erreicht hat, einer engeren Inzuchtkaste nicht mehr bedarf und religiöse Talente und Genies direkt aus dem Volke sich zu bilden imstande sind, so ist die Notwendigkeit einer eigenen Priesterkaste zum Zwecke der Züchtung des religiösen Talentes nicht mehr vorhanden. Wir können auch sehen, daß der Kampf, der in solchen Zeiten oft gegen die Religion entbrennt, stets mehr gegen die Priesterkaste und deren Mißbräuche sich richtet, als gegen die Religion selbst. Aber da Kaste und Religion im Verlaufe der Generationen mehr oder weniger organisch zusammengewachsen sind, so erscheint der Kampf gegen die Priesterkaste auch als ein Kampf gegen die Religion. Die Religion darf aber nicht mit der Priesterkaste identifiziert werden. Die Religion wird auf allen Kulturstufen ein Bedürfnis der Menschheit sein und es bleiben, eine Priesterkaste aber ist nur eine Notwendigkeit auf einer Stufe der Kultur, wo das religiöse Gefühl noch im Volke keine hohe Entwicklung erreicht und für die Hochzucht desselben eine engere Inzucht sich als nötig erweist, um das religiöse Talent und Genie hervorzubringen. Sicher aber wird eine Priesterkaste stets ein Hemmnis für die religiöse Entwicklung werden, wenn eine Kulturepoche sich bereits zur Höhe der Gewissensfreiheit emporgerungen hat. Denn die extrem konservative

intolerante Richtung des religiösen Gefühls liegt, besonders wenn dasselbe in einer Kaste gezüchtet wird, in der Natur einer solchen Züchtung überhaupt. Daher sind Gewissensfreiheit und Priesterkaste, wie uns die Geschichte lehrt, immer zwei Dinge gewesen, die sich niemals gut vertragen haben und sich auch der Natur der Sache nach nicht vertragen können. Eine einheitlich organisierte Priesterkaste wird stets die Tendenz haben, die Gewissen zu unterjochen und die Gewissensfreiheit durch eine Dogmatisierung des Glaubens zu beschränken und einzuengen und je hierarchischer die Organisation der Kaste ist, desto größer wird die Tendenz der Kaste sein, ihre Herrschaft über die Gewissen ihrer Herde festzuhalten und zu fixieren. Der Kampf gegen diese herrschsüchtige Tendenz hat aber nichts zu tun mit dem Wesen der Religion selbst, derselbe ist im Gegenteil von jeher im wahrsten Interesse der Religion selbst gelegen, da diese Kunst wie jede andere nur in der Freiheit gedeihen kann.

## Zweite Gruppe der primären Künste.

(Rechts-, Arznei- und Handelskunst.)

Diese Gruppe der primären Künste hat mit der ersten die Notwendigkeit derselben für die soziale Vereinigung der Menschen, die wir Staat nennen, gemein. Doch können wir sehen, daß es viele soziale Vereinigungen gegeben hat, welche durch ungezählte Generationen, solange dieselben die untersten Stufen der Kultur nicht überschritten haben, mit der primitivsten handwerkmäßigen Ausübung in diesen Künsten sich begnügten und daß hier wie überall erst das Bedürfnis das Handwerk zu einer höheren künstlerischen Ausbildung erhob. Ja, diese Gruppe gleicht bereits hierin den sekundären Künsten, daß sie die künstlerische Ausbildung gewöhnlich erst zu einer Zeit erreicht, wo die erste Gruppe der primären Künste bereits im Beginne des Verfalles sich befindet.

### Die Rechts-Kunst.

Ein notwendiges Attribut der Herrscher-Kunst ist die Pflicht, das Recht zu sprechen. Auch diese Verpflichtung nahm ihren naturgeschichtlichen Ausgang von dem Rechte des „pater

familias" über seine Angehörigen zu richten und übertrug sich von da auf den Führer des Staatswesens. Naturgemäß trat mit der Vergrößerung des Staatswesens auch hier Teilung der Arbeit ein und übernahmen die führenden Kasten einen Teil dieser Verpflichtung; aber im allgemeinen ist im Altertum die Kunst des Rechtsprechens eine der wichtigsten Beschäftigungen der Fürsten, Könige und ihrer Stellvertreter. In den republikanischen Staaten ging dieses Recht dann auch auf andere Stände über, zuerst aber auch hier auf den Adel und erst auf einer höheren Stufe des Kulturlebens auch auf den Mittelstand und das Volk.

Die Wurzel jedes Rechtes ist das jedem Menschen angeborene moralische und soziale Gefühl, welches in den ersten Anfängen stets nur auf die engere Familie, die Sippe, den Stamm beschränkt war. Nur der Angehörige der Sippe, des Stammes hatte anfangs Anspruch auf ein Recht, jeder Fremde war Feind und darum rechtlos. Erst im Verlaufe des Kulturfortschrittes erweiterte sich dasselbe zum nationalen Rechtsgefühl und zog endlich die ganze Menschheit in seinen Kreis.

In diesen Zeiten, wo der soziale Pflichtenkodex ein sehr beschränkter war und die Stammes-Sitte das ausschließliche aber um so festere — weil auf Inzucht und Vererbung — gegründete Band war, welches den Individual-Willen in Schranken hielt, bedurfte es keiner geschriebenen Gesetze; das Recht wie die Pflicht war jedem Mitglied der Horde, des Stammes gleichsam ins Blut geschrieben. Mit der Vereinigung stammverwandter Stämme, der Unterjochung derselben oder fremder Stämme von einem stärkeren, mit der vermischten Siedelung und noch mehr mit der Blutmischung derselben wurde der moralische Pflichtenkodex ein immer komplizierterer und damit auch die Rechtsprechung. Jetzt genügte nicht mehr das naive einfache angeborene Rechtsgefühl, dasselbe wurde immer mehr Sache des abwägenden Verstandes. Es mußte auch weiterhin die Kenntnis wichtig sein, wie in komplizierten Fällen bereits vom Richter entschieden worden war, wodurch die Rechtsprechung von nun an nicht nur eine Kunst, sondern auch eine Wissenschaft wurde. Mit der Vergrößerung der staatlichen Verhältnisse, mit der Abschwächung des sozial-

moralischen Gefühles einerseits, der stetigen Entwicklung des Individual-Willens und des Kastenegoismus andererseits beginnt immer mehr der Mißbrauch der Rechtsprechung von Seite der hierzu berufenen Familien und Kasten überhand zu nehmen und dadurch erst wurden geschriebene Gesetze notwendig. Denn selbst das strengste aber bekannte und gerechte Gesetz ist besser als der unsichere mildere aber ungerechte Richterspruch. Auf diese Weise kamen bei den Römern und Athenern bekanntermaßen zuerst die Zwölf Tafel-Gesetze und das Drakonische Gesetzbuch zustande. Der Mißbrauch des Rechtes von Seite der oberen Kasten ist also die erste Quelle aller Rechtskunst und Wissenschaft.

Je mehr nun das soziale Fühlen und Denken in einer Kaste, einem Volke abnimmt, je schwächer der Sozial-Wille des Einzelnen und je mehr der Egoismus überhaupt herrschend wird, desto mehr werden immer verwickeltere Rechtsverhältnisse geschaffen und mit der immer häufigeren und schlaueren Beugung des Rechtes werden auch immer schärfere und detailliertere Gesetze notwendig. Wie die Zunahme der körperlichen Degeneration und der damit im Zusammenhang stehenden chronischen, komplizierten, auf erblicher Basis beruhenden (konstitutionellen) Krankheiten die Ursache der künstlerischen Ausbildung der Medizin von ihren handwerksmäßigen Anfängen an ist, ebenso ist überall die geistige Degeneration auf dem Gebiete des sozial-moralischen Gefühls und des Willens die Ursache der höheren Entwicklung der Rechtskunst und Wissenschaft gewesen.

Da das Rechtsgefühl ebenso wie seine Quelle, das sozial-moralische Gefühl, eine allgemein verbreitete Erbschaftsmasse ist, so ist in gesunden Zeiten eine kastenmäßige Züchtung des Talentes in der Rechtskunst nicht nötig und genügt die höhere Züchtung dieser Gefühle, wie dies in gesunden Zeiten in den oberen Kasten mit allen künstlerischen Gefühlen der Fall ist. Darum ist eben in solchen Zeiten der Fürst und Adelige der geborene Richter für das Volk gewesen.

In den Zeiten aber, wo die oberen Kasten zu degenerieren beginnen, können wir stets beobachten, daß auch zum Zwecke der Beförderung des Rechtes eine eigene Zunft, ein eigener Stand sich bildet, es ist dies der Beruf der Advokaten, der öffent-

lichen Ankläger, Verteidiger und der Rechtslehrer. Die berühmtesten Ankläger und Verteidiger, die größten Rechtslehrer sehen wir alle in den degeneriertesten Zeiten der alten Reiche auf der Bühne erscheinen, oder wie Gibbon sagt: „Wir sehen, wie unter den elendsten und lasterhaftesten Herrschern die Weisheit und Unbescholtenheit eines Papinian und Ulpian den Thron der Gerechtigkeit füllte". Doch wie alle Fortschritte der medizinischen Kunst in solchen Zeiten nicht imstande sind, die körperliche Degeneration und die damit verbundenen vererblichen konstitutionellen Krankheiten zu heilen und man sich begnügen muß, solche Leiden zu mildern, so sind auch die besten Fortschritte auf dem Gebiete der Rechtskunst und Wissenschaft nicht imstande, eine demoralisierte Generation wesentlich zu bessern und deren entartetes Rechtsgefühl zu ändern. Darum wird es in solchen Zeiten der hohen künstlerischen Ausbildung der Rechtskunst doch immer schwerer sein Recht zu finden. Damit sinkt naturgemäß trotz der Virtuosität der Ankläger und Verteidiger, trotz der talentierten Gelehrsamkeit der Richter auch das Ansehen der Rechtskunst.

Dieses Sinken des Ansehens des Richter- und Advokaten-Talentes muß in Degenerations-Zeiten um so rascher eintreten, als die hervorragenden talentierten und genialen Rechtsgelehrten und Advokaten à la Cicero doch nur vereinzelte Erscheinungen bleiben und die große Masse der Richter und Advokaten von der Degeneration ebenso ergriffen wird wie die übrigen Stände. Es ist überhaupt eines der sichersten und auffallendsten Symptome einer Degenerationsperiode und zeigt den erreichten Tiefstand an sozial-moralischem Gefühl am verläßlichsten an, wenn das Recht endlich ebenso käuflich wird wie alles andere und jene juristischen Talente und Genies die gesuchtesten und berühmtesten werden, die es verstehen, dem Rechte die beste Nase zu drehen.

Es liegt in der Natur der Rechtskunst, daß hier das Genie selten eine Rolle spielt und wir selbst in der Theorie dieser Kunst nur vereinzelt auf ein bahnbrechendes Genie stoßen. In keiner Kunst ist das konservative Prinzip des herrschenden Talentes mehr am Platze als auf dem Gebiete des Rechtes und der Rechtsprechung. Die Quelle des Fortschrittes in dieser Kunst liegt hier nicht so sehr in der genialen Fähigkeit eines ein-

zelnen Menschen, als im Rechtsbewußtsein des Volkes, und jeder Fortschritt auf diesem Gebiete muß erst dadurch langsam durch Generationen gefördert werden, daß Sitte und Gebrauch allmählich sich zum Rechte emporarbeiten und im Volke selbst das Bedürfnis sich geltend macht, ein nicht mehr den Verhältnissen angepaßtes Recht zu ändern.

Jedes Recht, welches einem Volke in Nachahmung des Rechtes eines anderen Volkes künstlich von den führenden Kasten aufgezwungen wird, ist demselben eher schädlich als nützlich. Nirgends kommt das Naturgesetz, daß einem Organismus nur das von ihm selbst Erzeugte, Angepaßte, Erworbene zuträglich ist, so zur Geltung, wie beim Rechtsgefühl eines Volkes und seiner Rechtskunst. Und darum kann das Genie nirgends mehr schaden als auf diesem Kunstgebiete. Es ist damit die Seltenheit eines Genies auf dem Richterstuhle und in der Rechtsgesetzgebung naturgeschichtlich tief begründet. Am ehesten waren geniale Richter in den Zeiten der ungeschriebenen Rechtsgesetze noch möglich und aus dieser Zeit stammen auch die Sagen über solche geniale Richter, wie z. B. Salomo, Rhadamanthys etc.

### Ärztliche Kunst.

Ebenso wie in der Rechtskunst und Wissenschaft verhält es sich mit der ärztlichen Kunst. Wie die geistige Degeneration auf dem Gebiete des sozial-moralischen Pflichtenkodex das Bedürfnis nach ausgebildeter Rechtspflege entwickelt, so befördert die fortschreitende körperliche Degeneration und die damit verbundenen erblichen Folgen das Bedürfnis der Arznei-Kunst.

Die ärztliche Kunst kann nur blühen, wenn es für sie viel zu tun gibt. Durch die Theorie allein ist die Medizin nicht zu fördern, sondern nur durch die Erfahrung. Je mehr das Bedürfnis nach Ärzten und ihren Leistungen vorhanden sein wird, desto mehr haben die Ärzte Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln, desto mehr werden sie leisten und desto einträglicher wird die Beschäftigung sein, was unter der Herrschaft des persönlichen Eigentums immer mit einer Steigerung des Ansehens des Standes und einem Zuströmen talentierterer Köpfe zu diesem Berufe in Zusammenhang steht.

Solange die natürliche Auslese ungestört tätig sein kann und alle Schwächlinge in der Jugend oder wenigstens vor dem zeugungsfähigen Alter ausgemerzt werden, bleibt eine Kaste, ein Volk körperlich und geistig gesund. Für diese Zeiten und Kulturzustände hat überall bei der großen Naturheilkraft solcher gesunder Völker die Volks- oder Priester-Medizin genügt und genügt heute noch. Wenn aber durch die Aufhebung der natürlichen Auslese, wie sie regelmäßig durch die Entwicklung der führenden Kasten, durch die engere Inzucht und den dadurch herbeigeführten Kulturfortschritt stattfindet, die konstitutionelle Kraft geschwächt wird und nun durch die später im VI. Kapitel angeführten Ursachen der Degeneration die Zahl der von Hause aus Schwächlichen steigt und zur Fortpflanzung ihrer geschwächten Konstitution Gelegenheit hat, so nimmt die Zahl der konstitutionellen, der chronischen und vererbbaren Krankheiten immer mehr überhand, und nun ist die Priester-Medizin mit ihrem Latein zu Ende und es stellt sich das Bedürfnis für die Züchtung des medizinischen Talentes ein. Je mehr dann die Degeneration fortschreitet, desto größer wird das Bedürfnis und die Nachfrage nach Ärzten und Heilmitteln sein. Da aber bei der Medizin nicht, wie bei der Rechtskunst, allgemein verbreitete Grundgefühle vorhanden sind, im Gegenteil die Ausübung derselben gewisse technische Fertigkeiten und geistige Anlagen verlangt, so sehen wir auch hier frühzeitig, wie dies unter solchen Verhältnissen stets notwendig war, die Züchtung des ärztlichen Talentes auf eine Kaste beschränkt, in welcher diese Fähigkeiten höher gezüchtet und vererbt wurden und wo wohl auch die Geschäftsgeheimnisse besser und sicherer bewahrt und traditionell verbreitet werden konnten. Dies ist aber immer erst auf einer bereits höheren Stufe der Kultur der Fall gewesen.

Von den Ägyptern wissen wir, daß schon im alten Reich die Medizin eine bedeutende Höhe erreicht hat und was für uns wichtig ist, daß selbst Könige das Bedürfnis fühlten, sich mit derselben zu beschäftigen. Es sollen schon in dieser Zeit die heiligen Bücher der Medizin geschrieben worden sein und man nimmt an, daß im Papirus Ebers uns ein Teil solcher königlichen Schriften über Medizin erhalten ist.

Die ägyptische Ärztekaste hat auch, bis sie (um 500 v. Chr.)

durch die griechische verdrängt wurde, die berühmtesten Talente dieser Kunst im Altertum hervorgebracht.

Von den Hindus wissen wir nur, daß die Ärzte in der brahmanischen Zeit hoch geehrt waren und daß die Zahl der Talente, welche die auf die Heilkunde im weitesten Sinne bezüglichen Kenntnisse durch Schriften beförderten, staunenerregend ist.[1])

Wie sehr und wie frühzeitig das Volk der alten Juden, welches die strengste Inzucht hielt, also auch die schädlichen Folgen derselben am meisten erfahren mußte, die Notwendigkeit der Züchtung des medizinischen Talentes und der damit zusammenhängenden hygienischen (prophylaktischen) Vorschriften empfand, beweisen heute noch die zahlreichen diesbezüglichen Stellen seiner kanonischen Bücher. Nach dem babylonischen Exil genügten auch die Priesterärzte nicht mehr, sondern es kamen eigentliche Ärzte auf. Wie sehr das Volk auch später der ärztlichen Kunst fortwährend bedurfte, dafür gibt der Talmud den besten Beweis. Die Rabbiner widmeten sich stets mit großem Eifer der Medizin (Wunderrabbi).

Auch an der Blütezeit der arabischen Medizin haben geniale jüdische Ärzte (Maimonides etc.) sehr großen Anteil gehabt.

Genauere Daten besitzen wir über die Blütezeit des Talentes und Genies der griechischen und römischen Medizin.

Frühzeitig mußten sich bei den Griechen, entsprechend ihrer zahlreichen Inzuchtherde und des dadurch beförderten raschen Kulturfortschrittes, neben den guten auch die schlechten Folgen der Inzucht und Kultur um so rascher und intensiver geltend machen, als die einzelnen Inzuchtherde verhältnismäßig klein und die städtische Bevölkerung besonders in den Kolonien auf einen ausgiebigen Ersatz aus einem gesunden Bauernstand nicht rechnen konnte. Darum war auch die Blütezeit der Kolonien besonders in Großgriechenland meist eine sehr kurze und trat die Degeneration fast regelmäßig rasch ein.

In der Zeit der körperlichen und geistigen Gesundheit war es mit der Medizin bei den Griechen ebenso, wie bei anderen Völkern bestellt. In der Ilias waren noch die Führer und die Priester die natürlichen Ärzte; Achilles belehrt den

---

[1]) Haeser, Geschichte der Medizin I. Bd. S. 412.

Patroklus in der Kunst des Verbindens. Nestor leistet Machaon die erste Hilfe. In der Regel genügten Segenssprüche und Anrufungen der Heilgötter.

Aber bald sehen wir auch bei den Griechen das Bedürfnis nach der wissenschaftlichen Medizin eintreten und die hohe Blüte und außerordentliche Ausbildung der griechischen Medizin ist nicht nur ein Beweis für die große, geistige Arbeit, die dieses Volk auch auf die medizinische Kunst verwendete, sondern auch ein indirekter Beweis, wie sehr die Griechen in den Zeiten der Degeneration dieser Kunst bereits bedürftig waren. Der Asklepios-Kultus, die zahlreichen und berühmten Asklepieen — die Sanatorien der damaligen Zeit — der zahlreiche Besuch derselben schon in der vorhippokratischen Zeit beweist uns dieses große Bedürfnis nach medizinischer Hilfe. Die Mehrzahl der großen Philosophen machte schon medizinische Fragen zum Gegenstande ihrer Spekulation, ja Pythagoras war selbst Arzt.

Die Blütezeit des Talentes und Genies der griechischen Medizin begann bereits vor Hippokrates und fand ihren Ausdruck in den medizinischen Schulen von Kyrene, Kroton, Rhodus, Knidus und Kos. Es ist sehr interessant, daß sich diese Mittelpunkte des medizinischen Fortschrittes gerade in den Kolonien befanden und das Mutterland damals noch gar nicht daran sich beteiligte, weil es eben um diese Zeit zweifellos noch gesünder war, als die kleinen exponierten Inzuchtherde in Kleinasien und auf den Inseln mit ihrem Reichtum und Luxus.

Mit dem genialen Hippokrates (460—377 v. Chr.) und seiner Schule erreichte die griechische Medizin ihre höchste Blütezeit und fällt dieselbe bereits in die Zeit nach dem peloponnesischen Kriege, wo der Verfall und die Degeneration der Mittelpunkte des griechischen Kulturlebens schon offenkundig war. Von dieser Zeit an, kann man sagen, versorgte Griechenland die damalige Kulturwelt mit ihren Ärzten und noch in der Zeit, als die griechische Medizin selbst dem allgemeinen Verfalle der griechischen Geister nicht mehr widerstehen konnte, erschienen noch als Rückschläge der guten Zeit geniale Ärzte wie Aristoteles, Herophilus, Erasistratus.

Ebenso verhält es sich bezüglich der Medizin bei den Römern. Eigentliche Ärzte soll Rom vor dem 6. Jahrhundert der Stadt nicht gehabt haben. Der Peloponnesier Archagathos

war das erste medizinische Talent, welches sich in Rom niederließ. Noch der ältere Cato haßte die Ärzte und schrieb ungefähr 50 Jahre nach Ankunft des Archagathos in Rom an seinen Sohn: „Nimm meine Worte für eine Weissagung; wenn uns dieses Volk (die Griechen) einst seine Wissenschaften mitteilen wird, so wird alles in Verderbnis geraten und besonders dann, wenn es uns seine Ärzte senden wird. Ich untersage dir den Gebrauch der Ärzte." Hier sehen wir wieder die gewöhnliche Verwechslung von Ursache und Wirkung. Zur Zeit des älteren Cato war die körperliche und geistige Degeneration in der römischen Patrizier-Kaste bereits in ihren Anfangsstadien deutlich sichtbar und fühlbar und darum stellte sich naturgemäß das Bedürfnis nach der ärztlichen Wissenschaft ein. Der stolze, aber bereits der Ärzte bedürftige Senat belohnte auch den Archagathos für seine Bemühungen mit dem Bürgerrecht und einer Bude.

Daß die medizinische Kunst bei dem römischen Volke selbst lange nicht das Ansehen bekommen konnte, wie bei den immer mehr degenerierenden oberen Kasten, das hatte außer der geringen Bedürftigkeit auch seinen Grund darin, daß der ärztliche Stand durch die bereits degenerierten Griechen sehr mißkreditiert wurde, welche die Charlatanerie ausgezeichnet verstanden. So spottet noch Juvenal: Ein jeder Grieche, der zu uns kommt, bringt in sich einen Redekünstler, einen Feldmesser, einen Maler, einen Seiltänzer, einen Arzt, einen Apotheker, einen Wahrsager, einen Zauberer mit: Alles versteht ein hungriger Grieche. Sprich: „Fahre zum Himmel — er wird es tun". Noch bis in die spätere Kaiserzeit blieb die medizinische Kunst ein Monopol der Griechen, und war, wie Plinius hervorhebt, das Geschäft sehr einträglich. Mit der Zunahme der Degeneration stieg naturgemäß auch das Ansehen und die Einträglichkeit der medizinischen Kunst immer mehr und erreichte in der Kaiserzeit ihre höchste Blüte. Schon Seneca schreibt: Hippokrates, der Fürst der Ärzte, hat behauptet, daß das weibliche Geschlecht weder den Haarschmuck verlieren noch an Podagra leiden könne. Unsere Zeit straft den großen Arzt und Naturforscher Lügen: Denn jenen Vorzug des Geschlechtes haben die Frauen längst durch ihre Lebensweise verloren. Und an anderer Stelle: Die vielen

Krankheiten sind ein Erzeugnis der vielen Gerichte: Zähle die vielen Köche der Stadt und du wirst dich über die Unzahl der Krankheiten nicht wundern.

Die Hauptursache der vielen Krankheiten war aber nicht nur die Lebensweise einer Generation, sondern das rapide Umsichgreifen der konstitutionellen krankhaften Anlagen infolge der unnatürlichen Lebensweise vieler Generationen. Sie erreichte in der Kaiserzeit die größte Intensität und darum sehen wir zu dieser Zeit die römische Medizin ihre höchste Blütezeit erreichen. Celsus, Soranus, Coelius Aurelianus, Aretaeus, Galenus sind die genialsten Repräsentanten dieser Blüteperiode. Die verschiedenen Schulen der Methodiker, Pneumatiker und Ekletiker und die zahlreichen heute noch erhaltenen Schriften derselben geben uns einen Begriff von der hohen Ausbildung, die nicht nur die Medizin im Ganzen sondern auch die einzelnen Spezialitäten in dieser Zeit erreicht hatten.

Die geringe Meinung, welche noch die gesünderen Römer der früheren Zeit der Republik von der ärztlichen Kunst hatten und die in dem Briefe Catos ihren originellen Ausdruck findet, verwandelte sich am Ende der Republik und im Anfang der Kaiserzeit, wo die Degeneration sich intensiv in den oberen Kasten verbreitete, in das Gegenteil, weil man eben die Ärzte brauchte. Unter den Kaisern wurden sie mit Ehren, Gunst und Reichtum überhäuft und die Zahl der medizinischen Talente, die viele Millionen verdienten und dieselben zur Ausschmückung ihrer Geburtsstädte benützten, war nicht gering. Wie sehr die Ängstlichkeit der degenerierten Aristokraten bei Krankheiten zunahm, dafür gibt uns ein Brief des jüngeren Plinius an Restitutus einen klassischen Beleg um so mehr, wenn man dagegen den Brief des Cato vergleicht: „Ich selbst pflege den Meinigen einzuprägen: Wenn ich krank werden sollte, so hoffe ich, werde ich nichts verlangen, was mich reuen könnte; wenn mich aber die Krankheit übermannen sollte, so erkläre ich, daß man mir nichts geben soll als mit Erlaubnis der Ärzte, und wer mir doch etwas gibt, der wisse, daß ich ihn so strafen werde, wie andere diejenigen, welche ihnen etwas verweigern. Ja, als ich, vom heftigsten Fieber verzehrt, in der Besserung begriffen und gesalbt, von einem Arzte einen Trank erhielt, reichte ich ihm zuvor meine Hand, sagte ihm, er solle mir den Puls

fühlen und gab den Becher, den ich schon an die Lippen gesetzt hatte, zurück."[1])

Mit dieser Ängstlichkeit in Verbindung stand die Furcht vor Krankheiten. Den Sklaven, den man zur Erkundigung nach dem Befinden des kranken Freundes schickte, ließ man nicht eher wieder ins Haus, als bis er sich durch ein Bad desinfiziert hatte.

Diese Furcht vor Krankheiten und vor dem Tode steht immer im Verhältnis mit der körperlichen Degeneration der Menschen und je größer die ererbte Schwäche des Körpers und die Disharmonie des Nervensystems ist, desto größer ist diese Furcht. Der wirklich Gesunde denkt selten an den Tod, noch seltener ist bei ihm die Furcht vor Krankheiten.

Auch in dieser Zeit wurden die Ärzte beschuldigt, an den offen zutage liegenden Symptomen der Degeneration schuld zu sein. „Die Ärzte vor allem tragen die Schuld an der Verzärtelung der Leiber und der Verderbnis der Sitten". Natürlich blieben die Ärzte selbst nicht von der allgemeinen Degeneration verschont und neben den genialsten Vertretern der Wissenschaft florierte der ärgste Schwindel. Da ja gerade Degenerationskrankheiten schon ihrer ererbten Natur nach schwer oder gar nicht zu heilen sind, so mußte auch bald das Ansehen der Ärzte infolge der Machtlosigkeit der Kunst diesen weitverbreiteten konstitutionellen Krankheiten gegenüber leiden. Kaiser Hadrian verfaßte bereits eine Schmähschrift gegen die Ärzte, weil ihn dieselben von einer Hautkrankheit nicht zu heilen vermochten.

Selbst Seneca, bei welchem es heißt: „Medicorum apud nos magna caritas, magna reverentia est", nennt die Ärzte anderswo die niedrigsten der Menschen.

So berühren sich überall die Extreme und neben den genialsten Vertretern der ärztlichen Kunst gab es in Rom dazumal Ärzte, von denen man sagte: Zwischen Räubern und Ärzten ist kein anderer Unterschied als daß jene im Gebirge, diese in Rom ihre Missetaten begehen.[2])

Sind die religionsphilosophischen Genies die Führer der Menschheit auf dem Gebiete des moralischen und sozialen

[1]) Hermann Göll, Kulturbilder aus Hellas und Rom. I. Bd. S. 146.
[2]) Haeser, Geschichte der Medizin I. Bd. S. 425.

Pflichtenkodex, so sind es die medizinischen auf dem Gebiete des hygienisch Sein-Sollenden. Daß die Ärzte nicht nur die Pflicht haben, die Krankheiten zu heilen, sondern sie vielmehr zu verhüten, hat schon das größte medizinische Genie — Hippokrates — erkannt und seine Lehren über die diesbezüglichen Wirkungen der großen Heil-Faktoren Wasser, Luft, Diät und Bewegung sind für alle Zeiten bahnbrechend gewesen. Alle genialen Ärzte haben seither das Gesetz, daß es leichter sei, Krankheiten zu verhüten als Krankheiten zu heilen, gepredigt, aber wie wir aus der Geschichte der Medizin sehen können, fast durchweg vergebens, weil dieses Gesetz ein Prinzip der Selbstzucht und Überwindung voraussetzt, welches der Durchschnittsmensch immer nur anzuwenden geneigt ist, wenn er durch die äußerste Not der Verhältnisse dazu gezwungen wird, d. h. wenn er bereits so tief im körperlichen Elend sitzt, daß ihn die gewöhnliche schablonenhafte Kunst der Ärzte nicht mehr retten kann. Leider zieht es auch das ärztliche Talent in der Regel vor, den leichteren und beim Publikum beliebteren Weg zu gehen, dasselbe bei seiner gewöhnlich unnatürlichen, unhygienischen Lebensweise zu belassen und sich damit zu genügen, den daraus erwachsenden Schaden notdürftig zu flicken. Aber das ist keine echte medizinische Kunst, sondern nur Handwerk.

## Das kaufmännische Talent und Genie.

Auf den niederen Stufen der Kultur hat der Mensch wenig Bedürfnisse und paßt sich mit denselben den Produkten des Landes an, welches er bewohnt. Ein Austausch von Landesprodukten findet höchstens an den Stellen statt, wo zwei Volksstämme aneinander grenzen. Einem Transithandel ist schon die in diesen Zeiten durchwegs maßgebende und herrschende Stammesmoral hinderlich, wonach jeder Fremde ein Feind und sein Eigentum vogelfrei ist. Selbst hochkultivierte Völker wie z. B. die Ägypter duldeten keinen Transithandel und fremde Kaufleute durften ihre Waren nur an bestimmten Grenzstationen umtauschen und verkaufen. Darum war damals ein internationaler Großhandel auch nur zur See möglich, weil man nur auf diesem Wege die Waren verfrachten konnte, ohne durch fremdes Land zu ziehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es

einer der schwerwiegendsten und nur durch die größte Not erzwungener Schritt war, den der Mensch tat, als er seinen Körper zuerst dem schwankenden Boden eines Kahnes anvertraute. Von da bis zur Ausbildung der Schiffahrt, wie wir dieselbe gleich schon im Beginn der historischen Zeit vor uns haben, hat der Mensch sicher eine sehr lange Reihe von Generationen gebraucht. Uns erscheinen die Phönizier als die ersten großen Seefahrer und damit auch als diejenigen, welche zuerst den Handel aus einem Handwerk zu einer Kunst und Wissenschaft erhoben. Dazu bedurfte es nicht nur einer besonderen Beanlagung, sondern es war auch notwendig, daß die technischen und anderen Schwierigkeiten, mit denen die Ausübung dieser Kunst in jenen Zeiten verbunden war, durch Hochzüchtung gewisser spezifischer körperlicher und geistiger Charaktere überwunden wurden. Die Hauptcharakteranlage des Seefahrers, seine nomadenhafte Beweglichkeit im Gegensatz zur Schwerfälligkeit des mit dem Boden festverwachsenen Ackerbauers, war dem Phönizier von seiner Heimat Arabien angeboren. Der nomadische Araber ist heute noch, wie er es immer seit undenklichen Zeiten war, der geborene Kaufmann, weil er die dem Kaufmann besonders in der alten Zeit so notwendige Fähigkeit der nomadischen Beweglichkeit eben von Hause aus in hohem Grade besaß. Nicht die Lage eines Landes am Meere, nicht gute Häfen allein waren, wie wir sehen können, im Altertum maßgebend, daß ein Volk eine seefahrende Nation wurde. Wir kennen viele an der See wohnende Völker des Altertums, die trotz aller geographischen Vorteile nichts mit dem Meere zu tun haben wollten und vorwiegend Ackerbauer blieben. Fast überall, wo wir im Altertum ein Handelsvolk, sei dies nun zu Lande oder zur See, auftreten sehen, können wir einen solchen nomadischen Bluteinschlag nachweisen oder können ihn wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen. Die Scheu vor dem Meere ist ebenso ein angeborener Charakter wie die durch Generationen erworbene Furchtlosigkeit vor diesem Elemente und hier spielt das Angeborene zweifellos, wie wir sogar heute bei ganz veränderten Verhältnissen noch beobachten können, eine sehr große und ausschlaggebende Rolle.

Selbst als die Kultur in vielen Ländern des Altertums einen schon hohen Grad erreicht hatte, blieb der internationale

Großhandel — die eigentliche Handelskunst — eine Spezialität der Phönizier und fast nur auf den Seeverkehr beschränkt. Erst als größere Staaten sich bildeten und die verschiedensten Nationen durch ein Eroberungsvolk gezwungen wurden, ihre Stammesmoral zu modifizieren und auch fremdes Gut ebenso zu respektieren wie Stammesgut, war auch ein internationaler Großhandel zu Lande möglich, den auch zuerst die Phönizier als die Untertanen der großen orientalischen Reiche in die Hand nahmen und nach ihnen ihre Stammesbrüder, die Juden und Syrer, monopolisierten. Erst sehr allmählich wagten es bei verbesserten Verkehrsgelegenheiten auch arische Völker, sich dem Betriebe dieser Kunst zuzuwenden und den Semiten auf ihrem ureigensten Kunstgebiete mit Erfolg Konkurrenz zu machen. Je höher die Kultur stieg, je größer und raffinierter die Bedürfnisse der Kulturvölker wurden, desto mehr gedieh die Handelskunst und desto mehr wurde die Technik und die Wissenschaft derselben ausgebildet. Den höchsten Blütegrad erreichte diese Kunst in der Verfallzeit des römischen Reiches am Ende der Republik und unter den Kaisern, denn das römische Reich war um diese Zeit das größte Freihandelsgebiet des Altertums. Aber wenn auch eine zentralisierende Staatsgewalt wie die römische der Stammesmoral die Fessel anlegen konnte, fremdes Handelsgut zu respektieren und nicht als vogelfreies Eigentum zu betrachten, so war damit wohl dieses uralte Gefühl etwas zurückgedrängt, aber noch lange nicht überwunden und der Handel zu Wasser und zu Land blieb immer noch mit großen Gefahren und großem Risiko verbunden. Hier brachte erst das Christentum und seine mehr universelle Moral, wonach das Stehlen nicht nur des Gutes des Stammesgenossen, sondern das Stehlen überhaupt als ein soziales Vergehen angesehen wurde, Wandlung. Aber selbst die universelle christliche Moral brauchte lange Zeit bis es ihr gelang, die festfixierte Stammesmoral zu überwinden und daß es ihr bis heute noch nicht vollständig gelungen ist, kann man deutlich sehen. Das Raubrittertum des Mittelalters beruhte hauptsächlich auf den ererbten Anschauungen dieser beschränkten Sippen- und Stammesmoral und in der großen Politik und den Völkern gegenüber, welche auf niederer Stufe der Kultur stehen, kommt diese Moral in kritischen Momenten heute noch stets

wieder zum Durchbruch und bestimmt nicht selten noch den Grundton des Handelns der Europäer. Doch ward durch den Sieg der universellen christlichen Moral immerhin ein freierer internationaler Großhandel möglich, der nicht nur auf das Freihandelsgebiet eines Großstaates allein angewiesen war. Überall dort aber, wo noch die Stammesmoral herrscht, ist der Großhandel selbst heute nur unter fortwährendem Schutz mit großen Gefahren und gelegentlichen großen Verlusten möglich. Seither ist aber auch der Großhandel nicht mehr so abhängig von dem Luxusbedürfnis eines degenerierten Zeitalters, er lebt mehr von den gesteigerten Bedürfnissen der großen Massen und wenn auch noch Reichtum und Luxus einen wichtigen Faktor bilden, so ist dies heute doch nicht annähernd mehr so der Fall, wie im Altertum. Ich habe im früheren Kapitel auseinandergesetzt, daß neben dem Ackerbau es nur der Seehandel ist, welcher imstande ist, solche Charaktere hervorzubringen, wie sie zur Züchtung der primären Talente und Genies notwendig sind. Darum ist auch der Seehandel die einzige Beschäftigung, die außer der gewöhnlichen Basis jedes Staatswesens, dem Ackerbaue, es den Menschen möglich macht, auf ihrer Grundlage hin ein Staatswesen zu gründen, wie wir das im Altertum in mehreren Fällen und noch im Mittelalter z. B. an Venedig sehen können. Da hier der mobile Reichtum die vorwiegende Grundlage des Nationalvermögens ist, so spielt derselbe auch in solchen Staaten eine ganz andere Rolle. Er ist gleichsam für alle Familien der oberen Stände ein notwendiges Attribut und darum findet nicht nur eine bessere Anpassung an die Schädlichkeiten des Reichtums statt, sondern wir können gerade an diesen Staaten am besten sehen, daß der Reichtum und Luxus hier nicht jene gefährliche Rolle spielt, wie wir dies in Ackerbaustaaten regelmäßig beobachten können.

Solche Handelsstaaten, deren Grundlage nur der Seehandel ist, haben im Altertum sehr mächtige Staatswesen gegründet und ihre Staatseinrichtungen wurden, wie z. B. die Karthagos, als mustergültig gepriesen. Aber in den sekundären Künsten haben sowohl die Phönizier als auch ihre Stammesgenossen und Schüler auf dem Gebiete der Handelskunst, die Syrer und Juden, nichts Hervorragendes geleistet und ist auch der ausschließlich auf das Realistische gerichtete Sinn solcher

Völker und der Mangel anderer wichtiger Charaktere der Züchtung der sekundären Talente und Genies ungünstig. Dagegen ist die Kombination des Ackerbaus und des Seehandels, wie diese Kombination häufig von den arischen Völkern betrieben wurde, der Züchtung aller Arten von Talenten und Genies besonders günstig und haben solche Staaten wie z. B. Athen, Holland, England in der Naturgeschichte des menschlichen Talentes und Genies eine sehr hervorragende Rolle gespielt. Wenn in den reinen Handelsstaaten wohl der die sekundären Künste unterstützende und befördernde Reichtum vorhanden ist, aber die künstlerische Erbschaftsmasse für den Mäcenas und für das ausübende Talent selbst oft fehlt, so ist hier beides vorhanden und fördert und unterstützt sich gegenseitig. Infolgedessen sind eben hier diese auffallenden Kunst-Blüteperioden entstanden, wodurch derartige Staatswesen sich ausgezeichnet haben.

Die für die Handelskunst wichtige spezifische Erbschaftsmasse wurde nicht nur im Altertum in Inzuchtkasten, Zünften, ganzen Völkern gezüchtet, sondern dies geschah auch durch das ganze Mittelalter hindurch. Selbst in der neuesten Zeit bildet diese Beschäftigung eine mehr oder weniger geschlossene Kaste, die wenn auch nicht so ausgesprochene Inzuchtschranken wie der Adel besitzt, doch durch den Reichtum und seinen Graden eine gewisse kastenmäßige Abgrenzung erfährt. In solchen Kaufmanns-Familien findet auch heute noch das Handelstalent seine Hochzüchtung und das nötige Milieu und die Genies dieser Kunst stammten gewöhnlich wenigstens mit einer der beiden Ahnenreihen aus solchen alten Handelsfamilien. Wie wichtig in dieser Kunst gewisse Charaktere und die Hochzüchtung derselben seit einer langen Reihe von Generationen sind, beweisen uns heute noch die in derselben sich auszeichnenden Juden und Araber, ferner die Griechen und Armenier, also Völker, deren Handelstalent schon im Altertum in hohem Rufe stand und die darum alle über eine uralte spezifische Erbschaftsmasse in dieser Kunst verfügen. Auch hier ist heutzutage jeder Mensch der Meinung, daß diese Kunst keiner besonderen Anlage bedarf und jeder sich hierzu eigne. Das mag der Fall sein beim handwerksmäßigen Betrieb in kleinen Dörfern und Städten, wo es keinen scharfen Kon-

kurrenzkampf gibt; in großen Städten und besonders aber auf dem Gebiete des Großhandels siegt auch hier wie überall im Konkurrenzkampfe das höher gezüchtete und besser beanlagte spezifische Talent.

### B. Die Züchtung der sekundären Talente und Genies.

(Poesie, Rethorik, Architektur, Malerei, Bildhauerei, Musik, Philosophie und die entsprechenden Wissenschaften.)

Nachdem das Staatswesen durch die primären Talente und Genies gegründet und befestigt ist und sich infolge des Steigens des Wohlstandes die Bedürfnisse nach höheren geistigen und körperlichen Genüssen einstellen, ist dadurch der Boden vorbereitet, auf dem die sekundären Talente und Genies gedeihen können. Damit ist auch der Zeitpunkt gegeben, wo die betreffenden spezifischen Erbschaftsmassen in eigenen Familien und Zünften hochgezüchtet und somit das Handwerk sich zur Kunst erheben kann.

Wenn auch die sekundären Künste, ebenso wie die primären, ihre Wurzeln in den Charakteren und natürlichen Anlagen des Volkes haben, so bedürfen sie zur höheren Züchtung derselben um so mehr der engeren Inzucht in einer Kaste, in einem Stande, einer Zunft, als es sich hier nicht nur um die feinere Ausbildung eines Sinnesorgans oder einer besonderen Eigenschaft des Intellektes handelt, sondern häufig auch technische und handwerksmäßige Fertigkeiten notwendig sind, zu deren Hochzucht und besseren Gangbarkeit gewisser motorischer und sensibler Nervenbahnen eine angeborene in Inzuchtfamilien gesteigerte Anlage die Basis bilden müssen.

Die sekundären Künste können wir ebenfalls in zwei Gruppen einteilen, nämlich in solche, wo die spezifische Erbschaftsmasse rein auf dem intellektuellen Gebiete liegt und in solche, wo zur Betätigung noch eine spezifische Erbschaftsmasse auf dem Gebiete motorischer Nervenbahnen, also eine bessere Gangbarkeit bestimmter motorischer Zentren notwendig ist. Diese Gruppierung ist nicht nur durch eine verschiedene Erbschaftsmasse allein gegeben, es liegt auch in den dadurch notwendigen verschiedenen Anfängen dieser Künste die Hauptursache, daß stets bestimmte Stände vorwiegend sich damit be-

schäftigt und die Hochzucht der bezüglichen Erbschaftsmasse besorgt haben. Bei den sekundären Künsten, wo solche handwerksmäßige Fertigkeiten notwendig sind, sehen wir nämlich frühzeitig bei allen Kulturvölkern zwischen der Kaste der Ackerbauer und den politisch führenden Kasten einen sogenannten Handwerkerstand sich bilden, der die Vorschule für die Züchtung der künstlerischen Erbschaftsmasse dieser sekundären Talente darstellt. In diesem Mittelstande werden von nun an alle jene Wurzelcharaktere, welche für die Züchtung der sekundären Talente und Genie notwendig sind und besonders die für diese Gruppe so wichtigen künstlerischen Gefühle auf eine höhere Stufe gebracht, in einzelnen Familien und Zünften fixiert und vererbt. War der Mittelstand auch nicht immer durch so strenge Zunft- und Inzuchtgesetze abgeschlossen, wie das bei den Familien und Kasten der primären Künste regelmäßig geschah, so bestand er doch aus kleineren Familienkreisen, die sich durch Sitte und Herkommen fast ebenso abschlossen, wie die oberen Stände. Fast regelmäßig traten ein oder mehrere Söhne in den Stand des Vaters und was besonders für die Hochzucht der künstlerischen Gefühle wichtig war, sie heirateten ebenso regelmäßig Töchter von Meistern ihres Handwerks. Die Wichtigkeit dieser Art engerer Inzucht kann für die Züchtung der sekundären Talente nicht hoch genug angeschlagen werden und war für die so schwierigen ersten Anfänge der schönen Künste eine conditio sine qua non.

Diese Art von Inzucht wurde besonders durch die Städtebildung begünstigt. Entsprechend den zahlreichen kleinen Inzuchtherden, die diese Städte für den Mittelstand bei den alten Völkern und im ganzen Mittelalter bildeten und infolge der verhältnismäßig engen Inzucht, die durch den schwachen Verkehr und durch die politische Eifersucht und Feindschaft mit den Nachbarstädten bedingt war, war die Zahl der in diesem Stande gezüchteten sekundären Talente und Genies in bestimmten Zeiten eine sehr bedeutende. Es konnten aber auch die schädlichen Wirkungen der zu nahen Inzucht, die Erstarrung und Degeneration leichter als bei der politisch führenden Kaste verhütet werden, teils wegen der größeren Zahl der Inzucht-Individuen, teils weil infolge des fortwährenden Zuströmens

vom Lande her immer frische Blutwellen in den Inzuchtkörper hineingeleitet wurden und die Auslese hier schärfer und ungehinderter war. Das ist der biologische Grund, daß die sekundären Künste erst später zur Blüte kommen und noch gewöhnlich blühen, wenn die primären Künste schon bereits im Beginn des Verfalles sind.

Während die primären Talente und Genies das Staatsgebäude im Plane entwerfen und im Rohen ausführen, ist es der Zweck und die Aufgabe der sekundären Talente und Genies, für die innere und äußere Ausschmückung des Gebäudes Sorge zu tragen, dasselbe behaglicher und wohnlicher für die Menschen zu machen. Sie gleichen in ihrer richtigen Verwendung den prächtigen Säulen eines Gebäudes, welche dem Gebäude nicht nur zur Zierde dienen, sondern welche organisch in das Gebäude eingefügt, auch zur Festigkeit desselben beitragen, während sie, wenn sie Selbstzweck sein wollen, gemalten Säulen auf einer Wand gleichen, die höchstens einen dekorativen Wert haben und diesen noch dazu in schlechter Weise erfüllen.

Wenn wir das Verhältnis der Stände und Kasten zu diesen Künsten näher betrachten, so sehen wir, daß jene Stände, in welchen die primären Talente und Genies gezüchtet werden, in ihren gesunden Blüteperioden die sekundären Künste nicht besonders achten und eine Betätigung auf diesen Kunstgebieten besonders dort, wo ein handwerksmäßiger Betrieb nötig ist, als nicht standesgemäß ansehen. Höchstens werden Künste, wie die Poesie, Rhetorik und Geschichtschreibung, welche zum Ruhm und zur Förderung des primären Talentes und Genies besonders beizutragen imstande sind, als Nebenkünste gepflegt. Die oberen politisch führenden Stände haben sich also, wenn überhaupt stets nur in dilettantischer Weise mit diesen Künsten beschäftigt. Dagegen haben diese Stände im richtigen bewußten oder instinktiven Gefühle von dem großen Nutzen, den diese Künste für das Wohl der Allgemeinheit und für die moralische Unterstützung der primären Künste haben, dieselben immer unterstützt und von Staats wegen oder mit privaten Mitteln die Talente und Genies derselben gefördert. Durch die mehr theoretische Beschäftigung der oberen Stände mit diesen Künsten wurde aber auch hier eine Erbschaftsmasse

sekundärer künstlerischer Gefühle gezüchtet, die wir als guten künstlerischen Geschmack sich betätigen sehen und der ebenso in gesunden Zeiten zur Förderung der sekundären Talente und Genies beiträgt wie er in degenerierten Zeiten durch einen pathologischen verdorbenen Geschmack die Schädigung dieser Künste stets befördert hat.

## Poesie und Rhetorik.

Von allen sekundären Künsten erscheint stets die Poesie und Rhetorik zuerst am Plan, weil diese Künste dem Hauptzweck der sekundären Künste am besten entsprechen. Beide haben die höhere Ausbildung des Sprachorgans und somit auch der Sprache als erste gemeinschaftliche Folge. Ein genial beanlagtes Volk bedarf zu seiner künstlerischen Entwicklung eine entsprechend hochgezüchtete Sprache und dieser Aufgabe dienen in erster Linie das poetische und rhetorische Talent und Genie.

Besonders die Poesie ist die ursprünglichste und einfachste aller sekundären Künste. Diese Kunst kann am ehesten ganz rein aus dem Volke und auf der Basis seiner Wurzelcharaktere und Gefühle heraus sich entwickeln und ihre Talente und Genies bedürfen keiner besonderen technischen Vorbildung. Erst bei den höheren Formen der Poesie ist eine handwerksmäßige Vorbildung, also eine Art Technik oder wissenschaftliche Bildung nötig. Die ursprünglichen Dichter kennen aber kein anderes Wörterbuch als dasjenige ihres Volkes und ihre Kunst ist ganz naives inneres Gefühlsleben. Vollzieht sich dann auf einer höheren Stufe der Kultur der Übergang von der naiven Dichtkunst zur sentimentalen, verbindet sich das innere Schauen mit der Erfahrung des Lebens, dann entsteht erst die höchste Leistung, dessen ein poetisches Genie fähig ist: das geschichtliche Drama.

In allen Zeiten des Kulturlebens ist die Poesie mit der Musik verbunden gewesen. Es beruht dies auf der beiden Künsten gemeinsamen künstlerischen Erbschaftsmasse: des musikalischen Rhythmus und dem Vorherrschen des Gefühlslebens. Darum sind in den ältesten Zeiten aller Kulturvölker Sänger und Poet ein und dasselbe. Wenn auch die biologische Aufgabe der

Poesie und Rhetorik eine verwandte ist, so ist doch die Art und Weise der Züchtung des Talentes und Genies derselben eine ganz verschiedene. Wir sehen die Beredsamkeit — das wichtigste Mittel, um auf die Menschen politisch suggestiv einzuwirken — stets als eine Nebenkunst von allen herrschenden Familien und Kasten eifrig betrieben und erst in der Verfallzeit einer Kulturperiode erscheint die Rhetorik als spezieller Beruf. Dagegen ist der Poet und Sänger, der in der ersten Zeit der Kultur die Aufgabe hat, die Taten und den Ruhm der primären Talente und Genie dem Gedächtnis zu fixieren und denselben im Volke zu verbreiten, frühzeitig das Objekt der Züchtung in einer eigenen Kaste oder Zunft. Erst auf einer höheren Stufe des Kulturlebens trennt sich dann die Poesie von der Musik und wird jede Kunst selbständig. Doch bleiben sie sich auch in der Trennung immer verwandt, ziehen sich gegenseitig an und ergänzen sich wie zwei Gatten in der Ehe (Oper).

## Die bildenden Künste.

Die Architektur, Bildhauerei und Malerei, die sogenannten bildenden Künste, benützen alle drei ein und dasselbe Sinnesorgan und die nämlichen Nervenzentra, deren Höherzüchtung die Grundlage für die Entwicklung dieser Künste bildet. Es ist dies das Auge und die mit der Tätigkeit dieses Organs zusammenhängenden intellektuellen Vorgänge im Zentralnervensystem, welche sich in den verschiedenen „Merksystemen" und dem künstlerischen Orientierungsvermögen manifestieren, wodurch im Laufe der Generationen das bessere Gefühl für Proportion, Perspektive, Farbe etc. etc. durch fortwährende Übung entwickelt und höher gezüchtet wird. Für alle diese drei Künste ist vorzugsweise die Natur und ihre Formen, nämlich die in derselben vorhandenen Proportionen (z. B. der goldene Schnitt), ferner die sich überall aussprechende Farbenharmonie etc. die gemeinschaftliche Lehrmeisterin. Dieses ist der naturgeschichtliche Grund, warum diese drei Künste meist sich gleichzeitig entwickeln und zu gleicher Zeit in einer Kulturperiode ihre Blüte- und ihre Verfallszeit haben. Es liegt auch darin der Grund, warum ein und dasselbe Talent leicht imstande ist, alle drei Künste zu erlernen und zu betreiben. Weil bezüglich der künstlerischen

Erbschaftsmasse, der besseren Gangbarkeit der motorischen Nervenzentren und der künstlerischen Gefühle bei allen drei Künsten kein wesentlicher Unterschied vorhanden ist, so ist auch, was die talentierte Anlage und ihre Vererbung betrifft, hier ein viel größerer Spielraum gegeben. Der Sohn eines Goldschmiedes, eines Baumeisters, kann ebenso Anlage und Vorliebe zum Geschäfte seines Vaters haben wie er befähigt ist, ein Bildhauer, ein Maler zu werden. Es handelt sich hier um ganz kleine Variationen der Erbschaftsmasse, die sich besonders auf dem Gebiete der Technik bemerkbar machen. Nicht Verschiedenheiten auf dem Gebiete der künstlerischen Gefühle, sondern geringe Verschiedenheiten auf dem Gebiete der mehr oder weniger besseren Gangbarkeit der verschiedenen Gebiete des motorischen Nervensystems bringen vorzugsweise die kleinen Differenzen hervor, die schließlich den Ausschlag geben und maßgebend sind, ob ein junges Talent oder Genie sich der Architektur, Malerei oder Bildhauerei zuwendet und dort Bedeutenderes leistet. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß, so klein auch diese Unterschiede in der künstlerischen Erbschaftsmasse eigentlich sein mögen, auf der Höhe der Blütezeit der bildenden Künste diese sehr kleinen Variationen bei der Feinheit der geistigen Kräfte doch einen sehr großen Einfluß auszuüben imstande sind. Dies war auch die Ursache, warum diese wenn auch in ihrer Keimesanlage so sehr verwandten Künste doch frühzeitig schon ihre eigenen Wege gegangen sind und daß auch in jeder derselben, der spezifischen Technik entsprechend, eine besondere Vorzucht in engeren Inzuchtfamilien durch viele Generationen notwendig war, in welchen diese bessere und feinere spezifische Gangbarkeit der motorischen und sensiblen Nervenbahnen gezüchtet und nach und nach auf die künstlerische Höhe gebracht wurde.

Die großen technischen Schwierigkeiten, mit denen das Talent und Genie in diesen Künsten zu kämpfen hatte und die damit im Zusammenhang stehenden handwerksmäßigen Traditionen und Geheimnisse bedingten es daher besonders in den ersten schwierigen Anfängen von selbst, daß hier eine zunftmäßige Vererbung und inzuchtmäßiges Aneinanderschließen dieser Kunsthandwerkerfamilien stattfand, in denen dann die jungen Talente und Genies auch ihr nötiges künstlerisches

Milieu und ihre Erziehung fanden. Wir finden auch bei allen alten genialen Völkern, wo diese Künste zur Blüte kamen, zuerst die handwerksmäßige Züchtung des Talentes in Innungen und Zünften und sehen, daß dieser sichere Weg selbst dann von den Völkern nicht verlassen wurde, als die spezifische Erbschaftsmasse schon weiter verbreitet und nicht mehr ein Monopol dieser Familien war. Auch im ganzen Mittelalter bis fast in die neueste Zeit wurde diese Züchtungsmethode für diese Talente für nötig gehalten. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß uns gerade bei diesen Künsten die Kenntnis nicht weniger Künstlerfamilien selbst aus dem Altertum erhalten wurde, wenn wir auch von ihren Werken wenig oder nichts wissen. Dabei gibt gewöhnlich ein hervorragendes Talent oder Genie den Anlaß, die Wichtigkeit der Familienvererbung in auf- oder absteigender Linie in genealogischer Weise hervorzuheben. Gerade diese Aufmerksamkeit, mit der alle Zeiten auf die genealogische Vererbung gewisser spezifischer Anlagen ein hohes Gewicht legten, beweist uns, daß die Vererbung der besseren Gangbarkeit motorischer und sensibler Nervenbahnen beim Talent und Genie der schönen Künste stets ein Glaubenssatz war.

Von großer Bedeutung für die Züchtung der Talente und Genies der bildenden Künste ist das landschaftliche und soziale Milieu. Bei den zwei ältesten genialen Völkern, welche die Architektur und Bildhauerei bereits auf eine hohe Stufe gebracht haben, den Ägyptern und den Bewohnern des Zweistromlandes, können wir in auffallender Weise bemerken, wie das landschaftliche Milieu und das davon abhängige Kunstmaterial die Züchtung des Talentes beeinflußt und die Richtung seiner Entwicklung mitzubestimmen imstande gewesen ist. Noch mehr ist das natürlich bei der Malerei der Fall, wo die Züchtung des künstlerischen Gefühls für Farbe, Harmonie und Perspektive und das so wichtige Kontrastgefühl von den Jahreszeiten, von der Art der Beleuchtung, kurz von dem landschaftlichen Milieu beeinflußt wird. Wenn wir auch die ersten handwerksmäßigen Anfänge in diesen Künsten in die früheste prähistorische Zeit der Menschheit verlegen müssen und wir schon aus der Eiszeit handwerksmäßige Versuche in dieser Richtung besitzen, so liegt es doch in dem Wesen dieser

Künste, daß die Hochzucht ihrer künstlerischen Erbschaftsmasse und somit die Erhebung des diesbezüglichen Handwerkes zur Kunst erst gelingen konnte, wenn durch die primären Talente und Genies der üppige Boden, worauf diese Künste erst gedeihen können, vorbereitet und dieselben durch das Bedürfnis, wie es der vorhandene nationale und private Reichtum und Luxus hervorruft, gefördert wurden.

Wie dies immer bei allen sekundären Künsten der Fall ist, entwickelte sich das Talent der bildenden Künste zuerst im Dienste der Allgemeinheit und zwar vorwiegend im Dienste des Staates und der religiösen Idee. Es liegt in der Natur der Sache, daß in erster Linie Architektur und Skulptur berufen waren, zur Verherrlichung der staatlichen und religiösen Idee beizutragen. Erst auf einer höheren Stufe der Kultur gesellte sich ihnen dann auch die Malerei bei. Die höchste Blüteperiode erreichen alle diese Künste aber wie gesagt erst dann, wenn der Wohlstand auf eine größere Zahl von Ständen und Personen sich erstreckt und das Luxusbedürfnis ein mehr allgemeines geworden ist, was aber gewöhnlich erst eintritt, wenn die primären Künste ihre Blüteperiode beendet haben und bereits in das Stadium der Degeneration eingetreten sind. Aber man darf aus dieser in der Naturgeschichte dieser Künste regelmäßigen Erscheinung nicht den Schluß ziehen, daß die Züchtung dieser Talente und Genies nur vom Reichtum und Luxusbedürfnis abhängt und daß also ein großer Nationalreichtum stets von einer Blüteperiode dieser Talente und Genies begleitet sein muß. Für das Kunsthandwerk ist dies wohl fast immer der Fall, aber nicht für die Züchtung der wahren Talente und Genies in den bildenden Künsten. Wenn auch der Reichtum und der Luxus gleichsam die belebende Sonnenwärme für dieselben darstellen, so ist doch wie für jede Blume noch wichtiger der Boden und seine Bestandteile, also hier vor allem die Rassen- und nationalen Wurzelcharaktere und weiterhin die Qualität des Samens, d. h. die Qualität und Quantität der künstlerischen Gefühle, alles Faktoren, welche zu ihrem organischen Werden einer langen Reihe und angestrengten Arbeit von Generationen in einer Kaste, einem Volke bedürfen, wo das Inzuchtprinzip vorherrschend ist. Wir können daher bei sehr mäßigem Reichtum schon eine hohe Kunstblüte und die Züchtung zahlreicher Talente und

Genies (Griechen) und bei sehr hohem Nationalreichtum und großem Luxusbedürfnis (Phönizier und Karthager) wohl eine Blüteperiode eines fabrikmäßig betriebenen Kunsthandwerkes beobachten, aber dabei auch einen großen Mangel an echtem Talent und Genie in diesen Künsten konstatieren.

## Musik.

Ich habe früher erwähnt, daß die Musik im Anfange einer Kulturblüte stets mit der Poesie verbunden ist und daß daran die gemeinschaftliche Wurzel, das musikalisch rhytmische Gefühl, die Ursache ist. Trotz des frühzeitigen Auftretens der handwerksmäßigen Übung, trotz der Tatsache, daß wir die kastenmäßige Züchtung dieses Talentes da und dort historisch schon bei den ältesten Kulturvölkern konstatieren können, hat die Musik in dem ganzen Altertum doch sehr wenig Fortschritte gemacht und ist diese Kunst kaum über die ersten Anfänge in Theorie und Technik und über ein mäßiges Virtuosentum in wenigen Instrumenten hinausgekommen. Selbst das allseitig talentierteste Volk des Altertums, die Griechen, obwohl es die Musik sehr liebte und kultivierte, hat in dieser Kunst im Vergleich mit den übrigen Künsten sehr Unbedeutendes geleistet. Es ist dies auch naturgeschichtlich vollkommen verständlich. Während bei allen übrigen schönen Künsten die umgebende Natur den angehenden Kunstschüler auf Schritt und Tritt unterstützt und seine beste Lehrmeisterin ist, versagt sie bei der Musik fast vollständig ihre Mithilfe. Der Mensch ist daher darauf angewiesen, diese Kunst nicht nur in ihren so schwierigen Anfängen, sondern in jedem Stadium der Entwicklung fast ganz allein aus seinem Innern aufzubauen. Die Musik ist darum nicht nur die schwierigste aller schönen Künste, sondern sie ist auch deshalb, weil der Mensch — wenn wir vom Vogelgesang absehen — gar keine Anregung hierzu aus der Natur empfängt, sein reinstes künstlerisches Eigentum und daher auch die innerlichste individuellste Kunst, in welcher er sich ganz selbst zu geben vermag. Darum ist aber auch diese Kunst selbst in ihrer höchsten Entwicklung und Vollkommenheit von dem Organe, welches sie mit der Natur verbindet, viel unabhängiger als dies z. B. die bildenden Künste bezüglich ihres Organes sind. Bei den bildenden

Künsten ist der Künstler immer von dem Sinnesorgan, welches sein künstlerisches Fühlen und Denken mit der Natur verbindet — vom Auge — abhängig und ein blind gewordener Künstler ist in diesen Künsten unfähig etwas von Bedeutung mehr zu leisten. Schon die Schwächung dieses Organes oder eine spätere disharmonische Ausbildung sind hier bereits ein oft unüberwindliches Hindernis für die richtige Ausübung dieser Künste. In der Musik haben wir aber gerade an dem größten Genie in dieser Kunst, an Beethoven, Gelegenheit zu sehen, daß selbst der absolute Mangel des Organs, welches die Verbindung mit der Außenwelt in dieser Kunst vermittelt, also vollständig eingetretene Taubheit, das Genie in seiner künstlerischen Tätigkeit nicht nur nicht gehemmt hat, sondern im Gegenteil die Ursache war, daß der Künstler erst recht ungestört von äußeren Eindrücken ganz nur aus dem Schatze seines musikalischen Innern geschöpft hat.

Diese Tatsache, daß die Musik ein so reines Produkt des menschlichen Gemütes ist, erklärt uns auch den intensiven und tiefgehenden Einfluß, den diese Kunst von jeher selbst in ihren bescheidensten Anfängen auf alle menschlichen Wesen ja selbst auf die Tierwelt auszuüben imstande gewesen ist. Denn ist es auch erst einer sehr hohen Kulturstufe gelungen, diese Kunst aus den handwerksmäßigen Anfängen in das Gebiet der künstlerischen Ausbildung zu erheben, so reichen doch auch hier die grundlegenden musikalischen Gefühle tief in das Tierreich herab und spielen dieselben auch im Tierreich vielleicht sogar eine viel größere Rolle als wir annehmen und auch vermöge der beschränkten Bildung unseres Gehörorgans beobachten können.

Da also diese Kunst so wenig von der Natur Unterstützung findet, werden wir auch die so auffallend langsamere und späte Entwicklung dieser Kunst verstehen, die ihre Blütezeit nicht schon im Altertum, sondern so recht eigentlich in den letzten Jahrhunderten erst erreicht hat. Und auch die Tatsache wird verständlich, daß bei keiner Kunst die Erbschaftsmasse bei den einzelnen Völkern eine so von Hause aus verschiedene ist, als wie bei der Musik. Fast alle Kulturvölker haben es in der Mehrzahl der Künste wenigstens zu einer handwerksmäßigen, ja meistens zu einer

wirklich künstlerischen Stufe gebracht und hierzu auch stets die nötige Erbschaftsmasse gezüchtet. In der Musik dagegen sehen wir, daß es stets Kulturvölker gegeben hat und heute noch gibt, bei welchen die für diese Kunst nötige Anlage und Erbschaftsmasse fast vollständig mangelt und nicht einmal so viel davon vorhanden ist, daß eine ordentliche handwerksmäßige Ausübung dieser Kunst möglich wäre. Wenn auch in nicht so auffallendem Grade können wir diesen Unterschied in der Erbschaftsmasse dieser Kunst auch bei einzelnen Individuen konstatieren, und zwar selbst bei Völkern, bei denen die musikalische Anlage bereits höher entwickelt ist. Während bei den hervorragenden europäischen Kulturvölkern fast jeder Mensch für Künste, welche durch das Auge mit der Natur in Zusammenhang stehen, eine handwerksmäßige Fertigkeit sich anzueignen imstande ist, ja es selbst möglich ist, daß bei vollständig mangelnder Anlage durch großen Fleiß und Beharrlichkeit es einer zu einem mäßigen Talent bringen kann, können wir selbst in unseren Tagen, wo doch schon das Ohr und das musikalische Gefühl durch so viel öffentliche Musik in seiner Bildung unterstützt wird und die spezifische Erbschaftsmasse in dieser Kunst bereits eine sehr starke Verbreitung gefunden hat, Menschen beobachten, bei welchen infolge des vollkommenen Mangels des musikalischen Gehörs und des Gefühls für Rhytmus jede Übung vergeblich ist und die es trotz aller Anstrengung und Fleiß nicht einmal zu einer handwerksmäßigen Leistung bringen können. Noch mehr war dies natürlich in früheren Zeiten der Fall, wo das Ohr noch selten durch öffentliche Musikaufführungen angeregt und im rhytmischen Gefühl und in der musikalischen Auffassung geübt wurde.

Da die Musik die Hauptwurzel ihrer künstlerischen Betätigung im Gemüte des Menschen hat, so verstehen wir auch, wie wichtig für diese Kunst auch die Pflege des Gemütslebens ist und daß in derselben daher hauptsächlich jene Völker sich auszeichnen mußten, welche die Pflege des Gemütes nicht vernachlässigen. So wenig die Natur hier anregend wirkt, so ist

gerade das Wenige wieder von großer Wirkung auf ein
gliches Gemüt und zweifellos hat der intimere Umgang
r Natur und die Freude am Vogelgesang, seine

Nachahmung und die intensive Beschäftigung mit der Vogelwelt die ersten Grundlagen zur höheren Ausbildung des wichtigsten musikalischen Instrumentes — der menschlichen Stimme — geboten. Insoferne hat also auch bei dieser Kunst sicher das landschaftliche Milieu dadurch, daß dasselbe durch den Vogelgesang das Gemütsleben zu beeinflussen imstande ist, einen wenn auch untergeordneten Einfluß auf die Züchtung des musikalischen Talentes und Genies ausgeübt. Da wir erkannt haben, daß für diese innerlichste Kunst des Menschen das Gemütsleben den Pegel bildet, an dem wir die Möglichkeit der Höherzüchtung des musikalischen Talentes beurteilen können, so werden wir vom naturgeschichtlichen Standpunkte aus auch verstehen, warum gerade die Germanen zu dieser Kunst eine so große Beanlagung aufweisen, weil eben von jeher bei den Germanen die Pflege des Gemütes in besonderer Übung war und ihr intimes Verhältnis zur Natur und zu ihrem so sehr geliebten Wald ihnen immer den natürlichen musikalischen Künstler — den Vogel — zu einem so lieben Freunde gemacht hat. Dazu dürfte nicht wenig auch der naturgeschichtliche Umstand beigetragen haben, daß die besten Gesangsvirtuosen in der Vogelwelt als Zugvögel im mittleren und nördlichen Europa nisten und hier der Wald im Frühjahr und Sommer von ihrem Gesang widerhallt, während sie im Süden mehr stumm sind. Bekanntermaßen waren im Altertum die Bewohner Italiens und darunter besonders der römische Volksstamm, sehr wenig musikalisch beanlagt, ja die Römer kann man geradezu als eine ganz unmusikalische Nation bezeichnen und haben sie auch stets ihre Gemütsseite eher unterdrückt als gepflegt. Als aber durch die Völkerwanderung viel deutsches Blut in das Land kam, kam mit der Anlage auch die Freude zur Musik und ward Italien seither in der Pflege der Musik und in der Fortbildung der Technik und Theorie dieser Kunst vielen Völkern voraus. Aber den höchsten Ruhm und die schönste Blüte in dieser Kunst erreichte doch das Mutterland des deutschen Gemütes, und die unbestrittenen ersten Genies in dieser Kunst sind fast ausschließlich deutscher (respektive holländischer) Abstammung. Nächst dem Germanen zeigt der slavische Bruder am meisten Anlage zu dieser Kunst und auch beim Slaven trifft die naturgeschichtliche Tatsache zu, daß das

Gemüt und dessen Züchtung die Wurzel der musikalischen Anlage ist.

Die viel schwierigere Züchtung der Erbschaftsmasse in dieser Kunst hat es von jeher noch mehr notwendig gemacht, als dies in andern Künsten der Fall war, daß diese Kunst im Anfange kasten- oder zunftmäßig gezüchtet und die hart erworbene künstlerische Anlage des Ohres durch Inzucht erhalten und fixiert wurde. Bei der sehr geringen Verbreitung dieser Kunst im Altertum sind wir hier nur auf einige zufällige Bemerkungen betreffs der Züchtung des musikalischen Talentes und Genies angewiesen. Wir hören z. B. bei den Juden von einer Zunft der Tempelsänger und da die Juden ihren religiösen Kultus nach dem Muster der Ägypter eingerichtet haben, so wird es wohl bei den Ägyptern auch so gewesen sein. Bei den Griechen hören wir ebenfalls von Familien und Zünften, in denen die Musik handwerksmäßig gepflegt wurde. Doch blieb, trotz der auffallend großen Wichtigkeit, welche die Griechen dieser Kunst in bezug auf deren kulturellen Einfluß auf die Menschen zuschrieben, die Entwicklung derselben doch auf einer niederen Stufe stehen und sind die erhaltenen Notizen über die Züchtung der musikalischen Talente sehr spärlich. Eine eigentliche Züchtung der Familien des musikalischen Talentes und Genies beginnt erst im Mittelalter. Schon die Alten haben den großen Einfluß dieser Kunst auf das geistige Leben, besonders auf das Gefühlsleben erkannt und dieselbe daher bereits zum Zwecke der Verherrlichung des religiösen Kultus herbeigezogen. Noch mehr als das Altertum hat die christliche Religion und ihre Priesterkaste den Wert dieser Kunst für die Unterstützung der Züchtung des religiösen Gefühls begriffen und seither beginnt erst eine intensivere Pflege dieser Kunst. Jetzt erst wird das so recht wirksam, was für die Züchtung des musikalischen Talentes mehr wichtig ist als für jede andere Kunst, nämlich das musikalische Milieu, das musikalische Haus und die Erziehung in demselben. Das musikalische Haus wurde aber erst geschaffen durch die tägliche Verwendung, welche jetzt diese Kunst beim religiösen Kultus fand. Diese handwerksmäßigen Kirchenmusiker und ihre Familien wurden nun, wie man z. B. an der Familie Bach sehen kann, die Inzuchtherde, wo das musikalische Talent gezüchtet und vererbt wurde. Dieses künstlerische Milieu, wo von Jugend

auf das musikalische Ohr geübt wurde, ward dem jungen musikalischen Talent das, was für die Talente der bildenden Künste die Natur war. Je seltener noch die spezifische Erbschaftsmasse war, je weniger noch das Ohr Gelegenheit hatte, sich durch öffentliche Musik zu bilden, desto größer war die Notwendigkeit dieses Milieus für das heranwachsende musikalische Talent. Wir können auch konstatieren, daß kein hervorragendes musikalisches Talent und Genie neben der mitbekommenen Erbschaftsmasse dieses Milieus und seiner großen erzieherischen Wirkung entbehrt hat. Selbst in den letzten Jahrhunderten, in denen doch die musikalische Erbschaftsmasse eine schon große Verbreitung und das musikalische Ohr durch den immer zunehmenden Dilettantismus und die öffentliche Musik eine bedeutende Übung gefunden hat, kann man aus den Biographien der hervorragenden Talente und Genies dieser Zeit ersehen, welche Notwendigkeit neben der spezifischen Erbschaftsmasse auch heute noch das musikalische Haus für die Entwicklung des Talentes und Genies in dieser Kunst ist.

Ebenso wie die naturgeschichtliche Entwicklung der Musik eine von den übrigen sekundären Künsten verschiedene ist, so unterscheidet sich dieselbe auch im Degenerationsstadium von den übrigen Künsten. Es macht ganz den Eindruck, als wenn auf diese edelste Blüte des menschlichen Gemütes das Schlechte im Menschen auch im Degenerationsstadium nicht in dem Maße den perniziösen Einfluß ausüben könnte, wie das bei allen übrigen Künsten der Fall ist. Nicht daß die Musik nicht auch dem Verfall unterliegen und in diesem Zustande eine schädigende demoralisierende Wirkung ausüben könnte. Aber der Verfall ist und kann in der Musik nie ein so offenkundiger werden, weil nirgends das Disharmonische, das Häßliche so unangenehm empfunden wird, wie in dieser Kunst. Auch spricht hier mehr als in anderen Künsten das Unbewußte — das Gefühl — bei der Kritik mit. In keiner sekundären Kunst hat der reflektierende Verstand so wenig mitzureden wie in der Musik. Und da wir beobachten können, daß in den Degenerationszeiten der Künste es gerade der leichter irrende Verstand ist, der die Talente und Genie auf Abwege führt, so scheint darin der Hauptgrund zu liegen, daß der Verfall dieser Kunst, wenn er auch zweifellos vorkommt, nicht so tief ist.

### Das philosophische und wissenschaftliche Talent und Genie.

Nachdem in einer Kulturperiode die führenden Kasten ihre talentierten und genialen Anlagen in den primären Künsten bis ins disharmonische Extrem gezüchtet und dadurch und unter dem Einfluß des Reichtums in einen Zustand der körperlichen und geistigen Degeneration verfallen sind, sehen wir noch die sekundären Künste den Abend einer solchen zur Rüste gehenden Kulturepoche mit dem Glanze ihrer höchsten Blütezeit schmücken und verschönern. Nachdem ferner die körperliche und geistige Degeneration auch die übrigen Stände ergriffen und dadurch die Wurzelcharaktere der Talente und Genies zum Verschwinden gebracht wurden und auch die sekundären Künste dem Verfalle unterliegen, kommt über die Menschheit einer solchen Kulturepoche der Zustand des Pessimismus. Der Mensch wird irre an seiner vermeintlichen Gottesähnlichkeit und schlägt seiner Gewohnheit nach von dem Extrem des Größenwahns in das andere Extrem der Mutlosigkeit und Verzweiflung um. Kommt dieser Prozeß auch anfangs nur in den helleren Köpfen und oberen Ständen zur Geltung, so dringt mit der körperlichen Degeneration diese Stimmung nach und nach in das ganze Volk und es ergreift die Menschheit eine Sehnsucht nach einem Erlöser aus diesem Jammertale. Ist dieser Zeitpunkt gekommen, so bringt die Natur respektive das Bedürfnis auch diese von der Menschheit ersehnten „Erlöser“ hervor: es sind dies die philosophischen Genies, die höchste Kunstblüte, welche der menschliche Geist hervorzubringen imstande ist.

Es ist nun die naturgeschichtliche Aufgabe dieses Genies, die Menschheit von dem Irrwege, auf den sie durch falsche Betätigung der Willensfreiheit in ihren sozialen und körperlichen Verhältnissen geraten ist, abzulenken und dieselbe wieder auf denjenigen natürlichen Weg zu weisen, wo für die Menschen geistige Zufriedenheit und körperliche Gesundheit allein zu finden ist. Der größte Irrtum, in den der Mensch, seit er vom Baume der Erkenntnis gegessen hat, immer wieder verfällt, ist der Wahn, daß für ihn auf der Erde ein besonderes Glück auf irgend eine, von ihm erst zu entdeckende Weise erblühen müsse. Diesem Phantom jagt er, seit es eine Kultur

gegeben hat, nach, wird von ihm immer wieder wie von einem Irrlicht in den Sumpf der Verzweiflung gelockt und dadurch erst recht um das Wenige gebracht, was an Glück auf dieser Erde überhaupt erreichbar ist. Der Mensch ist aber nicht auf der Welt, um irgend ein Glück zu erjagen, sondern um seine sozialen und hygienischen Pflichten zu erfüllen. Tut er dies, so ist er mit der Natur und ihren Gesetzen in Harmonie und dieses harmonische und zugleich glückliche Gefühl, dieses geistige und körperliche Behagen und die Zufriedenheit mit sich selbst ist der Lohn für diese Folgsamkeit gegen die natürlichen Gesetze und zugleich das einzig mögliche Glück. Tut er das nicht, so ist soziale und körperliche Disharmonie die sichere natürliche Strafe der Natur, d. h. jener Zustand, den wir die Degeneration des Körpers und Geistes nennen und dessen Naturgeschichte ich noch später ausführlich erörtern werde. Kein Reichtum und keine Macht kann das Gesetz ändern. Es ist nun die oberste Aufgabe des philosophischen Genies, der Menschheit diese natürlichen Gesetze und Pflichten immer wieder in Erinnerung zu bringen und sie anzueifern, nicht einem besonderen Glücksphantom nachzujagen, sondern in erster Linie ihre sozialen und hygienischen Pflichten zu erfüllen.

Dieser Aufgabe hat, wie wir sehen können, das philosophische Genie stets auf zweierlei Weise nachzukommen gesucht. Ein Teil dieser Genies wendete sich mit ihrer Lehre an den Verstand und begründete ihre sozialen und hygienischen Vorschriften auf die Erkenntnis von dem Ursprung und der gesetzmäßigen Ordnung alles Bestehenden. Dies ist die sogenannte Schul-Philosophie. So bedeutend auch ihre Wirkung von jeher in den oberen gebildeten Kasten der menschlichen Gesellschaft war, so ist es doch in der Natur der Sache gelegen, daß die eigentliche große immer ungebildete Masse des Volkes von der künstlerischen Tätigkeit dieser Talente und Genies wenig oder gar nicht beeinflußt wurde.

Es ist aber in Degenerationszeiten, besonders wenn die moralische und körperliche Degeneration nicht nur die führenden Kasten, sondern auch das Volk ergriffen hat, wichtig, daß die Regeneration gerade dort einsetzt, wo die Grundlagen der Wurzelcharaktere und sozial-moralischen Gefühle gezüchtet

werden und wo auch die Wurzeln der körperlichen Gesundheit liegen. Das ist aber stets nur das Volk.

Es gibt niemals eine dauernde und ausgiebige Regeneration der oberen Kasten, wenn in dieser Regeneration nicht auch das Volk inbegriffen ist. Dagegen wird jede Regeneration, die das Volk betrifft, in wenigen Generationen auch in den oberen Ständen zu fühlen sein, auch wenn diese sich nicht an der Regenerationsbewegung beteiligt hätten, weil die Familien der oberen Kasten immer nach und nach in männlicher Linie aussterben und durch aufstrebende Linien aus dem Volke ersetzt werden. Um aber die große Masse des Volkes von seinen sozialen und hygienischen Irrwegen abzubringen, ist es nicht genügend, an den Verstand zu appellieren, sondern man muß sich an den viel wichtigeren Faktor im menschlichen Leben wenden, an das Gefühl, und zwar an die ursprünglichsten und tiefgewurzelten Gefühle, an das sozial-moralische und das religiöse Gefühl. Denn diese beiden Gefühle sind, wie die Geschichte lehrt, stets die wichtigsten Hebel gewesen, wodurch allein die schwerfällige Volksseele in dauernde Erregung und Bewegung zu versetzen ist. Darum wendeten sich auch jene philosophischen Genies, welche die Regeneration eines körperlich und sozial-moralisch kranken Volkes im echten Sinne des Wortes angestrebt haben, stets an diese Gefühle. Nur dadurch sind sie so recht eigentlich imstande gewesen, die Lehrer und Erlöser eines Volkes zu werden, da sie eben das Übel an der Wurzel zu packen strebten und ihre Regenerationskur mit dem Volke begannen.

Ist der Verstand und das Wissen auch eine unzweifelhafte Macht in jeder Kunst, so ist doch das Gefühl sicher eine größere und besonders das religiöse Gefühl oder der sogenannte Glaube kann als einer der mächtigsten treibenden geistigen Faktoren in der Naturgeschichte der Menschheit bezeichnet werden. Besonders dann aber zeigt sich wieder die unwiderstehliche Macht dieses Faktors, wenn, wie dies in Degenerationszeiten stets der Fall ist, die Menschheit an sich selbst und ihrem Streben irre geworden, wenn soziales Elend und körperliche und geistige Krankheit sie wieder an sich selbst verzweifeln läßt und sie darum an die Hilfe übernatürlicher Mächte zu

appellieren sich gezwungen sieht. Deshalb folgt mit derselben natürlichen Gesetzmäßigkeit, wie auf den Winter der Frühling folgt, auf eine sozial-moralische Degenerationsperiode, die gewöhnlich auch einen Niedergang der wahren inneren Religion und des religiösen Gefühls darstellt, stets ein neuer Aufschwung des religiösen Gefühls, eine neue Blüteperiode des religiösen philosophischen Talentes und Genies. Hervorgerufen wird eine solche neue Glaubensperiode eben durch das Bedürfnis der Menschheit in einer Degenerationsperiode des Kulturlebens, durch die allgemeine Not und das Elend, wie dies immer die Folge einer durch Generationen dauernden, hygienisch unnatürlichen und antisozialen Lebensführung ist. So wie äußere glückliche Verhältnisse stets den Menschen am meisten verleiten, vom wahren Wege der sozialen und hygienischen Pflichterfüllung abzuweichen, so sind andrerseits Not und Elend stets dadurch die Lehrmeister der verirrten Menschheit geworden, daß sie dieselbe gezwungen haben, in solchen äußeren Verhältnissen den Lehren und Beispielen großer echter Lebenskünstler und weiser Religionsphilosophen sich immer am zugänglichsten zu erweisen.

Neben dieser obersten Aufgabe der philosophischen Talente und Genies, die von der Natur und ihren Gesetzen abgeirrte Menschheit wieder zu derselben und der Befolgung ihrer Gesetze zurückzuführen, haben dieselben eine zweite nicht minder wichtige Aufgabe. Diese Aufgabe besteht darin, über die Fortschritte, welche der Mensch auf dem Wege der Kultur gemacht hat, Rechenschaft zu geben, seine jeweilige Stellung, sein Verhältnis zur Natur und zu seinen Nebenmenschen zu präzisieren, kurz eine der erreichten Kulturhöhe entsprechende Weltanschauung aufzustellen, welche für die Kulturmenschheit wieder die Basis zu bilden hat, auf die dann weitergebaut werden kann.

Diese beiden Aufgaben erklären uns die naturgeschichtliche Tatsache, daß das philosophische Genie von allen dasjenige ist, welches am meisten und am längsten mit seiner Wirksamkeit in spätere Zeit- und Kulturperioden hineinreicht, weil eben die von diesem Genie wieder eingeführten natürlichen, sozialen und religiösen Gesetze gleichsam für die kommenden Generationen die Boussole abgeben,

nach denen dieselben sich richten. Ich erinnere hier nur an die lange und tiefe Wirkung, welche Genies wie Pythagoras, Sokrates, Buddha, Aristoteles, Christus etc. ausgeübt haben.

Wie alle sekundären Künste, so erreicht auch die philosophische Kunst ihre höchste Blüte stets erst zur Zeit, wo die primären Künste der ersten Gruppe in der Degeneration begriffen sind. Der Grund für diese Erscheinung läßt sich bei der Philosophie noch mehr als bei jeder anderen Kunst aus dem naturgeschichtlichen Bedürfnis, welches ja für alle Künste immer das treibende Element ist, erklären.

Solange die Menschheit körperlich und geistig gesund ist, solange ihre sozialen Vereinigungen den natürlichen Gesetzen entsprechend eingerichtet und geordnet sind, so lange fühlt sich die Menschheit in vollständiger Harmonie mit der Natur und hat gar kein Bedürfnis, über ihr Verhältnis zur Natur nachzudenken; die gesunde Menschheit solcher Zeiten hat ganz etwas anderes zu tun, als sich damit philosophisch zu beschäftigen, was augenscheinlich so wie so ziemlich in der Ordnung ist. Auch der wirklich gesunde Mensch kümmert sich ja nicht um seine Organe, solange dieselben harmonisch funktionieren. Erst wenn eine eingetretene Disharmonie ihn zum Bewußtsein bringt, daß er z. B. ein Herz und einen Magen hat, erst wenn er durch ein unvernünftiges, unnatürliches Leben die harmonische Arbeit dieser Organe zerstört hat und ihm die Disharmonie derselben nun zum Bewußtsein kommt, erst dann fängt er an, für die Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie dieser Organe und der Krankheiten derselben sich zu interessieren.

Die philosophische Kunst hat für die sozialen Körper — Kasten, Staaten genannt — die ganz gleiche Aufgabe, wie die Arzneikunst für den einzelnen Menschen und wie die Arzneikunst erst ein größeres Bedürfnis wird, wenn die Menschheit durch Überkultur und unnatürliches Leben immer mehr krank wird, so wird auch die Philosophie erst zum gefühlten Bedürfnis, wenn die sozialen Einrichtungen durch die Folgen einer Degeneration der Wurzelcharaktere aus ihrer Harmonie mit den natürlichen Gesetzen geworfen und nun einer Regeneration bedürftig geworden sind. Ebenso wie der Arzt hofft der Philosoph durch die genaue Kenntnis der Gesetze, unter denen das soziale Leben

steht, die Störungen des sozialen und moralischen Mechanismus der Menschheit leichter heilen zu können. So wird also der Mensch im staatlichen und sozialen Leben erst durch disharmonische, krankhafte Degenerationsvorgänge aufmerksam gemacht, daß ein natürliches Verhältnis zwischen ihm und den Naturgesetzen besteht und nun fängt er an, über diese Gesetze nachzuforschen, den Einfluß derselben auf die sozialen Einrichtungen zu ergründen, kurz, jetzt fängt er an zu philosophieren, weil das Bedürfnis vorhanden ist, diese disharmonischen Zustände zu bessern und zu beheben.

Da das philosophische Genie, wenn es seiner Aufgabe gerecht werden will, mehr als jedes andere Genie auf körperliche und geistige Harmonie und Gesundheit angewiesen ist, da es ja sonst kein wahrer Lehrer der geistig und körperlich kranken Menschheit sein kann, so ist für seine Erbschaftsmasse die Unverdorbenheit und Ursprünglichkeit der Wurzelcharaktere von großer Wichtigkeit. Noch wichtiger aber ist für das philosophische Genie eine unverdorbene Vererbung des moralischen und religiösen Gefühls. Darum ist es für jene philosophischen Genies, welche sich an das religiöse Gefühl der Menge wenden, in den Zeiten, wo die oberen Stände alle bereits stark degeneriert sind und wo besonders das sozialmoralische und religiöse Gefühl immer mehr aus der Erbschaftsmasse verschwindet, eine naturgeschichtliche Notwendigkeit, daß sie aus jenen Ständen der Bevölkerung abstammen, welche in sozial-moralischer und körperlicher Beziehung noch einigermaßen gesund und bei welchen die für die Betätigung des philosophischen Genies notwendige Energie des Willens und die übrigen Wurzelcharaktere und Gefühle noch in unverdorbener Frische vorhanden sind. Wir sehen auch diese Art Genies fast regelmäßig aus den unteren noch mehr unverdorbenen Ständen hervorgehen und wenn nicht beide Eltern aus diesen Ständen stammen, so ist es doch gewöhnlich bei einem von beiden Eltern sicher der Fall.

Da das moralische Gefühl und die gewöhnlichen Wurzelcharaktere, wie sie in jedem Ackerbaustaate gezüchtet werden, die Hauptsache in der Erbschaftsmasse des schul-philosophischen Genies bildet, so kann dasselbe in allen Staaten, die eine gewisse Kulturhöhe erstiegen haben, zur Erscheinung kommen.

Dagegen bedarf das religiös-philosophische Genie, wie wir sehen können, einer speziellen Erbschaftsmasse und es scheint, als wenn hier die Abstammung wenigstens von einer elterlichen Seite aus einem Volke, wo die Züchtung des religiösen Gefühls eine besondere Höhe erreicht hat, notwendig wäre. Wenigstens ist dies bei den hervorragendsten dieser Genies der Fall gewesen.

Die Philosophie unterliegt wie jede Kunst der Degeneration. Wie die primären Künste entarten, wenn sie nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck sein wollen, so ist dies um so mehr der Fall bei einer Kunst, der ein so hohes Ziel — nicht nur die geistige Führerin, sondern sogar die Erlöserin der Menschheit von dem selbstverschuldeten Übel zu sein — gesetzt ist.

Und wie in einem Degenerationsstadium alle Charaktere in das Gegenteil verkehrt werden, so sehen wir auch hier die Aufgabe der Philosophie gerade in das Gegenteil verkehrt. Statt daß sie dem Menschen eine Lehrerin und Führerin auf dem richtigen Lebenswege sein soll, wird sie seine Verführerin. Sie wird zur Schlange, die dem Menschen einredet, daß wenn er vom Baume der Erkenntnis weiter ißt, er in Gottähnlichkeit über die Natur sich erheben und statt ein Diener der Natur zu sein, ihr allgewaltiger Herrscher werden wird. Statt ihn anzuleiten, das mögliche Glück in bescheidener Befolgung des natürlichen, sozialen und hygienischen Pflichtenkodex zu suchen, stachelt sie erst recht seine Neigung zum Hochmut, zum Egoismus. Und wie der Hochmut immer vor dem Fall kommt, so sehen wir auch hier in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes regelmäßig auf einen solchen titanenhaften Ansturm desselben den ebenso tiefen und unvermittelten Sturz in den Sumpf des Pessimismus und der Verzweiflung eintreten. So pendelt das menschliche Geschlecht zur Strafe für seine Abkehr vom natürlich Sein-Sollenden von jeher zwischen den beiden Extremen des Hochmutes und der Verzweiflung hin und her, weil es lieber den falschen philosophischen Talenten und Genies als den echten und wahren folgt. Denn die letzteren verlangen immer etwas, was dem Menschen, seit er seinen Willen von den Banden der Natur zu emanzipieren begonnen hat, immer sehr schwer geworden ist,

nämlich die Erfüllung seiner sozialen und hygienischen Pflichten, womit vor allem Selbstbeherrschung und Selbstzucht verbunden ist.

## Entwicklungsphasen der Künste und Wissenschaften.

Wenn wir den Bildungsgang der Künste, speziell der sekundären im großen und ganzen übersehen, so können wir beobachten, daß sie alle die gleiche naturgeschichtliche Entwicklung durchmachen. Überall sehen wir wenigstens dort, wo wir es mit technischen Schwierigkeiten zu tun haben, daß sich die künstlerische Höherzüchtung auf der breiten Basis des Handwerks vollzieht und sehr langsam und allmählich durch die Arbeit genialer Handwerker die Befreiung der betreffenden Kunst aus der handwerksmäßigen Schablone sich vollzieht, womit dann der Beginn der Blütezeit jeder Kunst und Wissenschaft gegeben ist.

Im Beginne dieser Blütezeit, wo noch die unverdorbenen Wurzelcharaktere und sozial-moralischen Gefühle die feste Basis jeder Kunst bilden, ist das Wesen der Talente und Genie natürlich, tiefer Ernst und ruhige Erhabenheit ist ihr Grundzug. Die technischen Mittel sind unbeholfen und stehen noch nicht auf der harmonischen Höhe. In dieser Zeit wollen die Künstler mehr als sie können oder mit anderen Worten, die Form bleibt hinter dem Inhalt des Kunstwerkes zurück. Die Richtung auf das Große, Wesentliche, Charakteristische ist vorherrschend, das Detail wird darum und wohl auch aus Mangel an technischer Virtuosität mehr vernachläßigt. Es ist daher stets eine gewisse Disharmonie in diesen Anfangsperioden einer Kunstepoche vorhanden, welche aber, da das Große, Erhabene in dem Inhalt das vorherrschende ist, nicht störend, im Gegenteil wegen der hervorgerufenen Stimmung trotz der mangelnden Technik echt künstlerisch wirkt. Dann steigt im Verlaufe der Generationen durch Übung und Züchtung in den Kunstfamilien die künstlerische Erbschaftsmasse in bezug auf die bessere Gangbarkeit des Nervensystems und die techniche Fertigkeit wird durch Übung und Erziehung auf jene Höhe gebracht, welche dem Wollen der künstlerischen Gefühle harmonisch ist. Jetzt können die Künstler das, was sie wollen; Form

und Inhalt sind im harmonischen Gleichgewicht. Die Harmonie der künstlerischen Entwicklung ist damit erreicht, die Kunst steht in dieser Entwicklungsperiode im Zenit ihrer Blüte. In diesem Zustand erweckt jede Kunst den Eindruck der Schönheit, denn Schönheit eines Kunstwerkes ist nichts anderes als vollkommene Harmonie der Teile des Kunstwerkes unter sich einerseits und Harmonie desselben mit den Gesetzen der Natur andererseits. Der Charakter dieser Kunst ist darum Ruhe, Harmonie und deshalb erzeigt die Kunst auf dieser Höhe volle Befriedigung, reinen Genuß, ohne daß das Gemüt heftig bewegt würde.

Solche durchwegs harmonische Werke sind nicht nur in allen Künsten sehr selten, auch die Zeit, wo solche harmonische Genies hervorgebracht werden, ist gewöhnlich eine sehr kurze und geht unmittelbar in die Zeit der Degeneration über. Infolge der Degeneration des wichtigsten Wurzelcharakters — der Willensenergie — und der künstlerischen Gefühle beginnt nun der geistige Inhalt der Kunstwerke, von seiner harmonischen Stellung herabzusinken und wird entsprechend den geistigen Fähigkeiten der Künstler solcher Zeiten immer ideenleerer. Dagegen schreitet jetzt noch die Technik in ihrer Vollendung fort, da die Künstler dieser Zeiten das instinktive Bedürfnis haben, den beginnenden Mangel des inneren Wertes durch äußere technische Virtuosität zu verdecken und zu ersetzen. Es ist dies die Zeit der Herrschaft der Virtuosität. Die künstlerische Technik steht nun auf der Höhe, welche für diese Kulturperiode überhaupt erreichbar ist. Diese Phase der Kunstentwicklung hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Monat August, welcher auch der heißeste Monat ist, obwohl die Sonne bereits im Rückgange ist. Sie gilt auch gewöhnlich oberflächlichen Beobachtern für die höchste Blütezeit einer Kunstepoche, während dem Auge des feineren Kenners die Symptome des bereits beginnenden Verfalls nicht entgehen können. Auch die Kunst einer solchen Niedergangsphase ist unharmonisch wie es die Kunst der jungen aufstrebenden Völker ist und erzeugt daher in dem Genießenden ebenfalls ein Gefühl der lebhaften Gemütsbewegung, welche aber der mangelnden Bedeutung des Inhaltes wegen nur eine oberflächliche ist. Die Kunst einer solchen Zeit ist weder erhaben noch schön im echten Sinne, aber sie

ist interessant. Die Talente und Genies einer solchen Niedergangsepoche können technisch mehr als sie imstande sind zu wollen, d. h. die technischen Fähigkeiten, die bessere Gangbarkeit gewisser Nervenzentren sind in hohem Grade vorhanden, aber es fehlt die Erhabenheit und die Schönheit der Ideen oder mit anderen Worten, der Inhalt steht jetzt hinter der Form des Kunstwerkes zurück.

Endlich sinkt auch die Technik und damit sinkt jede Kunst wieder zum Handwerk herab. Da aber die sogenannten Künstler solcher Zeiten trotz ihrer handwerksmäßigen Leistungen die Achtung von echten Künstlern beanspruchen, so ruft ein solches Mißverhältnis zwischen Leistung und Forderung endlich selbst beim degeneriertesten Publikum, dem ja doch die Leistungen aus guter Zeit noch vor Augen sind, das Gefühl des Widerwillens, ja des Ekels hervor und darum gerät das, was sich in solchen Zeiten des Verfalls noch als Kunst ausgibt, nach und nach vollständig in Verachtung. Es ist dies, wie uns die Kunstgeschichte lehrt, das regelmäßige Ende jeder Kunstperiode.

Wie der individuelle Mensch aus dem Stadium der kindlichen Naivität und aus dem Vorwalten des unbewußten Instinktiven sich immer mehr zur bewußten sentimentalen Verstandestätigkeit entwickelt, so muß ein solches Entwicklungsstadium auch jede Kulturepoche eines Volkes durchmachen. In der Jugend einer Kulturperiode ist alles noch naiv und das ganze Kulturleben hat einen mehr unbewußten deduktiven Charakter. Je weiter die Kultur eines Volkes fortschreitet, desto mehr erhält sein künstlerisches Handeln einen sentimentalen Beigeschmack, seine Kunst gerät immer mehr aus der Herrschaft des warmen Gefühls unter die Herrschaft des kühl abwiegenden Verstandes. Die induktive Methode wird vorherrschend. Ebenso wie im höheren Alter des individuellen Menschen der Verstand das Vorherrschende wird, ebenso erhält auch im Leben eines älteren Kulturvolkes die Wissenschaft das Übergewicht. Alle Künste haben darum bei alternden Kulturvölkern die Tendenz, immer mehr wissenschaftlich zu werden. In jenen primären Künsten, bei welchen von Anbeginn an die Wurzelcharaktere und der reflektierende Verstand eine große Rolle

spielen — was mit Ausnahme der Religion bei allen der Fall ist —, liegt dieser Übergang vom naiven Stadium zum verstandesmäßigen in der Natur der Sache. Darum ist auch in der Regel der Vorteil größer als der Nachteil. Dies können wir sowohl bei der Herrscher- und Kriegskunst als auch bei der Rechts- und Arzneikunst beobachten und wir sehen, daß alle diese Künste, je höher die Kultur steigt, immer mehr unter die Herrschaft des reflektierenden Verstandes kommen und darum auch die fast ausschließliche Domäne des wissenschaftlichen Talentes werden. Aber es wäre ein Irrtum, wenn man nun glauben würde, der reflektierende Verstand wäre allein imstande, diese Künste und Wissenschaften zu fördern. Auch als Wissenschaften haben sie ihren künstlerischen Charakter nicht ganz abgestreift und können nur durch Genies wirklich gefördert werden, bei denen trotz aller hohen Intelligenz die Erbschaft des Unbewußten der künstlerischen Gefühle das Ausschlaggebende ist. Stets wird es daher geniale Staatsmänner, Feldherrn, Ärzte, Juristen und Handelsherren geben müssen, wenn es darauf ankommt, in der betreffenden Wissenschaft einen wesentlichen Fortschritt zu machen und diese werden bei ihren Leistungen auch immer mehr den echt künstlerischen als den rein wissenschaftlichen Standpunkt einnehmen müssen.

Da die Religion diejenige von den primären Künsten ist, wo das Gefühl in allen Entwicklungsphasen fast der Alleinherrscher ist, so erweist sich auch der Übergang vom naiven Gefühlsstadium zur reinen Verstandesauffassung für diese Kunst am allerschädlichsten und auch am gefährlichsten. In keiner Kunst wirkt der reflektierende Verstand so zerstörend und auflösend wie in der Religion. In positiver Richtung leistet er auf diesem Felde so wenig wie nichts, dagegen sehr viel in negativer. Die nützliche Aufgabe des reflektierenden Verstandes liegt hier hauptsächlich darin, die Anpassung einer Religion an die veränderte Lebensanschauung zuwege zu bringen und alles nicht mehr Angepaßte zu zerstören und zu beseitigen. Etwas wirklich Positives in der Religion kann aber nur auf dem Gebiete des Gefühls geleistet werden. Auch bei jenen sekundären Künsten, wo das Gefühl in der Erbschaftsmasse den überwiegenden Ausschlag gibt, erweist sich der kritische Verstand, wenn er das

Übergewicht erhält, fast immer als mehr schädlich als nützlich. In der Blüteperiode dieser Künste hält sich die Herrschaft des Gefühls und des Verstandes im harmonischen Gleichgewicht gewöhnlich noch mit einem kleinen Ausschlag nach der Seite der wichtigeren künstlerischen Erbschaftsmasse: des Gefühles. Je mehr aber das Zünglein der Wage in diesen Künsten auf die Seite des kühlen Verstandes schwankt, je wissenschaftlicher dieselben betrieben werden, desto mehr nähert sich eine Kulturepoche ihrem Greisenalter und damit ihrem natürlichen Ende.

Ein Kulturvolk macht ganz wie jedes andere organische Gebilde seinen natürlichen Lebenslauf durch, es hat eine Jugend, ein Mannesalter, ein Greisenalter und stirbt auf natürliche oder gewaltsame Weise. Und wie im individuellen Leben manches Einzelnleben schon erlöschen muß, wenn es kaum das Licht der Welt erblickt, mancher im schönsten kräftigsten Mannesalter stirbt, mancher aber ein ganz außerordentlich hohes, weit über das gewöhnliche Maß hinausgehendes Alter erreicht, so ist es auch im Leben der Kulturvölker. Die wenigsten Kulturvölker machen alle drei Entwicklungsphasen ihres Talentes durch. Am ungestörtesten und reinsten kann man alle drei Phasen an der Kunstgeschichte der Griechen beobachten. Die erste Phase reicht bis zu den Perserkriegen, die zweite bis zum Verlust der Freiheit, die dritte bis zum Untergang des oströmischen Reiches. Auch für ein Kulturvolk ist es aber ein Vorteil, zur rechten Zeit zu sterben und nicht den bitteren Kelch der Degeneration bis zur Hefe leeren zu müssen.

Wenn ich hier von Entwicklungsphasen der Künste rede, so meine ich damit die Zeit der wirklichen Kunstepochen, nicht aber jenes handwerksmäßige Vorstadium, welches heutzutage auch häufig schon den Kunstepochen zugerechnet wird, indem man z. B. von einer Kunst bei Naturvölkern spricht. Dieses handwerksmäßige Stadium beginnt natürlich stets nur mit der ganz oberflächlichen Erfassung der Form. In diesem Stadium der handwerksmäßigen Technik sind alle Künste bei allen Kulturvölkern durch eine außerordentlich lange Zeit verblieben. Erst wenn die Technik schon eine gewisse Höhe erlangt und der Handwerker gelernt hat, der Form auch einen Inhalt

zu geben, kann man von wirklicher Kunst sprechen. Form, Technik allein sind nur Handwerk und können höchstens bei hoher Entwicklung als künstlerische Virtuosität bezeichnet werden. Dies gilt nicht nur für die sekundären Künste, wo die Technik und die Form eine größere Rolle spielen, sondern auch für die primären. Gerade an der Religion kann man z. B. diese Entwicklungsphasen am prägnantesten erkennen. Im Anfange ist die Religion bei allen Naturvölkern reiner Zeremoniendienst. Dann erhebt sich bei einzelnen hierzu befähigten Völkern die Religion auf die Stufe der Kunst, indem die zeremonielle Form mit höheren idealeren Gedanken erfüllt wird. Auf der Höhe der Entwicklung ist Form und Inhalt in schöner Harmonie — um dann im Degenerationsstadium wieder zum reinen Zeremoniendienst und inhaltlosen Aberglauben herabzusinken. An der jüdischen und indischen Religion können wir diese Phasen am besten beobachten.

## III.

# Die Charakteristik des gesunden harmonischen Talentes und Genies.

Aus der Tatsache, daß das Genie stets die talentierte Anlage in sich schließt, aber das Talent nicht die geniale, ergibt sich einerseits, daß das Talent und Genie wohl gewisse Charaktere gemeinschaftlich haben werden, daß aber auch aus der Verschiedenheit der Blutmischung sich Charakterverschiedenheiten ergeben müssen, welche es in der Regel ermöglichen, das Talent vom Genie zu unterscheiden. Wie die Natur aber niemals systematisiert und stets für feine Übergänge sorgt, so tut sie dies auch hier. So sicher nun gewisse Arten des Talentes und Genies zu unterscheiden sind, so kommen doch auch nicht selten Fälle vor, wo es dem gewissenhaften Forscher schwer wird zu bestimmen, in welche Kategorie der Künstler einzureihen ist. Glücklicherweise kommt uns da die Zeit zu Hilfe, welche zwar langsam und nach mannigfachen Irrungen aber im ganzen doch sicher die Spreu vom Weizen trennt.

Das Gemeinschaftliche der Charaktere des Talentes und Genies liegt, wie schon aus dem ersten Kapitel hervorgeht, in der Erbschaftsmasse bestimmter Wurzelcharaktere und Gefühle, worin sie wohl quantitativ verschieden sein können, aber nicht qualitativ.

Das Trennende-Unterscheidende müssen wir hauptsächlich in der größeren oder geringeren Freiheit des Willens, in der größeren Beweglichkeit des Intellektes und in dem Überwiegen der künstlerischen Erbschaftsmasse in bezug auf das Unbewußte, Triebartige beim Genie suchen. Wir werden also zuerst das Gemeinschaftliche in den Charakteren des Talentes und Genies zu besprechen haben und dann erst auf die differentielle Charakteristik derselben übergehen.

## A. Die gemeinschaftlichen Wurzelcharaktere und Gefühle des Talentes und Genies.

Wir wissen heute, daß die Mehrzahl der menschlichen Charaktere ihre Wurzeln tief in das Tierreich hinabsenken. Auf einer noch sehr niederen Stufe der tierischen Entwicklungsreihe treffen wir schon auf soziale Vereinigungen und von denselben hervorgebrachte Leistungen, so z. B. bei den Bienen und Ameisen, denen wir eine gewisse Ähnlichkeit mit den Anfängen des menschlichen Kulturlebens nicht absprechen können. Alle jene Naturtriebe, die wir im ganzen Tierreich in Wirksamkeit sehen, sind auch in letzter Linie die treibenden Kräfte nicht nur für alle Handlungen des der Natur noch nahe stehenden Menschen, sondern auch des höheren Kulturmenschen. Ja wir müssen, wenn wir uns nicht absichtlich durch unseren Hochmut täuschen lassen wollen, zugeben, daß diese Triebe trotz aller vorgenommenen Bemäntelungen und Verhüllungen heute noch bei den Menschen fast dieselbe Rolle spielen, wie in der ganzen belebten Natur. Es sind dies der Erhaltungstrieb (Hunger), der Geschlechtstrieb und der soziale oder Geselligkeitstrieb. Außerdem sehen wir, daß neben diesen Trieben die zwei großen Faktoren der Blutmischung die Inzucht und Vermischung ebenfalls dieselben Wirkungen auf die Bildung der Charaktere der Menschen hervorbringen, wie wir dies durch unsere Züchtungsversuche an Pflanzen und Tieren beobachten können.

So interessant es wäre, diesen feinen Wurzelfasern der menschlichen Charaktere nachzugehen, so liegt dies doch außerhalb des Planes dieser Arbeit. Wir beginnen bei der Untersuchung mit jenen Zeiten, wo die ersten Anfänge der künstlerischen Tätigkeit des Menschen schon einigermaßen mit Sicherheit zu erkennen sind. Diese Zeit können wir mit ziemlicher Gewißheit als diejenige bestimmen, wo der Mensch durch äußere Verhältnisse gezwungen wurde, sein ursprüngliches nomadisches Leben einzuschränken und zum Ackerbau überzugehen. Nur dadurch war es, wie wir konstatiert haben, möglich, eine Inzuchtkaste aus dem Volke abzuzweigen, die sich der Züchtung künstlerischer Anlagen widmen konnte und in der dann auch die talentierten Familien zur Erscheinung

kamen. Da aber in der Regel alle diese oberen Kasten in ihren Charakteren nur eine höhere Spielart des Volkes sind, aus dem sie sich abzweigen, so müssen wir uns bezüglich der Züchtung der Wurzelcharaktere des Talentes und Genies doch zuerst mit der Züchtung derselben durch das Volk beschäftigen.

Ich habe in meiner Arbeit über die Inzucht und Vermischung beim Menschen hervorgehoben, daß die rassenbildende Zeit in die früheste Kindheit des Menschen zu verlegen ist, also wahrscheinlich schon vor oder in die Periode der Eiszeiten. Denn um die auffallenden festfixierten Rassen-Charaktere zu züchten, bedurfte die Natur einer ungestörten Inzucht durch eine unendliche Reihe von Generationen in einem bestimmten, immer gleichen Milieu und das war nur möglich bei noch sehr schwacher Besiedelung der Kontinente und wahrscheinlich auch bei zeitweiliger viel tausend Jahre dauernder geographischer Isolierung derselben durch geologische Veränderungen. Mit dem Beginn der Eiszeiten (wenigstens der letzten) und der vollständigen Besitznahme der einzelnen Kontinente durch die auf denselben gezüchteten Rassen dürfte die Züchtung der Hauptrassen-Charaktere ihr Ende erreicht haben. Nun begann aber auch infolge zunehmender Bevölkerung der schärfere Kampf der Rassen untereinander um den immer seltener werdenden verfügbaren guten Boden und mit der Eroberung und vermischten Siedelung auch die Vermischung der Rassen, welche seither niemals mehr aufgehört hat, im Gegenteil im Verlaufe der historischen Zeiten immer stärker geworden ist. Im Verlaufe der vielen Jahrtausende wurden dann durch die infolge klimatischer Veränderungen und Übervölkerungen hervorgerufenen Wanderungen diese Rassen alle so durcheinander gemischt, daß es heute wahrscheinlich auf der ganzen Erde kein ganz rassenreines Volk mehr gibt. Doch haben sich, wie wir sehen können, auf jedem Kontinent die hauptsächlich unterscheidenden Rassencharaktere seiner Urbevölkerung in einem Teile seiner Bewohner reiner erhalten und wir können aus diesem Grunde von mehr oder weniger rassenreinen Völkern sprechen. Diejenigen Völker, bei welchen noch die ursprünglichen Rassencharaktere in auffallender und überwiegender Majorität vorhanden sind, dienen uns auch heute noch dazu, die ursprünglichen Rassentypen wissenschaftlich zu rekonstruieren. Mit dieser Ein-

schränkung können wir also von Völkerrassen reden und die einzelnen Völker unter diesen Rassentypen ordnen. Seitdem infolge des Aufhörens der Isolierung der einzelnen Rassen die Züchtung der Rassencharaktere aufgehört hat, hat die Bildung der Völkercharaktere oder Nationalcharaktere durch die zeitweise Vermischung und darauf folgende Inzucht zweier verschiedener Völkerstämme begonnen. Seither wechselte Inzucht und Vermischung der Völker regelmäßig miteinander ab. Ein solches Mischvolk, welches soeben aus der Vereinigung zweier Inzuchtvölker hervorgegangen ist, gleicht einem soeben geborenen kindlichen Organismus, der nun zwar selbst auf das Wachstum seiner eigenen Zellen angewiesen ist, aber noch die belebenden Folgen der zweielterlichen Vermischung in seinem ganzen körperlichen und geistigen Wesen spürt. Wir müssen eine einmalige Vermischung heterogener Charaktere stets als Anregung zur Bildung neuer Charakterkombinationen betrachten. Aber als den eigentlichen charakterzüchtenden und fixierenden Faktor können wir nur die durch mehrere Generationen dauernde Inzucht bezeichnen. Doch dieser Faktor hat auch, wenn er zu lange und unter unnatürlichen Verhältnissen zur Wirksamkeit kommt, seine großen Gefahren. Die Inzucht hat eben wie eine jede Sache ihre zwei Seiten, eine nützliche und eine schädliche und das Urteil über dieselbe wird stets verschieden sein, je nachdem wir ein Volk, eine Kaste in einem solchen verschiedenem Stadium betrachten. Anfangs nach einer vorausgegangenen Vermischung ist die Inzucht stets nur nützlich und unbedingt notwendig zur Züchtung der neuen nationalen Charaktere und Talente. Bei langer Dauer und dabei verminderter oder gehemmter natürlicher Auslese wird die Inzucht stets früher oder später schädlich und bereitet ein Volk durch die damit verbundene Degeneration der Charaktere wieder zu einer notwendigen Vermischungsperiode vor.

Was wir also in historischen Zeiten an Völkern vor uns haben, sind vom anthropologischen Standpunkt aus betrachtet, fast durchwegs schon öfter gemischte Völker, die aber infolge einer länger dauernden Inzuchtperiode sich wieder einen neuen nationalen Völkertypus gezüchtet haben und uns daher als ein-

heitliche, scheinbar von jeher schon existierende Völker erscheinen. Darum hielten sich auch fast alle alten Völker, die wir heute zufolge unserer Sprachforschung als Mischvölker erkennen, für autochthone, reinrassige Völker. So waren z. B. die in der Geschichte auftretenden Kelten in Gallien schon eine Völkerschichte, welche sich über mehrere viel ältere Schichten gelagert und sich mit denselben vermischt hat. Über die Kelten lagerte sich später die Völkerschichte der Römer und über alle diese Schichten lagerte sich der Germane. Alle diese Völker vermischten sich bei der Überschichtung und hatten dann wieder ihre Inzuchtperiode. Die letzte Inzuchtperiode begann in Gallien nach Beendigung der Völkerwanderung und in dieser Inzuchtperiode wurde erst der heutige französische Nationalcharakter gezüchtet, der schon im 11. Jahrhundert deutlich zum Vorschein kommt, ebenso wie die neue Sprache. Der Vorgang der Züchtung eines neuen National-Charakters ist also stets der gleiche: nämlich Mischung zweier verschiedener Völker, sei dies nun durch freiwilligen Synoezismus (Kolonien) oder durch Eroberung und Überschichtung; dieser Vermischung folgt dann eine vorwiegende Inzuchtperiode, in der die neuen Charaktere gezüchtet werden, wodurch dann bei einer gewissen Höhe der Züchtung wieder der Eindruck eines einheitlichen nationalen Volkes hervorgerufen wird. Diese Einheitlichkeit wird dann um so auffallender sein, wenn die führende Kaste der neugebildeten Nation, also die eigentliche Erobererschichte, durch eine stärkere Blutmischung mit der unterjochten Schichte sich inniger amalgamiert hat. Solche Amalgamierungen gehen nun viel leichter und gründlicher zwischen den verschiedenen übereinander gelagerten Völkerschichten vor sich, wenn die zwei Völker von Hause aus verwandten Blutes oder wenigstens einer und derselben Rasse angehören und darum in ihren körperlichen und geistigen Charakteren nicht zu sehr kontrastieren. Ist der Unterschied der Charaktere zwischen der Erobererschichte und der Schichte der Besiegten groß und darum die instinktive gegenseitige Abneigung eine stärker begründete, dann lagert sich die Schichte der Eroberer über die Schichte der Besiegten wie eine Öl-Schichte über Wasser. Der von Anfang an unüberbrückbare Blut-Gegensatz wird dann durch die weiter wirksame Inzucht noch vergrößert und so

kann zwischen diesen beiden Schichten eine Kluft sich bilden, die selbst Jahrtausende des Zusammensiedelns nicht auszufüllen imstande sind, wie dies z. B. in Indien der Fall gewesen ist, wo die Blutdistanz zwischen Brahmanen und Parias heute fast ebenso groß ist, wie zur Zeit der Eroberung. Diese Blutverhältnisse, welche sich im Verlaufe der Generationen zwischen Sieger und Besiegten herausbilden und die tief in der Qualität der Charaktere der beiden Mischvölker ihren Grund haben, sind von großem Einfluß auf die spätere Züchtung des nationalen Talentes und Genies, da sie nicht nur maßgebend sind für die Intensität der Wurzelcharaktere in den oberen Kasten, sondern auch die langsame oder schnelle Regenerations-Möglichkeit der talentierten Familien aus dem Volke beim Eintritte einer Degeneration sehr zu beeinflussen imstande sind.

Am günstigsten für die Züchtung der Wurzelcharaktere des Talentes und Genies liegen also die Verhältnisse in einem Volke dann, wenn die verschiedenen übereinandergelagerten Völkerschichten ein und derselben Rasse angehören und darum nur in geringen Graden in bezug auf die Wurzelcharaktere und Gefühle voneinander verschieden sind. Ob diese Einheit des Blutes von Hause aus durch die Qualität der Schichtungen eine größere ist, oder es erst im Verlaufe von ungezählten Generationen durch fortwährende Mischung der Schichten und folgender Inzucht erfolgt ist, macht für die Züchtung des Talentes keinen großen Unterschied. Maßgebend bleibt stets für die Qualität der Züchtung der Wurzelcharaktere des Talentes der größere oder geringere Grad der Rassenverwandtschaft der Schichtungen. Je einheitlicher die gemischten Charaktere und Gefühle sind, desto einheitlicher, klarer und harmonischer fällt in späteren Generationen die Hochzucht der Wurzelcharaktere in den oberen Schichten aus, desto reiner und origineller sind dann auch die gezüchteten künstlerischen Gefühle der aus denselben hervorgehenden Talente und Genies. Ein in den Charakteren stark verschiedenes nationales oder noch mehr ein sehr verschiedenes Rassenblut wird bei einer solchen Mischung durch ungezählte Generationen sich als ein Pfahl im Fleische des Volkes erweisen und ist seine charakterschädigende Wirkung oft gar nicht mehr ganz zu beheben. Solche Rassen-Misch-Völker sind für die

Züchtung des Talentes und Genies so lange als verloren zu betrachten als es ihnen nicht durch eine langdauernde Inzuchtperiode gelingt, wieder einen mehr einheitlicheren nationalen Charakter zu züchten. Zeigt uns der französische Nationalcharakter einerseits z. B. den Typus einer solchen günstigen Schichtenmischung, so bietet uns andererseits der russische Nationalcharakter das Beispiel einer ungünstigen Mischung, wo heute noch das nomadische Tartarenblut den Pfahl im Fleische darstellt. In beiden Fällen bringt sich das auffallend bei der Züchtung des Talentes und Genies zur Geltung.

Der wichtigste Wurzel-Charakter jeden Talentes und Genies ist die Gesundheit und zwar die Gesundheit des Körpers und Geistes. Rousseau sagt sehr richtig: „je schwächlicher ein Leib ist, desto mehr befiehlt er, je stärker er ist, desto mehr gehorcht er". Ein hinfälliger Körper schwächt stets die Kraft des Geistes und bei der Arbeit des Talentes und Genies muß der Geist befehlen, nicht der Körper. Wenn das Talent und Genie etwas dauerndes und nützliches für die menschliche Kultur leisten soll, so muß diese Arbeit eine der Natur entsprechende, gesunde, harmonische sein, eine Arbeit, die wiederum nur ein gesunder harmonischer Geist leisten kann. Krankhafte Zustände werden also stets für das echte Talent und Genie ein Hemmnis bilden, dessen Überwindung oft sehr schwer ist und wenn es gelingt, zum mindesten doch immer eine Kräftevergeudung darstellt. Je körperlich und geistig gesünder das Talent und Genie aus seiner Züchtung hervorgeht, ein desto besseres die Menschheit förderndes Resultat wird es ceteris paribus hervorzubringen imstande sein.

Da der Weg der Kultur für die Familien des Talentes und Genies stets mit gewissen Gefahren für die Gesundheit des Körpers und Geistes verbunden ist, so wird der größere oder geringere Grad der Gesundheit der aus dem Volke in die führenden Kasten aufsteigenden männlichen Linien ein wichtiger Faktor sein, sowohl in bezug auf die Lebensdauer dieser Familien, als auch für die Gesundheit des darin gezüchteten Talentes und Genies. Die oberen Stände zehren gleichsam immer von dem Gesundheits-Kapital, welches in den unteren Ständen, besonders im Bauernstande durch die strengere Erfüllung der hygienischen Pflichten, durch die harte Arbeit

in mehr gesunden natürlichen Verhältnissen, ferner durch die hier stets waltende scharfe Auslese erworben und vererbt wird. Je größer nun dieses Gesundheits-Kapital, je besser und fester fundiert dasselbe bei den aufsteigenden Familien ist, um so länger erhält sich dasselbe auch unter den ungünstigen hygienischen Verhältnissen, welche ja fast regelmäßig in den Städten und den Lebensgewohnheiten der oberen Stände herrschen. Da diesen ungünstigen hygienischen Verhältnissen wie wir sehen werden, regelmäßig früher oder später die männlichen Linien des Talentes und Genies erliegen und dadurch zum Aussterben kommen, so wird also auch die Lebensdauer der männlichen Linie einer talentierten Familie sehr von dem aus dem Bauernstande mitgebrachten Gesundheitskapital abhängen. Aber nicht nur die Lebensdauer der männlichen Linie des Talentes und Genies hängt von diesem ererbten Grundkapital ab, sondern auch das künstlerische Resultat desselben wird vielfach von der körperlichen und geistigen Gesundheit bedingt.

Leider wird mit keinem ererbten Kapital so verschwenderisch umgegangen wie mit diesem allerwichtigsten Teil in der ganzen Erbschaftsmasse der talentierten Familien und meistens ist dasselbe auch in wenigen Generationen vergeudet und aufgebraucht. Die Verschwendung dieses Gesundheitskapitals ist es eben, welche, wie wir später sehen werden, regelmäßig eine viel frühzeitigere und raschere Degeneration dieser Familien zur Folge hat, als dies dem natürlichen Verlauf der Dinge entsprechend notwendig wäre. Die Erhaltung der körperlichen und geistigen Gesundheit ist daher die erste und wichtigste Pflicht, welche der Mensch nicht nur im Interesse seiner eigenen Persönlichkeit, sondern vielmehr im Interesse der Familie, der Kaste, des Stammes, ja der ganzen Kulturmenschheit zu erfüllen hat. Denn von der Erhaltung der körperlichen und geistigen Gesundheit hängt nicht nur in erster Linie das persönliche Glück und Behagen ab, sondern durch die Erhaltung und Vererbung dieses so wichtigen Faktors wird auch das Kulturschicksal der kommenden Generationen bestimmt.

Ebenso wie die Vererbung eines gesunden Körpers und Geistes bei der Züchtung des Talentes und Genies eine wichtige Rolle spielt, so muß auch das Gegenteil, die Vererbung patho-

logischer Zustände, wegen ihrer Wirkung auf die künstlerische Produktion desselben in Betracht gezogen werden. Ich werde darüber später in einem eigenen Kapitel zu sprechen kommen. Hier müssen wir aber noch den verschiedenen Anteil behandeln, den die väterliche und mütterliche Erbschaftsmasse bezüglich des Gesundheitskapitals bei der Züchtung der talentierten und genialen Familien hat. Da das ursprüngliche Talent gewöhnlich aus Inzuchtfamilien stammt, so verhalten sich die beiden elterlichen Erbschaftsmassen bezüglich des Gesundheitskapitals in der Regel ziemlich gleich. Doch muß auch hier der mütterlichen Erbschaftsmasse der mehr hygienischen Lebensweise und des innigeren Blutkontaktes wegen, welcher während der Schwangerschaft und dem Säugegeschäft stattfindet, der größere Anteil an dem ererbten Gesundheitskapital aber auch an einer eventuellen Krankheitsanlage zugeschrieben werden. Doch gleicht das mütterliche Blut die letztere dadurch mehr aus, daß durch dasselbe auch wieder eine stärkere Übertragung erworbener Immunitäten (Antitoxine) gegen gewisse Schädlichkeiten des Kulturlebens stattfindet. Dies ist besonders wichtig für jene Krankheiten, welche man so recht eigentlich die Krankheiten des höheren Kulturlebens nennen kann, die Tuberkulose und die Geisteskrankheiten. Die Rolle, welche die weiblichen Linien in der Übertragung der erworbenen Immunitäten diesbezüglich spielen, habe ich bereits erwähnt. Hier sei nur erinnert, daß diese Übertragung von Immunitäten gegen die Schädlichkeiten des höheren Kulturlebens auf die aufsteigenden Familien des Talentes schon darum eine fast ausschließliche Domäne der weiblichen Linien ist, weil die männlichen Linien des Talentes in den oberen Kasten regelmäßig aussterben, während die weiblichen Linien meist erhalten bleiben und also schon darum nur sie hauptsächlich in die Lage kommen, diese durch Generationen erworbenen Vorteile auf spätere Geschlechter zu übertragen. Besonders bei der Züchtung des Genies, welches wegen seiner extremen Natur viel mehr beanlagt ist, pathologisch zu werden, spielt die Übertragung solcher Immunitäten eine sehr wichtige Rolle. Bei einer großen Zahl der Genies kann man auch nachweisen, daß die Mütter aus solchen alten gut immunisierten Familien der oberen Stände stammen. In der Übertragung dieser Immunitäten gegen die

Schädlichkeiten des Kulturlebens von Seite der mütterlichen Linie liegt auch die Erklärung, daß das Genie trotz seiner häufigen Neigung zum Pathologischen, doch imstande ist, besser als der Durchschnitt mit dem Pathologischen zu kämpfen und es zu besiegen. Auch dürfte es damit zusammenhängen, daß das Genie trotz der vielen Schädlichkeiten, denen es ausgesetzt ist, im Durchschnitt doch ein verhältnismäßig hohes Alter erreicht und die mittlere Lebensdauer gewöhnlich weit überschreitet.

Von den übrigen Wurzelcharakteren des Talentes und Genies sind es besonders drei, welchen wir eine größere Aufmerksamkeit widmen müssen, weil sie gleichsam neben der körperlichen und geistigen Gesundheit die Grundpfeiler jeder künstlerischen Tätigkeit bilden. Es ist dies der Wille in seinen verschiedenen Qualitäten, das Orientierungsvermögen und das sozial-moralische Gefühl.

Der Wille ist, wie wir heute wissen, einer der wichtigsten Charaktere in der ganzen Tierwelt und hängt von der Intensität der Züchtung dieses Charakters und seiner zahlreichen Varietäten sehr viel für die Stellung jedes Lebewesens in der Natur ab. Wir haben es aber hier nicht mit der Züchtung des Willens an sich zu tun, sondern nur mit der Züchtung einiger besonderer Qualitäten dieses Charakters, welche für die Entwicklung des Talents und Genies von der größten Bedeutung sind. Vor allem aber müssen wir uns über eine vielumstrittene Seite dieses Charakters verständigen. Ich meine die sogenannte „Freiheit des Willens“. Auch diese uralte Streitfrage unter den Menschen geht endlich durch die Fortschritte der Naturwissenschaften ihrer Lösung entgegen. Für unsere Frage der Züchtung des Talents und Genies ist die Erörterung der Freiheit des menschlichen Willens darum wichtig, weil erst durch den Unterschied, der diesbezüglich den Menschen von der Tierwelt trennt, seine Handlungen den Charakter einer künstlerischen Tat erhalten haben. Ohne diesen Beigeschmack der Freiheit würden sich die Kunstprodukte des Kulturmenschen von den Leistungen der Tiere wie z. B. der Bienen und Ameisen nur graduell unterscheiden, nicht wesentlich.

In dieser Frage wurden von jeher zwei extreme Standpunkte eingenommen, indem die einen einen absolut freien Willen annahmen und die anderen denselben vollständig leugneten

und alles vom Fatum abhängen ließen. Wie alle extremen Standpunkte fehlerhaft sind, so auch diese. Auch hier liegt wie überall die Wahrheit in der Mitte.

Neben einer Herrscherin wie die Natur kann es eine absolute Freiheit des Willens nicht geben, ebensowenig wie man in einer absoluten Monarchie von einer bürgerlichen Freiheit reden kann. Der Irrtum, in dem man betreff der Freiheit des Willens in der Natur sowohl als im Staatswesen immer verfallen ist, liegt darin, daß man unter „Freiheit" etwas versteht, was die Natur ebensowenig kennt, als es ein Staatswesen zu vertragen imstande ist, da in der Welt alles Gesetzen unterworfen sein muß, ohne die eine Weltordnung im Großen sowohl als im Kleinen nicht möglich ist. Auch das Tier, welches ganz im Banne der Natur sich bewegt, erscheint uns frei, denn wir sprechen von einer Freiheit, wie sie der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser besitzt. Innerhalb der Naturgesetze, die jedem Tiere seine gemessenen Schranken ziehen, ist eben auch jedes Tier frei. Kein in der Freiheit lebendes Tier versucht aber diese Schranke zu überschreiten, weil es instinktmäßig fühlt, daß diese Übertretung stets von der Natur bestraft würde. Diesen Schranken fügt sich auch der Naturmensch.

Der Mensch, der den Weg der Kultur beschritten, hat es nun verstanden, die hemmende Kette, mit der die Natur jedes Lebewesen, also auch den Menschen an sich bindet, etwas zu lockern; aber frei geworden ist er darum nicht, sondern er hat nur einen etwas größeren Spielraum der Willensbewegung im Verlaufe ungezählter Jahrtausende sich erkämpft. Die Kulturmenschen gleichen den Bürgern eines Staates, welche sich aus der Herrschaft eines absoluten Tyrannen allmählich zu einem Staate mit freieren Gesetzen und einem konstitutionellen Herrscher emporgerungen haben. Innerhalb dieser Gesetze bewegt sich nun der Bürger ungehemmt und genießt die Vorteile der freieren Gesetzgebung voll und ganz. Aber auch im freiesten Staatswesen wacht das Auge des Gesetzes und wer sich über die Schranken des Gesetzes hinauswagt, unterliegt der Strafe. So bewegt sich auch der Kulturmensch innerhalb der Gesetze der Natur, welche hemmende Kette er durch seinen

Geist verstanden hat etwas zu erweitern, frei und ungehindert, solange er diesen Gesetzen gemäß sein körperliches und kulturelles Leben einrichtet. Von dem Momente an, wo die erweiterten Gesetze der Natur überschritten werden, trifft den einzelnen Menschen, die Familie, die Kaste, das Volk die Strafe der Natur ebenso, wie dies dem Staatsbürger ergeht, der sich gegen die Gesetze seines freien Staatswesens vergangen hat.

Das eherne Band, mit dem auch den Kulturmenschen die Natur an sich gekettet hält und welches die Alten das Fatum nannten, wird daher in allen Fällen, wo der Mensch oder eine soziale Verbindung sich gegen die ewigen Naturgesetze vergeht, fühlbar werden und zwar mehr oder weniger, je nach dem Grade der Sünde gegen den Geist der Naturgesetze. Aber noch von einem Faktor ist die Spannung der Kette der menschlichen „relativen" Willensfreiheit abhängig, nämlich von dem verschiedenen Grade der Inzucht und Vermischung des Blutes. Hält der Mensch bezüglich der Inzucht und Vermischung die gesunde Mitte ein und vermeidet er die Extreme, dann befindet er sich in dem Zustande der für ihn jeweilig möglichen und was wichtig ist, auch gesunden harmonischen Willensfreiheit, welche ebensoweit von dem Zwange des Fatums als von dem Zustande der Schrankenlosigkeit und Willkür entfernt ist. Von dem Momente, wo der Mensch die goldene Mitte der Blutmischung und damit auch den natürlichen gesunden Weg der Züchtung der Charaktere verläßt und in das Extrem schwankt, wird, wenn diese Richtung das Inzuchtprinzip betrifft, die Kette der relativen Willensfreiheit immer straffer angezogen, das Einzelnindividuum, die Kaste, das Volk wird in der Freiheit seines Denkens und Fühlens immer mehr durch die konservativen erstarrenden Blutbande beschränkt, während im entgegengesetzten Falle durch zu starke und fortwährende Blutmischung alle Willensbande, welche den Menschen an seine Genossen binden, sich lockern, wodurch endlich das eintritt, was wir Anarchie nennen.

Es ist daher kein Zufall, wenn wir die Lehre vom Fatum gerade bei den strengsten Inzuchtvölkern vorfinden und wir können hier beobachten, daß ein solches Volk je strenger und vor allem je länger dauernder die Inzucht bei demselben geherrscht hat, desto mehr zum Glauben an ein unentrinnbares Fatum neigt (Araber).

Dagegen können wir bemerken, daß bei einer in Degeneration begriffenen oder fortwährender Blutmischung ausgesetzten Bevölkerung stets die Neigung vorhanden ist, den Begriff der Willensfreiheit in extremster Weise aufzufassen. Hier spürt man eine Kette, welche den Willen bindet, fast gar nicht und verbindet mit dem Worte Freiheit den Begriff der Willkür, welche in Wirklichkeit neben der Gewalt der Herrschaft der Naturgesetze unmöglich ist.

Wie bei jedem Charakter des Menschen hat auch auf die Züchtung des Grades der Willensfreiheit neben der Blutmischung die Beschäftigung, das geographische Milieu und der durch dasselbe bedingte Kampf ums Dasein einen großen Einfluß. Solange der Mensch ein nomadisierender Jäger war, blieb er in bezug auf den wichtigsten Faktor — der Nahrung — noch immer ein großer Sklave der Natur. Schon der Hirte wurde etwas freier. Verhältnismäßig am unabhängigsten wurde der Ackerbauer, der es lernte, in den sieben fetten Jahren für die sieben mageren vorzusorgen. Erst der Ackerbauer war also imstande, die Kette, die den Willen des Menschen an die Natur bindet, etwas zu verlängern und erst durch diese Beschäftigung ist ihm das relativ größte Unabhängigkeitsgefühl von der Natur möglich geworden. Da alle angeborenen Gefühle und die bessere Gangbarkeit derselben nur aus fortwährend geübten Vorstellungen und deren Betätigungen sich bilden und in das Gebiet des Unbewußten übertragen, fixiert und als solche vererbt werden können, so ist es klar, daß der Grad der durch viele Generationen betätigten Willensfreiheit auch für die Züchtung des politischen Freiheitsgefühls maßgebend sein wird. Dieses angeborene größere Freiheitsgefühl bildet aber einen der wichtigsten Charaktere aller jener Völker, welche in bezug auf die Züchtung der Famlien des primären und sekundären Talentes und Genies eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Neben dem verschiedenen Grade der Willensfreiheit und dem damit verbundenen Gefühl der politischen und individuellen Freiheit, spielen aber noch andere Qualitäten des Willens als Wurzelcharaktere des Talentes und Genies eine wichtige Rolle. Es ist dies die Energie des Willens. Die Energie des

Willens äußert sich in zwei verschiedenen Formen: in einer mehr langsamen aber dafür beharrlicheren, ein bestimmtes Ziel mit zäher Ausdauer anstrebenden Energie, mit den Nebenqualitäten, welche wir Fleiß und Geduld nennen und in einer mehr impulsiven und dann heftigeren aber auch schneller wieder erschlaffenden Energie. Die Züchtung dieser verschiedenen Formen der Willensenergie und der Grad derselben hängt ebenfalls teils vom Klima, teils vom Grade des Kampfes ums Dasein und der dadurch bedingten Beschäftigung des Volkes ab.

Wie die Naturgeschichte des menschlichen Geistes lehrt, gelingt die Hochzucht der Willensenergie nur im harten Kampfe ums Dasein, sei dies nun mit der Natur oder mit konkurierenden Mitgeschöpfen und kann auch nur durch Inzucht mit Individuen ähnlichen Charakters erhalten und weiter vererbt werden. Darum zeichnen sich alle niederen Stände und alle Völker des kalten oder mittleren Klimas und des Hochgebirges, wo der Mensch durch den härteren Kampf mit der Natur und den schärferen Konkurrenzkampf mit dem Menschen gezwungen ist, diesen Charakter besser zu züchten, durch die Hochzucht dieses Charakters aus. Schon die Alten nannten den Norden Europas, welcher in der Hervorbringung und Züchtung solcher sich durch Willenskraft und Energie und den damit zusammenhängenden kriegerischen Mut und Tapferkeit ausgezeichneten Völkerstämme ganz unerschöpflich schien, die „vagina gentium". Solchen Völkerstämmen wird ebenso wie den Familien der niederen im harten Kampfe ums Dasein gestählten Stände (des Bauern- und Handwerkerstandes), wenn sie dann in bessere günstigere geographische und soziale Klima-Verhältnisse gelangen, der strammgezüchtete energische Willen im Kampfe ums Dasein mit bereits willensschwach gewordenen, degenerierten Familien und Völkern von großen Vorteil sein. Dadurch kommt dann nicht nur die Züchtung der talentierten und genialen Familien in ein rascheres Tempo, sondern die Talente und Genies solcher Familien und Völker werden auch, solange das ererbte Kapital nicht aufgezehrt und verdorben ist, durch den Besitz dieses Charakters in besonderem Grade sich auszeichnen.

Gibt schon im Kampfe ums Dasein besonders in noch roheren Kulturzuständen die größere Willenskraft regelmäßig

den Ausschlag, so wird dieser Sieg außerordentlich unterstützt durch eine Nebenqualität dieses Charakters: durch die Zähigkeit und Ausdauer (Fleiß) im Verfolgen eines bestimmten Zieles. Der letztere Charakter ist besonders wichtig für den Fortschritt in höheren Kulturzuständen und spielt auch eine hervorragende Rolle in der Entwicklung der sekundären Talente und Genies.

Die Willensenergie verbunden mit dem Nebencharakter der Zähigkeit und Ausdauer wird aber vorzugsweise in dem Berufe des Ackerbauers und Seemanns gezüchtet und zwar in hervorragender Weise von jenen Ackerbauvölkern, welche diesen Beruf in einem gemäßigten Klima und im arischen Sinne betreiben.

Noch eine andere Varietät dieses Wurzelcharakters ist für die Züchtung des gesunden Talentes und Genies von Bedeutung. Es ist dies die feinere Hochzucht des für alle Vereinigungen des Menschen notwendigen Sozialwillens. Auch dieser Charakter ist keine Spezialität des Menschen allein und wir finden den Sozialwillen in seinen ersten Anfängen bei allen in Herden lebenden Tieren und bereits auf hoher Stufe ausgebildet bei den Ameisen und Bienen. In den Anfängen des menschlichen Kulturlebens beim Jäger und Hirten spielt noch der Sozialwille eine untergeordnete Rolle und beschränkt sich die Wirksamkeit desselben auf die allernächsten durch die Blutbande zusammengehaltenen Horden oder Sippen. Auf einer höheren Stufe der Züchtung umfaßt der Sozialwille bereits den ganzen Stamm und weiterhin die ganze Nation. Auf der höchsten idealen Stufe der Entwicklung sollte der Bergpredigt entsprechend der Wirkungskreis des Sozialwillens die ganze Menschheit umfassen.

Auch die Züchtung der verschiedenen Betätigung dieser Willensvarietät hängt in letzter Linie mit den Blutmischungsverhältnissen enge zusammen. Je enger die Inzucht ist, einen desto beschränkteren Kreis hat der Sozialwille für seine Betätigung. Für das enge Inzuchtblut bleibt jeder außerhalb der Horde, Kaste, des Stammes Stehende mehr oder weniger ein Feind oder wenigstens ein Fremder, für den sich der Sozialwille nicht zu betätigen hat. Je länger eine solche engere Inzucht nun gedauert hat, desto stärker ist wohl nach innen der Sozialwille tätig und desto größer ist aber auch die Abneigung

ihn nach außen zu betätigen. Darum sehen wir den Sozialwillen am kräftigsten in den kleinen Inzuchtstaaten des Altertums, z. B. in der griechischen Polis entwickelt. Durch Blutmischungen und Vereinigungen verwandter Stämme unter der Herrschaft einer Erobererschichte nimmt dann der Sozialwille einen größeren Kreis seiner Betätigung an, zugleich schwächt er sich aber auch in seiner Intensität ab. Dafür kommt nun immer mehr der Individualwille zur Geltung. In den gesunden Blütenzeiten des Kulturlebens hält sich Individual- und Sozialwille das Gleichgewicht, gewöhnlich mit einem kleinen Übergewicht des letzteren. Bald aber wird entsprechend der Züchtungstendenz des Kulturmenschen auch der Individualwille in das unharmonische Extrem gezüchtet und entwickelt sich nun zum krassen rücksichtslosen Egoismus, während der Sozialwille immer mehr sich abschwächt und fast ganz verschwindet. Es ist dies, wie wir später sehen werden, eines der charakteristischen Symptome der Degeneration der talentierten Familien und Kasten und muß naturgemäß mit dem Untergange derselben enden.

Wenn die Hochzucht des Sozialwillens auch vorzugsweise eine Aufgabe der Familien des primären Talentes und Genies ist und dieser Charakter in den primären Künsten von größerer Bedeutung ist als in den sekundären, so kann doch auch das sekundäre Talent und Genie nur dann etwas ersprießliches und für die Menschheit nützliches leisten, wenn es seine geistigen Impulse von einer sozialen Idee erhält und sich für den Gedanken begeistert, seine künstlerische Tätigkeit ganz in den Dienst seiner Kaste, seines Volkes oder Vaterlandes zu stellen und damit dem Wohle der Allgemeinheit zu nützen.

Die großen Talente und Genies aller Zeiten und aller Völker entstammen immer Kulturperioden, wo die Züchtung des Sozialwillens auf einer hohen Stufe stand und in denen es als etwas Selbstverständliches galt, daß der Individualwille sich immer dem Sozialwillen unterordne, ja daß selbst das höchste Opfer, welches vom Individualwillen gefordert werden kann, — das Opfer des Lebens — mit Freude für das Wohl der Allgemeinheit gebracht würde. Wir haben auch an dem historischen Schicksal der Talente und Genie aller Künste den besten Beweis, daß bezüglich der Betätigung des Sozialwillens bei den primären und sekundären Künsten

kein eigentlicher Unterschied herrscht. Nur darin besteht zwischen dem Talent und Genie in dieser Hinsicht ein Unterschied, daß der hochentwickelte Sozialwille beim Talente immer in den beschränkten Dienst der nationalen Idee gestellt wird, während in bestimmten Zeiten Genies zum Vorschein kommen, die den Sozialwillen auf eine besonders hohe Stufe erheben und entsprechend dieser hohen Entwicklung denselben in den Dienst der ganzen Menschheit ohne Rücksicht auf eine Kaste oder Nation stellen. Es sind dies die im I. Kapitel erwähnten kosmopolitischen Genies und kommen dieselben besonders in drei Künsten zur Erscheinung, in der Poesie, Religion und Philosophie. Dies geschieht aber, wie wir sehen können, immer erst in den Zeiten der höchsten Blüte einer Kulturepoche, ja meistens sogar erst in den Zeiten der beginnenden Degeneration derselben.

Ein anderer wichtiger Wurzelcharakter des Talentes und Genies ist die bessere Fähigkeit der Naturbeobachtung, das, was wir Orientierungsvermögen in der Natur nennen und das damit im Zusammenhang stehende Gedächtnis. Dieses Orientierungsvermögen ist entweder ein äußeres, durch die körperlichen Sinne vermitteltes, welches nur aus einfachen Sinneseindrücken hervorgeht oder ein inneres, wie es durch die Vergleichung und Verknüpfung mehrerer sinnlicher Eindrücke entsteht, wodurch dann der Mensch imstande ist, zusammengesetzte Vorstellungen, sogenannte Begriffe zu bilden. Beim Tier und beim Naturmenschen ist das äußere Orientierungsvermögen vorherrschend, wenn auch nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zugegeben werden muß, daß das Vermögen der Kombination und Schlußfolgerung aus der Vergleichung und Verbindung verschiedener Sinneseindrücke, also das was wir eben das innere Orientierungsvermögen nennen, tief in das Tierreich herabreicht. Beim Kulturmenschen ist dagegen das innere Orientierungsvermögen das Vorherrschende und auch das Wichtigere.

Wenn auch beim Naturmenschen die äußeren Sinne schärfer und unverdorbener sind, so hat es doch der Kulturmensch verstanden, diese Sinne durch die Kunst so zu unterstützen, daß alle natürliche Schärfe dadurch weit übertroffen wird. Aber nicht darin liegt seine Überlegenheit, sondern hauptsächlich in dem Vorteil, welchen ihm das innere Orien-

tierungsvermögen verleiht, die Dinge nicht nur äußerlich zu beobachten, sondern in das Wesen und den Zusammenhang der Dinge einzudringen. Dieser Charakter ist natürlich für jeden Kulturmenschen in bezug auf seinen Kampf ums Dasein von großer Bedeutung, er bildet aber ganz besonders für das Talent und Genie aller Künste einen Grundpfeiler des künstlerischen Handels. Es ist darum die fortwährende Übung und Steigerung des richtigen äußeren und inneren Orientierungsvermögens unbedingte Notwendigkeit für die Züchtung des Talentes und Genies. Aber das äußere und innere Orientierungsvermögen wäre fast wertlos ohne die Fähigkeit des Gedächtnisses. Zweifellos hängt auch diese Fähigkeit mit dem wichtigsten Wurzelcharakter — dem Willen — zusammen. Hirth[1]) nennt daher mit Recht diese Fähigkeit, Sinneseindrücke gut zu fixen, den Merkwillen und unterscheidet da verschiedene Varietäten desselben. Dieselben sind für die Züchtung des Talentes und Genies von ausschlaggebender Bedeutung und spielen in der spezifischen Erbschaftsmasse der talentierten und genialen Anlage zu den verschiedenen Künsten eine große Rolle.

Die Grundlage für die Erwerbung eines höheren Orientierungsvermögens bildet die bessere Gangbarkeit der Nervenapparate, die diese Fähigkeit vermitteln. Es sind dies in erster Linie die äußeren Sinnesorgane und jene Nervenzentren, welche dem Vorstellungsvermögen und der inneren Verbindung der Sinneseindrücke dienen und dieselben fixieren. Von den Sinnesorganen spielt hier die wichtigste Rolle das Auge und das Ohr. Aber es ist sicher, daß auch die übrigen Sinne, wenn auch oft weniger beachtet, ihren Teil dazu beitragen. Es ist einleuchtend, wie gerade für diesen Wurzelcharakter und seine Hochzucht die fortwährende intensive Übung einer langen Ahnenreihe in einer spezifischen Richtung von ausschlaggebender Bedeutung sein mußte und daß dabei die Erhaltung und Fixierung dieser Hochzucht durch engere oder weitere Inzucht stets eine unbedingte Notwendigkeit war.

Diese Erbschaftsmasse bezüglich des Merkwillens ist nicht nur sehr verschieden zwischen dem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen und dem Talente, sie ist bei jedem Talente wieder

[1]) Hirths Kunstphysiologie S. 49.

verschieden und erreicht in der Regel beim Genie den höchsten Züchtungsgrad. Während aber das Talent gewöhnlich nur eine gesteigerte Fähigkeit aufzuweisen hat, ist das Genie, wie Burckhardt sagt, sogar befähigt, den Dingen und Menschen diejenige Harmonie des Daseins anzumerken, welche in ihnen nach Anlage ihres Wesens sein sollte aber noch getrübt und für das Talent unkenntlich in ihnen lebt: „was in der Wirklichkeit zerfallen, zerstreut, bedingt ist, das ist das Genie imstande infolge dieser höheren Fähigkeit des gesteigerten Orientierungsvermögens als ganz vollkommen und frei darzustellen".

Jede Kunst hat bezüglich des Orientierungsvermögens und Merkwillens ihre besonderen Erfordernisse, welche wieder eine ganz spezifische Erbschaftsmasse von besserer Gangbarkeit gewisser motorischer und sensitiver Nervenbahnen und der damit verbundenen Vorstellungs- und Gefühlszentren voraussetzen. Das Herrscher-Talent bedarf z. B. einer ganz anderen Technik des Orientierungsvermögens und des Merkwillens als das religiöse Talent und das wieder eine andere als das malerische und musikalische Talent. Alle Künste aber, welche ihre Sinneseindrücke durch das Auge empfangen, stehen bei aller Verschiedenheit der Technik des Orientierungsvermögens doch in einem gewissen ursächlichen Zusammenhang und können sich daher gegenseitig unterstützen. Dagegen steht diejenige Kunst, die hauptsächlich auf das Ohr als Quelle seiner Eindrücke angewiesen ist — die Musik — fast isoliert da und wird durch keine andere Beanlagung unterstützt. Die Musik ist daher auch bezüglich dieses Wurzelcharakters von der Natur stiefmütterlich behandelt und erklärt sich auch darum die große Schwierigkeit der Züchtung der musikalischen Erbschaftsmasse und der Talente und Genies in dieser Kunst.

Es ist dies besonders für die ersten Anfänge der Züchtung des musikalischen Talentes der Fall. Auf einer höheren Stufe der Züchtung hat aber der Merkwille bezüglich des Ohres gegenüber dem Auge auch wieder seine Vorteile. Während nämlich beim Auge und seinen Sinneseindrücken die Masse derselben oft geradezu erdrückend, zerstreuend, lähmend für das Apperzeptionsvermögen wirken kann und dadurch die künst-

lerische Konzentration leichter gestört wird (wozu noch kommt, daß eine Flucht vor diesen einstürmenden und schädigenden Eindrücken hier viel schwerer möglich ist), hat es das musikalische Ohr leichter, sich solchen Nachteilen zu entziehen. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, daß bei unserem größten musikalischen Genie sogar durch das vollständige Aufhören der diesbezüglichen Sinneseindrücke infolge einer Taubheit die innerliche musikalische Konzentration geradezu gesteigert und vertieft worden ist.

Je höher gezüchtet das Orientierungsvermögen wird, desto notwendiger ist für die Erhaltung dieser Hochzucht die fortwährende Übung desselben. Eine solche Übung und Steigerung dieses Wurzelcharakters ist aber nur möglich entweder im fortwährenden Umgang und Berührung mit der Lehrmeisterin Natur oder unter dem Einfluß eines spezifisch künstlerischen Milieus (z. B. des musikalischen Hauses). Andererseits kann aber die feinere Gangbarkeit der Sinnesnerven und des inneren Orientierungsvermögens nur in einer engeren Inzuchtkaste also in den oberen Ständen eines Volkes erworben und in der Erbschaftsmasse fixiert werden. Diese Stände sind aber infolge der engeren Inzucht nach wenigen Generationen immer der Gefahr ausgesetzt, geistig zu erstarren und durch ihre Lebensweise körperlich zu degenerieren. Dadurch werden die oberen Stände im Verlaufe von Generationen aber immer unfähiger, in den Geist der Natur einzudringen. Aus diesem Grunde ist es für die Züchtung des Talentes und Genies in den oberen Ständen so wichtig, daß die in denselben herrschende Inzucht keine zu exklusive werde, sondern dem Blute, welches noch mit natürlichem gesundem, wenn auch nicht hochgezüchtetem Orientierungsvermögen versehen ist, der Zugang zu den oberen Ständen stets geöffnet bleibt. Das ist auch dort, wo die Züchtung des Talentes und Genies im regelmäßigen Gange ist, immer der Fall und wir können statistisch nachweisen, daß das Talent und Genie gewöhnlich mit einem Teile seiner Ahnen der letzten 5—7 Generationen in einem Stande wurzelt, wo noch das natürliche Orientierungsvermögen unverdorben erhalten und der Kontakt mit der Natur ein inniger und permanenter ist. Ob dieser Kontakt mit der Mutter Natur durch die väterlichen oder mütterlichen Ahnenreihen hergestellt wird,

bleibt sich gleich, wichtig ist nur, daß das Talent, besonders aber das Genie bei seiner Züchtung, wie Antäus wenigstens mit einem Fuße in innigem Kontakt mit der Mutter Natur bleibt.

Ein sehr wichtiger Charakter des echten Talentes und Genies ist die Wahrheitsliebe. Da wahr nur das ist und sein kann, was mit den ewigen Naturgesetzen in Harmonie steht, so bedarf eben besonders das Genie des hochgezüchteten Orientierungsvermögens, da es nur dadurch befähigt wird, die Wahrheit in der Natur richtig zu erkennen.

In enger Verbindung mit dem Orientierungsvermögen und seiner Hochzucht steht ferner derjenige geistige Charakter, den wir Phantasie nennen. Welche Rolle diese Fähigkeit in der Arbeit des Talentes und Genies spielt, braucht hier nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Wir wissen heute nach den geistreichen Auseinandersetzungen Taine's und Buckle's, daß der landschaftliche Charakter eines Landes einen großen Einfluß auf die künstlerische Einbildungskraft eines Volkes ausübt. Wir wissen aber auch, daß besonders Buckle diesem Einfluß einen zu großen Spielraum zugeschrieben hat. Gewiß bestimmen äußere landschaftliche Verhältnisse die Farbe und Richtung der Phantasie eines Volkes, ebenso wie das soziale Milieu, in der ein Künstler aufwächst und schafft, seine Kunstrichtung einigermaßen beeinflussen wird. Doch auch bei der Phantasie, wie bei jeder geistigen Fähigkeit, ist das Wichtigste neben der angeborenen Beanlagung die Übung dieses Organes und die Erhaltung der durch die Übung gesteigerten Fähigkeit durch engere Inzucht.

Derselbe griechische Himmel hat sich über die großen Künstler des Perikleischen Zeitalters und über die Bewohner Griechenlands nach Christi Geburt gewölbt, und welch ein Kontrast in bezug auf die künstlerische Betätigung der Phantasie! Nur in dem von Hause aus gut beanlagten Volke der Griechen mit ihren zahlreichen kleinen Inzuchtherden, wie sie in den Zwergstaaten und griechischen Kolonien gegeben waren, konnte diese zarte Knospe Phantasie zu einer so herrlichen Blume sich entwickeln, wie sie uns die griechischen Künstler jeder Richtung darbieten. Nur dort gab es ungestört vor ungünstiger Blutmischung eine Reihe künstlerisch beanlagter Familien, wo durch viele Generationen das Orientierungsvermögen und die bessere

Gangbarkeit der diesbezüglichen künstlerischen Ganglien in steter Übung und durch Inzucht auf gleicher Höhe erhalten wurde. Als die üblen Folgen der Inzucht sich endlich auch hier einstellten, als dieser Schutz wegfiel und fortwährende Vermischung mit fremdem barbarischem Blute eintrat, verschwanden auch die gezüchteten Kunstganglien, welche allein für die Schönheit der umgebenden Natur empfänglich waren. Daß für die Züchtung der Phantasie die Inzucht und Übung des Orientierungsvermögens wichtigere Faktoren sind, als ein schöner Himmel und ein glückliches Klima, beweist uns z. B. die phantastische Ader, die in den Bewohnern der Insel Island vorhanden ist. Es soll damit nicht bestritten werden, daß die Beschäftigung des Menschen, seine Lebensweise, seine Nahrung, besonders aber der Kampf mit der Natur und das Klima einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Farbe der Phantasie eines Volkes hat. Aber es darf daneben auch nicht der Rassenanlage dieses nicht minder wichtigen Faktors vergessen werden.

Der Einfluß des landschaftlichen Milieus auf die Phantasie eines Volkes zeigt sich am auffallendsten in derjenigen Kunst, wo die Phantasie die größte Rolle spielt: in der Religion. Wir können heute noch nach vielen Wandlungen und gegenseitigen Beeinflussungen in den meisten Religionen der alten Kulturvölker den Einfluß des landschaftlichen Milieus deutlich in der Grundfärbung derselben nachweisen. Ja selbst bei einem veränderten Milieu sind wir nicht selten gerade in der religiösen Kunst, die bei allen Inzuchtvölkern äußerst konservativ ist, in der Lage, sichere Schlüsse auf das frühere landschaftliche Milieu zu ziehen, wenn die Religion noch deutliche Spuren des Einflusses anderer klimatischer Verhältnisse erkennen läßt (wie dies z. B. bei der Religion der Inder der Fall gewesen ist).

Neben diesen Wurzelcharakteren spielen in der Erbschaftsmasse des Talentes und Genies eine nicht minder wichtige Rolle die ererbten Gefühle. Entsprechend unserer Einteilung der Künste in primäre und sekundäre können wir auch bei den Gefühlen diese Einteilung beibehalten und sprechen daher von primären Gefühlen, d. h. von solchen, die zur Züchtung der primären Künste notwendig sind und von sekundären Gefühlen, welche die vorwiegende künstlerische Erbschaftsmasse bei

der Züchtung des sekundären Talentes und Genies bilden. Zu den ersten gehören die sogenannten altruistischen sozialen Gefühle, das sittliche und das Pflichtgefühl, das religiöse Gefühl, das Gefühl für Recht und Billigkeit, Vaterlandsliebe, Loyalitätsgefühl etc. Zu den sekundären Gefühlen zähle ich alle spezifischen künstlerischen Gefühle, das rhythmische und musikalische Gefühl, das Gefühl für Farbenharmonie und Proportion etc.

Wir nehmen heute an, daß die vererbten Gefühle dadurch sich bilden, daß durch eine lange Reihe von Generationen fortwährend gleiche oder ähnliche Vorstellungen durch äußere Sinneseindrücke hervorgerufen werden, die dann ähnlich den automatischen Schutzbewegungen der Muskeln nach und nach aus dem Gebiet des Bewußten in das des Unbewußten, Instinktiven herabsinken und als solche ebenso sicher vererbt werden, wie alle anderen tierischen Instinkte. Natürlich hängt dieser Vorgang von der Intensität der Übung dieser Vorstellungen von dem Grade der Inzucht und Auslese ab, welche in einer Kaste, in einem Volke durch kürzere oder längere Zeit geherrscht hat. Die Grundlage aller menschlichen Gefühle ist das sozial-moralische Gefühl. Sind die früher genannten Urtriebe, welche auch den Menschen beherrschen, der Wasserkraft zu vergleichen, welche die Turbine der menschlichen Organisation in Bewegung erhält, so können wir die nun zu besprechenden Wurzelgefühle die Schwungräder nennen, durch die alle künstlerischen Handlungen des Menschen in zweiter Linie angeregt und in Tätigkeit erhalten werden.

Das sozial-moralische Gefühl hängt innig mit der Züchtung des Sozialwillens, welchen Wurzelcharakter wir schon besprochen haben, zusammen und gilt das dort Gesagte auch für das sozial-moralische Gefühl. Doch haben wir hier noch einige Bemerkungen nachzutragen. Es unterliegt heute keinem Zweifel, daß nur der hochgezüchtete und außerordentlich festfixierte Sozialwille, der Geselligkeitstrieb, dem Naturmenschen den scharfen Kampf mit der Natur und die endgültige Erringung der dominierenden Stellung im Tierreich ermöglichte. Darum war seit ungezählten Jahrtausenden die Hochzucht der sozialen Gefühle der wichtigste Faktor im Kampfe ums Dasein der Horde, des Stammes. Schon darum war auch das einzige Züchtungsmittel hierzu — die engere oder weitere Inzucht in der Horde oder

dem Stamm —, die unbedingt nötige Voraussetzung, wie wir dies ja auch bei den Tierstaaten sehen, welche diese Gefühle auf eine hohe Stufe gezüchtet haben (Ameisen, Bienen).

Wenn ich hier von sittlichen oder sozial-moralischen Gefühlen rede, so meine ich darunter nicht jene kompliziertere Moral, das spätere Kunstprodukt des religiösen Talentes einer höheren Kulturperiode, wie sie von den Priesterkasten aller Zeiten und Völker hervorgebracht und als Richtschnur für die Lebensführung der Völker aufgestellt wurde, sondern die einfachen natürlichen sozialen Gefühle, wie sie zum Bestande jeder sozialen menschlichen Vereinigung notwendig sind. Ich habe bereits hervorgehoben, daß in den großen Zügen diese sozialen Grundmauern bei allen Sippen, Stämmen, Völkern und Rassen, mögen dieselben auch auf der verschiedensten Kulturstufe stehen, sich sehr ähnlich sind und die Unterscheidung hauptsächlich in dem Umfange liegt, in welchem diese sozialen Wurzelgefühle ihre Anwendung finden.

Wie bereits im vorigen Kapitel bemerkt wurde, haben die sozial-moralischen Gefühle entwicklungsgeschichtlich mit dem religiösen Gefühl gar nichts zu schaffen und sind dieselben zweifellos in der Entstehung ungleich älter, darum auch fester fixiert und im ganzen Menschengeschlecht gleichmäßiger verbreitet. Die Verquickung derselben mit religiösen Geboten hat der Hochzucht derselben zuweilen geradezu zum Schaden gereicht, da man nun zum Glauben kam, man könne diese an und für sich für jede menschliche Gesellschaft nötigen Gefühle und Sitten aufgeben, wenn man die Religion aufgibt, welche diese sozial-moralischen Gebote gleichsam als zu ihrem Bestand gehörig bezeichnet hat. Aber im großen und ganzen lehrt uns doch die Geschichte, daß das sozial-moralische Gefühl bei allen Völkern durch die Religion in der Regel eine starke Stütze gefunden hat.

Dieser günstige Einfluß der Religion auf die sozial-moralischen Gefühle wurde aber weniger durch den Kultus, durch die sogenannte äußere Religion, sondern stets nur durch die innere, welche eben in einer sozial-moralischen Vervollkommnung und Vertiefung unter dem stärkenden Einfluß einer Gottesidee besteht, bewirkt.

Wir müssen also das sozial-moralische Gefühl, besonders

wenn es durch das religiöse Gefühl auf eine höhere feinere Stufe der Entwicklung gehoben wurde, als die natürliche und zugleich älteste Grundlage jeder kulturellen menschlichen Handlung, also auch jeder echt künstlerischen Tat bezeichnen. Entsprechend der naturgeschichtlichen Aufgabe des menschlichen Talentes und Genies der geborene Führer der Menschheit auf allen Gebieten des Kulturlebens zu sein, muß schon darum allein jede künstlerische Tat des Talentes und Genies in diesem wichtigen Wurzelcharakter seine ausschlaggebendste Triebfeder besitzen. Dies ist auch, wie uns die Lebensgeschichte der Mehrzahl der hervorragenden Talente und Genies beweist, regelmäßig der Fall und besonders trifft dies beim gesunden positiven schöpferischen Genie zu. Wo wir diesen Wurzelcharakter vermissen, ja gerade das Gegenteil vorfinden, haben wir es entweder mit einem negativen pathologischen Genie oder mit degenerativen Zuständen der talentierten und genialen Familien zu tun.

Für die Höhe der Züchtung des sozial-moralischen Gefühls in einem Stamme, einem Volke ist besonders der Grad des Kampfes ums Dasein mit der Natur von großer Bedeutung, da in einem solchen Stamme, soll er den Kampf ums Dasein gut bestehen, gerade die gegenseitige Hilfe ein sehr wichtiger Faktor ist. Denn je besser die einzelnen Mitglieder einer Sippe, eines Stammes zusammenhalten, je prompter sie innerhalb der sozialen Vereinigung die sozialen Gefühle betätigen, sei dies nun gezwungen durch unbewußte Nachahmung, Sitte, innerlichen Trieb oder aus bewußter Überzeugung, desto sicherer ist die Sippe oder der Stamm imstande, den Kampf ums Dasein mit der Natur oder mit anderen um den Raum oder die Macht konkurrierenden Stämmen zu bestehen. Es liegt also in diesem Charakter eine Ursache der natürlichen Zuchtwahl und Auslese der Sippen und Stämme. Die in der Erfüllung des sozial-moralischen Pflichtenkodex sich auszeichnenden werden siegreich sein und am Leben bleiben, während die diesbezüglich laxeren der Ausmerzung und Überschichtung unterliegen. Dies ist die Naturzüchtung des sozial-moralischen Gefühls. Erst auf einer höheren Stufe der Kultur, wie sie durch den Ackerbau möglich ist, beginnt dann die feinere Züchtung dieses Gefühls, wo dann neben der engeren Inzucht in den oberen Kasten auch Erziehung und

Milieu sehr wichtige Faktoren der Züchtung bilden. Man kann aus der Züchtung der sozialen Moral das allgemeine Gesetz ableiten, daß, je näher noch die Menschen der Natur stehen, je kleiner der Inzuchtkreis ist, innerhalb welchem die Vererbung und Fixierung der sozialen Gefühle stattfindet, desto sicherer, instinktiver wird der wenn auch noch kleine sozial-moralische Pflichtenkodex erfüllt. Je weiter sich der Mensch durch die Kultur von der Natur entfernt, je größer der Kreis wird, auf den der Pflichtenkodex Anwendung finden soll, je größer die Blutmischung ist, desto feiner aber auch desto schwächer wird im allgemeinen der kategorische Imperativ — die angeerbte sozial-moralische Erbschaftsmasse — gefühlt, desto notwendiger muß dann das von Hause aus immer schwächer werdende Kollektiv-Bewußtsein durch staatliche religiöse und philosophische Imperative gestützt werden.

Die Zahl der staatlichen und religiösen sozialmoralischen Gesetze steht daher immer in umgekehrtem Verhältnis zur Stärke des angeborenen und im Volke hochgezüchteten sozial-moralischen Gefühls und der dadurch bedingten kategorischen Imperative und im geraden Verhältnis zur Hochzucht des Individual-Bewußtseins. Je mehr die Herrschaft des Egoismus zunimmt, desto notwendiger werden die Schranken, welche die Exzesse desselben einzudämmen die Aufgabe haben, desto notwendiger wird die sozialmoralische Gesetzgebung.

Wie wir dies bei der Hochzucht aller menschlichen Charaktere beobachten können, geschieht dieselbe zuerst in einer engeren aus dem Volke sich abzweigenden Inzuchtkaste und zwar bei der politisch führenden Kaste eines Volkes.

Hier treffen wir überall zuerst auf die feinere Hochzucht des sozial-moralischen Gefühls. Der Unterschied in der Hochzucht dieses Gefühls zwischen dem Adel und Volke ist auch in solchen Zeiten regelmäßig ein großer, wie wir dies z. B. bei den Griechen und Römern beobachten können. Aber in diesen Kasten tritt auch zuerst die sozial-moralische Erstarrung und weiterhin die Degeneration ein. Das hart arbeitende Volk, das der Natur stets näher bleibt, erhält sich auch in der Regel seine sozial-moralische Erbschaftsmasse unverdorbener und ist auch

in bezug auf die Züchtung des Individual-Bewußtseins vor dem diesbezüglichen schädlichen Einfluß des Reichtums und Luxus sicherer. Solange dieser natürliche Fond des sozial-moralischen Gefühls im Volke vorhanden ist, kann stets durch die aus demselben in die oberen Stände aufsteigenden Familien eine sozial-moralische Regeneration dieser Stände stattfinden. Dringt aber die Degeneration des sittlichen Gefühles auch in das Volk, dann ist eine sozial-moralische Regeneration überhaupt nicht mehr möglich und das Volk muß vom Schauplatze der Kulturgeschichte verschwinden. Die wichtigste Folge bei der Degeneration des sozial-moralischen Gefühls in den oberen Ständen ist aber die, daß stets paralell im gleichen Verhältnis mit dieser Degeneration eine Abnahme der wirklichen Talente und Genies in allen Künsten zu beobachten ist, weil eben das sozial-moralische Gefühl die tiefste Grundlage jedes gemeinnützlichen, also auch des echten künstlerischen Handelns ist.

In der Naturgeschichte des sittlichen Gefühls und der damit zusammenhängenden Moral aller Kulturvölker können wir stets den großen Kampf der zwei Hauptgegensätze beobachten, die sich immer wie zwei feindliche Pole entgegenstehen und nur in einem mittleren Grade zur ausgleichenden Ruhe kommen können. Es ist dies eben der Kampf des das Wohl der Allgemeinheit (sei dies nun Familie, Sippe, Stamm, Nation) anstrebenden Sozial-Willens mit dem antisozialen, das rein individuelle, das ausschließliche Wohl der Einzeln-Persönlichkeit im Auge habenden Egoismus. Darauf beruht der uralte und stets neue Kampf des guten und bösen Prinzipes und bildet dieser Gegensatz die Grundlage aller politischen, religiösen und wirtschaftlichen Kämpfe. Mit dem jeweiligen Sieg und der Herrschaft eines dieser beiden Prinzipien hängt das Schicksal einer Kaste eines Volkes innig zusammen. Die Geschichte aller Kulturvölker lehrt uns, daß in allen Blüteperioden der talentierten und genialen Familien das sozial-moralische Prinzip das Übergewicht gehabt oder wenigstens in harmonischer Entwicklung mit dem Egoismus gestanden hat, wogegen das Überhandnehmen des Egoismus, sei dies nun in bezug auf das Einzelnindividuum oder eine Kaste, stets den Verfall zur Folge gehabt hat. Eine

egoistische Herrenmoral im Sinne Nietzsche's könnte nur auf einer niederen Kulturstufe durch die schärfsten Mittel längere Zeit aufrecht erhalten werden. In höheren Kulturzuständen ist ein solcher Kastenegoismus eine Unmöglichkeit geworden und eine darauf gegründete Herrschaft wäre sicher nur von sehr kurzer Dauer.

Was die Vererbung dieses für die Talentzüchtung so wichtigen Wurzelcharakters betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auf den niederen Kulturstufen diesbezüglich der väterliche Anteil der überwiegende ist, da dieser Charakter ja hauptsächlich im Kampfe ums Dasein der Sippe oder Horde von den Männern gezüchtet werden muß. Aber auf den höheren Stufen des Kulturlebens ist es wahrscheinlich, daß bei der Hochzucht der feineren Nuancen dieses Wurzelcharakters der mütterliche Anteil ein immer größerer wird. Häufig sehen wir, daß auf den höheren Stufen des Kulturlebens, wenigstens bei den arischen Kulturvölkern, der Frau die Pflege des feineren sozial-moralischen Gefühls zukommt. Besonders können wir diese Hochzucht der feineren Variationen des sozial-moralischen Gefühls durch die Frau bei jenen Völkern beobachten, bei denen die monogame Ehe vorherrschend ist, also das Weib an sich eine höhere Stellung einnimmt.

Auch die Degenerationszeiten der Völker und Kasten beweisen uns, daß der Anteil der mütterlichen Erbschaftsmasse und ihr Einfluß auf die Entwicklung und Züchtung des sozial-moralischen Gefühls ein sehr großer ist. Wir können nämlich beobachten, daß eine Degenerationsperiode erst dann anfängt saftig in die Halme zu schießen, wenn sie auch das weibliche Geschlecht in hervorragender Weise ergreift. Erst wenn das Weib der guten Sitte den Rücken kehrt, dann ist die Familie und damit die Kaste oder der Staat dem sicheren Untergang geweiht.

Darum ist auf einer höheren Kulturstufe die Stellung des Weibes in der sozialen Genossenschaft stets einer der wichtigsten Faktoren für die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies und damit für den Kulturfortschritt überhaupt gewesen. Ratzenhofer sagt diesbezüglich: „Wenn wir auf alle bekannten Kulturzustände blicken, so ergibt sich, daß immer das Weib — mochte es die erste Sittlichkeitsstütze im Mutterrecht, die haustragende Sklavin

im Stamme, die ordnende Hausfrau des zu ihr aus dem öffentlichen Leben fliehenden Griechen und Römers oder die mitzubestimmende Hausehre des Germanen sein — die Stütze für die Entwicklung des sozial-moralischen Gewissens war. Wurzelnd in der Mutterschaft und den Pflichten derselben und in ihrer unscheinbaren aber an Wichtigkeit alles überbietenden Sorgfalt für den Hausvater war dieser Einfluß stets die Triebfeder für allen sittlichen Fortschritt".[1])

Als Niederschlag im Unbewußten bildet sich infolge der durch ungezählte Generationen geübten Betätigung des Sozial-Gefühls ein anderes Gefühl, welches wir gleichsam als sozial-moralische Triebfeder bezeichnen können; es ist dies das Pflichtgefühl. Man kann das Pflichtgefühl als jenen menschlichen Charakter definieren, „welcher das sozial Sein-Sollende innerhalb jeder menschlichen Genossenschaft verbürgt und wie kein anderer Charakter geeignet ist, die Gesellschaft der Harmonie der naturgesetzlichen Entwicklung zu nähern".

Ist nun das Pflichtgefühl schon ein notwendiger Sporn für die gewöhnliche Tätigkeit der Mitglieder einer sozialen Vereinigung, so ist dies um so mehr notwendig bei der viel schwierigeren und gefährlicheren künstlerischen Tätigkeit des Talentes und Genies. Die Biographien der hervorragenden Talente und Genies aller Zeiten belehren uns auch, daß dieser Charakter stets bei ihnen in auffallender Weise vorhanden war. Wir haben sogar zahlreiche Beispiele, daß gerade dieser hochgezüchtete Charakter es ist, welcher das Talent und Genie veranlaßt, das Opfer des höchsten Gutes, der Gesundheit, ja selbst des Lebens auf dem Altare des Gemeinwohles darzubringen. Auch dieser Charakter wird in seinen Wurzeln am sichersten und intensivsten in den zwei wichtigsten Berufen der Kulturmenschheit, im Ackerbau- und Seemannsberufe gezüchtet. Denn nirgends straft sich die Pflichtversäumnis fühlbarer und ist dieselbe zum Gedeihen und der Sicherheit des Sozialgebildes so notwendig, wie in diesen beiden Berufen.

Nächst dem Pflichtgefühl spielt für die Züchtung des Talentes in jeder Kunst eine wichtige Rolle das religiöse Gefühl. Ich habe

[1]) Ratzenhofer, Ethik 147.

die Entwicklungsgeschichte dieses Gefühls im vorigen Kapitel bereits ausführlich besprochen. Hier sei nur erinnert, daß besonders im Anfange des Kulturlebens der Menschheit dieses Gefühl für die Züchtung der Gefühle der sekundären Künste von außerordentlicher Bedeutung war. Bei allen talentierten und genialen Völkern sehen wir auch in ihren ersten Entwicklungsperioden dieses Gefühl in besonderer Weise gezüchtet und es werden häufig eigene Kasten gebildet, wo das religiöse Gefühl seine Hochzucht erfährt. Wir können auch aus der Naturgeschichte der meisten primären und sekundären Künste sehen, wie sehr dieses Gefühl im Anfange der Entwicklung derselben dazu beitrug, diese Künste zu fördern und wie dieses Gefühl das ganze soziale, politische und künstlerische Handeln der jungen Kultur-Völker durchdrang. Dies war im Altertum schon darum mehr der Fall, weil jede Religion eine nationale und darum mit dem Staatswesen organisch verbunden war. Wenn auch die christliche Religion als kosmopolitische Religion nicht mehr in diesem Sinne die sekundären Talente und Genies beeinflussen konnte, so ist doch, solange das religiöse Gefühl überhaupt lebhaft war, der anregende Einfluß desselben auf die sekundären Künste stets sehr groß gewesen.

Auch die spezifischen Gefühle für die sekundären Künste, wie z. B. das Gefühl für Rhythmus, für Proportion, für Farbenlehre, für Harmonie der Farben und Töne etc. reichen in ihren ersten Anfängen tief in das Tierreich hinab und sind schon beim Naturmenschen sehr ausgesprochen vorhanden. Aber zu einer höheren Züchtung derselben kommt es nur dann, wenn der Mensch die schwierigen Anfänge des Kulturlebens bereits hinter sich hat. Da die Züchtung dieser Gefühle kein so notwendiges Bedürfnis ist, wie die zur Gründung einer sozialen Genossenschaft notwendigen primären Wurzel-Gefühle, so ist es erklärlich, daß selbst Kulturvölker auf einer bereits höheren Stufe die Hochzucht dieser Gefühle zuweilen vernachlässigten oder nur einzelne derselben mit besonderer Vorliebe züchteten. Es hängt das wiederum mit der ursprünglichen Rassenanlage und dem Einfluß des landschaftlichen Milieus und Klima zusammen, und natürlich auch mit der Art und Weise des Kampfes ums Dasein.

Bei der großen Empfindlichkeit dieser spezifischen Erbschaftsmasse und bei dem bedeutenden Unterschiede, der dies-

bezüglich zwischen Rassen, Nationen und Kasten besteht, ist für die Entwicklung dieser künstlerischen Gefühle in den Anfängen des Kulturlebens besonders der Umstand wichtig gewesen, ob es einem Volke zufolge seiner geographisch geschützten Lage möglich war, die Zucht dieser Gefühle rein von einem anderm Blute, das in dieser Beziehung noch auf einer tiefen Zuchtstufe stand oder dieser Gefühle ganz entbehrte, zu erhalten. Nur in einem Volke, welches seßhaft geworden und seine höher gezüchtete künstlerische Erbschaftsmasse gegen die Vermischung mit dem Blute roher Nomadenvölker zu schützen wußte, konnte endlich nach und nach durch die engere Inzucht in Kasten und Zünften eine derartige Höhe der künstlerischen Gefühle und der besseren Gangbarkeit der dazu gehörigen motorischen Nervenbahnen erreicht werden, daß nun die Züchtung von sekundären Talenten und Genies, also die Erhebung des Handwerkes zur Kunst möglich wurde.

Wenn wir bei der Erbschaftsmasse der Hochzucht der Wurzelcharaktere angenommen haben, daß dieselbe hauptsächlich von dem männlichen Geschlechte erworben und dieselben darum auch in der väterlichen Erbschaftsmasse prävalieren, so ist dies bezüglich der Erbschaftsmasse der Wurzelgefühle nicht in diesem Maße der Fall. Hier spielt sicher von früh an die mütterliche Erbschaftsmasse als die vorwiegende Domäne der Gefühlszucht eine viel wichtigere Rolle. Besonders auf höheren Kulturstufen überwiegt, wie wir deutlich sehen können, hier regelmäßig die mütterliche Erbschaftsmasse und steigt daher die Wichtigkeit des mütterlichen Anteils in der gemeinsamen Erbschaftsmasse im Verhältnis mit der Höhe des erreichten Kulturzustandes. Diese große Wichtigkeit des Gefühlslebens für die Erbschaftsmasse des sekundären Talentes und Genies wird zwar in den Perioden der vorwiegenden Herrschaft des Verstandes gewöhnlich geleugnet und damit auch das Prävalieren der mütterlichen Erbschaftsmasse angezweifelt. Bei der Wichtigkeit dieser Frage für die Naturgeschichte der Züchtung der sekundären Talente und Genies ist es darum notwendig, daß wir der Hochzucht der Gefühlsseite beim weiblichen Geschlechte kurz noch einige Aufmerksamkeit zuwenden.

Wir wissen heute, daß die Hauptwurzel aller tierischen und menschlichen Gefühle in dem Muttergefühle, also in dem

Verhältnisse zwischen Mutter und Kind zu suchen ist und daß aus dieser Wurzel und dem damit in Zusammenhang stehenden Geselligkeits- und Geschlechtstriebe alle anderen Gefühle ihren Ursprung genommen haben. Schon daraus ergibt sich die dominierende Rolle, welche das weibliche Geschlecht in der Züchtung der Gefühle an sich im ganzen Tierreich einnimmt. Als der Mensch sich von der Natur zu emanzipieren versuchte und den Weg der Kultur betrat, konnte dieses nur geschehen durch eine Änderung des Geschlechtslebens und des wirtschaftlichen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Jetzt mußte der Mann „im Schweiß des Angesichtes" arbeiten, um Weib und Kind zu ernähren; dafür mußte das Weib dem Manne wirtschaftlich untertänig werden. Diese Veränderung wurde hauptsächlich herbeigeführt durch die Einführung des Vaterrechtes und durch die Errichtung engerer Inzuchtfamilien und Kasten. Dadurch hat der Mann das Weib erst gezwungen, zu ihm in ein größeres wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis zu treten, als dies im Naturzustande bei den Geschlechtern der Fall gewesen war. Alles das hatte zur Grundlage diejenige soziale Einrichtung, die wir als den Embryo aller kulturellen sozialen Vereinigungen ansehen: nämlich die Gründung der Familie.

Durch die größere wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne wurde das Weib fast ganz auf das Geschlechtsleben und die damit verbundene mütterliche Sorge für die Kinder, kurz auf das Gebiet des Gefühlslebens beschränkt und dem harten und verstandeszüchtenden Kampfe ums Dasein entzogen.

So wurde die Zucht des Gefühlslebens, besonders der feineren Qualitäten desselben immer mehr die spezifisch weibliche Domäne und je höher die Kultur stieg, eine desto wichtigere und intensiver wirkende Waffe wurde dieser hochgezüchtete Charakter für den Kampf des Weibes um seine Stellung im Kulturleben selbst. Nicht nur die Hochzucht der Mutter- und Kindesliebe, die edlere Form der Geschlechtsliebe und alle damit zusammenhängenden feineren Nuancen des Gemütslebens, sondern auch alle anderen feineren und höher gezüchteten künstlerischen Gefühle überhaupt sind in ihren ersten Anfängen durch das Weib angeregt und auf ein durch dasselbe veredeltes und in eine

höhere Atmosphäre gehobenes Geschlechts- und Familienleben zurückzuführen. Darum war es gerade für die ersten Anfänge des Kulturlebens eines Volkes, besonders aber für die Züchtung derjenigen Talente und Genies, für welche bestimmte hochgezüchtete Gefühle die wichtigste Erschaftsmasse bilden, von so ausschlaggebender Bedeutung, welche Stellung die Frau in der Familie einnahm, weil davon in erster Linie die Hochzüchtung des Gemütslebens und der feineren künstlerischen Erbschaftsmasse zusammenhing. Die Züchtung dieser Gefühle mußte natürlich in der monogamen Ehe besser vor sich gehen, weil durch die monogame Ehe allein schon das Weib, wenn es sozial auch sonst noch niedrig stand, höher gewertet wurde und auch sein Einfluß auf das Gefühlsleben des Mannes ein größerer sein mußte. Wenn infolge der zweielterlichen Vererbung auch das männliche Geschlecht sich auf einer höheren Stufe der Kultur bei der Hochzüchtung gewisser Gefühle, wie z. B. der Vaterlandsliebe, der Treue, der Gerechtigkeitsliebe etc. beteiligte, so blieb also doch das weibliche Geschlecht und sein Gemütsleben für alle Kulturstufen die wichtigste Hauptquelle der feineren künstlerischen Gefühle und ihrer Hochzüchtung. Erst auf einer schon sehr hohen Kulturstufe sehen wir bei Völkern, bei denen unter dem Einfluß einer engeren Inzucht durch eine lange Reihe von Generationen das Gefühlleben an sich bereits einen höheren Grad erreicht hat, eine männliche Gefühlsblüte von besonderem Charakter entstehen: die Freundschaft. Doch ist dieses Gefühl, so sehr es im Leben einzelner Talente und Genies oft von Bedeutung war und gerade im Kulturleben des genialsten Volkes eine wichtige Rolle gespielt hat, für die Züchtung der künstlerischen Erbschaftsmasse im allgemeinen ohne bedeutenden Einfluß geblieben. Ich habe wohl im I. Kapitel darauf hingewiesen, wie wichtig für das junge Genie in den künstlerischen Flegeljahren die tüchtige Leitung eines väterlichen Freundes ist, um dasselbe vor den Gefahren der Abirrung vom Wege des Sein-Sollenden abzuhalten. Viel größer und wichtiger aber ist für die ersten zehn Kinderjahre doch immer der Einfluß der Erziehung einer Mutter, welche zu der wichtigen künstlerischen Erbschaftsmasse der Gefühle, die sie dem genialen Sohne mitzugeben in der Lage war, es auch noch versteht, diese Gefühlsanlagen richtig zu leiten und zu entwickeln.

Das erklärt uns auch die Tatsache, daß das Genie so häufig geistig zu seiner Mutter sich besonders hingezogen fühlt und gewöhnlich ein sehr intimes Verhältnis zwischen beiden besteht, weil das Genie das ganz richtige Gefühl hat, daß nicht nur die mütterliche Erbschaftsmasse derjenige Stollen ist, aus dem ihm die besten Quellen für sein künstlerisches Handeln und Fühlen zufließen, sondern daß auch der Einfluß der mütterlichen Erziehung und das von dem feinen künstlerischen Gefühle derselben durchtränkte Milieu des väterlichen Hauses einen sehr wichtigen Faktor in der Entwicklung seiner Anlagen gebildet hat. Besonders ist dies bei den Talenten und Genies jener Künste der Fall, wo das Gefühlsleben und die diesbezügliche Erbschaftsmasse weitaus den wichtigeren Faktor bildet, also z. B. bei der Religion, Poesie, Musik.

Dieses Überwiegen der mütterlichen Erbschaftsmasse in bezug auf die künstlerischen Gefühle hängt aber in gewissen Zeitperioden auch noch mit dem Umstand zusammen, daß infolge der Degeneration und des Aussterbens der männlichen Linien der talentierten und genialen Familien die Erbschaftsmasse der künstlerischen Gefühle in gewissen weiblichen Linien der oberen Stände sich gleichsam immer mehr konzentriert, ähnlich der ererbten Kapitalskraft bei den sogenannten „Erbinnen". Dabei kann man stets die Beobachtung machen, daß bei der Degeneration der künstlerischen Erbschaftsmasse es besonders die Wurzelcharaktere, z. B. der Wille und seine wichtigsten Qualitäten, ferner das Orientierungsvermögen etc. sind, welche durch den Einfluß des höheren Kulturlebens mehr geschädigt werden und darum auch leichter degenerieren, daß aber diesem Degenerationsprozeß die künstlerischen Gefühle viel weniger unterworfen sind und dieselben darum in der Erbschaftsmasse der am Leben bleibenden weiblichen Linien des Talentes auch sich besser erhalten.

Es ist damit nicht gesagt, daß die Erbschaftsmasse der Gefühle an sich nicht auch dem Degenerationsprozeß unterliegt. Im Gegenteil, wie wir in einem späteren Kapitel sehen können, spielt eine Art der Erkrankung des Gefühlslebens, die „Melancholie", in der Naturgeschichte der Talente und Genie eine nicht unbedeutende Rolle. Aber aus Gründen, die ich auch später erörtern werde, kommt das Degenerative in der

mütterlichen Erbschaftsmasse nicht so stark zur Geltung, wie die Degeneration der väterlichen Erbschaftsmasse. Ein kranker, schwacher Wille ist der künstlerischen Produktion viel gefährlicher als ein melancholisches Gefühl, welches in seinen schwachen Graden durch einen energischen Willen immer noch überwunden werden kann. Eine künstlerische Erbschaftsmasse, welche wohl die hochgezüchteten Gefühle, aber bereits degenerierte Wurzelcharaktere, besonders einen Defekt an Willensenergie, Fleiß, Ausdauer enthält, gleicht einer vorzüglichen schönen Waffe in der Hand eines Feiglings. Darum werden künstlerische, wenn auch noch so hochgezüchtete Gefühle und Anlagen für eine Familie, eine Kaste, für ein Volk fast wertlos, wenn die Degeneration der Wurzelcharaktere in den männlichen Linien eine gewisse Grenze zu überschreiten beginnt. Daraus ergibt sich eben dann naturgemäß die Notwendigkeit der Regeneration der Wurzelcharaktere durch frische, vor allem willenskräftigere männliche Linien, sei dies nun aus den unteren Ständen oder durch Überschichtung von außen. Das erstere geschieht durch das Aufsteigen der besseren Köpfe aus dem Volke, welche an Stelle der degenerierenden Linien des Talentes treten und sich mit den weiblichen Linien desselben verbinden, das letztere durch Unterjochung willenschwach gewordener Kulturvölker durch noch diesbezüglich unverdorbene Barbaren.

Wenn auch die Anfänge aller dieser Wurzelcharaktere und künstlerischen Gefühle weit in die prähistorischen Anfänge des Kulturlebens zurückreichen, so kann eine Hochzucht derselben doch erst dann erfolgen, wenn der Mensch das Inzuchtprinzip strenger erfaßt und infolgedessen zur Seßhaftigkeit und Arbeitsteilung übergegangen ist. Dies geschieht, wie wir gesehen haben, am ehesten unter dem Einflusse des Ackerbaues in einem nicht zu extremen Klima. Ich habe die Wichtigkeit dieser menschlichen Beschäftigung für die Züchtung der für die künstlerische Erbschaftsmasse notwendigen Wurzelcharaktere und Gefühle im ersten Kapitel bereits kurz hervorgehoben. Bei der Bedeutung, welche der Ackerbau für die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies hat, müssen wir aber noch etwas näher darauf eingehen. Wir haben konstatiert, daß

nicht jede Art des Ackerbaubetriebes geeignet ist, die oben erwähnten Wurzelcharaktere und Gefühle zu züchten und daß sich hierzu besonders die Art und Weise eignet, wie der Ackerbau bei den arischen Völkern Europas schon seit den ältesten historischen Zeiten betrieben wurde. Auch haben wir gesehen, daß der in den Tropen und besonders bei den Semiten beliebte Latifundienbetrieb dieser Züchtung viel weniger günstig ist. Der Indogermane hat stets den Ackerbau als den edelsten und wichtigsten Beruf des Menschen angesehen. Das ist er auch für jedes echte Kulturvolk, weil er eben die vorzüglichste Quelle aller primären und sekundären Talente, allso die Urquelle jedes wahren Fortschrittes ist. Führte der Arier nicht selbst den Pflug, so blieb er doch selbst als Bürger oder Adeliger in seinen gesunden Zeiten nichts anderes als ein besserer Bauer, wohnte meist am Lande oder in kleinen Städten, schätzte seinen Grundbesitz als den größten Reichtum und wurde auch danach geschätzt. Dieser intime Umgang mit der Natur, wie sie diese Art Ackerbaubetrieb mit sich brachte, war es besonders, der die ersten Anfänge des besseren Orientierungsvermögens züchtete. Denn nicht das oberflächliche, wenn auch scharfe Zusehen des Nomaden ist es, welches dem Menschen das Wesen der Dinge offenbart, sondern nur die fortwährende liebevolle intime Beschäftigung mit denselben. Für alle Künste und Wissenschaften hat der Mensch seine ersten grundlegenden Beobachtungen der Natur entnommen, überall war sie seine Meisterin und Lehrerin. Besonders war dies aber in den sekundären Künsten der Fall, wo der Mensch in dem goldenen Schnitt, in der Harmonie der Farben und Töne in der Natur den Urgrund seines Gefühls für Proportion und aller seiner malerischen und musikalischen Anlagen etc. erkennen muß. Ich habe auch bereits erwähnt, wie wichtig für das Maßhalten in allem und die Züchtung der entsprechenden Charaktere ein gemäßigtes Klima und ein dementsprechendes Milieu war, wodurch eben die wichtigste Grundlage des künstlerischen Schaffens, das „μηδὲν ἄγαν" der Gefühle ein hervorragender Rassencharakter derjenigen Völker wurde, die seit unzähligen Generationen unter dem Einflusse eines solchen mittleren Klimas standen.

Aber noch auf einen Umstand müssen wir hinweisen,

der für die Züchtung der Charaktere des Talentes bei der Art und Weise des Ackerbaubetriebes in arischer Weise von großer Wichtigkeit ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Bauer überall dort, wo der Ackerbau im Kleinbetrieb vorherrschend ist, in engerer Inzucht lebt und daher hier stets eine größere Reinzüchtung der Wurzelcharaktere und Gefühle möglich ist, während bei dem mit Sklaven betriebenen Ackerbau stets das Blutchaos herrscht. Für die Züchtung der künstlerischen Erbschaftsmasse in den oberen Ständen ist es schon nicht gleichgültig, ob die Wurzelcharaktere und Gefühle in einem Bauernstand gezüchtet werden, der aus freien Bauern besteht oder aus Pächtern und Hörigen, wie dies für jeden Kenner des Bauerncharakters selbstverständlich ist. Die wichtigsten Charaktere des primären Talentes, die sogenannten Staaten bildenden und erhaltenden Charaktere können, wie uns die Geschichte lehrt, in ihrer höchsten harmonischen Ausbildung nur in einem freien Bauernstande und den daraus sich stets erneuernden oberen Kasten gezüchtet, fixiert und vererbt werden. Die Färbung und die Qualität dieser Charaktere und der künstlerischen Gefühle, wie sie dann in den Taten des Talentes und Genies der oberen Stände zum Ausdruck kommen, wird daher stets diesen verschiedenen Bodengeruch an sich haben und wesentlich von dem Umstande bestimmt sein, ob die talentierten Familien die Erbschaftsmasse ihrer Wurzelcharaktere und Gefühle aus einem freien Bauernstand oder aus einem Pächter-, Hörigen- oder gar Sklavenstande bezogen haben. Danach wird auch die ganze Kulturgeschichte eines Staates verschieden sich gestalten.

Einen ähnlichen Einfluß auf die Züchtung der Wurzelcharaktere und Gefühle des Talentes und Genies hat auf einer bereits höheren Stufe des Kulturlebens auch der Seemannsberuf, besonders soweit derselbe mit der Handelskunst verbunden ist. Der harte Kampf ums Dasein mit dem fürchterlichen Meere, dem sich dieser Beruf fortwährend aussetzen muß, stählt zunächst die Qualitäten des Willens, die Energie und Raschheit in der Verfolgung eines Zieles, vor allem aber den Sozialwillen und das Pflichtgefühl. Doch liegt es in der Natur dieser Beschäftigung, daß die Willensenergie hier mehr einen impulsiven Charakter erhält und nicht

jene Zähigkeit, Geduld und Ausdauer besitzt, mit der der Ackerbauer der gemäßigten Zone sein Ziel verfolgt.

Ähnlich verhält es sich mit der Züchtung des anderen wichtigen Wurzelcharakters des Orientierungsvermögens. Die Art und Weise des Kampfes ums Dasein, der fortwährende Wechsel des Standortes und der Gefahren zwingt den Seemann, sein Orientierungsvermögen besonders in der Richtung der Schnelligkeit und des Überblickes auszubilden und zu züchten. Der Seemann hat durch seine Lebensweise noch etwas von einem Nomaden an sich und bedarf darum auch mehr der Charaktere, die für diese Lebensweise vorteilhaft sind. Ebenso wie der Nomade zeichnet sich darum der Seemann durch Raschheit des Willensentschlusses und des Orientierungsvermögens, ferner durch die Fähigkeit, große Flächen mit einem Blicke zu überschauen und zu beurteilen, vor dem Ackerbauer aus, wogegen er in bezug auf die Gründlichkeit und Vertiefung der Naturbeobachtung, in der Zähigkeit des Willens und im ausdauernden Fleiß hinter demselben zurücksteht. Daß die Verschiedenheit des Kampfes ums Dasein und dessen Gefahren auch der Phantasie eine verschiedene Färbung und Richtung gibt, habe ich bereits im ersten Kapitel erwähnt. Alle diese Verschiedenheiten der Wurzelcharaktere und Gefühle werden bei jenen Völkern, die sich ausschließlich der einen oder anderen Beschäftigung widmen, am ausgesprochensten zum Vorschein kommen und in der Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies dieser Völker sich am klarsten zur Geltung bringen. Dort aber, wo die Beschäftigung eine gemischte ist, kommen bei der Züchtung des Talentes und Genies mehr die Vorteile beider Berufe zur Geltung und werden die Nachteile ausgeglichen, wodurch es kommt, daß gerade diese gemischte Beschäftigung in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Talentes und Genies häufig von so hervorragender Bedeutung gewesen ist.

Einen Umstand, der mit der Verschiedenheit der Beschäftigung des Kulturmenschen als Bauer oder Seemann zusammenhängt, müssen wir hier noch ausführlicher besprechen, weil er für die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies von Wichtigkeit ist: es ist dies der Unterschied in der Blutmischung, dem wenigstens im Altertum diese beiden wichtigsten Kulturberufe ausgesetzt waren.

Bei jedem Ackerbau treibenden Volke ist die Inzucht das vorherrschende Prinzip. Da dieses Prinzip infolge der Seßhaftigkeit, soweit es den Kern des Volksstammes betrifft, leicht eingehalten werden kann, so kommen bei einem solchen Volke im Frieden nur Vermischungen geringen Grades an den Grenzen des Landes vor. Die Folge davon ist bei der Mehrzahl der ackerbautreibenden Stämme eine größere Reinheit des Blutes und damit im Zusammenhang ein mehr ausgesprochener und zugleich sehr konservativer Charakter, der fester am Hergebrachten hält und dem Neuen mehr abhold ist. Bei den nur ackerbautreibenden Völkern ist daher die Züchtung des Talentes vorherrschend.

Der reine Seemannsberuf ist dagegen schon wegen seines fortwährenden Verkehrs mit den verschiedensten Völkern und der geringeren Seßhaftigkeit bei im Ganzen wohl vorherrschender Inzucht doch einer viel stärkeren Blutmischung ausgesetzt, was stets mit einer größeren Lebhaftigkeit und genialeren Beweglichkeit des Geistes, aber auch mit einer unverkennbaren Neigung zur Charakterveränderlichkeit verbunden ist. Denn wie wir wissen, ist die Grenze, wo durch öftere Mischung mit einem besonders in den Charakteren weit abstehenden Blute Charakterlosigkeit erzeugt wird, eine sehr nahe gerückte. Aber nicht nur der innere Blutfaktor ist an dieser Charakterveränderlichkeit schuld, sondern auch der äußere Zwang der Verhältnisse bringt es mit sich, daß ein solches Volk fortwährend anderen veränderten Zuständen sich anzupassen und in steter Übung bezüglich dieser Fähigkeit sich erhalten muß. Darum haben zur See handeltreibende Völker in ihrem politischen Wesen einen genial liberalen, ja oft geradezu chamaleonartigen Charakterzug. Das Volk, welches diesen Charakter im Altertum am reinsten gezüchtet hat (die Phönizier), ist darum auch in bezug auf die Charakterlosigkeit und Unverläßlichkeit gerade sprichwörtlich gewesen (fides punica) im Gegensatz zum strammen konservativen Charakter der vorwiegend ackerbautreibenden Römer.

Bei den Völkern dagegen, welche diese beiden Berufsarten mitsammen verbinden, werden die üblen Folgen der extremen Blutmischungsformen der exklusiven Inzucht und der zu starken Vermischung auf die Charakterzucht vermieden und, wie wir z. B. an den Athenern, Engländern, Holländern, Japanern

sehen können, erweist sich diese Mischung der Berufe darum auch für die Züchtung der für das Talent wichtigen Wurzelcharaktere und Gefühle als die beste. Solche Völker mit gemischter Beschäftigung haben, wie die Geschichte lehrt, in ihren gesunden Zeiten nicht nur die besten politischen Talente und die glücklichsten Staatsformen hervorgebracht, sondern auch zahlreiche Talente und Genies in allen anderen Künsten.

Aber nicht nur die Extreme der Blutmischung und der Beschäftigung haben für die Züchtung der Wurzelcharaktere und Gefühle der Talente und Genies Nachteile, sondern auch die Extreme des Klimas. So hat die extreme Kälte in den Polargegenden, wie die Hitze in den Tropen einen gleich hemmenden, ja fast lähmenden Einfluß auf den wichtigsten Wurzelcharakter, auf die Energie des Willens.

Die ganze Energie des Willens in solchen Gegenden muß sich gewöhnlich darauf beschränken, das Leben zu erhalten und sich vor den größten Unbilden des Klimas zu schützen. Die Natur ist hier so mächtig, daß es dem Menschen nicht gelingt, die Kette, welche die Freiheit seines Willens beschränkt, viel lockerer zu machen und darum stehen alle Völker in diesen Klimaten in bezug auf die Züchtung der relativen Willensfreiheit den Tieren näher. Dazu kommt, daß die Beschäftigung, die wir als die für die Züchtung der Wurzelcharaktere beste und wichtigste erkannt haben — der Ackerbau in den Polargegenden nicht möglich ist und in den Tropen nicht absolut notwendig ist, da der Überfluß an anderen Nahrungsmitteln den Menschen in seinem angeborenen Hang zur Bequemlichkeit und Trägheit erhält. Wird der Ackerbau in den Tropen eingeführt, so geschieht dies selten in der Art der Eigenbetriebe, sondern fast regelmäßig in der Form des Plantagenbetriebs, also in der für die Züchtung der Wurzelcharaktere ungünstigen Form und dient so mehr der Bereicherung der führenden Kaste als der Züchtung tüchtiger Charaktere im Volke selbst.

Nur dort, wo sowohl das Fehlen des Überflusses als auch der Erfolg, den der Fleiß einem mageren Boden bei mittlerem Klima abzugewinnen imstande ist, spornend für den menschlichen Willen wirkt, — eine Bedingung, wie sie von allen Kontinenten am günstigsten in Europa vorhanden war — werden also jene Wurzelcharaktere, welche für die Entstehung der

talentierten und genialen Familien besonders wichtig sind, in der besten Qualität gezüchtet werden können. Hier ist auch der Ackerbau in jener Form vorzugsweise zu Ehren gekommen, welche wir die arische nannten, wodurch die Liebe zur selbstbebauten Scholle und die damit zusammenhängenden besonders für die Züchtung der primären Talente und Genies wichtigen Gefühle, die Vaterlandsliebe, das Sozial-Gefühl, die Treue, ihre beste Förderung erfuhren. Wo aber der Ackerbau blüht, kann auch der andere für die Züchtung der Wurzelcharaktere wichtige Beruf, der handeltreibende Seemannsberuf, gedeihen.

Es genügt aber nicht, daß die Wurzelcharaktere und Gefühle im Volke, speziell im Bauernstande gezüchtet werden, es ist auch notwendig, daß der Zugang zu den oberen Ständen für die bestgezüchteten Charaktere des Volkes offen sei. In dieser Hinsicht ist es nun für die Züchtung des Talents und Genies in den oberen Ständen sehr wichtig, daß hier eine wohl scharfe aber doch richtige Siebung der Geister stattfindet, daß also dieser Zugang einerseits nicht zu leicht gemacht, aber auch andererseits nicht zu sehr erschwert wird. Dies wird im Durchschnitt überall dort der Fall sein, wo die oberen Stände mit dem Volke eines Blutes sind oder der Züchtungsunterschied der Charaktere der herrschenden Schichte unbedeutend oder durch bereits langdauernde Vermischung ausgeglichen ist. Hier wird also im Volke, so lange dasselbe imstande und in der Lage ist, die oben genannten Wurzelcharaktere zu züchten und zu fixieren, eine fortwährend sich erneuernde Quelle der wichtigen Charaktere für das Talent und Genie vorhanden sein. Selbst eine allgemeine Degeneration der oberen Kasten und Stände und ein dadurch hervorgerufenes nationales Unglück kann durch ein in seinen Wurzelcharakteren unverdorbenes Volk bald ausgeglichen und eine Regeneration der obern Kasten verhältnismäßig rasch herbeigeführt werden. So lange also im Volke noch tüchtige Wurzel-Charaktere und Gefühle gezüchtet werden, wird ein Staatswesen an Talenten und Genies in den oberen Ständen nie Mangel leiden. Wird aber das Volk einer ungünstigen Blutmischung ausgesetzt oder wird es durch finanzielle oder politische Mißwirtschaft in seiner Zahl dezimiert, finanziell ruiniert und dadurch seiner Unab-

hängigkeit und persönlichen Freiheit beraubt oder dringt gar die körperliche und moralische Degeneration der oberen Stände in Form von erblichen Krankheiten, von Mißbrauch des Alkohols etc. in das Volk, dann muß darunter auch die Züchtung der Wurzelcharaktere im Volke unbedingt Schaden leiden. Nur auf diese Weise ist es dann möglich, daß in einem Staatwesen in verhältnismäßig wenigen Generationen die Züchtung der Talente und Genies nachzulassen, ja zu versiegen beginnt. Damit ist aber das Schicksal eines solchen Staates entschieden und sein Ende unabwendbar geworden, denn im Kampfe der Völker ums Dasein sei derselbe ein kriegerischer oder wirtschaftlicher, wird schließlich stets nur die Quantität und Qualität der führenden Talente den Ausschlag geben.

Ich habe früher das Talent und Genie mit der Blüte und der Frucht eines Baumes verglichen. Auch hier fallen Blüte und Frucht stetig ab und erneuern sich fortwährend, so lange Stamm und Wurzeln kräftig und gesund sind. Selbst ein starker Sturm, der den Baum entblättert und Zweige abreißt, ist nicht imstande, den Baum dauernd zu schädigen. Erst wenn der Stamm und vor allem wenn die Wurzeln geschädigt werden, dann stirbt der Baum ab. So verhält es sich auch mit dem menschlichen Kulturbaum, wo die oberen Stände die Zweige, das Talent und Genie die Blüte und Frucht und das Volk den Stamm und die Wurzel darstellt.

Aus der Geschichte können wir sehen, daß die Völker des gemäßigten Nordens und der Hochgebirge, welche noch der Natur näher stehen und im harten Kampfe ums Dasein die wichtigen Wurzelcharaktere züchten, durch Inzucht erhalten und fixieren, wenn sie in günstigere wärmere Klimate kommen, dort regelmäßig infolge dieser stramm gezüchteten ausschlaggebenden Charaktere siegreich sich erweisen und besonders durch den energischen zähen Willen und die unverdorbene körperliche Kraft und Gesundheit die unter günstigen äußeren Verhältnissen dort erschlafften Völker besiegen und unterjochen. Ebenso erweisen sich unter normalen Verhältnissen fortwährend die bestgezüchteten und strammsten Charaktere aus dem hart arbeitenden Volke siegreich auf der Leiter der oberen Stände. In den Jugendzeiten der alten Kulturvölker hat es noch keinen Mittelstand gegeben und das Volk und die führende Kaste (Adel)

standen gewöhnlich durch eine im Frieden oft gar nicht und nur höchstens durch die Verdienste im Kriege zu überschreitende Kluft getrennt sich gegenüber. In diesen Zeiten fand daher eine ganz außerordentlich scharfe Siebung unter jenen Charakteren statt, welche für tauglich befunden wurden, in die oberen Stände aufgenommen zu werden. Mit der Entstehung eines Mittelstandes wurde der Weg zu den oberen Ständen für die talentierteren Köpfe des Volkes leichter und breiter. Der Mittelstand war seither nicht nur eine sehr gute Vorzuchtanstalt für die in den primären Künsten gut beanlagten Köpfe, sondern so recht eigentlich erst der Stand, wo die Anlagen zu den sekundären Talenten und Genies gezüchtet wurden und wo sie ihre feinere Ausbildung erhielten. Der Mittelstand ist auch zufolge seiner eigentümlichen Blutmischungsverhältnisse der Stand, wo gerade für die Züchtung der Genies der sekundären Künste die günstigsten Verhältnisse vorhanden sind. In diesen Stand steigen nämlich nicht nur die männlichen Linien der aufstrebenden mit stramm gezüchteten Wurzelcharakteren versehenen Familien aus dem Volke auf, sondern sinken auch gewöhnlich die weiblichen Linien der in männlicher Linie aussterbenden talentierten und genialen Familien der oberen Stände unter. Treffen sich nun unter günstigen Verhältnissen solche Linien, so ergibt sich daraus eine besonders gute Mischung, indem der männliche Teil einer solchen Ehe die für die Entwicklung des Talents und Genies wichtigen Wurzelcharaktere in ursprünglicher Gesundheit und Stärke mitbringt und der weibliche Teil bereits hochgezüchtete Kulturganglien und was besonders wichtig ist, jene feineren künstlerischen Gefühle mit in die Mischung bringt, die für eine geniale Anlage besonders in den sekundären Künsten notwendig sind. Es ist daher kein Zufall, sondern eine naturgeschichtliche Notwendigkeit, daß die genialen Familien der sekundären Künste vorwiegend nur in jenen Staaten und in jenen Zeiten gezüchtet wurden, wo ein kräftiger Mittelstand vorhanden und die Zuchtherde des gesunden Mittelstandes — die kleineren Städte — in Blüte standen.

Darum sind auch die sozialen Zustände dieses Standes, seine Blutmischungs- und materiellen Verhältnisse stets von so großem Einfluß auf die Züchtung der Talente und Genies der sekundären Künste gewesen und eine Degeneration oder

Pauperisierung dieses Standes war immer mit einer Schädigung gerade der feineren Blüten des menschlichen Geistes verbunden.

Aber es gibt noch einen Umstand, der für die Züchtung der Charaktere des Talentes und Genies gefährlich werden kann und der fast eine ähnliche Wirkung hervorzubringen imstande ist wie eine Degeneration des Mittelstandes selbst, zu welchen er auch früher oder später sicher beiträgt.

Die Zeiten, in welchen die Herrschaft des Kapitalismus infolge der Degeneration der oberen Kasten eine allmächtige wird, zeichnen sich regelmäßig durch die Bildung von Großbetrieben aus. Dies ist nicht nur im Ackerbau der Fall, sondern auch im Handel und Gewerbe, wenn ein Mittelstand sich bereits gebildet hat. Wie sehr durch den Plantagenbetrieb die Züchtung der guten Wurzelcharaktere bei einer ackerbautreibenden Bevölkerung Schaden leidet, habe ich bereits angedeutet. Fast noch gefährlicher für die Züchtung tüchtiger Charaktere im Mittelstand ist der Umstand, wenn durch die Errichtung fabrikmäßiger Großbetriebe zwischen Bauern- und Mittelstand ein neuer Stand sich einschiebt: der Fabrikarbeiterstand. Wenn nun die Mehrzahl der aus den ackerbautreibenden Familien aufsteigenden talentierteren Köpfe nicht direkt in den Mittelstand eintreten, sondern früher diesen Fabrikarbeiterstand passieren müssen, so erleiden dieselben auf diesem Wege nicht nur eine große Einbuße an dem wichtigen gesundheitlichen Kapital, welches ihnen als Bauernsöhne gewöhnlich von Hause aus mitgegeben wird, sondern was noch viel wichtiger ist, eine bedeutende Schädigung der wichtigsten Wurzelcharaktere: der Willensenergie, des Orientierungsvermögens und der sozial-moralischen und anderweitigen Grundgefühle. Dies wird um so mehr der Fall sein bei Familien, welche durch mehrere Generationen unter diesem schädlichen Einfluß des Fabriksmilieus und des Mangels des Umgangs mit der Natur gestanden sind. Die aus dem Fabrikarbeiterstand dann in den Mittelstand übertretenden Köpfe haben also auf diesem Wege einen großen Verlust an künstlerischer Erbschaftsmasse erlitten, sind meist an Körper und Geist geschädigt worden, was sich mit der Zeit stets an der Qualität der Charaktere des Mittelstandes und des daraus hervorgehenden Talentes und Genies der oberen Stände zur Geltung bringen wird. Man kann dies am

besten heute an dem ersten Industriestaat Europas, an England, beobachten. Das früher an Talenten und Genie so reiche England hat seit zwei Jahrhunderten daran gearbeitet, seinen tüchtigen mit ausgezeichneten Wurzelcharakteren versehenen Bauernstand aus dem Lande zu treiben und zu ruinieren. Dazu kam, daß die aus diesem Stande aufsteigenden Köpfe männlichen und weiblichen Geschlechtes in der letzten Zeit in der größeren Mehrzahl das schädigende Sieb der Fabrik passieren mußten. Die dadurch bewirkte körperliche und geistige Schädigung der Charaktere der oberen Stände, besonders des Mittelstandes, ist heute bereits überall in England bemerkbar und die Abnahme der Quantität und Qualität der gezüchteten Talente und Genies nicht zu verkennen. Man sehe die Genealogie der hervorragenden englischen Talente und Genies des letzten halben Säkulums durch und man wird beobachten können, dass dieselben in der Regel mit dem Rest der guten Wurzelcharaktere genealogisch zusammenhängen, der noch in dem Bauernstande der schottischen Hochlande und von Wales vorhanden ist. Ja selbst von dem verachteten Irland müssen schon nicht selten Anlehen von Talent gemacht werden.

Nun gibt es aber keine größere Lebensgefahr für ein Staatswesen als den Nachlaß der quantitativen und qualitativen Talent- und Geniezüchtung. Weder Kriege noch verheerende Seuchen können einem Staate so gefährlich werden, da, wie uns die Statistik lehrt, solche Verluste in einem noch gesunden Volk rasch hereingebracht sind. Der dauernde Nachlaß der Talentzüchtung ist aber ein ähnlich gefährliches Symptom tiefer Erkrankung der Volkscharaktere wie das dauernde Sinken der Bevölkerungszahl. Und die Geschichte Athens und Roms lehrt uns auch, daß der einmal ruinierte Bauern- und Mittelstand nicht durch Gesetze und staatliche Maßregeln so leicht wieder hervorgezaubert werden kann und ein chronisches Siechtum die unausbleibliche Folge davon ist.

Dies ist in großen Linien das wichtigste, was sich über die Wurzelcharaktere und Gefühle des Talentes und Genies sagen läßt. Dieselben müssen, wie wir gesehen haben, im Volke gezüchtet werden und erfahren dann entweder im Volke selbst oder in den oberen Kasten die höhere Ausbildung zu jenen Charakteren und Gefühlen, die wir die künstlerische Erb-

schaftsmasse des Talentes und Genies nennen. Zum Schluße müssen wir noch kurz jener Wurzelcharaktere erwähnen, welche nicht nur für die einzelnen primären und sekundären Künste, sondern auch für die wichtigste aller Künste, für die Lebenskunst, von großer Bedeutung sind. Ich möchte dieselben die hygienischen Wurzelcharaktere nennen und rechne ich hierher die Bescheidenheit in den Ansprüchen an das Leben, die Ordnungsliebe, besonders aber das Maßhalten in allem, was zu einer natürlichen gesundheitsmäßigen Lebensführung gehört.

## B. Differentielle Charakteristik des Talentes und Genies.

Wenn ich hier vom Charakter des Talentes und Genies und seiner Verschiedenheit spreche, so meine ich darunter das gesunde oder wenigstens nur an der Grenze des Pathologischen stehende Talent und Genie. Es ist bekannt, wie sehr pathologische Zustände des Zentralnervensystems den angeborenen Charakter jedes Menschen zu verändern imstande sind. Die Charakteristik des pathologischen Talentes und Genies wird darum im nächsten Kapitel besonders besprochen werden.

Die Resultierende aller der im vorigen Abschnitt geschilderten Wurzelcharaktere und Gefühle bildet das, was wir als das geistige Rückgrad eines jeden Menschen ansehen, nämlich seinen Charakter überhaupt. Die Eindrücke, welche die Inzuchtindividuen einer Kaste, eines Stammes, einer Nationalität, einer Rasse durch die Betätigung ihrer Wurzelcharaktere und Gefühle hervorrufen, summieren sich wieder zu einer Resultierenden und bilden das, was wir den Charakter einer Kaste, eines Stammes, einer Nation, einer Rasse nennen.

Wenn wir daher den individuellen Charakter eines Talentes und Genies, wie er in seinem künstlerischen Denken, Fühlen und Handeln sich ausspricht, richtig beurteilen wollen, so müssen wir uns dabei immer auf den genealogischen Standpunkt stellen und das Talent und Genie als ein organisches Produkt einer langen Reihe von Ahnen auffassen, wo das X, also der Charakter des betreffenden Talentes und Genies, als die Resultierende der verschiedenen vorausgegangenen Blutmischungen und Charakterzüchtungen in den Inzuchtfamilien, Kasten und Stämmen, aus denen das Talent oder Genie stammt, aufzufassen ist.

Es ist klar, daß eine gründliche Entzifferung dieser Aufgabe eine Unmöglichkeit ist und daß wir zufrieden sein müssen, mit Hilfe der wenigen uns zugänglichen Daten der Lösung dieses Problems einigermaßen nahe zu kommen.

Stets müssen wir zuerst die am festesten fixierten Grundcharaktere, die Rassen- und nationalen Charaktere berücksichtigen, dann erst auf den Einfluß der Blutmischungsfaktoren in den letzten Ahnenreihen übergehen, wobei natürlich die Charaktere der beiden Eltern und Großeltern als die am meisten ausschlaggebenden angesehen werden müssen.

„Hab ich des Menschen Kern erst untersucht
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln".

Wir haben gesehen, daß das Talent stets das Züchtungsprodukt einer Inzucht-Ahnenreihe von mehreren Generationen ist, während das Genie gewöhnlich das Produkt einer Mischung zweier verschiedener Inzucht-Ahnenreihen darstellt.

Diese Verschiedenheit in der Blutmischung der letzten Ahnenreihen gibt uns nun auch die Erklärung für die wichtigste grundlegende Differenz des Charakters des Talentes und Genies. Die Charaktere aller Menschen kann man in zwei große Hauptgruppen teilen, in die Anhänger des Althergebrachten und die Anhänger der Veränderung, des Neuen, oder kurz gesagt in die Konservativen und Liberalen, ohne dabei an den politisch-konfessionellen Beigeschmack zu denken, welchen diese Worte im heutigen Sprachgebrauche besitzen. Ich habe bereits in einer früheren Arbeit darauf hingewiesen,[1]) daß diese Grundtypen der menschlichen Charaktere in erster Linie stets mit der Blutmischung der letzten Ahnenreihen zusammenhängen und daß der ausgesprochene konservative Charakter das Produkt einer Inzucht von mehreren Generationen (5—10) ist, während der liberale Charakter das Produkt einer Mischung verschiedenen Blutes in den letzten Ahnenreihen ist. Auch der Grad des konservativen Charakters, die größere Fixiertheit desselben und die geringere oder größere Beweglichkeit des liberalen Charakters haben ihre Hauptursache in diesen Blutmischungsfaktoren.

Das Talent als das Produkt der Inzucht einer Kaste, einer Zunft, eines Standes, wird also stets vorwiegend den

[1]) Dr. Reibmayr, Über den Einfluß der Blutmischung auf den politischen Charakter einer Bevölkerung. Politisch anthropol. Revue I S. 1.

konservativen mehr starren Charakterzug des Standes aufweisen, aus dem es stammt, während das Genie als Mischungsprodukt stets mehr oder weniger liberal d. h. beweglicher sein wird, wenn es auch, da es mit einer Ahnenreihe ebenfalls ein Inzuchtsprodukt sein muß, den konservativen Grundzug dieser Erbschaftsmasse nie ganz verleugnen wird. Ebenso verhält es sich in bezug auf den nationalen Charakter des Talentes und Genies, wie ich das schon im ersten Kapitel hervorgehoben habe. Stets hat das Talent als rein nationales Produkt die nationalen Charaktere infolge seiner vorwiegenden Inzucht der letzten Ahnenreihen in mehr ausgesprochener Weise an sich. Das Genie ist aber nur dann ausgesprochen national, wenn es das Produkt einer Mischung zweier Stände oder Stämme einer und derselben Nation ist, während es im Falle einer Mischung zweier verschiedener Nationen oder Rassen stets mehr kosmopolitischer Natur ist, wenn auch gewöhnlich mit einer nationalen Färbung nach jener Seite hin, woher ihm das in der Züchtung ältere und höhere und darum stärkere Mischblut zugekommen ist, was gewöhnlich die Seite der mütterlichen Ahnen ist. Mit diesem vorwiegend konservativen oder liberalen Grundzug des Charakters des Talentes und Genies steht die geringere oder größere Beweglichkeit des Intellektes und der Grad der relativen Willensfreiheit in ursächlichem Zusammenhang. Während die Talente einer Kaste, einer Nation infolge der Gleichmäßigkeit der Zucht alle eine gewisse Ähnlichkeit unter sich haben und einer Schablone gleichen, die aus festgefügten Bestandteilen zusammengesetzt ist, gleichen die Genies eines Volkes den wechselnden Bildern eines Kaleidoskopes, wo die gleichen Charakter-Elemente infolge ihrer großen Beweglichkeit sich fortwährend neu kombinieren und darum stets ein verschiedenes originelles Bild aufweisen. Je enger und ausschließlicher die Inzucht in einer Kaste oder einem Volksstamm eingehalten wurde, durch je mehr Generationen die Folgen einer solchen Inzucht zur Geltung kommen konnten, desto fester und kürzer wird auch beim Talent das Band sein, welches die Freiheit des Willens einengt. Alle Züchtungserfahrungen bei Tieren und auch die Beobachtung, welche wir bei den Menschen machen können, beweisen nun, daß für die Züchtung der Charaktere eine vorwiegende Inzucht

mit einer gelegentlichen Mischung, ehe die fixierenden Wirkungen der Inzucht eintreten können, immer die besten Resultate ergibt. Es ist dies eben das Blutmischungsverhältnis, welches wir als dasjenige der genialen Anlage kennen gelernt haben. Schon seinem reformatorischen Berufe entsprechend bedarf das Genie einer größeren Willensfreiheit und Beweglichkeit des Intellektes, während es im Berufe des Talentes liegt, mehr konservativ gebunden zu sein. Aber auch die Freiheit des Genies hat ihre Grenzen. Das Genie hat das Recht, sich über sogenannte Schulgesetze und Schranken, die nicht mehr zeitgemäß sind, hinwegzusetzen, weil es infolge seiner künstlerischen Befähigung in der Lage ist, dafür bessere Gesetze aufzustellen. Die von der Natur und ihren Gesetzen gezogenen Schranken darf aber auch das Genie nicht überschreiten, wenn es nicht der Allgemeinheit und sich selbst schaden will. Das ist die wahre Freiheit des Genies, aber nicht jene schrankenlose Freiheit, von der das Blutchaos träumt und für die das verkommene Genie schwärmt.

Dieser verschiedene Grad der Willensfreiheit und Beweglichkeit des Intellektes ist nun der wichtigste unterscheidende Faktor in der Charakteristik des Talentes und Genies. Die übrigen Charakterunterschiede des Talentes und Genies haben zum Teil darin ihren Grund oder erhalten wenigstens davon ihre Färbung. Selbst in den Charakteren, welche wir als sowohl dem Talente und Genie gemeinschaftlich bezeichnet haben, läßt sich der Einfluß dieses prinzipiellen Unterschiedes niemals ganz verkennen. So ist dies z. B. in der Wahrheitsliebe in auffallender Weise der Fall. Die Wahrheitsliebe des Talentes hat stets infolge der größeren Gebundenheit der Gefühle einen mehr subjektiven auf seine Kaste, Nation bezüglichen Beigeschmack. Während also die Wahrheitsliebe des Talentes selten ganz objektiv ist, ist dies wenigstens beim gesunden Genie in der Regel der Fall, wie ja diese Objektivität von Schopenhauer geradezu als ein grundlegender Charakter des Genies bezeichnet wurde.

Bekanntermaßen schmeckt die nackte Wahrheit der großen Menge stets bitter und ist es Aufgabe des Talentes und Genies, dieselbe etwas mundgerecht zu machen, sie zu verherrlichen, zu idealisieren. Auch in dieser Richtung ist infolge seiner größeren geistigen Beweglichkeit das Genie fähig das Talent zu über-

flügeln, ja es wird durch diese Fähigkeit nicht selten verleitet, der Sache zu Liebe die Wahrheit zu übertreiben.

Ähnlich verhält es sich mit dem Gerechtigkeitssinn. Das Talent hat in der Regel ein hohes, ja häufig ein extrem entwickeltes starres Rechtsgefühl, aber selten ein Billigkeitsgefühl. Das Talent, nicht das Genie hat den Satz erfunden: „fiat justitia pereat mundus". In diesem starren Rechtsgefühl liegt stets die Hauptwurzel des Hasses des Talentes gegen das reformierende Genie, welches eben immer das erstarrte und nicht leicht anpassungsfähige Rechtsgefühl des Talentes durch seine reformierende Idee verletzt. Das echte gesunde Genie dagegen ist in seinen Urteilen stets beweglicher, anpassungsfähiger und darum wirklich gerechter. Es ist deshalb nicht selten sogar imstande, gegen ein konkurrierendes Genie gerechter zu sein als gegen sich selbst.

Auch das verschiedene Verhalten des Talentes und Genies gegenüber dem Irrtum hat in dieser größeren Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit seinen Grund. Die Talente und Genies sind als Kinder ihrer Zeit auch dem jeder Kulturepoche entsprechenden Irrtum unterworfen. Das Talent wohl mehr als das Genie, da es eher auf die verba magistri schwört und vermöge seiner vorwiegend konservativen Gesinnung einer neuen Idee überhaupt schwerer zugänglich ist. Doch haftet beim Talent der Irrtum in der Regel nur oberflächlich, soweit das kastenmäßige und persönliche Interesse nicht damit verwachsen ist. Wo aber das Partei- oder kastenmäßige Interesse ins Spiel kommt, wird der Irrtum mit der größten Starrheit festgehalten, auch häufig, wenn er als solcher bereits erkannt und offenkundig ist. Ein solches Verhalten dem Irrtum gegenüber ist dem Genie schon wegen seiner mehr objektiven Wahrheitsliebe unmöglich. Aber auch für das Genie gibt es einen Irrtum, den es schwer fahren läßt und der vom Genie gleichsam legimitiert (wie sich Goethe ausdrückt), in der Naturgeschichte des menschlichen Geistes eine große Rolle spielt. Das Genie hat vermöge seiner großen Wahrheitsliebe die Tendenz, einen Irrtum, den es als solchen wegen der Rückständigkeit der Zeit nicht erkennen kann, aber dessen Disharmonie mit der Natur es fühlt, mit seiner Weltanschauung in Harmonie zu bringen, was ihm natürlich in einem solchen Falle außerordentliche Schwierigkeiten verursacht. Eben dieser großen

Geistesarbeit wegen, die ein solcher irrtümlicher Gedanke und seine Anpassung verursacht, wird der Irrtum dem Genie fast lieber als eine offenkundige Wahrheit. Es ergeht dem Genie hier, wie es oft den Eltern mit einem kranken Kinde ergeht, welches ihnen vielen Kummer und Sorge gemacht und welches sie, wenn sie es einmal zu einer relativen Gesundheit gebracht haben, fast schwerer verlieren, als ein vollkommen gesundes Kind. Durch diese harte und angestrengte Geistesarbeit ist nun der Irrtum gleichsam organisch geworden und gleicht in dem geistigen Organismus des Genies einem gut kompensierten Herzfehler, der darum schwerer als solcher zu erkennen und auch den Körper als fast vollkommen gesund erscheinen läßt. Solche durch große Genies legitimierte und gleichsam zu organischen Wahrheiten gewordene Irrtümer sind außerordentlich schwer aus dem Geistesleben der Menschen auszutilgen, weil zu der Schwierigkeit der Einsicht für die Epigonen auch noch die Autorität des großen Genies als Hemmnis der Aufklärung dazukommt.

Ebenso wie in bezug auf die Wahrheitsliebe verhält sich das Talent und Genie auch verschieden gegenüber dem wichtigen gemeinsamen Wurzelcharakter, dem Sozial-Willen.

Bei jeder echten künstlerischen Tätigkeit des Talentes und Genies muß der soziale Wille über den Individualismus das Übergewicht haben, d. h. das Interesse der Allgemeinheit muß dem Künstler höher stehen als sein persönliches egoistisches Interesse.

Aber stets können wir beobachten, daß das Talent unter dem allgemeinen Interesse vorzugsweise das kastenmäßige Interesse versteht und daß der Kastenegoismus immer vorwiegender wird, je länger und enger die Inzucht dauert. Das allgemeine nationale oder menschliche Interesse wird vom Talent nur insofern in den Bereich seiner künstlerischen Tätigkeit gezogen, als es mit dem Kasteninteresse harmoniert oder dasselbe geradezu fördert. Das Genie dagegen ist stets, wenn es als ein begeisterter Seher arbeitet, frei vom individuellen oder Kasten-Egoismus und hat nur das Interesse der ganzen Menschheit oder wenigstens das seines Volkes im Auge.

Gerade in diesem Charakter unterscheidet sich das gesunde Genie auch am meisten vom pathologischen, was bei der Charakteristik des Genies häufig übersehen worden ist.

Dadurch ist es gekommen, daß dem Genie im allgemeinen, also auch dem gesunden harmonischen Genie, der häufig auffallend egoistische Zug des disharmonischen und pathologischen Genies zugeschrieben wurde. Wir werden in dem Kapitel über das pathologische Talent und Genie sehen, daß für die naturgeschichtliche Aufgabe dieser Art des Genies der krasse egoistische Charakter geradezu ein notwendiges Attribut seiner Lebensaufgabe ist. Aber es ist auch jedem einleuchtend, daß der extreme Egoismus in Wahrheit kein aufbauendes schöpferisches Prinzip sein kann und das positive harmonisch gesunde Genie nur dann ein wahrer Führer der Menschheit zu sein imstande ist, wenn es vom Gedanken des allgemeinen Interesses erfüllt ist. Die Mehrzahl dieser echten Wohltäter der Menschheit hätten, wie Carlyle hier richtig bemerkt, vom utilitarischen und egoistischen Standpunkte viel richtiger gehandelt, sehr viel mehr Unlustgefühle vermieden und sogenannte Lustgefühle eingeheimst, wenn sie in ihrer Sphäre verblieben, sich mit den herrschenden Gewalten abgefunden und mehr Rücksicht auf ihr eigenes Wohl genommen hätten. Dann wäre es aber auch nicht möglich gewesen, der Menschheit jene Wohltaten zu erweisen, wofür ihnen die Verfolgungen des Talentes zu Teil geworden sind.

Die Selbstlosigkeit des künstlerischen Handelns im Interesse der Allgemeinheit steigert sich beim Genie mitunter bis zur Selbstaufopferung der Persönlichkeit. Auch das Talent ist in seinen gesunden Zeiten einer solchen Aufopferung fähig, aber dieses Opfer ist, wie wir gesehen haben, selten so frei von kastenmäßigem oder egoistischem Interesse, wie dies beim gesunden Genie in der Regel der Fall ist.

Am auffallendsten kommt der Charakterunterschied des Talentes und Genies bei dem wichtigen Charakter, dem Orientierungsvermögen zur Geltung. Der Geist des Talentes ist wegen seiner größeren Schwerfälligkeit nicht imstande, in das eigentliche Wesen der Dinge einzudringen; er begnügt sich deshalb mehr mit dem Äußeren, Oberflächlichen. Das Talent ist darum stets mehr ein Freund des Details, welches es mit liebevoller und pedantischer Sorgfalt behandelt. Das Genie dagegen ist vermöge seiner geistigen Beweglichkeit und scharfen Orientierungsvermögens befähigt, tief in das eigentliche Wesen der Dinge einzudringen. Weil es nun stets auf das Charak-

teristische der Dinge losgeht und dasselbe besonders ins Auge faßt, vernachlässigt das Genie oft zu seinem Schaden die Details, nicht weil es dieselben nicht auch sehen und darstellen könnte, sondern weil sie ihm neben der Hauptsache zu gleichgültig erscheinen. Dieses liebevolle Ausmalen des Details und behagliche in die Breitegehen des Talentes erweckt bei dem oberflächlichen Beobachter oft den Eindruck einer sehr gründlichen und tiefen Auffassung eines Gegenstandes, während umgekehrt das Genie durch die zu große Vernachlässigung der Details den Eindruck des Oberflächlichen, Unfertigen hervorruft. Hierin liegt auch der Grund, warum bei Lebzeiten das Talent dem Genie von der großen Masse stets vorgezogen wird, weil eben die große Masse wohl die Fähigkeit hat, das Nebensächliche, das Detail leichter und schneller aufzufassen und zu verstehen, während sie das Tiefere, Charakteristische aber schwer erfaßt und mehr nur instinktmäßig das Wertvollere desselben ahnt, als sie es als solches wirklich erkennt.

Diese Vorliebe des Talentes für das Detail bedingt es auch, daß das Talent fast immer nur ein Spezialist in einer Kunst ist, ja daß es hier fortwährend immer mehr spezialistische Unterabteilungen schafft und sich denselben mit um so größerer Liebe und Sorgfalt widmet, als es nun wirklich imstande ist, dieses kleine Feld vollkommen im Detail zu beherrschen. Hier fühlt sich das Talent ganz zu Hause, selbst über das Genie weit erhaben, welches es nur zu leicht auf einer Oberflächlichkeit, ja auf einer förmlichen Nichtachtung dieser dem Talent so hochwichtigen kleinen Angelegenheiten ertappt. Das Genie dagegen ist niemals reiner Spezialist, sein Blick ist immer mehr auf das Ganze gerichtet. Es ist daher nicht nur befähigt, seine Kunst in allen ihren Unterabteilungen zu beherrschen, seine mehr universelle Anlage befähigt das Genie sogar auch auf verwandten, selbst oft auf ganz fernstehenden Kunstgebieten sich bald heimisch zu fühlen und Hervorragendes zu leisten. Man kann sagen, das Talent ist ein geborener Mikroskopiker und das Genie ein Makroskopiker, wobei das letztere das erstere in sich schließt, aber nicht umgekehrt. Hierin ist es auch begründet, daß das Talent mehr die Analyse und Induktion bevorzugt, während das Genie mehr die Synthese und die Deduktion in Anwendung bringt.

Desgleichen steht damit in Zusammenhang, daß im Talente stets ein Zug zum Klassifizieren, zur Schematisierung vorhanden ist, weil dies auch mehr seiner naturgeschichtlichen Aufgabe entspricht und dieselbe es erfordert. Das Genie ist allen diesen Fesseln abgeneigt, ja es geht in seinem Freiheitssinn hier oft zu weit, wodurch es der Klarheit und Übersicht seiner Gedanken und Handlungen nicht selten Schaden bringt.

Es liegt im Wesen der Wirkung der länger dauernden Inzucht in einer Kaste, in einem Volke, daß alle harmonischen natürlichen Charaktere und Gefühle auf dem Wege der Höherzüchtung sich immer weiter von der Natur entfernen und endlich in die Gefahr kommen, eine unharmonische extreme Richtung zu nehmen. Das Talent als Inzuchtprodukt hat diesen Zug in seinen gesunden Zeiten nur angedeutet an sich; je aus einer längeren Inzuchtahnenreihe das Talent aber stammt, desto auffallender wird dieser Zug, der in einer Vorliebe für das gekünstelte, komplizierte, ja geradezu unnatürliche sich ausspricht. Das Genie als Mischungsprodukt zweier gleicher oder ähnlicher Inzuchtkasten besitzt die Vorteile der Inzucht ohne ihre Nachteile und wird durch die Wirkung der Mischung in bezug auf sein Denken und Fühlen wieder mehr der Natur genähert, ohne deshalb einen Rückschlag in der Hochzucht der künstlerischen Erbschaftsmasse erlitten zu haben. Die Mischung erlöst den Geist stets aus den fixierenden Banden der Inzucht. Das Genie tritt daher immer etwas aus seiner Kaste, aus seinem Stamme, aus seiner Rasse heraus, je nach dem Mischblut, welches es enthält. Dadurch eben ist das Genie trotz der Hochzucht der Intelligenz und der Gefühle imstande, doch einfacher und natürlicher zu bleiben als das Talent und dadurch das schwierige Kunststück zuwege zu bringen: „realistisch in der Beobachtung und idealistisch in der Gesinnung zu sein".

Das Talent sieht die Natur immer durch eine kastenmäßig gefärbte Brille an, das Genie hat, wie Goethe sagt, selbst Natur in sich und ist daher imstande, sich in der Natur zu fühlen. Diese Verschiedenheit in der Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der Wurzelcharaktere und Gefühle spricht sich auch natürlicherweise in dem ganzen Charakter des Talentes und Genies aus. Ich habe schon im ersten Kapitel hervorgehoben,

daß bezüglich der Konsequenz des Charakters das Talent in weit besserem Rufe steht als das Genie. Das Talent als reineres Inzuchtprodukt ist als Charakter gewöhnlich konsequenter, strammer, konservativer und hält darum in seiner Treue nicht nur strenge an die althergebrachte Autorität, es schwört nicht nur stets auf die Verba magistri, sondern auch auf die Prinzipien seiner Partei oder Kaste, kurz das gesunde Talent ist gewöhnlich ein Charakter, auf dessen Wort man sich unter allen Verhältnissen verlassen kann. Diesen guten Ruf besitzt nun das Genie in der Regel nicht.

Wir haben gesehen, daß der Grund hiervon in seiner Blutmischung liegt, in der hieraus resultierenden liberaleren Richtung seines Charakters und der größeren Beweglichkeit des Geistes. Auch ist das Genie zu sehr ein Fanatiker der geistigen Freiheit, als daß es seinen Geist in den Dienst einer Parteisache, eines Kasteninteresses allein stellen würde. Weil das Genie eben sich freihalten will und darum niemals ein extremer Parteimann sein kann, im Gegenteil infolge seiner Fähigkeit, objektiv zu urteilen, zwischen den extremen Standpunkten eben dort steht, wo gewöhnlich die Wahrheit und Gerechtigkeit zu finden ist, — nämlich in der Mitte zwischen beiden — so verdirbt es sich auch regelmäßig mit beiden extremen Parteien, die es bei Lebzeiten ebenso heftig bekämpfen, wie sie es nach dem Tode und der erklärten Berühmtheit wegen für sich reklamieren.

Das Genie hat nur diesbezüglich eine Pflicht, die es auch gewöhnlich in vollem Grade erfüllt und auch erfüllen muß, soll es etwas Nützliches für die Allgemeinheit wirken: Es muß sich selbst treu bleiben.

Ebenso können wir auf dem noch wichtigeren Gebiete der künstlerischen Gefühle den gleich grundlegenden Unterschied zwischen Talent und Genie konstatieren. Auch in dieser künstlerischen Erbschaftsmasse liegt der Unterschied nicht eigentlich in der Quantität und Qualität des Gefühls. Wenn auch bezüglich der Quantität häufig ein wirklicher Unterschied vorhanden ist, so gibt doch nicht dieser den maßgebenden Ausschlag, sondern auch hier ist es die größere Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der Gefühle, die dem künstlerischen Werke den genialen Stempel aufdrückt.

Das Gefühlsleben des talentierten Menschen gleicht einem rings von hohen Bergen eingeschlossenen Binnensee, wo Sturm und Gewitter wohl auch eine Bewegung hervorrufen, die aber nicht zu vergleichen ist mit der Wirkung, welche der gleiche Sturm auf offener See hervorruft, womit wir das Gefühlsleben des Genies vergleichen können. Hier gibt es infolge des freien Zutrittes des Sturmes und wohl auch der größeren Wassermasse — des stärkeren Gefühlslebens — ganz andere Wellenberge und Wellentäler, kurz die Kontrastwirkung und die Verschmelzung dieser Kontraste zu einem Gesamteffekt — dieses große Geheimnis des Genies — ist hier viel großartiger. Dadurch aber, daß die Bewegung auf dem Meere der künstlerischen Gefühle beim Genie eine so stürmische ist, kann dieselbe auch dem genialen Kunstwerke selbst auch viel gefährlicher werden. Während das Talent selten in die Gefahr kommt mit seinen Gefühlen das gewöhnliche Maß des künstlerisch Erlaubten zu überschreiten und es sich gewöhnlich in den von der großen Menge beliebten Rahmen bewegt, ist beim Genie, besonders in Zeiten beginnender Degeneration, wo die Hemmung des gesunden Talentes anfängt zu versagen, diese Neigung in hohem Grade vorhanden und ist es gerade diese gefährliche Klippe der Maßlosigkeit der Gefühlsstürme, an der in solchen Zeiten häufig die künstlerische Tätigkeit des Genies gescheitert ist.

Eine solche extreme, häufig bereits an das Pathologische grenzende Gefühlsstimmung des Genies kann man, wenn sie häufiger zur Erscheinung kommt, den hippokratischen Zug einer Kunstepoche nennen, denn sie tritt — wie wir aus der Geschichte aller Künste sehen können — stets vor dem endgültigen Verfalle einer jeden Kunstperiode ein.

Der wichtigste Unterschied zwischen Genie und Talent liegt aber in ihrer biologischen Aufgabe. Das Genie ist der wahre Führer und echte Erzieher der Menschheit, es ist der Lehrer der Generationen und zwar vollbringt es — worin der auffallendste Unterschied liegt — diese Aufgabe mehr nach dem Tode und steht sogar nicht selten bei Lebzeiten im Rufe, ein schlechter Lehrer, ein Verderber der Jugend und der guten Sitten zu sein. Das Talent dagegen ist der geschätzte hochgeachtete Lehrer der lebenden Generation. Dasselbe ist der

geborene Schulmeister und seine konservative Naturanlage bewirkt es, daß seine erzieherische Tätigkeit für die Gegenwart weit die diesbezügliche Wirksamkeit des Genies übertrifft. Aber die kommenden Generationen werten das Urteil über die erzieherische Wirksamkeit des Talentes und Genies regelmäßig um und den späteren Jahrhunderten erscheint nur mehr das Genie als Erzieher der Menschheit und gerät die einst so hoch geachtete erzieherische Tätigkeit des Talentes ganz in Vergessenheit.

Der naturgeschichtliche Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß das Genie seine Lehren auf ewige oder wenigstens länger dauernde feste Prinzipien stützt, während die Lehren des Talentes, welche sich vorwiegend mit dem Detail beschäftigen, dem fortwährenden Wechsel des Geschmacks der Zeiten ausgesetzt sind.

Es gibt noch zahlreiche nebensächliche Details, in denen sich das Talent vom Genie unterscheidet, die ich jedoch einem Zusatze des zweiten Bandes zuweise. Hier müssen wir aber noch die große Verschiedenheit berühren, welche die Art und Weise betrifft, die das Talent und Genie bei seinem künstlerischen Arbeiten zur Anwendung bringen.

Wir teilen heute das Arbeitsfeld des menschlichen Intellektes in zwei Abteilungen, in die Abteilung des Bewußten und in die Abteilung des Unbewußten ein, welche, wenn sie auch in verschiedenen Lokalen des Gehirns untergebracht sind, sich doch innig berühren, sich gegenseitig beeinflussen, allein für sich und vereint mitsammen arbeiten können und wie wir sagen, durch die „Schwelle des Bewußtseins“ mitsammen in Verbindung stehen. Je näher der Mensch der Natur und in bezug auf die Willensfreiheit unter ihrer strengen Leitung steht, desto mehr überwiegt bei seinen Handlungen die Abteilung des Unbewußten, des Instinktartigen. Je mehr der Mensch auf dem Wege der Kultur vorwärts schreitet, desto mehr gewinnt das Bewußte — die Herrschaft des Verstandes — das Übergewicht. Zugleich nimmt aber dadurch, daß gewisse im Verlaufe der Generationen häufig wiederholte Vorstellungen in das Unterbewußtsein herabsinken und dort als Gefühle vererbt werden auch die Erbschaftsmasse des Unbewußten zu; jedoch ist es einleuchtend, daß diese gesteigerte Erbschaftsmasse nur durch Inzucht unter

in der Kultur gleich hochstehenden Kasten, Stämmen und Völkern auf der erreichten Höhe erhalten werden kann. In einem Intellekt, wo das Bewußte und Unbewußte, also das Verstandesmäßige und die instinktartigen Gefühle harmonisch entwickelt und harmonisch mitsammen arbeiten, herrscht die Vernunft; in einem Intellekt, wo das Bewußte das Übergewicht über die instinktartigen Gefühle hat, da herrscht der Verstand und dort, wo das unbewußte Handeln die Regel ist, da herrscht der Instinkt oder die Natur mit ihren ursprünglichen Gefühlen und Trieben. Je rein verstandesmäßiger eine Handlung ist, desto leichter gerät dieselbe in die Gefahr, mit der Natur in Konflikt zu kommen, während das rein instinktmäßige Handeln fast immer in Harmonie mit dem natürlich Sein-Sollenden sich befindet. Wir können nun sehen, daß die beiden extremen Züchtungen der Kulturmenschheit — das Talent und Genie — auch extreme Beispiele dieser verschiedenen Arbeitstätigkeit des Intellektes darstellen, indem bei der künstlerischen Arbeit des Talentes das Bewußte, das Verstandesmäßige vorherrscht, während bei der Arbeit des Genies entweder das Bewußte und Unbewußte in schönster Harmonie verbunden sind, oder was sehr häufig ist, sogar das Unbewußte — die Gefühlsseite — die offenkundige Tendenz des Überwiegens hat.

Wenn wir also den künstlerischen Geschmack und das Urteil als die Richtung gebende Kraft beim künstlerischen Handeln ansehen, so wird diese Resultierende ihre Direktion beim Talent mehr vom Verstand und von der Abteilung des Bewußten erhalten, während beim Genie diese Resultierende mehr ein Produkt des Unbewußten, des instinktartig Gefühlten ist. Es hängt das vor allem mit dem Überwiegen der väterlichen oder der mütterlichen Erbschaftsmasse zusammen und ferner mit der Blutmischung der letzten Ahnenreihen. Das Talent ist eben ein reineres Inzuchtprodukt mit vorherrschend väterlicher Erbschaftsmasse, während das Genie infolge seiner Mischung in den letzten Ahnenreihen der Natur wieder etwas näher gerückt ist, ohne deshalb an erreichter Kulturhöhe zu verlieren, wobei durch das Überwiegen der mütterlichen Erbschaftsmasse auch noch meistens ein Überwiegen der Gefühlseite, also des Unbewußten, verbunden ist. Dieses Überwiegen der Ver-

standesseite, der Reflexion beim Talent ist es eben, welches den Handlungen und Kunstprodukten des Talents den Charakter des komplizierten, des künstlerisch gemachten verleiht, während das Überwiegen der Gefühlsseite, des Unbewußten, Instinktiven den genialen Werken den Stempel des Einfachen, Natürlichen des organisch Gewordenen aufdrückt. Darum hat auch das Genie immer eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Kinde und dem unbewußt instinktiven, naiven Wesen desselben. Mit diesem verschiedenen Verhalten des Bewußten und Unbewußten im Geistesleben des Talentes und Genies hängt auch ein Unterschied in der Art und Weise der künstlerischen Produktion zusammen, welcher von jeher aufgefallen aber häufig eine falsche Deutung gefunden hat.

Unter den Wurzelcharakteren des Talentes und Genies ist nämlich einer der wichtigsten der Fleiß. Eine je höhere Stufe eine Kulturepoche erstiegen hat, je größer also die Summe des auf allen Gebieten der primären und sekundären Künste und Wissenschaften bereits Erworbenen und Aufgestapelten ist, desto größer muß auch der Fleiß sein, wenn derselbe auch von einer größeren Erbschaftsmasse bezüglich der Anlagen und Fähigkeiten unterstützt wird. Schon die immer höheren Anforderungen an das rein Technische aller Künste verlangt einen eisernen Fleiß. Derselbe ist auch stets der konstanteste und unerläßlichste Faktor im Leben aller talentierten und besonders der genialen Männer gewesen, so daß es nicht zum Wundern ist, wenn selbst ein Goethe die Meinung aussprechen könnte, daß Genie eigentlich nichts anderes sei, als kondensierter Fleiß. Wenn also beim Talent sowohl als beim Genie ein großer Fleiß immer eine conditio sine qua non ist, so ist doch zwischen dem Fleiß des Talentes und Genies ein auffallender und zwar entwicklungsgeschichtlich begründeter Unterschied.

Während nämlich die bewußte, die Verstandes-Tätigkeit des Gehirns dem fleißigen Talente fast immer zur Verfügung steht, ist das beim mehr Unbewußten genialen Arbeiten, besonders wo die feinere Erbschaftsmasse der künstlerischen Gefühle mitzutun hat, nicht in diesem Grade der Fall. Wir sind über diese Vorgänge im Gehirn und ihre Abhängigkeit von körperlichen Zuständen noch wenig aufgeklärt; so viel wissen wir

aber aus Erfahrung an uns selbst und der Beobachtung anderer, daß die Arbeitsfähigkeit des unbewußten Organs außerordentlich variabel und von ganz geringfügigen inneren und äußeren Veränderungen und Störungen in günstiger sowohl als ungünstiger Weise beeinflußt werden kann. Da das Talent nun mehr auf die verstandesmäßige Arbeit angewiesen ist, dieses Zentrum aber nicht so empfindlich ist und dem Menschen fast stets zur Verfügung steht, so ist das Talent in seinem Fleiße unabhängiger und sein Fleiß ist daher ein mehr gleichmäßiger, ja häufig ein pedantischer. Das Genie dagegen, dessen Arbeit mehr auf die Gefühlsseite, auf die Arbeit des Unbewußten angewiesen ist, ist darum auch von der ungleichmäßigen Befähigung dieses Zentrums abhängig. Seine Arbeitsfähigkeit und Fleiß hängt daher, wie man zu sagen pflegt, mehr von „Stimmungen" ab, es muß Zeiten, wo das Gefühlszentrum in guter Arbeitsverfassung ist, ausnützen und muß pausieren, wenn das nicht der Fall ist. Während sich ferner die Arbeit des Talentes forzieren läßt, da das verstandesmäßige Arbeiten einem solchen Zwange leichter sich fügt, ist das bei der Stimmungsarbeit in der Regel nicht der Fall. Das Gefühl als echtes Künstler-Zentrum perhorresziert allen Zwang und versagt gerade dann seine Mitwirkung, wenn man es zwingen will, gibt aber verschwenderisch, wenn man ihm die Wahl hierzu selbst überläßt. Während also der Fleiß und die Arbeitsleistung beim Talent mehr einem ruhig dahinfließenden, gleichmäßig starken Strome gleicht, gleicht der Fleiß des Genies einem Wildbach, welcher bald riesengroß dahergestürmt kommt, bald aber fast ganz versiegt. Wir haben bereits bemerkt, daß dieser sprunghafte Fleiß beim Genie schon in der Schule sich bemerkbar macht und das Genie deshalb auch mit seinem ungleichmäßigen Fleiße bei den Lehrern, von welchen stets der gleichmäßige Fleiß des Talentes bevorzugt wird, nicht beliebt und fast immer im Wettlaufe mit dem Talente den Kürzeren zieht. Sehr viele Biographien der genialen Männer beweisen uns dieses auffallende Pausieren des Fleißes schon in der Jugend und erst im höheren Alter, wo das verstandesmäßige Arbeiten auch beim Genie nicht selten das Übergewicht erhält, stellt sich ein gleichmäßiger Fleiß ein. Ein typisches Beispiel hierfür bietet uns die Biographie Goethes.

Aus diesem mehr unbewußten, naiven Arbeiten des Genies hat man auch den falschen Schluß gezogen, daß die genialen Gedanken, da sie dem Genie scheinbar ohne Anstrengung zufliegen, einer höheren Eingebung zu verdanken sind, daß sie gleichsam „Offenbarungen" sind und das Genie in geistigem Rapport mit übernatürlichen Kräften stehe. Diese Ansicht wurde besonders im Altertum durch die Genies selbst unterstützt. Indem denselben nämlich dieses merkwürdige Arbeiten des unbewußten Gefühlszentrums unbegreiflich erschien, bezeichneten sie die aus diesem Unterbewußtsein gleichsam ohne selbsttätiges Zutun des Verstandes aufsteigenden Gedanken als innere Stimme, als Stimme eines Schutzgottes, als Dämonion (Sokrates) etc. und stellten es so hin, als wenn sie nur das Werkzeug wären, durch welches diese übernatürliche Macht ihren Willen und Absicht kundgäbe. Dies ist um so begreiflicher, als auch heute noch eben wegen des Vorherrschens des Unbewußten die künstlerische Arbeit dem Genie selbst oft als etwas ganz fremdes, merkwürdiges erscheint und es sein eigenes Werk fast ebenso mit Staunen betrachtet, wie eine Mutter das soeben geborene Kind, das sie jetzt in seiner ganzen wunderbaren Gestalt vor sich sieht, von dessen Werden und Wachstum ihr aber fast nichts zum Bewußtsein gekommen ist.

Aber es wäre doch der Schluß, daß auf diese Weise das geniale Arbeiten ein leichtes, fast automatisches sei, ein ganz falscher. Diesem Arbeiten des Unterbewußtseins beim ausgebildeten Genie muß doch eine intensive Arbeit des Bewußtseins vorausgegangen sein. Wir wissen, daß immer eine intensive Konzentration der Gedanken und Vorstellungen mit dem Gegenstand der Arbeit notwendig ist, um dem Unterbewußtsein das Rohmaterial zu seiner künstlerischen Tätigkeit zu liefern. Ebenso wie die unbewußten Träume sich gerne mit Gegenständen, Handlungen und Gedanken beschäftigen, welche im Leben öfter sich wiederholen und dieselben nun kombinierend und verändernd in immer neuen Konstellationen unserem innern Auge vorführen, aber nichts wirklich neues bringen können, was nicht früher einmal durch unsere Sinne dem Bewußtsein zugeführt worden wäre, so kann auch das geniale Unterbewußtsein nur mit dem Material arbeiten, welches ihm die Erbschaft der Gefühle und der Verstand als Resultat fort-

während Vorstellungen und Erfahrungen zugeführt hat. Das Unterbewußtsein des Genies stellt nun vermöge seiner großen Erbschaftsmasse an ererbten Gefühlen gleichsam ein kräftigendes Stahlbad für die Geistesarbeit des Verstandes dar, wo die Gedanken desselben von den Schlacken der Reflexion gereinigt werden und dann wie ein Phönix fast neugeboren aus demselben auftauchen. Darum macht nicht nur das letzte mechanische Arbeiten des Genies oft den Eindruck des Leichten, eines Spieles mit der Sache, es erscheint auch das Kunstwerk selbst trotz der enormen Geistesarbeit, welche drinnen steckt, als etwas ganz einfaches, natürliches, wo sich nicht nur alles von selbst aneinanderfügt, sondern man sogar das Gefühl hat, so muß es sein und nicht anders. In dieser Arbeit des Unbewußten, in dieser so auschlaggebenden Anordnung des künstlerischen Gefühls, sowohl was den Inhalt als die Form des Kunstwerkes anbelangt, liegt der springende Punkt, wodurch das Kunstwerk erst den Charakter des Genialen erhält.

## IV.

# Die Charakteristik des pathologischen und verkommenen Talentes und Genies.

Von jeher haben die Tier- und Pflanzenzüchter die Beobachtung gemacht, daß die durch engere Inzucht hochgezüchteten und der scharfen Auslese der Natur entzogenen Haustiere und Nutzpflanzen sehr leicht Krankheiten unterliegen, und wenn sie nicht dann und wann mit anderen niedriger kultivierten Varietäten gekreuzt werden, der Gefahr unterliegen, auszuarten und in ihrer geschlechtlichen Reproduktionskraft abzunehmen. In der neueren Zeit wurden diese alten Erfahrungen experimentell bestätigt und besonders Darwin hat die diesbezüglich waltenden Naturgesetze erforscht. Es ist aber keinem dieser Züchter und Naturforscher eingefallen zu behaupten, dieser oder jener hochgezüchtete Charakter (z. B. der Wohlgeschmack des Kalvilapfels) sei ein Produkt dieser Krankheiten, oder dieser Neigung zu entarten zuzuschreiben und es sei darum diese Apfelsorte so überaus köstlich, weil sie so regelmäßig und mehr als andere Apfelsorten von der Blutlaus befallen werde. Denn diese Tier- und Pfanzenzüchter wissen nur zu gut, welche große Sorgfalt, welche Aufmerksamkeit und Mühe durch viele Generationen bei der Zuchtveredlung eines Haustieres oder einer Nutzpflanze angewendet werden müssen, um eine derartige hochgezüchtete Varietät zu erreichen und dieselbe auf dieser Höhe zu erhalten. Sie wissen auch, daß dieses leichtere Befallenwerden von Krankheiten eben eine natürliche Folge der extremen Hochzucht ist und in dem allgemeinen Naturgesetz seine Begründung findet, wonach jeder besondere Züchtungsvorteil einen Nachteil, wenn auch oft nur vorübergehend, zur Folge hat. Trotz dieser Analogie in der Natur haben wir im neunzehnten Jahrhundert die merkwürdige

Behauptung hören müssen, daß das menschliche Genie nicht etwa das Produkt einer langen geistigen Züchtungsarbeit, sondern das Produkt der Degeneration, also das Resultat einer krankhaften Veränderung des menschlichen Gehirns sei.[1])

Schon die Würde und Verehrung, welche die Menschheit von jeher diesem höchsten Züchtungsprodukt des menschlichen Geistes hat angedeihen lassen, hätte bei der Aufstellung einer solchen Behauptung zur größten Vorsicht raten sollen. Noch mehr muß man verlangen, daß ein Gelehrter, der doch wissen soll, wie sehr unser ganzes Wissen dem Irrtum unterworfen ist, es sich wohl hundertmal hätte überlegen sollen, bevor er es unternimmt, die Fackel der Verachtung in die Ruhmeshalle des Genies zu werfen und dieselbe zu einem Sanatorium für Epileptiker und andere Geisteskranke herabzuwürdigen.

Wir haben in den früheren Kapiteln gesehen, daß in den gesunden Jugendzeiten eines Kulturvolkes ein gezüchtetes Talent und Genie nichts anderes ist, als eine feinere, höher gezüchtete Varietät des Volkes, etwa zu vergleichen einer wohlriechenden gefüllten Gartenrose im Vergleiche mit einer gewöhnlichen Heckenrose. Hier ist noch alles in Harmonie, wenn auch bereits die äußerste Grenze derselben erreicht ist. Wie es nun niemanden einfällt, die Hochzucht einer feinen Rose oder eines besonders klugen Jagdhundes als etwas pathologisches, als das Produkt einer Degeneration zu erklären, so liegt auch bei der menschlichen Hochzucht des Talentes und Genies hierzu kein Grund vor.

Sicher ist aber, daß die Familien des Talentes und Genies als an der Spitze der Kulturmenschheit stehend darum auch den Gefahren des Kulturlebens am meisten und frühestens ausgesetzt sind. Es ist also einleuchtend, daß in Zeiten einer Überkultur, wo schon der mittelmäßig begabte Mensch meist disharmonische oder pathologische Störungen aufzuweisen hat, dies bei der extremen geistigen Züchtung — dem Talent und Genie — natürlich noch mehr der Fall sein wird. Das Talent und Genie ist ja nichts anderes als ein frühreifes Kind seiner Zeit, es ist in der Regel

[1]) Lombroso, Genie und Wahnsinn.

gesund, wenn diese Zeit gesund ist, es wird aber auch in Degenerationsperioden eines Volkes diesen Stempel auffallender an sich tragen.

Die Menschheit hat, seitdem sie den Weg der Kultur beschritten, stets Talente und Genies hervorgebracht, denn ohne diese führenden Geister ist eine Kultur überhaupt nicht möglich. Aber die größten Wohltäter der Menschheit, die Genies, welche die schweren ersten Schritte auf dem dornenvollen Wege der Kultur getan haben, kennen wir nicht einmal und außer dem sagenhaften Prometheus ist uns aus jener Morgendämmerung der Kultur kein Name eines genialen Erfinders erhalten. Kein Genie der späteren Zeiten hätte einen höheren Anspruch auf unsere Verehrung als dasjenige, welches den Pflug und die ersten Schriftzeichen erfunden hat. Da in jenen ersten Zeiten des Kulturlebens die Lebensführung auch der führenden Stände überall eine mehr natürlichere, gesundheitsmäßige war, so entfielen auch alle Ursachen einer Degeneration und alles was wir von diesen ältesten Zeiten wissen, deutet sowohl auf körperliche als geistige Gesundheit auch der oberen Stände. Erst auf einer schon recht hohen Stufe des Kulturlebens stoßen wir auf Beobachtungen und Bemerkungen, welche den Zusammenhang einer solchen Hochzucht mit Zeichen der körperlichen und geistigen Degeneration hervorheben. Eine der frühesten Notizen hierüber entstammt dem Aristoteles, der bereits die Bemerkung macht, daß die Mehrzahl der talentierten und genialen Männer einen Zug von Melancholie aufweisen. Aristoteles konnte diese Beobachtung darum leicht machen, weil er ja zu einer Zeit lebte, wo die Degeneration des griechischen Talentes und Genies schon sehr weit fortgeschritten war und nicht nur das primäre politische, sondern auch das sekundäre Talent und Genie bereits ergriffen hatte. Hätte Aristoteles zur Zeit der Perserkriege gelebt, so würde er diese Beobachtung schwerlich haben machen können, weil zu dieser Zeit das griechische Talent und Genie in seiner Majorität noch gesund war. Einzelne disharmonische oder selbst pathologische Talente und Genies wird man wohl zu allen Zeiten beobachten können. Um aber den Ausspruch zu tun wie Aristoteles, daß alle hervorragenden Männer einen melan-

cholischen Zug haben oder wie man vom Talente in Italien zur Zeit der Spätrenaissance sagte: „Ogni talento matto", muß die Mehrzahl der Talente und Genies diese Eigenschaft an sich haben und das ist regelmäßig nur dann der Fall, wenn die Degeneration bereits die Mehrzahl der Familien der oberen Stände ergriffen und die konstitutionellen vererblichen Krankheiten des Nervensystems — und um diese handelt es sich hier vorwiegend — im ganzen Volke eine sehr weite Verbreitung gefunden haben. In solchen Zeiten kommen aber in vielen Familien aller Stände Geisteskrankheiten, speziell Epilepsie, Melancholie und verwandte Zustände auf erblichem Wege vor, ohne daß damit irgend eine talentierte oder geniale Anlage verbunden wäre.

Da die Talente und Genies stets körperlich Kinder ihrer Zeit sind, so wäre es geradezu merkwürdig, wenn die talentierten und genialen Familien nicht auch an diesen Zeitkrankheiten partizipieren würden, ja es wäre begreiflich, wenn diese Familien mehr als andere darunter leiden würden, weil sie ja als extreme Züchtung an und für sich der disharmonischen und pathologischen Grenze näherstehen. Aber selbst dies ist nicht einmal der Fall.

Das alles hat aber nichts zu tun mit der naturgeschichtlichen Züchtung des Talentes und Genies, also auch nichts mit der Züchtung der künstlerischen Erbschaftsmasse, um die es sich ja doch beim Talent und Genie vor allem handelt. Diese ist und bleibt ausnahmslos das Produkt einer engeren Inzucht und der Züchtung in einer längeren Reihe von Generationen. Das im Verlaufe dieser Züchtung auftretende Pathologische ist dann nichts anderes als eine zufällige Komplikation, wie wir dies in der Natur unter solchen oder ähnlichen Verhältnissen häufig beobachten können.

Einen anderen ursächlichen Zusammenhang aus dieser Beobachtung herausfinden zu wollen, heißt eben in den uralten medizinischen Irrtum des „post hoc propter hoc" verfallen. Damit soll nicht gesagt sein, daß solche erbliche Krankheitsprozesse, die stets mit abnormem Blutdruck und Zirkulationsstörungen im Gehirn verbunden sind, nicht auch einen Einfluß auf die künstlerische Tätigkeit eines Talentes und Genies haben können. Können wir ja doch sehen, daß selbst einfache

Neuralgien und pathologische Zustände anderer Organe, z. B. des Unterleibs, die Tätigkeit des Gehirns, speziell die Stimmung des Gemütes, stark zu beeinflussen imstande sind, geschweige denn pathologische Prozesse, welche im Gehirn selbst und seinen Häuten ihren Sitz haben. Zweifellos können solche Prozesse stimulierend oder hemmend die künstlerische Tätigkeit eines talentierten oder genialen Gehirns beeinflussen und seinen Werken eine Färbung und einen Charakterzug geben, woran dann der Kenner solcher psychischer Störungen und ihrer Wirkungen leicht die Diagnose derselben zu machen imstande ist. Man vergesse aber nie, daß diese pathologischen Zustände immer nur akzessorisch auf eine talentierte oder geniale Anlage wirken, wie sie ja in unzähligen Fällen bei gewöhnlichen Menschen ähnliche Steigerungen und Störungen der psychischen Tätigkeit hervorrufen. Es liegt nun in der Natur der extremen Züchtung der talentierten und genialen Anlage, daß diese krankhaften Regungen und Hemmungen hier auch einen extremen Charakter annehmen und dadurch, daß sie eben an einem Künstler und Kunstwerke zum Vorschein kommen, mehr auffallen und größere Beachtung finden. Wie man aber aus allen Biographien derjenigen Talente und Genies, welche solchen pathologischen Zuständen unterworfen waren, ersehen kann, erfährt das Talent und Genie durch das akzessorisch Pathologische viel öfter eher eine schädigende Hemmung als eine fördernde Steigerung und geht viel Willensenergie, die sonst besser verwendet werden könnte, verloren, um die durch die krankhaften Prozesse hervorgerufene Arbeitsunlust und Gemütsverstimmung zu überwinden. Das Günstige, was diese krankhaften Prozesse haben, kommt mehr auf indirekte Weise zustande, indem sie beim Genie die an und für sich große Neigung zur Einsamkeit und Konzentration verstärken, was wiederum die künstlerische Tätigkeit günstig beeinflussen kann.

Was nun diese pathologischen Prozesse betrifft, welche in der Naturgeschichte des Talentes und Genies eine Rolle spielen, so wäre darüber nicht viel zu sagen, da sie ja, wie wir gesehen haben, nichts Spezifisches für die Züchtung des Talentes und Genies darstellen. Da aber das Pathologische besonders in der Entwicklungsgeschichte des Genies durch die Erörterungen Lombrosos eine viel größere Bedeutung erhalten

hat als ihm eigentlich zukommt, so ist es doch notwendig, die Pathologie des Genies etwas ausführlicher zu besprechen, damit es den mit diesem medizinischen Gegenstand unbekannten Lesern möglich ist, sich selbst einigermaßen ein Urteil zu bilden.

Die wichtigsten pathologischen Prozesse, welche in der Naturgeschichte des Genies eine Rolle spielen, sind die Geisteskrankheiten und davon besonders die Melancholie und Epilepsie, ferner die Tuberkulose und ihre Folgekrankheiten. Die Tuberkulose und Melancholie scheinen nun den Charakter und die künstlerische Erbschaftsmasse der Gefühle nicht ungünstig zu beeinflussen. Wir können sogar bemerken, daß dadurch der Charakter eines solchen Talentes und Genies oft eine gewisse interessante Kontrastfärbung erhält. Bei der Epilepsie und ihren verwandten Formen sehen wir dagegen fast immer eine ungünstige Beeinflussung der Charaktere und besonders die Gefühlsseite der künstlerischen Erbschaftsmasse ist es, bei der das Disharmonische und Pathologische in solchen Naturen viel stärker und auffallender zur Erscheinung kommt.

Was den melancholischen Zug betrifft, so ist derselbe nicht etwa, wie Aristoteles gemeint hat, ein besonderes Kennzeichen talentierter und genialer Männer, sondern, wie schon die uralte Einteilung der Temperamente beweist, überhaupt im höheren Kulturleben etwas sehr Gewöhnliches und in jeder kleinen Gesellschaft wird man das melancholische Temperament vertreten finden.

Jeder aber, der das Wesen dieser psychischen Störung genauer kennt, wird zugeben müssen, daß bei jenen Talenten und Genies, wo die Melancholie in ihrem Leben eine Rolle spielt, es in der Regel sich nur um die leichte Form dieser phsychischen Störung handelt. Denn bei den schwereren Formen dieser Krankheit ist eine künstlerische Tätigkeit schon wegen der dabei stets vorhandenen starken Lähmung der Willensenergie, welche ja auch die anfallsfreien Zeiten sehr ungünstig zu beeinflussen imstande ist, kaum möglich. Bei der Mehrzahl der Genies kann man also ebenso wie bei den Personen mit melancholischen Temperamente sagen, daß sie von der Krankheit nur leicht gestreift worden sind und daß man ein guter Kenner der Symptome dieser Krankheit sein muß, um sie aus

der Biographie und den Werken des Künstlers zu erkennen. Dieser leichte Anflug der Melancholie ist es, der die an und für sich beim Genie von Natur aus gewöhnlich schon vorhandene Helldunkel-Stimmung noch vertieft und dem genialen Gemüte jenen interessanten Zug verleiht, den man mit der Blume der feinen Weine vergleichen könnte. Das könnte man also einen Vorteil dieser psychischen Krankheit für die künstlerische Tätigkeit des Talentes und Genies nennen. Viel größer aber ist in der Regel der Schaden, welchen die mit melancholischen Zuständen sehr häufig verbundene apathische Stimmung auf die Arbeitslust und den Fleiß des Talentes und Genies hervorbringt. Besonders beim Genie können wir diesen Schaden deutlich erkennen und der dadurch bedingte oft erfolglose Kampf des Genies mit dieser Wirkung der Melancholie bildet eines der traurigsten Kapitel in der Naturgeschichte des Genies.

Weitaus gefährlicher und schädigender als die Melancholie ist, wie gesagt, für das Genie die Komplikation mit der Epilepsie und ihren verschiedenen Formen. Ist die Melancholie in ihren leichten Formen, wie sie gewöhnlich das Genie befällt, nicht nur eine der gewöhnlichsten und auch eine der meist unschädlichsten psychischen Störungen, so bildet selbst die leichteste Form der Epilepsie eine schwere Erkrankung des Gehirns, deren Folgen und Wirkungen auf die Geistesfunktionen und den daraus resultierenden Charakter viel auffallender und intensiver sind. Während Melancholie, Tuberkulose und andere Krankheiten die künstlerische Tätigkeit eines Genies wohl etwas zu modifizieren imstande sind, aber eigentlich den Grundcharakter des Genies nicht zu verändern vermögen, stellt die epileptische Komplikation die eigentlich ausgesprochene pathologische Form des Genies dar und wenn ich daher vom pathologischen Genie rede, so habe ich in erster Linie immer das epileptische Genie im Auge. Wir müssen nun dieser pathologischen Form des Genies um so mehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden, als gerade das auffallend Pathologische, was dem Charakter der von dieser Krankheit befallenen Genies anhaftet, die Ursache war, daß sein Wesen und Charakter generalisiert und alle anderen disharmonischen Formen des Genies, ja sogar das gesunde Genie mit ihm in einen Topf geworfen worden sind. Das epileptische Genie bildet jedoch nur eine kleine, aber durch

seine eigentümliche Tätigkeit in der Naturgeschichte des Genies sehr auffallende Gruppe.

Wir haben gesehen, daß die künstlerische Aufgabe des Genies eine zweifache ist, eine negative und eine positive. Die negative Aufgabe des Genies besteht darin, das alte, unbrauchbar Gewordene, nicht mehr Angepaßte zu zerstören und zu entfernen; seine positive Aufgabe ist die Neuschaffung, die Errichtung eines neuen Kulturhauses anstatt des alten, unbrauchbar gewordenen und zerstörten. Soweit wir nun die Naturgeschichte des Genies überblicken können, ist es eine auffallende Tatsache, daß das Zerstören, das Wegschaffen des alten unbrauchbar Gewordenen die fast ausschließliche Domäne des pathologischen besonders aber des epileptischen Genies ist. Nicht immer ist natürlich die krankhafte Beanlagung nachweisbar. Aber man kann sicher sein, daß ein großer Zerstörer in irgend einem Kunstfache fast immer ein pathologisches Genie ist. Auch das gesunde Genie muß sich zwar dieser negativen Aufgabe des Zerstörens widmen, aber es ist dazu schon seines Charakters wegen weniger geeignet und macht diese Arbeit häufig ungeschickt und zu wenig energisch, indem es gewöhnlich sein Hauptaugenmerk doch mehr dem positiven Teil seiner Arbeit zuwendet. Daß besonders zwischen der Epilepsie und dieser Art der künstlerischen Tätigkeit des Genies ein ursächlicher Zusammenhang besteht, das haben schon die Alten vermutet. Sie haben darum die Epilepsie den „morbus sacer" genannt, weil sie eben hier wie überhaupt beim Schicksal des Genies die Krankheit als eine Folge des Neides und der Strafe der Götter für die titanenhafte Zerstörungswut eines solchen Genies ansahen. Aber die Alten waren nicht so unklug, diese Beobachtung zu generalisieren, noch weniger verfielen sie in den Irrtum des Fehlschlusses von „Post hoc propter hoc".

Wie man an den verschiedenen Formen der Epilepsie. die zahllos sind wie die Figuren eines Kaleidoskopes, sehen kann, hat sie auf den Willen und Charakter der von dieser Krankheit Befallenen eine eigentümliche geradezu spezifisch zu nennende Einwirkung.

Fast alle Epileptiker und an verwandten Krankheitsformen Leidenden zeichnen sich durch eine äußerst impulsive und

extrem entwickelte Willensenergie aus, sind sogenannte „Kopf durch die Wand Geher", ob es sich nun um eine Bagatelle oder eine große Sache handelt. Zugleich ist bei solchen Kranken mit sehr seltenen Ausnahmen der Egoismus bis zu einer Rücksichtslosigkeit entwickelt, wie wir dies fast bei keiner anderen Geisteskrankheit beobachten können. Diese zwei geistigen ins pathologische Extrem entwickelten Charaktere sind nun die hauptsächlichste Ursache, daß alle an Epilepsie und verwandten Formen Erkrankten von Hause eine Lust zum Zerstören haben. Kommt nun zu dieser impulsiven Willensenergie und rücksichtslosem Egoismus noch eine talentierte oder geniale Anlage, so entstehen aus dieser Komplikation jene Sturmböcke der Kulturgeschichte der Menschheit, welche nicht nur alles Morsche und Faule niederwerfen, sondern auch oft vor dem noch Gesunden, Brauchbaren keinen Halt machen. Diese mehr impulsive als konsequente, bis ins äußerste gesteigerte, keine Ermüdung kennende Willensenergie, die vor nichts Ehrwürdigen, Althergebrachten Halt machende Respektlosigkeit, der Mangel an Gefühlen überhaupt oder das Perverse derselben, wodurch solche Genies sich auszeichnen, macht sie nun zu vorzüglichen Werkzeugen in der Hand der Natur, überall dort, wo eine Zerstörung aus Degenerationsgründen notwendig sich erweist, dieselbe zu vollziehen. So schauerlich oft die Arbeit dieser Genies ist, und so sehr sie oft über das Ziel schießen, so müssen sie doch als Wohltäter der Menschheit geehrt und geschätzt werden. Denn sie leisten zwar eine negative Arbeit, welche aber unter allen Verhältnissen und dabei möglichst rasch und vollständig getan werden muß und ohne die das positive aufbauende Genie seinem Berufe nicht ordentlich nachzukommen imstande ist. Wie bereits erwähnt, ist es gerade eine Eigenschaft des positiven Genies, daß es, je positiver seine künstlerische Anlage ist, desto weniger negativ ist, also zum Zerstören sich schlecht eignet, während wir umgekehrt sehen können, daß je größer ein Genie im Zerstören ist, desto unbedeutender seine positive Anlage gewöhnlich entwickelt ist. Es fehlt dem positiven Genie in der Regel an der rücksichtslosen Energie und am krassen Egoismus, Eigenschaften, ohne die alte festgewurzelte Irrtümer und Übelstände

bei der trägen Masse nicht zerstört werden können. Aus dieser mangelnden Energie und dem zaghaften Zerstören der Wespennester erklärt sich häufig die wenn auch vorübergehende Niederlage des gesunden positiven Genies und sein böses Schicksal, während das Schicksal des epileptischen Genies eben dieser Eigentümlichkeit seines Charakters wegen selten ein so ungünstiges ist und seine freilich auch leichtere und den Menschen imponierende Arbeit meistens bei Lebzeiten schon mit Erfolg gekrönt ist. Es ist daher für das mehr positiv arbeitende gesunde Genie ein großes Glück, wenn die notwendige und gründliche Arbeit der Zerstörung von einem solchen zu dieser Arbeit von Natur aus besser beanlagten pathologischen Genie bereits geleistet worden ist.

Eine wahre Elitetruppe der Natur für diesen Zweck der Zerstörung des alten, unbrauchbar Gewordenen bilden jene Formen der genialen Anlage, welche man gewöhnlich unter dem Sammelnamen der verkommenen Genies vereinigt. Schon der Name gibt uns eigentlich hereits die beste Definition dieser Abart des Genies. Das verkommene Genie ist, naturwissenschaftlich betrachtet, ein rudimentär entwickeltes und pervers beanlagtes Genie, ein genialer geistiger Zwitter. Die Disharmonie der Entwicklung beim Genie hat hier den höchsten Grad erreicht und zwar liegt das Mißverhältnis hauptsächlich zwischen den beiden wichtigsten Faktoren der künstlerischen Erbschaftsmasse — zwischen der Betätigung des Willens und dem künstlerischen Gefühl. Vereinzelt kann das verkommene Genie in den talentierten und genialen Familien selbst zu Zeiten vorkommen, wo die Kaste, das Volk in seiner Majorität noch vollkommen gesund ist. Es zeigt aber stets schon die beginnende Degeneration einzelner Familien an. Das verkommene Genie wird aber in solchen Zeiten keinen Schaden anrichten und spurlos wieder verschwinden. Zu Zeiten aber, wo die oberen Stände eines Volkes in stärkerem Grade zu degenerieren beginnen und dadurch auch gewöhnlich eine stärkere Blutmischung unter den degenerierten Kasten und Ständen eintritt, kommt das verkommene Genie in geradezu auffallender Zahl zur Erscheinung.

Das verkommene Genie ist nämlich stets das Produkt der Vermischung in Degeneration begriffener Inzuchtfamilien zweier verschiedener Kasten oder Nationen.

Eine solche Massenerscheinung des verkommenen Genies setzt daher immer eine Massendegeneration in den oberen Kasten voraus und eine infolge der dadurch hervorgerufenen staatlichen und finanziellen Katastrophen eingeleitete stärkere Blutmischung derselben. Da in solchen Zeiten auch die Autorität des herrschenden Talentes in den verschiedenen Künsten zu sinken beginnt, fehlt auch noch die richtige Erziehung der an und für sich zu extremer Betätigung neigenden genialen Anlage, so daß die geniale Jugend solcher Zeiten überhaupt leichter als es in gesunden Zeiten schon der Fall war, auf falsche Wege gerät.

Dem verkommenen Genie fehlt es niemals an guten Anlagen in der spezifischen künstlerischen Erbschaftsmasse; besonders diejenigen Anlagen, welche zur Erreichung einer künstlerischen Technik, also zur Virtuosität in einer Kunst notwendig sind, sind gewöhnlich geradezu in auffallender Weise vorhanden und kommen zur frühzeitigen Entwicklung, so daß nicht wenige der sogenannten Wunderkinder dieser Spezialität des Genies angehören. Doch die besten künstlerischen Anlagen können nicht zur richtigen Entwicklung kommen, wenn es an den nötigen Wurzelcharakteren fehlt, wenn der energische Wille, der andauernde Fleiß, das sozial-moralische, besonders aber das Pflicht-Gefühl fehlt, kurz wenn es an dem fehlt, was auch der echte Künstler nicht entbehren kann — am Charakter überhaupt. In diesem Mangel der wichtigsten Wurzelcharaktere liegt bei dem verkommenen Genie der angeborene Defekt und gilt für dasselbe in höchstem Grade das Wort Kleist's, daß an derartigen Genies nichts beständig ist, als die Unbeständigkeit.

In den Qualitäten des Willens sehen wir das verkommene Genie zwischen Extremen der Entwicklung derselben hin und her schwanken; ruhelose Impulsivität und Apathie wechseln häufig und machen jedes andauernde zielbewußte Handeln unmöglich. Doch herrscht bei diesen Naturen ein merkwürdiger Trieb der Verneinung. Das verkommene Genie ist der geborene Widerspruchsgeist, „der Geist, der stets verneint", was eben in der ihm von Natur aus angeborenen Zerstörungstendenz begründet ist. Während im pathologischen Genie noch neben der negativen zerstörenden Tendenz auch die positive aufbauende, wenn

auch schwächer vertreten ist, so artet beim verkommenen Genie die negative Tendenz zum reinen Zerstörungstrieb aus und die positive äußert sich höchstens in Utopien und in einer unsinnigen und darum gefährlichen Projektenmacherei. Natürlich spielt auch beim verkommenen Genie neben der Disharmonie der Erbschaftsmasse das Pathologische an sich eine hervorragende Rolle, wie das beim Verbrecher ja auch zweifellos der Fall ist. Aber wie es ein Fehler ist, bei letzterem zu generalisieren und in jedem Verbrecher einen Geisteskranken zu sehen, ebenso ist es gefehlt, beim verkommenen Genie alles auf das Pathologische der Erbschaftsmasse zu schieben. Das Pathologische bildet nur hier, wie dort eine sekundäre Komplikation, wodurch die bereits disharmonische Anlage eine Verschärfung erfährt. Durch Fehler der Erziehung und durch das sehr schädliche Milieu solcher autoritätsloser Degenerationszeiten wird dann diese disharmonische und pathologische Anlage verstärkt und ins Maßlose gesteigert.

Die Entwicklungsgeschichte des pathologischen Genies wäre nicht vollständig, wenn wir hier nicht einer nicht selten vorkommenden Spielart des Genies erwähnen würden, dessen Typus uns im „Hamlet“ so mustergültig mit wenigen Charakterstrichen hingemalt ist. Man kann hier freilich eigentlich von keinem wirklichen Genie mehr reden, sondern nur von einer genialen Anlage, welche infolge des Mangels des wichtigsten Wurzelcharakters — der Tat- oder Willenskraft — in der Entwicklung gehemmt wurde. An diesem Typus zeigt uns der geniale Dichter, daß alle guten Anlagen zu nichts führen, wenn hierzu nicht das wichtigste Werkzeug des menschlichen Geistes, die Tatkraft, ein zäher auf ein bestimmtes Ziel gerichteter Wille kommt. Hamlet ist ein genialer Willenszwitter. Solche Naturen sind nicht so selten als man glaubt und kommt diese Spielart der genialen Anlage gerade in den höchsten Ständen darum häufiger vor, weil hier die Erkrankung des Willens infolge der extremen Züchtung dieses Charakters und der Einwirkung eines schädlichen Milieus durch Generationen leicht in das Extrem der Willensschwäche umschlägt. Der Dichter hat darum auch in genialer Intuition zu seinem Modell einen Königssohn gewählt. Zum Unterschied vom verkommenen Genie hat diese Spielart eher die positive Tendenz als die

negative zur Grundlage: die besten positiven Anläufe sind bei diesen Hamletnaturen vorhanden, aber der Mehltau der Willenslähmung legt sich auf alle künstlerischen Anläufe und jeder geniale Entschluß wird „durch des Gedankens Blässe angekränkelt". Auch diese Spielart des Genies ist das Produkt einer Degenerationsperiode, in einer Familie, einer Kaste, läßt aber eben wegen seiner Tatenlosigkeit keine Spuren in der Naturgeschichte der Menschheit zurück.

An dieser Stelle ist es notwendig, noch eine disharmonische Spielart des Talentes zu besprechen, es ist dies der Dilettant. Beim Dilettantismus muß man zwei Varietäten unterscheiden, den harmonischen gesunden und disharmonischen pathologischen Dilettantismus. Der erstere kommt zu allen Zeiten vor und hat neben der Hauptbeschäftigung, welche den Beruf eines Menschen in irgend einer Kunst darstellt, die Vorliebe zu einer anderen zur Grundlage. Um es aber zu einer höheren Ausbildung zu bringen fehlt entweder die künstlerische Anlage oder die Zeit zur Übung derselben. In den gesunden Zeiten einer Kulturperiode ist ein solcher Dilettantismus selten, weil es diesen Zeiten noch als eine nicht sehr ehrenvolle Sache gilt, etwas halb zu betreiben. In Zeiten, wo die sekundären Künste noch nicht sehr geschätzt und auch noch zunftmäßig gegliedert sind, kommt es sogar häufig vor, daß selbst eine gute talentierte Anlage, wenn sie in den oberen Ständen zur Erscheinung kommt, wegen dieser Mißachtung in der Entwicklung gehemmt und auf dem Dilettantenstandpunkt stehen bleibt. Auf diese Weise bleiben oft sehr bedeutende talentierte und selbst geniale Anlagen latent und kommen nicht zur vollen Entwicklung oder überschreiten nicht jene Grenze, die bezüglich der technischen Virtuosität zwischen Dilettant und ausübendem Talent besonders in jenen Künsten besteht, wo es auf eine höhere Ausbildung des technischen Könnens ankommt. Wir haben es aber hier nicht mit diesem gesunden Dilettantismus zu tun, sondern mit dem disharmonischen Dilettantismus, dessen geradezu epidemisches Auftreten ein ebenso sicheres Symptom jeder Degenerationsperiode in den Künsten ist wie das massenhafte Erscheinen des verkommenen Genies. Hier fehlt es ebenso wie beim verkommenen Genie weniger an der spezifischen künstlerischen Erbschaftsmasse, sondern an den

nötigen Wurzelcharakteren. Man kann daher den disharmonischen Dilettanten ein verkommenes Talent nennen, denn obwohl ein solcher Dilettant in der künstlerischen Anlage oft das echte Talent übertrifft, fehlt es ihm ebenfalls am nötigen Fleiß, der Ausdauer und an dem energischen Willen, um die künstlerische Höhe, welche für ein wirkliches Talent einer gewissen Kunstepoche beansprucht werden muß, zu erreichen. Diese disharmonischen Dilettanten rekrutieren sich auch in der Regel aus den Ständen, die solche Künste zu ihrem Berufe wählen und kommen natürlich mehr in den sekundären Künsten vor, als in den primären, wo das dilettantische Spielen mit den Künsten an und für sich schon bedenklichere Folgen hat und der Dilettantismus in jeder Form mehr verpönt ist. Das massenhafte Auftreten dieser Dilettanten oder verkommenen Talente in Degenerationszeiten und den Zeiten eines überreifen Kulturlebens hängt auch noch mit der großen Verbreitung der spezifisch künstlerischen Anlagen besonders in den sekundären Künsten zusammen, welche um diese Zeit durch die größere Vermischung der Stände, speziell durch die weiblichen Linien derselben überall hin verschleppt werden.

Neben den pathologischen vererblichen Zuständen des Gehirns spielt in der Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies noch eine Krankheit eine hervorragende Rolle, nämlich die Tuberkulose. Die Tuberkulose ist nicht nur eine echte Kulturkrankheit, sie ist auch jene Krankheit, welche die Natur hauptsächlich benützt, um die durch die Kultur gehinderte natürliche Auslese auf Umwegen wieder zur Geltung zu bringen. Darum spielt sie in Degenerationszeiten stets eine hervorragende Rolle und wird förmlich zur chronischen Epidemie, durch welche alle Familien, die durch ihr unhygienisches Leben ihre Konstitution dem Parasitismus zugänglich machen, teils dezimiert, teils ausgerottet werden. Es liegt darum in der Natur der Sache, daß in Degenerationszeiten der talentierten Familien und Kasten gerade diese Krankheit besonders durch ihre Vererbung eine Neben-Rolle in der Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies spielt. Es wäre darüber nicht viel zu sagen, wenn diese Krankheit nicht durch ihre merkwürdige Wirkung auf den Gefäßnerven und dadurch indirekt auch auf das Zentral-Nervensystem einen wichtigen Einfluß auf die psychi-

schen Vorgänge des Talentes und Genies zu nehmen imstande wäre.

Wer viel mit tuberkulös beanlagten Individuen verkehrt und den Einfluß studiert hat, den die Tuberkulose auf die Gemütsstimmung ausübt, der weiß auch, daß diese Krankheit auf die Psyche gerade die entgegengesetzte Wirkung ausübt, als die Epilepsie. Wie letztere oft eine das Gemüt verhärtende ja grausam machende Wirkung hat, macht die tuberkulöse Anlage das Gemüt eher weicher gestimmt und verleiht den aus solchen Familien stammenden jene eigentümliche Liebenswürdigkeit, die eben in der weicheren zartbesaiteteren Stimmung des Gemütslebens ihre Quelle hat. Die Wirkung, welche die phtysische Anlage auf die künstlerische Tätigkeit des Talentes und Genies ausübt, ist also in der Regel eine mehr günstige zu nennen, wozu noch kommt, daß durch die häufigen Erkrankungen in der Jugend der Hang zur Einsamkeit und Konzentration verstärkt und ein solches Talent und Genie auch zu einer mehr natürlicheren Lebensführung gezwungen wird. Wie man aus den Biographien des Talentes und Genies sehen kann, kommt diese Krankheit und ihre verwandten Formen bei demselben ziemlich häufig vor. Sie beeinflußt die talentierte und geniale Anlage durch die pathologischen Prozesse des Gehirns sowohl in der Jugend, als auch durch den großen Einfluß, den diese Krankheit auf die Stimmung, auf die Gefäßnerven und besonders das Geschlechtsleben ausübt, die später künstlerische Produktion nicht nur jener Talente und Genies, die von der Krankheit direkt befallen werden, sondern auch jener, bei denen nur die Disposition hierzu vorhanden oder bei denen die Krankheit in einem latenten Zustande sich befindet. Doch sehr häufig stammen die Talente und Genies überhaupt schon aus bereits bezüglich der Tuberkulose gut immunisierten Familien und man kann aus den Biographien derselben ersehen, daß sie schon sehr gut mit dieser Krankheit zu kämpfen imstande sind und trotz öfterer Erkrankung ein hohes Alter erreichen.[1]) Ein typischer Fall ist diesbezüglich Goethe, der in seiner Jugend ein Bluthuster war, öfter im Leben an derartigen Lungenzuständen litt und doch ein hohes Alter erreichte.

[1]) Siehe hierüber Dr. Reibmayr, Die Ehe Tuberkuloser.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich vor allem die wichtige Tatsache, daß das Talent und Genie in bezug auf das Pathologische den gleichen Gesetzen unterworfen ist wie die große Masse der übrigen Menschheit, nur daß das talentierte und geniale Gehirn als die extremste Züchtung der Kultur-Menschheit auch leichter als andere Organe Erkrankungen ausgesetzt ist.

Da das Genie stets aus dem Talent sich entwickelt, so ergibt sich hieraus die Tatsache, daß im allgemeinen in den gesunden Zeiten des Talentes auch das Genie, wenn man von kleinen in der Natur der Entwicklung des Genies liegenden Exzentrizitäten absieht, stets gesund ist dagegen in den Zeiten der Degeneration des Talentes auch das Genie den disharmonischen, ja pathologischen Charakter solcher Zeiten stärker aufweist. Dabei muß man sich immer vor Augen halten, daß das primäre politische Talent und Genie früher erscheint und auch früher degeneriert als das sekundäre, daß also degenerierte Familien des politischen Talentes und Genies neben noch gesunden Familien des sekundären Talentes und Genies zur Erscheinung kommen können. Dies hat auch schon darin seinen Grund, daß das primäre und sekundäre Talent und Genie in der Regel in verschiedenen Kasten gezüchtet wird.

Wenn also auch ein gewisser gesetzlicher Parallelismus zwischen Gesundheit und Degeneration des Talentes und Genies nicht zu verkennen ist, so kommen doch in allen Zeiten einzelne pathologische Genies vor, weil eben das Genie als die extremste Züchtung des menschlichen Geistes leichter als der normale Durchschnittsmensch dem Parasitismus und anderen mit der Kultur in Zusammenhang stehenden Schädlichkeiten unterliegt. In Zeiten einer ungesunden Überkultur, wo dann die Degeneration der oberen Kasten eine allgemeine ist, kommt natürlich das Pathologische in den talentierten und genialen Familien auch stärker, ja fast epidemisch zum Vorschein. Das hat aber, wie wir nicht oft genug betonen können, nichts mit der Züchtung der künstlerischen Erbschaftsmasse, also mit der Grundlage der Talentzüchtung zu tun.

Wie bei den Kulturpflanzen die wohlschmeckendsten und süßesten Früchte der Fäulnis am nächsten stehen und von dem Parasitismus am liebsten befallen werden, so ergeht es auch

der höchsten Züchtung des menschlichen Geistes, den talentierten und genialen Familien. Auch bei den Früchten könnte ein Chemiker leicht beweisen, daß eigentlich die beginnende Reifung schon eine Art Fäulnisprozeß ist und die Reifung der Mispel und gewisser Birnensorten würde dies geradezu bestätigen. Alles das kommt aber auch bei den unkultivierten Pflanzen vor und hat also auch hier mit der Züchtung des Wohlgeschmackes und der besonderen Süßigkeit der Frucht nichts zu tun.

In solchen Zeiten der allgemeinen Degeneration, wo besonders das verkommene Genie in größerer Menge zur Erscheinung kommt, sehen wir aber auch regelmäßig noch meteorartig einige Genies auftreten, welche durch ihre außerordentliche Beanlagung, in der gleichsam alle guten und schlechten Charaktere ihrer Kaste und ihres Volkes wie in einem Brennpunkte sich konzentrieren, besonders auffallen, und dies um so mehr, als sie von einer ganz degenerierten Umgebung um so glänzender sich abheben. Das Disharmonische, ja Pathologische ist auch an ihnen nicht zu verkennen und spricht sich dasselbe mehr in ihrer negativen, in solchen Degenerationszeiten eben notwendigen Tendenz der Zerstörung des unbrauchbar Gewordenen aus.

Dieses meteorartige vereinzelte glänzende Auftreten solcher Genies in bereits weit fortgeschrittenen Degenerationszeiten gleicht dem Aufflackern einer Flamme vor ihrem Erlöschen. Wir können auch hier regelmäßig nach einer solchen glänzenden Erscheinung bald ein fast vollständiges Versiegen des Talentes und Genies in der Kaste, in dem Volke, aus dem diese Genies stammen, konstatieren. Es ist als wenn der Genius eines Volkes in seinen auf die Spitze getriebenen Vorzügen und Fehlern sich in einem solchen Individuum noch einmal endgültig verkörpern wollte, ehe es als Kulturvolk vom Schauplatze verschwindet.

Goethe sagt: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß, ehe sie aussterben, die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnen in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso gibt es Kasten und Nationen, deren sämtliche Ver-

dienste wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum sich aussprechen".

So sehen wir in Perikles die Charaktere des attischen Volkes gleichsam wie in einem Brennpunkte sich vereinen und zur glänzenden Erscheinung kommen, ehe das kleine Staatswesen zusammenstürzte. Ebenso brachte die römische Aristokratie vor ihrem gänzlichen Verfall noch die glänzende Erscheinung eines Cäsar hervor.

Im Durchschnitt kann man annehmen, daß die künstlerischen Werke eines Talentes und Genies stets mit seinem somatischen Zustand in Harmonie stehen werden, daß also ein gesundes harmonisches Talent und Genie ebenso gesunde harmonische Werke hervorbringen wird und umgekehrt. Dies ist auch in der Regel der Fall und wir sind zweifellose imstande aus den Werken eines Talentes und Genies, auch wenn wir von demselben gar nichts Biographisches wüßten, mit einer gewissen naturgesetzlichen Berechtigung auf seinen Charakter und auf den Zustand seiner geistigen Gesundheit einen analogen Schluß zu ziehen. Dies gilt natürlich besonders für die ausgesprochenen Gegensätze der harmonischen und disharmonischen Entwicklung. Aber es gibt auch hier wieder Übergänge, wo dieses Urteil der Nachwelt sehr schwer wird und was sehr wichtig ist, es gibt künstlerische Naturen, wo harmonische und disharmonische Stimmungen wechseln, wie dies ja bei allen neurasthenischen Menschen der Fall ist. Ferner können wir sehen, daß ein energischer Wille oft imstande ist, disharmonische Stimmungen und Gefühle zu bekämpfen und niederzuhalten. Alles das begründet die Tatsache, daß wir in der Entwickelungsgeschichte der Künstler einzelnen Genies begegnen, die wir den biographischen Nachrichten entsprechend, als disharmonische und pathologische Genies bezeichnen müssen, die es aber durch Energie des Willens, durch Selbstzucht und richtige Wahl der Arbeitszeit dahinbringen, daß dieses Disharmonische und Pathologische in ihren Werken nicht zum Vorschein kommt oder nur für den allerfeinsten Kenner und Psychologen diagnostizierbar ist.

## V.

# Das Schicksal des individuellen Talentes und Genies.

Von jeher ist den Menschen (besonders der Nachwelt) das merkwürdige Schicksal des Genies aufgefallen und kaum verständlich erschienen. Da dieses Schicksal bei allen Kasten, allen Völkern und zu allen Zeiten eine große Ähnlichkeit aufweist, so kann man schon daraus schließen, daß dasselbe durch keinen blinden Zufall hervorgebracht wird, sondern daß auch hier Naturgesetze maßgebend sind, welche diese auffallende Ähnlichkeit des Schicksals genialer Menschen bedingen. Ist meine im ersten Kapitel dargelegte Ansicht von der verschiedenen Genesis des Talentes und des Genies und seiner naturgeschichtlichen Aufgabe richtig, so ergeben sich hieraus schon theoretisch gewisse Gesetze, welche uns auch das verschiedene Schicksal des Talentes und Genies erklären.

Da das Talent in der Regel die gleichen Charaktere besitzt, wie sie in seiner Kaste, in seinem Volke gezüchtet werden und sich nur durch einen höheren Grad der Züchtung von dem Durchschnitt unterscheidet, so wird das Talent, solange seine Kaste, sein Volk gesund ist, sich stets eins fühlen mit demselben und ein Konflikt von größerer Bedeutung wird fast unmöglich sein. Das Talent steht also nie allein, sondern wird immer von seiner Kaste, von seinem Volke (in Degenerationszeiten zum mindesten von einer Partei) gestützt, gefördert und was das wichtigste ist — auch verstanden werden. Wie alles, was über die Mittelmäßigkeit in irgend einer Beziehung hervorragt, unterliegt natürlich auch das Talent dem Neide dieser Mittelmäßigkeit und den damit verbundenen unangenehmen Folgen. Aber der natürliche Egoismus eines Volkes und das Interesse eines gesunden Kastengeistes wird in der Regel die Folgen dieses Neides abschwächen, ja paralysieren. Niemals wird aber das Talent von seiner Kaste, von seinem Volke wegen dieser Hochzucht seiner Charaktere — also seines Talentes wegen —

gehaßt und verfolgt werden, solange beide Teile gesund und überhaupt normale Verhältnisse obwalten. Denn der Mensch haßt und verfolgt nur das Heterógene, also Charaktere, die qualitativ sehr verschieden von den seinen sind; für Anlagen und Charaktere, welche dem seinigen gleich oder ähnlich und die nur in bezug auf die Höhe der Züchtung, also quantitativ verschieden sind, fühlt er wohl etwas Neid und Mißgunst, aber in der Regel keinen Haß. Meistens ist auch der Unterschied der Hochzucht zwischen den Talenten und der Mittelmäßigkeit in einer Kaste ein unbedeutender und nur zwischen Talent und Volk ein größerer. Beim Genie ist dagegen der Unterschied in der Anlage und in den Charakteren ein viel bedeutenderer und zwar ist derselbe, wie wir konstatiert haben, nicht nur in der Höhe der Züchtung vorhanden, sondern infolge der Blutmischung des Genies in den letzten Ahnenreihen ist der Unterschied der Charaktere auch stets in qualitativer Weise ein größerer. Besonders ist dies der Fall, wenn das Genie nicht nur aus der Mischung zweier Stände desselben Volkes, sondern aus der Mischung verschiedener Stämme, Nationen oder Rassen hervorgegangen ist. Am ausschlaggebendsten für den Haß ist aber stets der Unterschied in dem Grade der geistigen Beweglichkeit, in dem Grade der Freiheit des Willens, vor allem in jenem tief in der Erbschaftsmasse liegenden Gegensatz zwischen konservativ und liberal, zwischen Neigung am Erhalten des Alten und der Tendenz zum Reformieren. Diese Unterschiede im Charakter sind es nun, welche das verschiedene Schicksal des Talentes und Genies in erster Linie bestimmen.

Das Schicksal des Talentes wird in der Regel bei Lebzeiten ein günstiges sein, indem es durch seine über den Durchschnitt hervorragenden Charaktere stets befähigt sein wird, eine führende Rolle in seiner Kaste, in seinem Volke einzunehmen und wegen der Homogenialität der Gefühle und Ähnlichkeit der Charaktere immer auch in Harmonie mit der Mittelmäßigkeit sich befindet. Seine künstlerische Arbeit ist meistens eine derartige, daß sie auf Anklang rechnen kann, da sie fast immer auf die Homogenialität eines großen Kreises gestimmt ist und im ganzen darum auch von dem Durchschnitt verstanden werden wird. Die künstlerische Arbeit des

Talentes ist nicht nur, wie wir gesehen haben, vorwiegend eine nationale, sondern auch stets mehr eine Detailarbeit, indem das Talent die von früheren Genies gefundenen Wege zu verbreitern, im Detail auszubessern und dauerhafter zu gestalten hat. Eine solche Arbeit erscheint der Mitwelt und dem Durchschnitt oft viel bedeutender und viel wichtiger als die Arbeit des Genies, weil sie eben das Nächstliegende, das Detail betrifft, was jedem in die Augen fällt und von jedem auch leichter verstanden wird. Diese Wertschätzung der talentierten Arbeit ändert sich freilich mit der Zeit auch beim Durchschnitt späterer Generationen. Je weiter nämlich die Kultur eines Volkes fortschreitet, je universeller dieselbe wird, je größer der Weg ist, welchen die folgenden Generationen überblicken können, desto mehr verschwinden auch die Details der früheren Kulturarbeit, damit verschwindet dann aber auch das Interesse für die dasselbe besorgenden Arbeiter, nämlich die Talente. Dagegen bleibt nun für den Beschauer immer mehr nur das, was wir das Große, das Charakteristische nennen, als auffallende Marken auf dem Kulturwege übrig; desto mehr fallen aber auch jetzt nur diejenigen Arbeiter auf und erregen allein das Interesse der Nachwelt, welche an diesen auffallenden Markierungen, an den großen Fortschritten der Kultur gearbeitet haben und *das sind eben nur die Genies*.

Überflügelt also auch später in bezug auf die künstlerische Wertschätzung das Genie stets das Talent, so ist dies doch sehr selten im Leben der Fall. Hiernach aber richtet sich das Schicksal des Genies bei Lebzeiten. Von dem sagenhaften Prometheus angefangen bis auf unsere Tage hat es wenige echte Genies gegeben, welche bei Lebzeiten nicht heftig bekämpft und angefeindet worden sind und deren Schicksal *nach den gewöhnlichen Begriffen des jeweiligen Zeitalters und der Durchschnittsmenschheit gerechnet*, nicht mehr ein unglückliches gewesen wäre als ein glückliches. Verfolgung, Haß, Verleumdung, Verlust der Freiheit und häufig auch des Lebens ist in der Regel der Lohn gewesen, den gerade die besten unter den Genies von den Mitmenschen für ihr künstlerisches Schaffen geerntet haben. Wenn es einem Genie bei Lebzeiten und zwar in den Jahren der besten Produktion gelungen ist, den Ruhm und die Aner-

kennung seiner Zeitgenossen zu erringen und infolgedessen ausnahmsweise in der Lage gewesen ist, ein glücklicheres Dasein zu führen, so hat es dies fast stets nur dem Umstand zu verdanken, daß es von einem genial beanlagten Mäcenas oder Fürsten, der wegen seiner geistigen Verwandtschaft (Homogenialität) den Wert des Genies zu erkennen und zu würdigen in der Lage war, unter seine Fittiche genommen und trotz des anstürmenden Hasses des Talentes geschirmt und gehalten wurde. Doch sind dies sehr seltene Vorkommnisse und muß das Genie diesen Schutz nach dem Tode seines Protektors oder aus anderen Gründen gewöhnlich um so bitterer büßen, als der Haß des Talentes dadurch nur noch mehr gesteigert wird.

Dieses merkwürdige Schicksal des Genies, so natürlich es der Mitwelt stets vorkommt, war den späteren Geschlechtern, welche eben den Zwiespalt zwischen Talent und Genie nicht mehr verstehen konnten, immer etwas unbegreifliches. Bei den alten Völkern wurde zufolge der theistischen Auffassung des ganzen Lebens dieses Schicksal dem Neide der Götter zugeschrieben. Die Voraussetzung des Götterneides blieb auch die stehende Meinung im ganzen Altertum und noch der aufgeklärte Pausanias schließt speziell aus der Blindheit und Armut Homers und aus der Flucht und dem gewaltsamen Tode des Demosthenes auf diesen Neid. Wir aber, die wir gewohnt sind, alle regelmäßig eintretenden Erscheinungen der Wirkung von Naturgesetzen zuzuschreiben, müssen versuchen dieses auffallende Schicksal auf natürliche Weise zu erklären.

Daß es der Neid, ja geradezu der Haß ist, der das schlimme Schicksal des Genies verursacht, ist richtig beobachtet. Aber schon Zeus beklagt sich in der Ilias, daß die Menschen die natürlichen Folgen ihrer Laster stets den Göttern in die Schuhe schieben und alle Schuld von sich abwälzen. So auch hier! An dem bösen Sckicksale des Genies sind die überirdischen Mächte von jeher unschuldig gewesen und haben damit nichts zu tun gehabt. Der größte Neider und Hasser des Genies, also sein grimmigster Feind ist von jeher das Talent gewesen und dieser Haß des Talentes ist zum größten Teil auch an dem Schicksal des Genies schuld. Dieser Haß ist aber in der Natur der Sache begründet und hierin liegt auch einigermaßen für das Talent seine Entschuldigung.

Jedem Genie erwächst der schärfste Feind stets in dem Talente seiner Sippe, seiner Kaste, seines Volkes, also in seiner nächsten Umgebung, welche eben durch das reformatorische Handeln des Genies in erster Linie betroffen wird. Daher hat der Satz: „Nemo profeta in patria" eine tiefe naturgeschichtliche Begründung. Je fremder das Genie ist, je weniger persönliche materielle Kasten- und Stammes-Interessen durch die künstlerische Tätigkeit desselben gestört und geschädigt werden, desto eher ist eine Kaste, ein Volk bereit, den reformatorischen Gedanken eines Genies Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dies trifft natürlich regelmäßig eher zu bei Genies, die einer anderen Kaste, einer anderen Nation angehören. So erklärt es sich also auf ganz natürliche Weise, warum das Genie außerhalb seiner Kaste, seiner Nation eher Anerkennung findet und richtiger geschätzt wird und zuletzt erst in seiner Kaste, seiner Nation.

Ja, so parodox es an dieser Stelle noch klingen mag, wir werden sehen, daß durch diese naturgesetzmäßige Feindschaft des Talentes gegen das lebende Genie der Kulturfortschritt der Menschheit im ganzen und großen eher gefördert als wirklich gehemmt wird. Und dieser Fortschritt ist zweifellos auch ein Naturgesetz und alle menschliche Geistesarbeit, also auch die des Neides und Hasses des Talentes muß nolens volens dazu beitragen, diesem Naturgesetze zu dienen. Auch dieser Neid und Haß ist ein Teil von jener Kraft des menschlichen Geistes, von der Goethe so treffend sagt, daß sie oft das Böse will und das Gute schafft. Vorderhand haben wir aber die Aufgabe zu erklären, warum gerade das Talent immer der grimmigste Feind des Genies ist und auch sein muß.

Die Feindschaft des Talentes gegen das Genie ist tief begründet in der durch die Verschiedenheit der Blutmischung verursachten Verschiedenheit der Charakteranlage und den verschiedenen Rollen, die den beiden Faktoren im Kulturleben der Menschheit von der Natur zugewiesen sind.

Das Talent ist, wie wir gesehen haben, vermöge seines überwiegenden Inzuchtblutes stets mehr konservativer Natur und je strenger das Inzuchtprinzip in der Familie oder Kaste eingehalten wurde, aus der das Talent stammt, desto mehr wird dasselbe einen konservativen, ja häufig bereits einen starr

fixierten Charakter in seinem Denken, Fühlen und seinen Handlungen aufweisen.

Zu dieser durch das Blut und die Vererbung bedingten konservativen Anlage des Charakters des Talentes kommt noch die Macht der Gewohnheit (altera natura), indem das Talent teils durch die Erziehung teils durch die Macht der umgebenden Beispiele von Jugend auf angehalten wurde, die in der Inzuchtfamilie oder Kaste geschätzten Bahnen zu wandeln und also durch doppelte Bande auf denselben festgehalten wird. Wie die Inzucht auf die Generationsreihen stets eine immer mehr fixierende Wirkung in bezug auf die Charaktere ausübt, so ähnlich wirkt die Gewohnheit infolge der Inzucht der Gewebszellen des Organismus im Verlaufe der Jahre auf die Gangbarkeit der motorischen und sensiblen Nervenbahnen. Je gleichmäßiger nun diese Gewohnheiten und der Einfluß des homogenen Milieus sind, desto fixierter, schwerfälliger wird dann auch das Denken und Fühlen des Talentes besonders im höheren Alter stets werden.

Diese vorherrschend konservative Charakteranlage des Talentes befähigt dasselbe in hervorragender Weise, die in seinem Kunstfache aufgestapelten Kulturschätze zu erhalten, dieselben zu vertiefen und sie für die große Masse des Volkes sowohl als auch im Interesse der Kaste nutzbar zu machen. Die Aufgabe, die dem Talente von Seite der Natur gestellt ist, ist also die Kultur auf der erreichten Höhe zu erhalten und sie im Interesse des Wohles seiner Kaste, seines Volkes auszunützen. Dieser Aufgabe glaubt das Talent immer dadurch am besten gerecht zu werden, wenn es sich als Feind jeder eingreifenden Veränderung des Bestehenden erweist. Dasselbe muß daher naturgemäß der geschworene Feind jeder eingreifenden Reform sein, wodurch solche vermeintliche oder wirkliche Kulturschätze der Gefahr einer Zerstörung oder eingreifender Umänderung ausgesetzt werden könnten. Auf eine solche Veränderung oder Zerstörung eines noch brauchbaren oder unbrauchbar gewordenen Kulturschatzes ist nun aber die künstlerische Tätigkeit des Genies sets in erster Linie gerichtet, sei diese nun eine mehr positive oder negative. Denn stets muß, wenn man aufbauen will, zuerst tabula rasa gemacht, also um-

gegraben oder niedergerissen werden. Ein solches Unternehmen muß den Augen des Talentes immer als ein verbrecherisches erscheinen und muß sich dasselbe daher entsprechend seinem Charakter und Berufe mit aller seiner Kraft der Tätigkeit des Genies hemmend in den Weg stellen.

Erscheint dem Talente schon das Wegräumen und Zerstören solcher von Jugend auf gewohnter Gedankenreihen und die damit verbundene Verletzung angeerbter und anerzogener Gefühle hassenswert, so ist es ihm infolge seiner geistigen Fixiertheit und angeborenen Schwerfälligkeit des Geistes nicht nur unangenehm, sondern meist geradezu unmöglich, in eine neue Gedankenordnung auch bei eingesehener Notwendigkeit sich hineinzugewöhnen und sich auf einen ganz anderen Standpunkt zu stellen als den bisher eingenommenen. Da in jedem gesellschaftlichen Organismus entweder alles bereits in Correlation steht oder wenigstens die Tendenz hierzu vorhanden ist, so werden durch solche reformatorische Gedanken des Genies auch stets materielle und sonstige Interessen des Talentes (Macht und Herrschaft betreffend) geschädigt, wodurch der Haß des Talentes, welches in seinem Kunstfache stets die führende Rolle hat, nur noch verstärkt wird. Je mehr nun der geniale Gedanke alte eingewurzelte Gedankenreihen zerstört und einer je größeren Anstrengung es bedarf, in die neue reformatorische Idee sich hineinzudenken und zu gewöhnen, je größer die Interessen-Schädigung ist, die aus dieser genialen Tätigkeit dem Talente und seiner Kaste erwächst, desto größer und selbstverständlicher wird also auch der Haß des Talentes und besonders der gewöhnlich am Ruder befindlichen älteren Generation des Talentes sein.

Am ehesten findet das Genie bei Lebzeiten seine Anerkennung noch bei anderen genialen Naturen und beim Volke. Bei letzterem infolge des instinktiven Gefühles desselben, daß das Genie das Gute und dem Volke Nützliche will, und bei ersteren aus Verständnis und dem verwandten Gefühle der geistigen Beweglichkeit (Homogenialität), wodurch solche Naturen in der Lage sind, auch auf einem ihnen fremden künstlerischen Gebiete der genialen Führung leichter zu folgen. Da aber das Volk gewohnt ist, sich in allen geistigen Angelegenheiten in

der Regel vom Talente führen zu lassen, so schreit es wohl vorübergehend anfangs dem Genie „Ossannah" zu, um aber doch schließlich, wenn das Schlagwort vom Talente ausgegeben wird, „Kreuziget ihn" zu rufen. Da die Mittelmäßigkeit in allen Ständen und Kasten die maßgebende Majorität besitzt, das Talent aber in der Regel die Führung dieser Majorität in der Hand hat, so ist das Talent stets auch in der Lage, seinem Haß und Widerstand gegen die reformatorischen Gedanken des Genies den gehörigen Nachdruck zu verleihen.

Aber schon in der nächsten heranwachsenden Generation des Talentes tritt in der Regel der Umschwung zugunsten des Genies ein. Die talentierte Jugend, deren Denken und Fühlen wohl auch durch vererbte Anlagen beeinflußt wird, bei der aber noch nicht die „altera natura", die Gewohnheit, fixierend auf ihre Gedankenfolgen einzuwirken in der Lage war, ist darum allein schon reformierenden Gedanken leichter zugänglich. Dies ist um so mehr der Fall, als bei ihr in der Regel noch keine materiellen Kasteninteressen in Frage kommen oder wenigstens nicht die Rolle spielen, welche diese bei der älteren Generation regelmäßig haben. Mit dem Absterben der älteren, am Ruder befindlichen Generation und dem Antritt der Herrschaft der jüngeren Generation des Talentes tritt also dann auch gewöhnlich der Sieg der reformatorischen Idee des Genies ein, welchen das Genie also nur dann erleben kann, wenn es das gewöhnliche Durchschnittsalter des Menschen zu überleben das zweifelhafte Glück hat. Ist die reformatorische Idee des Genies seiner Zeit sehr weit vorausgeeilt, so bedarf es oft mehrerer Generationen des heranwachsenden Talentes, bis die Idee von demselben erfaßt und die maßgebende Majorität der Talente für sich gewonnen hat. Erst mit dieser vollständigen Gewinnung des Talentes kann eine geniale Idee als Siegerin bezeichnet werden und ein Gemeingut der Kulturmenschheit werden. So sehr also das Talent die reformatorische Idee bei Lebzeiten des Genies mit allen seinen Kräften bekämpft, so sehen wir doch das Talent derselben Kunst ein oder zwei Generationen später an der Arbeit, mit eben denselben Kräften den Sieg dieser Idee herbeizuführen und deren Verbreitung zu beschleunigen, kurz, die nachfolgenden Generationen des Talentes nehmen nun, wie es die naturgeschichtliche Aufgabe des Talentes

ist, die reformatorische Idee des Genies in den Kulturschatz auf und verteidigen dieselbe jetzt mit derselben Leidenschaft, wie die früheren Generationen dieselbe bekämpft haben.

Mitunter ist eine geniale Idee durch den Zwang von Verhältnissen, welche außerhalb der Interessensphäre des Talentes liegen, in der Lage, auf einen raschen, bedeutenden Erfolg sich zu stützen. Das ist gewöhnlich nur bei den primären Künsten, seltener bei den sekundären der Fall. Infolgedessen ist dem Genie die Gelegenheit gegeben, auf diesen Erfolg hinzuweisen, und die große Menge trotz des Widerstandes des führenden Talentes für sich zu gewinnen. Dadurch wird aber, wie die Geschichte solcher Fälle beweist, der Haß und der Widerstand des Talentes selten gedämpft, im Gegenteil regelmäßig gesteigert und das führende Talent ist auch trotz des Erfolges meistens in der Lage, den endgültigen Sieg der genialen Idee für die Zeit der Dauer seiner Herrschaft aufzuhalten oder rückgängig zu machen (Reaktion). Auch die alte Garde des Talentes stirbt wohl, aber sie ergibt sich nicht.

Dies ist also das Schicksal, welches bei Lebzeiten dem Genie, seinen reformatorischen Ideen und Handlungen regelmäßig zuteil wird und naturgemäß zuteil werden muß: nämlich Haß und Neid der älteren führenden Generation des Talentes, der Kaste, des Standes, dessen gewohnte Kreise das Genie zu stören und zu verändern unternimmt. Dadurch ist das Genie gezwungen, den Kampf gegen das Talent entweder allein zu führen oder meistens mit Anhängern, welche es außerhalb seiner Kaste, seines Standes sich erwirbt. Es erlebt selten bei Lebzeiten den Sieg seiner reformatorischen Idee und erst die nachfolgenden Generationen des Talentes sind imstande, die Höhe des Kulturfortschrittes zu erklimmen, auf der früher schon das Genie einsam stand. Ist nun einmal diese Schwierigkeit überwunden und die Generation des widerstrebenden alten Talentes ausgestorben, dann wächst der Ruhm und die Anhängerschaft des Genies rapid und es findet nun ein wahres Wettlaufen unter den jüngeren Talenten statt, dem unterdessen gestorbenen Genie zu seinem jetzt anerkannten Rechte zu verhelfen.

Was das Schicksal der talentierten und genialen Familien anlangt, so wird darüber ausführlich in den folgenden Kapiteln

gehandelt werden. Gerade das biologische Schicksal der talentierten und genialen Familien, das Verhalten desselben in bezug auf die Vererbung und Erhaltung der künstlerischen Erbschaftsmasse, in bezug auf das Aussterben der männlichen Linien etc. wird uns den großen Züchtungsunterschied des Talentes und Genies am besten beweisen. Hier aber müssen wir uns noch mit einigen charakterischen Zügen des Genies beschäftigen, die hemmend oder fördernd in das Schicksal desselben eingreifen, eng mit seiner naturgeschichtlichen Beanlagung und deren Folgen zusammenhängen und auch nur dadurch erklärlich sind.

Ich habe bereits konstatiert, daß der Optimismus und Pessimismus als Grundstimmungen des Talentes und Genies in ihrer Wurzel mit der Gesundheit und Disharmonie des Nervensystems zusammenhängen, wohl auch durch äußere Verhältnisse und das Milieu mitbestimmt, gesteigert oder herabgesetzt, aber niemals durch dieselben allein hervorgebracht werden können. Wir können dies nicht nur beim individuellen Menschen konstatieren, sondern in noch höherem Grade bei Kasten und Völkern und zwar am besten, wenn wir große Zeitepochen und die Biographien der dazu gehörigen Talente und Genies auf diese Grundstimmungen hin untersuchen und den Grad der körperlichen und geistigen Harmonie und Gesundheit solcher Zeitepochen damit in Vergleich ziehen. Da finden wir nun, daß gesunde, aufstrebende Kasten und Völker stets vorwiegend optimistisch gestimmt sind, daß auf der Höhe der Entwicklung Optimismus und Pessimismus sich das Gleichgewicht halten, oder wie Burckhardt von den Griechen auf ihrer Höhe sagt, ein Pessimismus der Weltanschauung mit einem Optimismus des Temperamentes sich verbindet, daß dagegen alte degenerierende Kasten und Völker stets einen vorwiegend pessimistischen Zug in ihrer Grundstimmung aufweisen. Das können wir nun auch an den Talenten und Genies dieser einzelnen Epochen nachweisen. Doch gibt es neben diesem in der Zeit liegenden Pessimismus unzweifelhaft auch einen mehr durch das Schicksal selbst bedingten, mehr oberflächlich haftenden Pessimismus, der sich dann aber auch nur auf das betreffende Milieu bezieht, und neben dem bezüglich der Menschheit im allgemeinen ein

großer idealer Optimismus bestehen kann. Diesen relativen oberflächlichen Pessimismus findet man nun nicht selten auch beim gesunden Genie und hängt diese Art Pessimismus vorzugsweise mit seinem widrigen Schicksal zusammen. Es wäre aber sehr gefehlt, diese Art Pessimismus als wirkliche Grundstimmung des Genies aufzufassen oder sie auf das Zeitalter und Milieu zu übertragen, aus dem das Genie stammt. Auch das Genie verfällt hier in den leicht begreiflichen menschlichen Fehler, seine eigene Stimmung, welche ja durch sein widriges Schicksal nur zu sehr begründet ist, zu verallgemeinern und als Grundstimmung seiner Zeit anzugeben. Diese Art Pessimismus ist also beim gesunden positiv arbeitenden Genie stets nur eine vorübergehende und oberflächlich haftende Stimmung. Im tiefsten Grunde ist jedoch jedes gesunde Genie vorwiegend optimistisch gesinnt und muß es auch sein, da es ohne diesen optimistischen Glauben an die Menschheit nicht so enthusiastisch für das Wohl derselben arbeiten könnte. Dieser ideale Optimismus ist aber imstande, das böseste Schicksal zu verklären und ermöglicht es auch dem Genie, siegreich mit seinem Schicksal zu kämpfen.

Anders verhält sich dies in Degenerationszeiten. Hier ist die Grundstimmung in den oberen Kasten durchwegs eine wirklich pessimistische und ist dies bei den Talenten und Genies solcher Zeiten natürlich in noch erhöhtem Grade der Fall. Jetzt hat dieser Pessimismus fast gar nichts mit dem Schicksal des Genies zu tun, wir finden ihn bei einem guten Schicksal des Genies ebenso vor, wie bei einem schlimmen, und nur ausnahmsweise und sehr vorübergehend wird es dem positiv beanlagten Genie solcher Zeit möglich, diese Grundstimmung zu überwinden und für die positive Arbeit noch den nötigen Glauben an die Menschheit sich zu erobern. Dagegen ist dem in solchen Zeiten häufiger auftretenden pathologischen negativen Genie diese pessimistische Stimmung zu seiner vorwiegenden Zerstörungsarbeit sehr zuträglich und fördernd.

Wir dürfen also bei den pessimistischen Äußerungen des gesunden Genies nicht immer den Schluß ziehen, daß das positive Genie an der Wirkung seiner künstlerischen, schöpferischen

Arbeit verzweifeln würde. Wo dies der Fall ist, da muß das Schicksal des Genies wirklich als ein fürchterliches bezeichnet werden.

Aber gerade weil der Grundzug des positiven Genies ein optimistischer ist, hofft es trotz des widrigen Scheines und der gegenwärtigen Bosheit der Menschen auf den Sieg seiner reformatorischen Idee und auf die Anerkennung späterer Geschlechter, und darin liegt auch die beste innere Remedur seines bitteren äußeren Schicksals. Denn dieses Selbstbewußtsein, ein Führer und Wohltäter späterer Generationen zu sein und das sichere Gefühl, daß die Nachwelt das an Anerkennung einbringen wird, was die Gegenwart zu tun versäumt, ist für das Genie die höchste Befriedigung und der schönste Lohn. Den höchsten Genuß, die beste Belohnung und den ausgiebigsten Ersatz für das widrige äußere Schicksal findet das Genie aber stets in seiner Arbeit selbst. Darum ist das positive Genie trotz aller äußerer Hemmnisse unermüdlich und überwindet dadurch auch alle Widerstände, die ihm die Mitwelt in den Weg legt.

Ich habe früher schon bemerkt, daß der Haß des Talentes gegen alles Neue, Reformatorische, so sehr auch das Genie darunter zu leiden hat, eigentlich doch dem Gesetze des Fortschrittes der menschlichen Kultur dient. Nicht alles nämlich, was das Genie an genialen Ideen und reformatorischen Gedanken produziert, ist wirklich geeignet, dem Fortschritt und dem Wohle der Menschheit im wahren Sinne des Wortes zu dienen; ja im Drange, Altes zu zerstören, um Neues an die Stelle setzen zu können, schießt besonders das pathologische negative Genie sehr oft über das notwendige harmonische Ziel und verfällt in den so sehr beliebten menschlichen Fehler, zu übertreiben, um leichter zu überzeugen. Aber nicht nur in negativer, sondern auch in positiver schöpferischer Richtung ist das Genie häufig dem Irrtum und dem Mangel an Maßhaltung unterworfen. Kein Irrtum ist aber so schädlich und gefährlich als der Irrtum, den ein Genie in die Welt gesetzt und später durch seine fast göttliche und unumstößliche Autorität stützt. Ich erinnere hier nur z. B. an die Irrtümer des Aristoteles und des Galenus und an die Hartnäckigkeit und Zähigkeit, mit der dieselben in den betreffenden Künsten durch

Jahrhunderte gehegt und verteidigt wurden, gestützt eben durch die fast für unfehlbar gehaltene Autorität dieser Genies. Hier spielt nun das Talent die ihm von der Natur zugewiesene nützliche Rolle eines „Hemmschuhs", indem es durch seinen Widerstand gegen alles Zerstören des Alten und den Haß, den es allen neuen Ideen entgegenbringt, manch schädliche und irrtümliche Idee des Genies im Keime erstickt und durch seinen bekannten und mächtigen Widerstand das Genie von vorneherein zwingt, in seinem Vorgehen vorsichtiger und nicht so stürmisch zu sein. Durch diese hemmende Tätigkeit des Talentes werden wohl die guten und nützlichen Ideen des Genies in ihrer Verbreitung etwas aufgehalten, aber wie die Geschichte des menschlichen Geistes lehrt, niemals wirklich gehindert, den Sieg davonzutragen. Der Schaden, der durch diese retardierende Tätigkeit des Talentes hervorgebracht wird, ist also zweifellos viel kleiner als der Nutzen.

Die Menschen haben auch, soweit wir dies in der Naturgeschichte des Talentes und Genies übersehen können, diesen überwiegenden Nutzen der Hemmung des Talentes stets richtig gewürdigt und ihm besonders bei den politischen primären Künsten, wo der geniale Irrtum am gefährlichsten ist, Gelegenheit gegeben, seine regulierende Wirkung auszuüben. Da der Konservatismus des Talentes und damit sein hemmender Charakter im höheren Alter stets zunimmt, so haben die Menschen von den ersten Zeiten der Staatenbildung an bis heute regelmäßig den älteren Generationen des politischen Talentes eine diesbezügliche regulierende Hemmschuh-Rolle eingeräumt. Ob man diese Versammlung der älteren Generation des politischen Talentes nun Areopag, Senat, Gerousia oder Herrenhaus genannt hat, stets ist der Hauptzweck dieser Staatseinrichtung ein mehr konservativer, ein hemmender gewesen. Alle gut eingerichteten Staaten des Altertums und Mittelalters hatten solche regulierende Hemmungs-Einrichtungen gehabt und auch der moderne konstitutionelle Staat kann dieselben nicht entbehren. Wir können auch aus der Geschichte sehen, daß dort, wo dieser nützliche Hemmschuh des Talentes anfing, in seiner Wirksamkeit zu versagen, wie dies durch die Degeneration der führenden Kasten oder infolge des vollständigen Sieges des absolutistischen und demokratischen Prinzipes der Fall war,

das Staatswesen stets mit einer gefährlichen Schnelligkeit einer Katastrophe zueilt.

Diese hemmende Tätigkeit der älteren Generationen des Talentes gegen das reformatorische, neuerungssüchtige Wesen des Genies ist also eine der notwendigsten und wohltätigsten Einrichtungen des menschlichen Kulturlebens, so lange diese Hemmung nicht ebenfalls ins Extrem getrieben wird und dadurch zur Erstarrung und Hinderung jeden Fortschrittes führt. Eine der diesbezüglich interessantesten Hemmungsvorrichtungen gegen die reformatorische Tätigkeit des Genies im Altertum war auch das Scherbengericht der Athener, das Ephorat der Spartaner und die Zensur der Römer. Während der Ostrakismos mehr nur die Konkurrenz zweier um die Wette und Volksgunst ringender genialer Reformatoren und Volksführer beseitigen wollte und sonst dem Genie nicht sehr gefährlich wurde, erdrosselte das Ephorat und die Zensur jede geniale neuerungssüchtige Regung von vornherein und machte einen genialen Fortschritt in Sparta und Rom fast unmöglich.

Wir haben gesehen, daß in dem Bewußtsein des Genies ein Führer und Wohltäter der Menschheit zu sein, ein ethischer Trieb liegt, die Schwierigkeiten, die sich seiner reformatorischen Tätigkeit entgegensetzen, zu überwinden. Doch dieser Faktor, so wichtig er ist, würde in vielen Fällen zu schwach sein, um das allen Menschen innewohnende Trägheitsmoment zu überwinden. Der soeben beschriebene Haß und der Widerstand des Talentes und der Mittelmäßigkeit nebst dem dadurch hervorgerufenen widrigen Schicksal und schärferen Kampf ums Dasein, sind nun für die Überwindung der Schwierigkeiten auf den neuen Bahnen des Kulturfortschrittes nicht minder wichtige Faktoren und bilden einen sehr wirksamen Sporn für die künstlerische Tätigkeit des Genies. Wir haben schon im ersten Kapitel gesehen, daß ein etwas härteres soziales Milieu für die Züchtung und Erhaltung der wichtigsten Wurzelcharaktere des Talentes und Genies nur erwünscht ist und daß gerade im Leben der Genies der Sporn eines etwas lebhafteren Kampfes ums Dasein der künstlerischen Produktion viel zuträglicher ist als das Gegenteil. Besonders in der ersten Zeit der Entwicklung des Genies ist darum demselben ein etwas harter Kampf

mit dem mächtigen Talente und die daraus gewöhnlich sehr unangenehmen Folgen viel nützlicher als ein Capua des Wohllebens und ein widerstandsloser Sieg es sein würde. Nur auf diese anstrengende Weise lernt das junge Genie die großen Widerstände zu überwinden, welche stets auf dem Wege zum Ruhme liegen. Der Weg eines neuen Kulturfortschrittes ist in allen Zweigen der Kunst nicht nur stets ein sehr schwieriger, er ist auch eben wegen der voraussichtlich immer heftiger werdenden Feindschaft des Talentes stets mit Dornen und Fußangeln versehen. Diesem unangenehmen und auch gefährlichen Kampfe, diesen enormen Schwierigkeiten geht der gut situierte und nicht durch die zwingende Not gedrängte Mensch in der Regel geradeso aus dem Wege, wie ja auch der wohlhabende Gutsbesitzer selten unter den Pionieren zu treffen ist, die einen Urwald der Kultur zugänglich zu machen die Absicht haben. Aus den Biographien der Genies aller Zeiten kann man ersehen, welch einen wichtigen Faktor für die geistige Anstrengung des Genies und dessen Leistungen auf allen Gebieten der Kunst der durch das widrige Schicksal hervorgerufene Zwang der Verhältnisse stets gebildet hat. Nachdem aber das widrige Schicksal vorwiegend eine Folge des Hasses und Widerstandes des Talentes ist, so kann man hieraus ersehen, daß also dieser Haß und der Widerstand des Talentes, so unangenehme Folgen derselbe auch für das Schicksal des Genies haben kann, doch auch diesbezüglich dem Fortschritte der Kultur dient, indem er für das Genie den nötigen Sporn bildet, das in jedem Menschen steckende Trägheitsmoment sicherer zu überwinden und die sich entgegenstürmenden Widerstände siegreicher zu bekämpfen. Durch diesen Kampf mit dem widrigen Schicksal und dem Hasse des Talents werden gerade die beiden wichtigsten Waffen, mit denen das Genie diesen schweren Kampf kämpfen muß, das ist der unermüdliche Fleiß und der energische ausdauernde Wille einer fortwährenden Schärfung und notwendigen Übung unterworfen.

Wie also der Haß und der Widerstand des Talentes sich unwillkürlich in den Dienst des Gesetzes des Fortschrittes der Kultur stellen müssen, so können wir auch beobachten, daß sogar das Pathologische im Genie ebenfalls diesem Gesetze dienstbar sein muß, natürlich nur so lange als dasselbe eine

gewisse Grenze nicht überschreitet. Das Genie, besonders das sekundäre, bedarf zur Hervorbringung seiner hervorragenden Leistungen einer starken Konzentration seiner geistigen Kräfte. Diese Konzentration gelingt am besten in einer gewissen Zurückgezogenheit vom Getriebe der Welt. Ist dieser Hang zur Einsamkeit auch häufig in einem inneren Bedürfnis selbst begründet, wie wir dies z. B. bei den genialen Religionsstiftern beobachten können, so wird er doch auch sehr oft unterstützt von dem widrigen Schicksal, welches der Hass und die Verfolgung des Talentes hervorruft. Aber auch das Pathologische befördert diesen Hang zur Einsamkeit und ist dasselbe, wie wir aus den Biographien vieler Genies ersehen können, darum nicht immer ein Hemmnis für das Arbeiten des Genies, sondern bildet oft sogar einen Ansporn zur Arbeit.

Das Gefühl der Todesahnung, welches sehr häufig eine Folge der melancholischen Stimmung und des Auftretens chronischer Krankheiten ist, erweckt in dem Genie das Bedürfnis, der undankbaren Welt noch vor seinem Ende zu zeigen, was es selbst unter solch ungünstigen Verhältnissen zu leisten imstande war. Aus dieser Stimmung heraus sind, wie die Biographien vieler Genies beweisen, nicht wenige gerade der bedeutendsten Werke des Genies entstanden. Auch ist dieses durch die Arbeitskraft des Genies angeregte fortwährende Kämpfen mit den pathologischen Zuständen der Überwindung derselben sehr zuträglich und häufig die Ursache gewesen, daß solche Genies für ihr höheres Alter eine bessere Gesundheit im wahren Sinne des Wortes sich erkämpft haben.

Wenn man das Schicksal des Genies betrachtet, wie es gerade oft die größten Wohltäter der Menschheit betroffen hat und nebenbei auch das Schicksal der genialen Ideen berücksichtigt, so könnte es fast den Anschein erwecken, als wenn wir es hier mit einer merkwürdigen Zweckwidrigkeit zu tun haben, wie sie sonst in der Natur nicht leicht vorkommt. Man könnte hier verleitet werden, einen förmlichen Naturfehler des menschlichen Geschlechtes anzunehmen, da es ja gerade diejenigen Genossen, deren Gedanken und Handlungen der Kaste, dem Volke, ja der ganzen Kulturmenschheit zum größten Nutzen gereichen, ein derartiges böses Schicksal bereitet. Dem ist aber nicht so. Bei genauerer Betrachtung muß man auch

hier zugeben, daß nicht zufälliger Undank und die Bosheit der menschlichen Natur dabei die ausschlaggebende Rolle spielen, sondern Naturgesetze und ihre unausbleiblichen Folgen. Wir haben schon bewiesen, daß der Haß und der Widerstand des Talentes gegen die reformatorische Tätigkeit des Genies in der Natur ihres verschiedenen Berufes und Charakters begründet ist. Zugegeben muß freilich werden, daß, wie es gewöhnlich menschliche Gewohnheit ist, das Talent in seinem Hasse und Widerstand auch die gesunde natürliche Grenze fast immer überschreitet. Auf der anderen Seite kann aber auch das Genie nicht ganz davon freigesprochen werden, daß es sehr häufig selbst daran schuld ist, wenn sein Schicksal sich besonders schlimm gestaltet. Das Überwiegen des Gefühlslebens über das Verstandesmäßige, des Unbewußten über das Bewußte, das oft mehr triebartige Handeln des Genies macht dasselbe für das gewöhnliche Leben unpraktisch und bringt ihm besonders für den scharfen Kampf des wirtschaftlichen Lebens fast immer Nachteile. Aber diese Anlage verleitet das Genie auch im geistigen Kampfe oft Fehler zu machen, die ein mehr praktischer, aber geistig viel tiefer stehender Mensch sich nicht zu schulden kommen ließe.

Es handelt sich in der ganzen künstlerischen Tätigkeit des Genies in letzter Linie stets um einen ganz gewöhnlichen Kampf ums Dasein mit dem Talente. Ob nun dieser Kampf, wie dies bei den primären Künsten der Fall ist, auf politischem Gebiete oder auf rein künstlerischem oder wirtschaftlichem Gebiete stattfindet, bleibt sich im Wesen gleich, es wird sich das nur in den Mitteln und Waffen unterscheiden, womit das Talent das Genie und umgekehrt das Genie das Talent bekämpft und die natürlich in den primären politischen Künsten gefährlicher und tödlicher sind als in den sekundären. Wer sich nun in einen Kampf einläßt, sei dies mit einer wirklichen Naturkraft selbst oder, wie in unserem Falle, mit einer organisch gewordenen Interessenmacht, wie sie jede im Talent verkörperte Kunstidee darstellt, der muß dabei immer die Gesetze eines solchen Kampfes ums Dasein in Rechnung ziehen. Er darf sich vor allem nicht derartigen Täuschungen hingeben, wie sie in bezug auf den Kampf auf rein künstlerischem Gebiete heute noch häufig herrschen, sondern muß sich klar sein, daß überall dort, wo die persönlichen und Kasteninteressen

des Menschen berührt und in Frage gestellt werden, ein rücksichtsloser Kampf auf Leben und Tod stets die naturnotwendige Folge ist und daß sich auch auf hohen Kulturstufen nicht das Wesen des Kampfes ändert, sondern nur seine Methode und seine Waffen. Hier ist es nun, wie in jedem Kampfe, von großer Wichtigkeit, die Kräfte des zu bekämpfenden Feindes richtig zu beurteilen und mit denselben die eigenen Kräfte zu vergleichen, weil ja doch nur dann ein erfolgreicher Sieg gewonnen werden kann, wenn alle diese dazu nötigen Bedingungen vorhanden sind. Liegt nun bezüglich der Beurteilnng der feindlichen oder der eigenen Kräfte ein intellektueller Fehler vor, so wird es ganz den Naturgesetzen entsprechen, wenn diesem Fehler zufolge die Natur der Dinge ihren Weg geht und der Fehler sich an dem rächt, der ihn gemacht hat, ebenso wie es ja auch für den genialsten Feldherrn keine Ausnahme gibt und sich in der Schlacht jeder diesbezügliche Fehler rächt. Der Vorteil des Genies liegt hier nur wiederum in seiner raschen Beweglichkeit, die es ihm ermöglicht, den gemachten Fehler schneller zu erkennen und ihn zu reparieren, wenn es nicht zu spät ist.

Das Genie ist nun seiner extremen Züchtung und seines dadurch bedingten Charakters entsprechend häufig sanguinischer Natur und nur zu sehr geneigt, in allen Dingen, die den Kampf mit dem Talente betreffen, das richtige goldene Mittelmaß zu überschreiten und die für einen solchen gefährlichen Kampf nötige Kaltblütigkeit und ruhige Überlegung außer acht zu lassen. Ja er ist in seinem idealen Drange und in seiner häufig falschen Beurteilung des Wesens des Talentes meistens so naiv, den schlimmsten Feind, also das Talent, sogar für einen möglichen Freund zu halten, auf den es in dem nun beginnenden Kampfe mit veralteten Einrichtungen und Ideen mit Sicherheit rechnen zu können sich berechtigt glaubt. Besonders unpraktisch und häufig auch in seiner Beurteilung fehlgreifend ist das Genie dort, wo es darauf ankommt, nicht nur nach seinem Urteil unbrauchbar, sondern bereits schädlich Gewordenes zu zerstören und fortzuschaffen. Hier finden von Seite des Genies die größten und folgeschwersten Fehler statt und um diese Positionen tobt auch der Kampf am schärfsten und gefährlichsten, denn hier handelt es sich stets um die am meisten

gefährdeten geistigen und materiellen Interessen des Talentes. Das Zerstören der alten liebgewordenen Gedankenreihen ist es besonders, was das Talent am meisten zur Wut und zum heftigsten Kampfe herausfordert und zwar viel mehr als die Propagierung der neuen Idee. Solange das Genie nicht daran geht, das Alte selbst anzugreifen und zu zerstören und nur seine reformatorische Idee ausspricht, solange bleibt der Kampf gewöhnlich innerhalb der gewöhnlichen Grenzen. Aber mit dem ersten direkten Schuß auf die vom Talent verteidigte Position des von ihm gehüteten Kulturschatzes, mit dem ersten Ausbrechen eines bisher für einen Eckstein des Kulturgebäudes gehaltenen Fundamentes und der damit in organischem Zusammenhang stehenden Macht und Interessensphäre beginnt der rücksichtslose Kampf des Talentes auf Leben und Tod. Am besten kann man dies an dem Kampfe des religiösen Genies mit dem herrschenden Talente im Mittelalter beobachten. Solange die genialen Ketzer nur neue religiöse Ideen vertraten, wurden sie wohl bekämpft, aber in der Regel als Schwärmer milde behandelt. Als aber die genialen Reformatoren auch anfingen, das Papsttum und seine politische und finanzielle Stellung zu erschüttern, wurde der Kampf stets ein rücksichtsloser und jetzt erst begann die Inquisition ihre Aufgabe radikaler durchzuführen.

Jede richtige geniale Idee hat nicht nur den Charakter der Unzerstörbarkeit, sie hat auch die Fähigkeit, alle ihr entgegenstehenden Ideen von selbst zu zerstören, ja sie besorgt das meist viel gründlicher und besser, als dies der Mensch zu tun imstande ist. Gerade diese für das Genie so gefährliche und von schwerwiegenden Folgen für sein Schicksal begleitete Arbeit des Zerstörens alter unbrauchbar gewordener Ideen sollte das positive Genie der organischen Tätigkeit seiner genialen Idee selbst und dem Zerstörungstriebe des pathologischen und verkommenen Genies, welches hierzu sich viel besser eignet, überlassen und sich dabei nicht zu sehr dem Hasse des Talentes exponieren. Doch liegt eine solche Geduld leider selten in der sanguinischen Natur der genialen Anlage.

Je schärfer und für die Interessen des Talentes gefährlicher der reformatorische Angriff des Genies ist, je mehr das bisher in Wirkung Gestandene vom Genie umgewertet wird, desto schärfer wird die dadurch hervorgerufene Reaktion sein

und der Sieg wird davon abhängen, bei wem im kritischen Momente noch die größere Kraft vorhanden ist, ob auf Seite der alten Idee, also des Talentes, oder auf Seite der reformatorischen Idee, also des Genies. Das maßgebende für den Sieg der genialen Idee bleibt immer der Faktor, ob die Kaste, das Volk, für welches die reformatorische Idee aufgestellt ist, „reif" für dieselbe ist, d. h. die Geister bereits aufnahmsfähig für die neue Idee sind. Ist das nicht der Fall, dann wird nicht nur die reformatorische geniale Idee im Kampfe unterliegen, mit dieser Niederlage ist sogar regelmäßig eine sogenannte „Reaktion" verbunden, weil das nun gereizte siegreiche Talent die Niederlage seines Gegners dazu benützt, seine in Zweifel gezogene Macht zu befestigen und sich gegen eine etwaige spätere Erneuerung dieses Angriffes von Seite des Genies zu schützen. Das „Vae Victis" gilt nicht nur dem auf dem politischen Kunstgebiete, es gilt jedem Unterliegenden auf jedem Felde irgend einer Kunst und je bedrohlicher die Gefahr für das Talent war, desto schärfer wird bei einem etwaigen Siege des Talentes auch die Reaktion gegen die reformatorische Idee sein. Ist die reformatorische Idee der Zeit weit voraus und das Publikum für dieselbe noch lange nicht reif, so besitzt die Idee überhaupt keine Werbekraft. Da dem Talent hier keine Gefahr für seine Interessen droht, ja die Gefährlichkeit, welche in der reformatorischen Idee steckt, oft gar nicht einmal recht erkannt wird, so läuft auch das Genie hier keine Gefahr und sind dies die Fälle, wo das Genie vom Talent als „unschädlicher Narr" erklärt wird und wenn es die Sache nicht zu arg treibt, vom Talente auch unbehelligt bleibt.

Die geniale Idee geht aber, wenn in ihr ein wahrer echter Kern steckt, deshalb nicht verloren, sondern dieselbe wird später von einem anderen Genie in etwas veränderter und angepaßterer Form wieder hervorgesucht und erlangt, wenn unterdessen das Publikum hierfür herangereift ist, oft erst Jahrhunderte später, als sie zuerst ausgesprochen wurde, zum Siege.

Das Genie ist also eigentlich in der guten Position zu wissen, was die Geschichte der genialen Ideen lehrt, daß nämlich jeder wirklich gute und der Menschheit nützliche Gedanke früher oder später, je nach den obwaltenden Naturgesetzen, sicher zum Siege

gelangt und daß also hier wie überall, wo wir es mit einem organischen Entwicklungsprozeß zu tun haben, Zeit und Geduld die besten Faktoren für den Erfolg sind. Hier kann der Einzelne — ähnlich dem Arzt — nur dann einen großen Erfolg haben, wenn seine Arbeit von den natürlichen Gesetzen und Bedingungen unterstützt und gefördert wird. Diese Gesetze und ihre gegenwärtigen Kräfte zu erkennen, dieselben zu studieren und richtig zu schätzen, ist eben auch die Aufgabe des Genies in seinem Kampfe mit dem Talente und sein Erfolg und Mißerfolg ist kein Zufall, sondern eine Folge von naturgemäßen Handlungen und gemachten Fehlern.

Der wahre Lohn für die künstlerische Tätigkeit des echten Talentes und Genies liegt aber niemals in materiellen Erfolgen, sondern neben der inneren Befriedigung in der Wertschätzung, welche dem Talente und Genie, sei es nun von den Zeitgenossen oder der Nachwelt, zuteil wird. Der Grad der Wertschätzung und Hochachtung der Menschheit, also das, was wir den Ruhm nennen, ist auch stets der Pegel, an dem wir die Größe und den Erfolg ablesen können, der durch die künstlerische Tätigkeit des Genies der Kaste, der Nation oder der Menschheit im Ganzen erwachsen ist. Und so ungerecht oft auch die Mitwelt in der Verabreichung des Lorbeers sein mag, so gerecht ist in dieser Beziehung die Nachwelt. Es ist noch jedem Talente und Genie von dem Richterstuhle der Nachwelt früher oder später sein wirkliches Recht geworden. Wenn auch ein Zeitalter vielleicht seinem Geschmacke entsprechend den Ruhm eines Genies ungebührlich vernachlässigt, so gleicht dies sicher ein anderes wieder aus.

In diesem wirklichen und soweit dies dem guten Willen der Menschheit möglich ist, auch unparteiischen gerechten Urteil der Nachwelt liegt für die künstlerische Tätigkeit besonders des Genies ein starker Sporn und die sicherste Gewähr für die Versöhnung seines oft widerwärtigen Schicksals bei Lebzeiten. Auch diese Wertschätzung hängt nicht so sehr, wie man häufig glaubt, von der Tätigkeit einzelner Geschichtschreiber und Kulturhistoriker ab, sondern ist schließlich ein organisch gewordenes Produkt und wird vor allem durch den Wert der künstlerischen Tat bedingt, der sich oft erst in später Zeit und

nach Überwindung zahlreicher Irrtümer und Schwierigkeiten offenbart und darum erst späteren Generationen recht deutlich zum Bewußtsein kommt. Ein weiterer wichtiger Faktor für die Höhe des Ruhmes hängt damit zusammen, ob der Vorteil, welchen die künstlerische Tätigkeit hervorgebracht hat, nur einer Kaste, einer Nation oder der ganzen Menschheit zugute gekommen ist. Wir haben gesehen, daß die künstlerische Tätigkeit des Talentes als ein nationales Produkt sich gewöhnlich auch nur auf das nationale Gebiet beschränkt und darum und wegen seiner vorwiegenden Detailarbeit und Spezialisierung auch nur eines beschränkten Ruhmes in seiner Kaste oder Nation teilhaftig wird. Wir können hier also von einem lokalen Ruhme des Talentes sprechen, welcher mitunter eine sehr bedeutende Höhe erreichen kann. So groß derselbe nun auch bei Lebzeiten des Talentes sein mag, so nimmt er doch regelmäßig in kurzer Zeit nach dem Tode ab und erhält sich derselbe in die Nachwelt selten anders als in ehrenvoller Erwähnung in Spezialwerken seiner Nation, seines Kunstfaches. Nur in Künsten, welche einen mehr kosmopolitischen Charakter haben, kann der Ruhm des Talentes bei Lebzeiten vorübergehend auch ein kosmopolitischer werden.

Beim Genie müssen wir hier unterscheiden ob sein Charakter von vorneherein infolge seiner Blutmischung eine mehr nationale oder mehr kosmopolitische Färbung erhalten hat, denn davon wird auch die Höhe und die Verbreitung seines Ruhmes, seiner Wertschätzung in der Nachwelt abhängen. Der Ruhm des vorwiegend nationalen Genies steigt und fällt natürlich mit der Stellung, welche die Nation, der das Genie entstammt, im politischen und kulturellen Wettkampfe der Völker einnimmt. Besonders ist dies natürlich bei den Genies jener Künste der Fall, welche überhaupt mehr nationaler Natur sind, wie z. B. der Herrscher- und Kriegskunst.

Der Ruhm des kosmopolitischen Genies, der anfangs bei seiner Nation klein ist, hat dagegen die Tendenz, fortwährend zu wachsen und zwar um so mehr, je größer der Vorteil und Erfolg ist, welcher der Menschheit aus der künstlerischen Tätigkeit des kosmopolitischen Genies erwachsen ist und noch immer erwächst.

Neben diesen durch das Vorwiegen der nationalen und kosmopolitischen Färbung des Genies bedingten Schwankungen

des Ruhms sehen wir aber daneben Schwankungen desselben einhergehen, die ihren Grund in der Verschiedenheit der Homogenialität der Kulturperioden haben. Je nach der erstiegenen Kulturhöhe eines Zeitalters, je nach dem Grade des Verständnisvermögens einer Kaste, eines Volkes, aber auch je nach dem Stande der geistigen Gesundheit, welche in einem Volke herrscht, wird der Nachruhm des Genies bald größer, bald kleiner sein, entsprechend der größeren oder geringeren Homogenialität, welche zwischen den Kunstwerken des in Frage stehenden Genies und dem künstlerischen Gefühle des betreffenden Volkes und Zeitalters stattfindet.

So verschwand der Ruhm selbst der größten Genies des Altertums in den Stürmen der Völkerwanderung und in dem Rückschlag des geistigen Geschmackes, der infolge der Vermischung der Kulturvölker mit Barbarenblut eintrat. Nur in einzelnen Gelehrtenstuben und den Zellen der Mönche fristete dieser Ruhm durch Jahrhunderte ein kümmerliches Dasein. Erst als die langsam steigende Bildung wieder die Zahl derjenigen vermehrte, welche imstande waren, den künstlerischen Gedanken und Gefühlen der antiken Genies zu folgen, also einigermaßen homogen zu denken und zu fühlen, fing der Ruhm der antiken Genies wieder an langsam zu steigen und sich in weitere Kreise zu verbreiten. Solche Sturm- und Drangperioden des menschlichen Kulturlebens sind aber dann auch die Perioden, wo die Natur eine starke Auslese in der Ruhmeshalle des Genies vornimmt. In solchen Zeiten verschwinden mit dem Untergange der zahlreichen Nationen und Natiönchen die zahlreichen kleineren lokalen Berühmtheiten, die kleinen nationalen Genies und bleiben nur diejenigen großen Genies übrig, welche in ihren Kunstwerken jenen allgemein menschlichen Kunstgeschmack besitzen, welcher der Homogenialität einer ganzen Kulturrasse oder eines ganzen Kulturkreises entspricht und deren Tätigkeit wir daher als klassisch bezeichnen. Durch glücklichen Zufall gelingt es freilich auch manch kleinem Genie, ja sogar manchem Talente, einem solchen gründlichen Ausleseprozeß zu entgehen und sich in die Wertschätzung späterer Jahrhunderte und Jahrtausende hinüberzuretten. Ebenso zweifellos gehen aber durch unglücklichen Zufall der Ruhm und die Werke mancher erstklassiger Genies verloren, welche

ein besseres Schicksal ihres Ruhmes verdient hätten und der Wertschätzung aller späteren Zeiten würdig gewesen wären.

Im allgemeinen aber ist es also ein Naturgesetz, daß der Ruhm des Talentes bei Lebzeiten am größten ist und dann immer mehr abnimmt, beim nationalen Genie in einem gewissen Parallelismus mit jener Wertschätzung steht, welche die Nation im Geistesleben der Menschheit besitzt, ferner daß der Ruhm des kosmopolitischen Genies stets die größte Verbreitung hat und im geraden Verhältnis steht zu dem Vorteil und Nutzen, den die Allgemeinheit von der künstlerischen Tätigkeit des Genies erfahren hat und noch immer erfährt. Da der wichtigere Faktor im Geistesleben der Menschheit immer das Gefühl war, so sehen wir auch, daß jene kosmopolitischen Genies, welche sich an diesen Faktor wendeten und auf diesem Gebiete der Menschheit den größten Nutzen und die größte Gemütserhebung bereiteten, auch in der Wertschätzung am höchsten stehen. Es sind dies in erster Linie die religiösen, die musikalischen und dichterischen Genies, denen dann jene Genies der bildenden Künste, welche sich vorwiegend an die Pforte des Gefühls wenden, sich anschließen. Denn das künstlerische Gefühl des Kulturmenschen ist viel unabhängiger in seinen tiefsten Grundlagen von Rasse und Abstammung und gibt einen viel gleichmäßigeren Resonanzboden ab für alles rein Menschliche, als der reflektierende Verstand. Man kann im allgemeinen bezüglich des Ruhmes des Genies sagen, daß, je spezieller, verstandesmäßiger die künstlerische Tätigkeit eines Genies ist, desto kleiner ist auch der Kreis seiner Verehrer, desto kleiner ist der Resonanzboden, auf dem ein solches Genie wirken kann. Je universeller ein Genie beanlagt, desto größer wird die Zahl seiner Verehrer und also auch in der Regel sein Nachruhm sein.

Eine sehr gefährliche Klippe für das gute oder böse Schicksal des Talentes und Genies ist ein zu starkes Streben nach persönlichem Ruhme. Wir haben gesehen, daß das Talent seinen Ruhm leicht und verhältnismäßig früh erreicht. Aber je größer der Ruhm und je rascher das Talent die Höhe seines Ruhmes erstrebt, in desto größerer Gefahr steht es, die Abnahme desselben noch zu erleben, einer der bittersten Schicksalsschläge, welcher ein ruhmsüchtiges Talent für sein Alter treffen kann. Für das Genie ist dagegen die zu große Freude am

Ruhme darum eine Gefahr für seine Lebenskunst, weil dieser Ruhm für dasselbe nicht nur schwer zu erringen, sondern weil diese Sucht nach dem Ruhme dann die empfindlichste Stelle ist, auf welche der Haß des Talentes seine giftigsten Pfeile hinschießt. Das echte Genie ist gegen den Ruhm bei Lebzeiten meistens mehr gleichgültig, es weiß sicher, daß ihm der Nachruhm nicht entgehen kann und daß, je später die Berühmtheit kommt, es desto besser für sein künstlerisches Arbeiten ist. Denn während der erlangte Ruhm die mehr schablonenhafte Arbeit des Talentes wenig oder gar nicht stört, schädigt er fast immer die künstlerische Arbeit des Genies.

Hier ist es notwendig, auf zwei Spielarten des Ruhmes hinzudeuten, von denen besonders die erstere im Altertum nicht selten war. Ist nämlich der Ruhm eines Genies oder einer genialen Idee stark im Wachsen, so geschieht es oft aus materiellen und anderen Interessen, daß dieser Ruhm von der Nachwelt, ja oft schon von den nächsten Generationen benützt wird, um unter der Flagge dieses Ruhmes viele ähnliche Kunstwerke von hervorragenden Talenten, ja selbst von Genies unterzubringen, wodurch der Ruhm dieses großen Genies lawinenartig anschwillt. Es ist dann für spätere Jahrhunderte eine der schwierigsten Aufgaben der Kritiker, hier das Echte von dem Falschen zu unterscheiden. Erinnere hier an den aufsaugenden Ruhm des Homer, Moses, Hippokrates, Rembrandt etc.

Der zweite Fall ist, daß ein bedeutendes Genie aus persönlichen Gründen und um dem Haß des Talentes zu entgehen, sich unter einem falschen Namen verbirgt oder überhaupt sein Werk anonym in die Welt gesetzt hat. Zweifellos kam das letztere im Altertume und selbst im Mittelalter zu Zeiten, wo die sekundären Künste noch nicht so in hoher Schätzung standen, sehr häufig vor. Es ist nun interessant, zu beobachten, wie es dem Talente selbst oft nach Ablauf mehrerer Jahrtausende gelungen ist, hier die Spreu vom Weizen zu sondern, die geniale Tat vom Beiwerk des Talentes und dem abgelagerten Schutte der Jahrhunderte zu befreien und als solche zu erkennen (Bibelforschung). Auf diese Weise sind nicht so sehr geniale Ideen als die Namen vieler genialer Menschen uns verloren gegangen oder laufen heute noch unter falschen Namen. Das echte Genie gleicht diesbezüglich über-

haupt der Natur, welche sorglos ihre Samen da und dort hinstreut. Die Hauptsache dabei bleibt ja doch dem echten Genie immer, daß der geniale reformatorische Gedanke der Menschheit nicht verloren geht. Wenn der Name des Genies verloren geht, ist dies in kulturhistorischer Beziehung sicher zu bedauern, aber im Wesen von nebensächlicher Bedeutung. Diese Sorglosigkeit des echten Genies um seinen Nachruhm ist besonders den Genies junger aufstrebender Völker eigen, während alte degenerierende Völker und ihre Künstler sehr eifersüchtig für ihren Nachruhm bedacht sind.

Ein großer Unterschied im Schicksal des Talentes und Genies besteht in einer der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, in der Freude an seiner Nachkommenschaft. Während das Talent nicht nur bezüglich der Zahl der Nachkommenschaft sich durch viele Generationen normal verhält und bei einigermaßen kluger Zuchtwahl der Frau sich die talentierte Anlage regelmäßig vererbt, ja der Sohn nicht selten den Vater an Talent zu überbieten vermag, ist das Schicksal des Genies in dieser Richtung fast immer ungünstig. Abgesehen von der nicht seltenen Kinderlosigkeit oder dem Ausbleiben einer männlichen Nachkommenschaft erlebt das Genie an seinen männlichen Nachkommen sehr selten eine Freude. Fast ausnahmslos tritt ein starker Rückschlag in der Zuchthöhe ein, ja der Verdruß, den das Genie an seiner männlichen Nachkommenschaft erlebt, ist meistens größer als die Freude.

Zum Schlusse müssen wir noch einige Bemerkungen über die Verschiedenheit des Schicksals der Genies der einzelnen Künste hervorheben.

Das Schicksal des Genies ist nicht nur individuell verschieden, es ist auch verschieden je nach dem Kunstfache, in dem das Genie seine künstlerische Tätigkeit ausübt.

Wir haben gesehen, daß das individuelle Schicksal sehr häufig von inneren Faktoren des Genies selbst abhängt und daß auch bis zu einem gewissen Grade das Genie der Schmied seines Schicksals sein kann. Neben diesem selbstgeschaffenen Schicksal des Genies gibt es aber eine Verschiedenheit des Schicksals desselben, welche nur durch äußere Faktoren hervorgerufen und durch das spezielle Kunstfach des Genies bedingt ist. Gegen diese Faktoren ist auch das Genie fast macht-

los, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß es auch hier dem Genie möglich ist, das von außen bedingte Schicksal durch seine eigene Kraft etwas besser oder schlimmer zu gestalten. Das Schicksal der Genies in den einzelnen Kunstfächern ist darum ein so sehr verschiedenes, weil einerseits die Interessen der führenden Kasten und des im Kunstfache maßgebenden Talentes sehr verschiedene sind und darum die reformatorischen Gedanken der Genies in sehr verschiedenem Grade den Haß des Talentes und der führenden Kasten hervorrufen. Auch gelingt es dem Genie in nicht seltenen Fällen die Gunst maßgebender außerhalb des Kunstfaches stehender Kreise zu erlangen, wodurch der Haß des Talentes im eigenen Kunstfache entweder paralysiert oder erst recht gesteigert wird. Dies alles wird klarer zur Erscheinung kommen, wenn wir das Schicksal des Genies in den einzelnen Künsten einer speziellen Untersuchung unterziehen und dasselbe durch typische Beispiele illustrieren.

Das Schicksal des Genies auf dem Throne ist stets ein sehr extremes, in seltenen Fällen ein sehr glückliches, in der Mehrzahl aber ein unglückliches und dem Leben des Genies gefährliches. Es entspricht dieses Schicksal der bereits im II. Kapitel hervorgehobenen naturgeschichtlichen Ursache, daß keine geniale Tätigkeit in irgend einem Kunstfache so gefährlich ist wie auf dem Throne, weil ein reformatorischer Irrtum, dem ja auch das Genie unterworfen ist, hier von ganz außerordentlichen schädlichen Folgen für das beherrschte Volk verbunden sein kann. Die Gefährlichkeit des Genies auf dem Throne und das davon abhängige Schicksal wird natürlich in enger Beziehung stehen zu den hemmenden Faktoren, welche dem reformatorischen Willen des Genies sich entgegenstellen, die wiederum abhängen von der bestehenden Regierungsform. Das verhältnismäßig beste Schicksal hatten von jeher die genialen Begründer und Beherrscher neuer Staatengebilde gehabt. Hier ist das Interesse der oberen Kasten noch schwach konsolidiert, das Interesse des politischen Genies am Throne deckt sich noch meistens mit den Interessen des Volkes und des Talentes. Wenn dann das politische Talent im Adel oder Mittelstand konsolidiert ist und die individuellen Kasteninteressen immer egoistischer und ausgedehnter werden, dann

erst erfährt das Herrschergenie bei jeder Reform den mächtigen Widerstand und Haß dieses Talentes. In der Impulsivität des genialen Willens und der bedeutenden Macht, welche demselben in seiner künstlerischen Tätigkeit zur Verfügung steht, liegt nun für jedes Herrschergenie die große Gefahr, über das gesunde Maß der Dinge hinauszuschreiten und dadurch die jeder extremen Richtung entsprechende Reaktion des Talentes hervorzurufen. Nur wenn das absolute Herrschergenie neben seiner liberalen Beweglichkeit eine stark konservative Ader als gesunde Selbsthemmung mitererbt hat, dann kann das Schicksal eines solchen Herrschergenies ein günstiges sein und wird seine künstlerische Tätigkeit von Erfolg gekrönt sein, wie dies z. B. bei Augustus, dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich II. der Fall gewesen ist. Besitzt das Genie auf dem Throne diese Selbsthemmung nicht oder ist das beherrschte Volk für die genialen Ideen nicht reif genug, so wird sein Schicksal ein unglückliches sein (Josef II.) und es wird nur vom Zufall abhängen, wenn es nicht der offenen Empörung oder dem Dolche seiner zahlreichen Feinde unterliegt. Gerade dieser konservative Charakterzug der notwendigen Selbsthemmung ist ein Erbstück alter Herrscherfamilien und ist daher das Schicksal genialer Herrscher, die aus solchen Familien stammen, darum ein gewöhnlich günstigeres als das der Herrschergenies, die sich aus unteren Ständen auf die Throne schwingen. Fast immer ist das Schicksal solcher genialen Tyrannen und Emporkömmlinge im Altertum sowohl als im Mittelalter ein schlimmes gewesen und wenn es ihnen auch durch die Anwendung der rücksichtslosesten Gewalt gelungen ist, ihre Feinde niederzuhalten, so wußten sie doch, daß ihre Macht und ihr Leben in fortwährender Gefahr steht.

Napoleon sagte: „Meine Macht würde zusammenstürzen, gelänge es mir nicht, sie durch neue Waffentaten zu stützen. Als Eroberer bin ich geworden, was ich bin und als Eroberer muß ich mich aufrecht erhalten."

Ein relativ günstiges Schicksal haben jene Herrschergenies, deren Genialität sich mehr in kriegerischer Richtung betätigt und denen äußere und innere Verhältnisse die Betätigung in dieser Richtung begünstigen, wie dies bei Philipp und Alexander, bei einigen genialen römischen Kaisern, bei Karl dem

Großen, Friedrich dem Großen etc., der Fall gewesen ist. Auf der anderen Seite lehrt aber die Geschichte, daß ein solches kriegerisches Genie auf dem Throne den Staat in Gefahren bringen kann, wie dies selbst einem schlechten untauglichen Handwerker am Throne zu tun kaum möglich ist und daß das Schicksal solcher Genies darum auch diesem Unglück entsprechend ist. Karl XII. und Napoleon I. sind hierfür Beispiele.

Noch gefährlicher gestaltet sich das Schicksal der genialen Feldherrn, da dieselben nächst dem Hasse des Talentes in ihrem Fache auch dem Neide ihrer Herren, sei dies nun ein Monarch oder eine Aristokratie oder Demokratie ausgesetzt sind. Miltiades, Hannibal, Belisar, Wallenstein und viele andere geniale Feldherren sind Belege hierfür.

Am ungünstigsten von der ersten Gruppe der primären Künste ist das Schicksal des religiösen Genies. Ich habe den Grund hiervon schon früher angegeben. Nur wenige religiöse Genies, welche entweder zur rechten Zeit kamen, wie z. B. Luther, oder welche es verstanden, das herrschende Talent nicht unnötigerweise zu reizen, wie Buddha, oder denen keine organisierte Priesterkaste entgegenstand, wie dies bei Moses und Mohammed der Fall war, konnten ihr Leben vor dem schlimmsten Schicksal, welches sonst gewöhnlich dem religiösen Genie bestimmt ist, bewahren.

Besser gestaltet sich in der Regel das Schicksal der Genies der zweiten Gruppe der primären Künste. Der praktische Nutzen, den hier die geniale Idee unmittelbar nach sich zieht, gewinnt dem Genie trotz der Feindschaft des Talentes die Gunst der großen Menge und gestaltet durch den materiellen Erfolg sein Schicksal häufig zu einem günstigen. Die Mehrzahl der genialen Ärzte und Juristen können sich über ihr Schicksal nicht beklagen. Und wenn auch das medizinische Talent in seinem Widerstreben gegen eine reformatorische Idee nicht weniger hartnäckig ist als das religiöse Talent, so hat hier das Publikum doch den richtigeren Instinkt und wie die Naturgeschichte des medizinischen Genies beweist, ist ihm die Gunst desselben meistens sicher. Nur wenn das medizinische Genie den Haß des Talentes zu sehr herausfordert, es dabei sein Publikum auch noch fortwährend wechselt, wie dies z. B. bei Paracelsus der Fall war,

gelingt es dem Hasse des Talentes, sein Ziel zu erreichen und das Schicksal des Genies zu einem unglücklichen zu machen. So recht seines Glückes Schmied ist das Genie der Handelskunst und ist das äußere Schicksal desselben in der Regel nach den Begriffen der Durchschnittsmenschen eines der glücklichsten. Sicher ist das auch der Fall, wenn der geniale Kaufmann seine Kunst und die damit errungenen Glücksgüter nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck ansieht und dieselben in den Dienst einer höheren Idee stellt, wie dies z. B. Lorenzo Medici und die genialen Begründer vieler berühmter Handelsfirmen im Mittelalter in Deutschland (J. Fugger, Fr. Welser), in Holland, Florenz und Venedig getan haben. Auch in neuerer Zeit können wir sehen, daß geniale Fabrikanten (Carnegie, Owen etc.) diese ideale künstlerische Aufgabe ihres Standes richtig erfassen. Es ist keine besondere Kunstleistung, in egoistischem Interesse einen großen Haufen Geld zusammenzuscharren oder zu erwuchern; aber diesen Reichtum dann in nützlicher, edler Weise für das Wohl der Menschheit oder zur Pflege der sekundären Künste zu verwenden, diese Idee erst adelt den Reichtum und die künstlerische Tätigkeit des kaufmännischen Talentes und Genies, das ist das wahre „Evangelium des Reichtums." Aber auch über dieses Genie, so sehr es dasselbe versteht, durch seine kaufmännischen Charaktere das wandelbare Glück an sein Schicksal zu fesseln, schwebt stets das Damoklesschwert. Besonders war dies im Altertum und Mittelalter der Fall, wo die Sicherheit des Besitzes von viel mehr Zufällen abhing als heute. Aber selbst heute ist noch der Wechsel des kaufmännischen Glückes von vielen Umständen abhängig, die auch ein genialer Fabrikant nicht immer voraussehen und verhüten kann.

Am wechselvollsten ist das Schicksal der sekundären Genies. Der Haß des Talentes ist bei diesen Künsten natürlich ebenso vorhanden wie bei den primären Künsten, aber seine Wirkung ist gewöhnlich eine andere; was ihm an äußerer Kraft abgeht, das ersetzt er durch geheime Bosheit, die manchmal viel schärfer trifft, als die offene politische Gewalt des primären politischen Talentes es vermag. Dafür steht aber auch diesem Genie, wenn es nicht in die politische Sphäre übergreift, gewöhnlich die Gunst der herrschenden Kasten zur Verfügung, welche

dasselbe gegen den Haß des Talentes schützt. Abgesehen von diesen Faktoren hängt das Schicksal des Genies der sekundären Künste einerseits von der Wertschätzung der einzelnen Künste ab, die eben in verschiedenen Zeiten sehr verschieden ist, andererseits aber auch von der Höhe des Kulturgrades und den damit verbundenen materiellen Verhältnissen. Relativ am besten gestaltet sich stets das Schicksal des Genies jener sekundären Künste, welche dem praktischen Interesse der Menschheit dienen und deren Nutzen für das Wohl der Menschheit ein unmittelbarer, auch für die große Menge sichtbarer und begreifbarer ist. In zweiter Linie kommen dann die Genies jener Künste, die dazu beitragen, das Leben schöner, angenehmer zu machen und den Menschen über das Gewöhnliche des täglichen Lebens zu erheben. Am ungünstigsten war von jeher das Schicksal jener Genies, welche sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, der Menschheit die Wege des Sein-Sollenden zu weisen und die vom richtigen Lebenswege Abgekommenen wieder auf den wahren Weg des Lebens zurückzuführen. Ob dies nun ein dichterisches, ein rhetorisches Genie, ein Genie der bildenden Künste oder ein philosophisches Genie war, bleibt sich gleich; je mehr von einem solchen Genie Selbstzucht gefordert wird, je überzeugender das Kunstwerk die Menschen von ihrem Irrtum belehrt, je weiter die Menschen vom Wege des Sein-Sollenden bereits sich entfernt haben, desto verhaßter wird ihnen der geniale Mahnruf in irgend einer künstlerischen Form sein und desto mehr wird diesen Haß das betreffende Genie zu verspüren bekommen.

Das dichterische Genie ist wegen der Liebenswürdigkeit seiner Kunst und dem großen Vorteil, den die Arbeit dieser Genies für die primären Künste hat, in bezug auf sein Schicksal im allgemeinen günstig gebettet und wäre nicht der Umstand, daß diese Kunst eine der materiell am wenigsten einträglichsten ist[1]) und die Dichter nicht von ihren Lorbeerkränzen leben können, so könnte man sagen, daß dem Dichtergenie vielleicht im Durchnitt eines der günstigsten Schicksale aller Genies zuteil wird, besonders bei einem Volke und in einer

[1]) Seitdem das geistige Eigentum vom Staate geschützt wird, hat sich auch in dieser Hinsicht das Schicksal der genialen Dichter und Literaten gebessert.

Zeit, wo die Dichtkunst in hohem Ansehen steht. Das Schicksal eines Horaz, Virgil, eines Petrarka, Ariost's, Goethe's muß als eines der günstigsten, die einem Menschen zuteil werden können, bezeichnet werden. Da aber die Stimme des Dichters den politisch führenden Kasten und Parteien nicht nur großen Nutzen, sondern auch großen Schaden bringen kann, so ist es für das dichterische Genie und sein Schicksal stets sehr gefährlich gewesen, wenn sich dasselbe in politische Parteiungen eingelassen und seine Feder zu sehr in den Dienst solcher Kämpfe gestellt hat. Die Machthaber und Parteien lieben und belohnen es sehr, wenn der Dichter ihren Ruhm verkündet, aber nicht, wenn er ihnen die Wahrheit sagt. Das Schicksal Ovids, Dantes, Miltons, Byrons, Shelleys und vieler anderer beweisen dies. Selbst eine geniale Frau, Madame de Stael, mußte das bittere Brot der Verbannung essen — weil ihre politisch sehr einflußreiche Feder von Napoleon gefürchtet wurde. Gefährlicher als alle äußere Macht der Könige und Parteien wird aber dem Schicksal des dichterischen Genies sehr häufig seine eigene künstlerische Erbschaftsmasse.

Die für das dichterische Genie wichtigste künstlerische Erbschaftsmasse — die lebhafte Phantasie — ist zugleich die gefährliche Klippe, an der das Schicksalschiff dieser Genies am häufigsten scheitert, indem sie den Künstler verleitet, sich zu sehr über die Wirklichkeit des irdischen Daseins zu erheben und die Schranken der Natur und des praktischen Lebens zu verachten. Alle Genies sind dieser Gefahr ausgesetzt, aber das dichterische Genie am meisten, denn die Phantasie des Dichters, die schon die Alten als den beflügelten Pegasus darstellten, ist die freieste und wird am wenigsten durch Stoff und Technik eingeschränkt. Wie gefährlich diese Art überschwenglicher Phantasie für das Schicksal des Genies sein kann, sehen wir z. B. bei Herder. Er selbst nennt diese Form der Phantasie „eine aufgeschwellte Einbildungskraft zum voraus", welche vom Wahren abirrt, den Genuß tötet, ihn matt und schläfrig macht etc.[1]) Das was Emerson in dieser Hinsicht vom Genie überhaupt sagt, gilt in erster Linie von dem dichterischen Genie, denn gerade die außerordentlich bewegliche lebhafte impulsive Art und Weise

[1]) Herder, Journal meiner Reise.

der dichterischen Einbildungskraft ist es, welche die Herrschaft der Selbstzucht dem dichterischen Genie so sehr erschwert und sein Wesen so zwiespaltig erscheinen läßt. Emerson sagt: „Ein genialer Mensch von heißem Blut, über physische Gesetze sich hinwegsetzend, schwach gegen sich selber, ein solcher Mensch wird bald unglücklich, nörgelig, sich selbst und anderen ein Dorn im Auge. Ein solches Genie macht uns schamrot über das Doppelleben, das es führt. Wenn höhere Fragen, die über die gewöhnliche Lebensklugheit stehen, in Betracht kommen, ist es bewunderungswürdig; handelt es sich um Anwendung von gesunder Vernunft, da wird es uns zur Last. Gestern war selbst Caesar nicht so groß — heute ist der Schächer unter dem Galgen nicht erbärmlicher, gestern umstrahlte es das Licht der idealen Welt, in der es lebt und heute drücken es Mangel und Krankheit, die es selbst verschuldet hat. Wer hätte niemals die Tragödie des weltfremden Genies bedauert, wie es jahrelang mit armseligen pekuniären Schwierigkeiten kämpft und zuletzt zu Boden sinkt — erstarrt, erschöpft, unfruchtbar wie ein Riese, der durch Nadelstiche seinen Tod findet?“ Ein anderer Typus dieser durch eigene Schuld und die Erbschaft eines überreizten Nervensystems unglücklichen poetischen Genies ist z. B. Tasso. Fast noch gefährlicher ist das Schicksal der genialen Rhetoriker, da dieselben nur zu leicht in das Getriebe der politischen Parteien gezogen werden. Demosthenes und Cicero sind hier Beispiele.

Von den bildenden Künsten sind die vom Schicksal am günstigsten Behandelten die Maler-Genies. Schon im Altertum war dies der Fall. Denn während besonders bei den Griechen, den Architekten und Bildhauern der Makel der Banausie anhaftete, war dies bei den Malern nicht der Fall und wurden sie darum auch besser bezahlt. Dazu kommt, daß diesen Genies durch die Fähigkeit, den Ruhm und das Andenken der primären Talente zu vergrößern und der Nachwelt zu überliefern, auch die Gunst der oberen Kasten und der reichen Familien zuteil wird und der Haß des konkurrierenden Talentes dadurch weniger zur Geltung kommen kann. Es gibt in den anderen Künsten wenige Genies, welche ein so günstiges Schicksal wie Raphael, Corregio, Tizian und Rubens aufzuweisen haben. Freilich gehört dazu auch eine Zeit und

ein künstlerisch beanlagtes Milieu, wie ein solches Zusammentreffen günstiger Umstände selten bei einem Volke vorkommt.

Viel weniger günstig, ja im Durchschnitt ungünstig ist das Schicksal der musikalischen Genies. Die liebenswürdigste aller Künste ist zugleich die undankbarste. Für die schönsten musikalischen Perlen, welche die Genies dieser Kunst uns geboten haben, konnten sich dieselben oft nicht den Lebensunterhalt erwerben. Nur die Virtuosität ist es, die das musikalische Genie einigermaßen über Wasser hält, wie ja das Schicksal der genialen Virtuosen noch das relativ glänzendste in dieser Kunst ist. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung ist in dem außerordentlich konservativen Geiste zu suchen, der den jeweiligen Geschmack in dieser Kunst beherrscht und der wiederum in der großen Schwierigkeit für das musikalische Ohr seinen Grund hat, sich einem veränderten Geschmacke in dieser Kunst anzupassen. Es liegt das in der Entwicklungsgeschichte dieser Kunst selbst begründet. Ebenso wie die Erringung der künstlerischen Erbschaftsmasse in der Musik an sich schon eine sehr schwere war, ebenso ist auch die Anpassungsfähigkeit des Sinnes, der diese Kunst beherrscht — des Ohres — eine viel geringere als die Anpassungsfähigkeit des Auges. Damit steht eben dann die Schwierigkeit der Veränderung des musikalischen Geschmackes innerhalb einer Generation in organischer Verbindung. Die Handlungsweise des musikalisch-konservativen spartanischen Ephoren Ekprepes, als er dem lesbischen Sänger Phrynis seine 9saitige Lyra beschnitt und ihm befahl, bei der hergebrachten 7saitigen des Terpandros zu bleiben, hat sich seither von Seite des konservativen musikalischen Talentes und auch des Publikums unzähligemale wiederholt. Selbst ein so großes liebenswürdiges Genie wie Mozart war bei Lebzeiten nicht imstande, das sonst sehr bewegliche und musikalische Wiener Publikum von seinem italienischen Geschmack zu bekehren und mußte die Folgen der Verletzung dieses konservativen musikalischen Geschmackes später bitter an seinem Schicksal verspüren. Auch Wagner würde den Sieg seiner reformatorischen Richtung schwerlich noch erlebt haben, wenn ihn nicht der genial beanlagte König Ludwig II. unter seine schützenden Fittiche genommen hätte. Nur, wie gesagt, die Virtuosität auf irgend einem Instrumente

oder die Anstellung als Dirigent hält in der Regel das musikalische Genie über Wasser, die eigentliche geniale Tat aber, die Komposition, hat noch selten — wenigstens nicht in den besten Jahren der Produktion — dem Genie seinen Lebensunterhalt verschafft.[1]) Das beweisen uns die Biographien der allergrößten, wie Bach, Beethoven, Mozart, Schubert etc. Fast in keinem Kunstfache ist der Unterschied des Schicksals des Talentes und Genies so auffallend wie in der Musik. Während das Talent und der Virtuos mit ihren gangbaren, dem musikalischen Geschmack des Publikums angepaßten Kompositionen und Produktionen als Genies gefeiert, vom Publikum gehätschelt und oft von Glücksgütern überschüttet werden, lebt das wirkliche musikalische Genie nur von wenigen verstanden, von dem großen Publikum kaum dem Namen nach gekannt, häufig in Not und Elend und muß sich mit Stundengeben und dem Dirigieren der von ihm längst überholten Werke des herrschenden Talentes abgeben. Während es für seine Werke kaum einen Verleger findet und ein Honorar erhält, werden die Verleger dann später nach seinem Tode davon reich und die Manuskripte dieser Werke mit Gold aufgewogen. Gerade das musikalische Genie hat das größte Recht, gegen die Undankbarkeit seiner Zeit und die Härte seines Schicksals zu klagen und in keiner der sekundären Künste können wir ein ähnliches Beispiel finden, wo ein so reich spendendes großes Genie, wie es Mozart war, vom Schicksal so stiefmütterlich behandelt worden wäre.

Das böse Schicksal der Religionsphilosophen habe ich bereits besprochen. Etwas günstiger war von jeher das Schicksal der Schulphilosophen, wenn sie es vermieden haben, mit der herrschenden und der Priesterkaste zu sehr in Konflikt zu kommen. Sokrates, Anaxagoras, Aristoteles, die dieses Verbrechen begingen, verfielen bekanntermaßen auch der Anklage wegen ἀσέβεια, und Plato und Seneka mußten es schwer büßen, daß sie es versuchten, schlechte Herrscher durch ihre Philosophie bessern zu wollen.

Das wechselvollste Schicksal haben die wissenschaftlichen und die Erfinder-Genies in den technischen Künsten. Die Ur-

[1]) Auch hier gilt das bezüglich des poetischen Genies auf S. 351 Anmerkung Gesagte.

sache dieses außerordentlichen kaleidoskopischen Wechsels des Schicksals ist naturgeschichtlich in dem Einfluß der verschiedenen Faktoren begründet, welche über den Erfolg der genialen Reform oder Erfindung im praktischen Leben zu bestimmen haben und womit stets auch das Lebensschicksal des genialen Erfinders oder wissenschaftlichen Reformators beeinflußt wird. Wie die Geschichte lehrt, kommt der Nutzen aller großen Erfindungen gewöhnlich erst den nachfolgenden Geschlechtern zugute und das materielle Schicksal der genialen Erfinder ist in der früheren Zeit wenigstens, wo das gegnerische Interesse mehr konsolidiert war, meistens ein sehr ungünstiges gewesen. Das hat sich im letzten Jahrhundert etwas zum Besseren geändert. Die Freiheit der Gewerbe, die Konkurrenz derselben und der Staaten, das Interesse des beweglichen Kapitals, die Möglichkeit der Patentierung der Erfindung etc. hat das materielle Schicksal der genialen Erfinder bedeutend sicherer gestaltet. Doch fällt auch heute noch manch bitterer Tropfen in den Schicksalskelch der Erfinder-Genies.

Das schlimmste Schicksal haben in der Regel jene Genies zu erwarten, welche es unternehmen, alteingewurzelte soziale Übelstände zu beheben und ihre künstlerische Tätigkeit in den Dienst des armen Volkes gegen den ausbeutenden Egoismus der oberen Kasten zu stellen, also die genialen Sozial-Reformer. Dies beweisen alle Biographien von den beiden Gracchen angefangen bis auf Robert Owen. Wenn auch diese Genies bei dieser Tätigkeit nicht immer ihr Leben und ihre Freiheit einbüßen, so bildet ihr Schicksal doch nichts anderes als eine Kette von Verfolgungen, Verleumdungen, Enttäuschungen und Verlusten. Es ist dies auch ganz naturgeschichtlich begründet. Das Genie, welches sich der unterdrückten Schichte des Volkes, seien dies nun Sklaven, Bauern oder Arbeiter, gegen die oberen ausbeutenden Schichten annimmt, hat es nicht nur mit dem Hasse des Talentes einer speziellen Kunst zu tun, wie dies sonst gewöhnlich der Fall ist, sondern mit dem Hasse und Widerstand einer ganzen ausbeutenden Kaste. Dieser Haß wird aber hier um so gefährlicher, weil diesen Kasten ja gewöhnlich die Macht der Regierung zur Seite steht oder dieselbe geradezu in ihren Händen ist und diese Macht auch noch durch die Unterstützung, welche der Reichtum zu bieten vermag, erhöht wird. Zu dieser an und für sich gefährlichen

Gegnerschaft kommen noch die Unverläßlichkeit der durch Not und Elend korrumpierten Anhängerschaft, die mangelnde Bildung und leichte Verführung derselben durch die Gegner, vor allem aber die Gefahr der Überstürzung der Reform, an der nicht nur das drängende Bedürfnis von Seite der armen unterdrückten Menge, sondern auch die ideale und darum unpraktische Begeisterung dieser reformatorischen Genies meist schuld ist. Da solche alte soziale Übelstände, wie alles in der Natur, was durch Generationen gedauert hat, bereits organisch verwachsen und gleichsam konstitutionell geworden sind, so ist eine rasche Änderung solcher Verhältnisse im Volkskörper nicht nur sehr schwierig, sondern auch oft sogar gefährlich, wie wir das ja auch bei der Behebung schädlicher aber eingewurzelter Gewohnheiten im Leben des Einzelmenschen beobachten können.

So schlimm das äußere Schicksal dieser Genies gewöhnlich ist, so sind sie doch andererseits wieder zu den glücklichsten Menschen zu rechnen, denn die eigene Begeisterung für die hohe Idee und die begeisterte Anhänglichkeit der armen großen Menge nebst dem Bewußtsein, daß gerade eine solche künstlerische Tätigkeit stets tiefe Spuren in der Naturgeschichte der Menschheit hinterläßt, versöhnt das sozialreformatorische Genie mit seinem schlimmen äußeren Schicksal. Überhaupt ist ein Genie, das für eine große menschliche Idee sich begeistert und sein Leben derselben zu widmen entschlossen hat, nie zu bedauern, mag auch das äußere Schicksal nun so schlimm sein wie immer: das beseligende Gefühl, welches diese Begeisterung verschafft, entschädigt für alles und überwindet alles.

In den sekundären Künsten hört man oft von „verkannten Genies“ sprechen und ist es die gewöhnliche Ansicht, daß gerade dieses „Verkanntwerden“ der bitterste Stachel im Schicksale der Genies sei. Dies ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig und bedarf diese Ansicht einer Korrektur. Vor allem muß bemerkt werden, daß eine totale Verkennung des Genies im wirklichen Sinne des Wortes nicht vorkommt. Der echte geniale Funke in einem Menschen wird stets erkannt oder wenigstens instinktiv geahnt und zwar am sichersten vom Talente, denn gerade die Feindschaft und der Haß des Talentes beweisen am besten, daß es im Genie seinen wahren Feind er-

kannt hat. Man kann sagen, das Genie wird bei Lebzeiten nicht so erkannt und gewürdigt, wie es dies verdient, aber erkannt und gewürdigt wird dasselbe stets, wenn auch gewöhnlich nur von einer kleinen Zahl von Anhängern und Verehrern. Hier kommt es aber für das persönliche Glück des Genies nicht auf die Quantität der Jünger und Verehrer an, sondern auf die Qualität. Die Anerkennung eines einzigen homogenialen Menschen, von dem das Genie vollkommen verstanden wird, überwiegt das Nichtverstandensein einer Million Durchnittsmenschen. Dem echten Genie ist niemals um das anerkennende Lob der großen Menge zu tun, es weiß zu gut, daß dieses in der Regel ein unverstandenes, mehr instinktives ist und im nächsten Augenblick von einer feindlichen Kritik eines haßerfüllten Talentes in das Gegenteil umgewandelt werden kann. Goethe galt das Urteil und die Anerkennung Schillers mehr als die aller übrigen Menschen zusammen und ein solches Urteil eines homogenen Genies ist auch stets imstande, einen Künstler über den Mangel der Anerkennung von seiten der Menge zu trösten. Zweifellos ist es das schlimmste, wenn das Genie durch sein Schicksal in eine Umgebung verschlagen wird, wo es vermöge des Kulturzustandes des Milieus auf gar kein Verständnis auch nur einer Seele rechnen kann. Dieses höchst seltene Mißgeschick ist nicht ohne eigene Schuld dem Ovid zuteil geworden. Seine Tristien sind darum auch eines der traurigsten Denkmäler eines unglücklichen Genies.

Hier gelt ich als Barbar
Denn hier versteht mich ja niemand.
Ovids Tristien V 10. 37.

Und gerade weil Ovid früher schon als genialer Dichter anerkannt worden war, mußte dieses totale Verkennen seiner barbarischen Umgebung um so bitterer von ihm empfunden werden.

Nicht das eigene persönliche schlimme Schicksal ist das bitterste und schwer zu ertragende im Leben des Genies, sondern das Schicksal seiner Werke. Auch hier ist es nicht das schlimmste, daß die im Interesse der Allgemeinheit erdachten Ideen von der Menge nicht erkannt werden, sondern daß sie vom Hasse des Talentes absichtlich häufig umgedeutet und mißverstanden werden und daß das gerade von jenen

Geistern geschieht, von denen das Genie am ehesten eine Hilfe und Anerkennung erwartet hat. Aber das Genie kann sich auch hierüber trösten und dies um so mehr, wenn es die Entwickelungsgeschichte der genialen Ideen beachtet. Denn eine künstlerische Idee, welche gleich vom Durchschnitt und vom Talente begriffen wird, ist selten eine wirklich geniale Idee, sondern gewöhnlich die kongeniale Idee eines Talentes. Gerade das Verkennen der Idee von Seite des Durchschnittes ist gleichsam die Probe für die Genialität eines Werkes.

Mit diesem Mangel an Kongenialitat der Zeitgenossen des Genies und des Unverständnisses und Mißverständnis seiner Werke ist aber leider noch eine schlimme Folge für das Schicksal des Genies verbunden. Es tut sich dadurch eine gesellschaftliche Kluft zwischen Genie und Zeitgenossen auf, welche das Genie zu einer in diesem Maße nicht gewollten Isoliertheit zwingt. Man darf diese geistige Isoliertheit nicht mit der vom Genie selbst zeitweise freiwillig aufgesuchten Einsamkeit verwechseln. Auch das Genie hat seine sozialen Triebe in sich und besonders zur Zeit der Reife seiner reformatorischen Gedanken hat es vielleicht ein größeres Bedürfnis nach sozialer Mitteilung und Umgang als ein Durchschnittsmensch. Aber der Mangel an Kongenialität, das fortwährende Mißverständnis seiner besten Intentionen reißt eine Kluft zwischen Genie und Zeitgenossen auf, die um so größer wird, je mehr das Genie mit seinen reformatorischen Ideen der Zeit und dem Denken und Fühlen seiner Umgebung in Konflikt gerät. Diese soziale Erfahrung und die daraus natürlicherweise sich ergebenden unangenehmen Konsequenzen sind die Hauptursache, daß bei allen Genies, auch bei den positiven, wo die Grundstimmung in der Regel eine optimistische und menschenfreundliche ist, dieselbe häufig einen pessimistischen menschenfeindlichen Anstrich erhält. Dies ist natürlich noch mehr der Fall bei den negativen pathologischen Genies, welche schon ihrer pathologischen Anlage nach eine pessimistische menschenverachtende Grundstimmung von Hause aus mitbringen. Glücklich das Genie, welches in dieser schwersten Zeit seines Lebens einen kongenialen Freund findet. Wie sehr dies selbst den größten Genies nötig ist, um im Glauben an sich selbst bei

dem Mißverständnis der Umgebung nicht wankend zu werden, beweisen uns zahlreiche Biographien. Selbst der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller enthält zahlreiche diesbezügliche Stellen. Diese Isoliertheit und Kluft, die sich natürlich mit dem Alter eher vergrößert, wird selbst durch den nun eintretenden Ruhm nicht ausgefüllt, denn was sich nun infolgedessen an das Genie herandrängt, ist oft erst recht nicht geeignet, den bereits erworbenen Pessimismus und die Menschenverachtung zu beseitigen.

Ist es schon für das Schicksal des gewöhnlichen Menschen ausschlaggebend, ob er ein Lebenskünstler oder ein Lebenspfuscher ist, so ist dies natürlich in noch viel höherem Grade für das Genie der Fall. Kein echtes Genie kann nun im wahren Sinne des Wortes ein Lebenspfuscher werden. Wenn es auch vielen Genies nicht gelingt, ganz harmonische Lebenskünstler zu sein und sie auch besonders bezüglich des hygienischen Pflichtenkodexes nicht selten auf Irrwegen sich befinden, so hält sie doch ihre künstlerische Anlage und Tätigkeit in der Regel ab, sich zu weit vom Wege des Sein-Sollenden auf dem Gebiete des sozialen und moralischen Pflichtenkodexes zu entfernen. Kurz, das gesunde positive Genie ist regelmäßig, wenn nicht ein echter Lebenskünstler, so doch ein guter Lebenshandwerker. Dieser Umstand ist aber für das Schicksal des Genies weitaus bestimmender als alle andern Faktoren, denn das Genie kann als Lebenskünstler von keinem äußeren Schicksal, mag dasselbe sein wie es will, gebeugt werden. Der Lebenskünstler in ihm triumphiert über alle Schicksalsschläge, auch über den Tod, den er nicht fürchtet. Darum darf das Schicksal eines solchen Genies und echten Lebenskünstlers niemals mit dem Schicksal eines gewöhnlichen Durchschnittsmenschen gemessen werden. Ein solcher genialer Lebenskünstler erlebt in einer Stunde mehr, als viele andere Menschen in ihrem ganzen Leben, auch wenn ihnen alle sogenannten Genüsse des Reichtums und Luxus zu Gebote stehen. Wo echte Lebenskunst und geniales künstlerisches Handeln vereint den Inhalt eines menschlichen Lebens ausmachen, ist unter allen Verhältnissen das höchste Glück, welches diese Erde einem Kulturmenschen bieten kann, erreicht.

Das Leben Raphaels und Mozarts war unendlich reich an herrlichen Menschentaten, an hohen geistigen Genüssen und der frühe Tod konnte an dieser Tatsache nichts ändern, ebenso wie der späte Tod eines Lebenspfuschers, auch wenn er hundert Jahre alt wird, nur die Hohlheit dieses Lebens verlängert, also zur Null des erlebten Jahres wieder eine Null fügt. Ebenso wie es im vegetabilischen Leben nicht darauf ankommt, wie viel man ißt, sondern was man ißt und wie gut man verdaut, so verhält es sich auch mit dem geistigen Leben und dem, was man so gewöhnlich das Glück desselben nennt. Nur wenn der Mensch auf ein tatenreiches, im Dienste der Allgemeinheit dahingebrachtes Leben zurückblicken kann, nur wenn er also seine Pflicht als echter Mensch im wahren Sinne des Wortes erfüllt hat, dann kann er sagen, daß sein Leben einen Wert für ihn selbst und auch für die Allgemeinheit gehabt hat, daß er im wahren Sinne des Wortes gelebt und nicht nur vegetiert hat. Und nur dieser Maßstab ist eigentlich für die Beurteilung des Schicksals eines Lebens der einzig ausschlaggebende, mögen auch sonst die nebensächlichen Details des Schicksals gewesen sein wie sie wollen. Aus diesem Grunde ist es hauptsächlich notwendig, das Schicksal des Genies nach einem anderen Maßstabe zu beurteilen, als nach dem der großen Durchschnittsmenschheit. Die innere Befriedigung der erfüllten Menschenpflicht, das schöne beglückende Gefühl, ein Führer der Menschheit auf dem Wege des Sein-Sollenden zu sein, wird dem Leben des Genies stets einen so hohen Reiz verleihen, daß dagegen keines Schicksals Tücke dauernd den Sieg davontragen kann. Bei allen sonstigen Klagen beweist doch die Mehrzahl der Biographien gerade der größten Genies, daß sie mit ihrem Schicksal nicht nur zufrieden waren, sondern daß sie nicht selten selbst einsahen, daß den helleren Lichtern ihres innerlichen Glückes notwendigerweise dunklere Schlagschatten ihres äußeren Schicksals entsprechen müssen.

So hat Goethe gewiß das Schicksal des genialen Menschen im Auge, wenn er sagt: „Es kann wohl sein, daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zu Zeiten gräßlich gedroschen wird; allein das rücksichtlose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne

hin und her, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern."

Darum sehen wir auch, daß besonders diejenigen Genies, welche am meisten unter den Folgen ihrer reformatorischen Bestrebungen und dem davon bedingten Schicksal gelitten haben, sich selten über dieses Schicksal beklagten, sondern es geduldig hingenommen und dem Tode ohne Beschuldigung der Feinde mit Heiterkeit in die Augen gesehen haben. Der Tod Sokrates und seine letzten Reden sind für alle Zeiten ein typisches Beispiel, daß das böse Schicksal und der Haß des feindlichen Talentes keine Macht über einen genialen Geist besitzen und ihn niemals besiegen können. Und Giordano Bruno sagte seinen Feinden, die ihm sein Todesurteil sprachen, mit Recht ins Gesicht, daß sie viel mehr Ursache hätten, sich zu fürchten, als er selbst.

Stets war der Tod, den ein Genie im Kampfe mit dem Talente für seine künstlerische Tat erlitt, gleichsam ein befruchtender Regen, der den Samen seiner genialen Ideen schneller in die Halme schießen ließ, weil dem willensschwachen und ethisch verkommenen Menschen nichts mehr imponiert und als ein sicherer Beweis für die innere Wahrheit der Lehre gilt, als ein solcher Opfertod. Aber es ist eine irrige Meinung, daß der Wahrheitssame dieses Opfers wirklich bedarf und daß es darum quasi eine Pflicht des Genies sei, stets für seine Überzeugung und seine Lehre bis an diese Grenze der Verteidigung zu gehen. Wie uns die Geschichte lehrt, hat ein solcher Opfertod, wenn er nicht zur rechten Zeit gebracht wurde, oft sogar einen Schaden für die gute Sache gehabt. Jedenfalls ist der Nutzen keineswegs immer größer als der Schaden, der dadurch entsteht, daß die gute Sache nun ihres berechtigtsten und besten Führers beraubt ist. Es ist sehr fraglich, ob der Tod der beiden Gracchen der Volkssache nicht mehr geschadet als genützt hat und sicher hätte der Protestantismus schwerlich den siegreichen Weg genommen, wenn sich Luther ebenso wie Hus dem Haß des religiösen Talentes ausgesetzt und nicht dem ärgsten Sturm eine Zeitlang auf der Wartburg ausgewichen wäre.

Die Wahrheit wird ja doch stets siegreich sein, auch ohne den Opfertod des Genies. Derselbe kann den Fortschritt der-

selben zweifellos sehr unterstützen, er kann denselben aber auch hindern.

Auch ist die werbende Kraft des Opfertodes für die geniale Idee sehr verschieden in den verschiedenen Künsten. So hat z. B. der Opfertod der Genies in der Religion und in der kriegerischen Kunst stets eine große Wirkung für die Nachwelt ausgeübt. Geringer ist er schon in der politischen Kunst, am geringsten, ja gewöhnlich eher schädlich, in den sekundären Künsten, wo er ja überhaupt selten vorkommt.

So sehr also auch der Opfertod auf dem religiösen und philosophischen Gebiete seine werbende Kraft in roheren Zeiten stets geäußert hat, so darf uns das heutzutage nicht mehr verleiten in den Fehler mancher Menschen zu verfallen, welche die Größe eines religiösen oder philosophischen Genies nur dann richtig zu schätzen pflegen, „wenn dieselbe von der Glut eines Scheiterhaufens beleuchtet wird.“[1])

Wir haben noch einen kurzen Blick auf das Schicksal des verkommenen Genies zu werfen. Seinem extrem individualistischen, zum krassesten Egoismus neigenden Charakter entsprechend muß das schließliche Schicksal des verkommenen Genies in der Regel ein sehr schlimmes sein. So glänzend es kurze Zeit am Abendhimmel eines degenerierten Zeitalters als hellaufleuchtendes Meteor dahinschießt, so kurz ist auch sein Ruhm und es kann als ein Glück für dasselbe bezeichnet werden, wenn es jung stirbt und den Becher seines Schicksals nicht bis zur Neige leeren muß. Ich habe hier hauptsächlich das verkommene Genie der ersten Gruppe der primären Künste vor Augen, bei welchen die zerstörende Wirkung in der Geschichte am auffallendsten ist. Entweder begräbt es sich selbst unter den Trümmern des von ihm unterwühlten und einstürzenden sozialen Gebäudes (Alkibiades) oder es verfällt der Rache der durch seine extreme übers Ziel schießende Art der Zerstörung ins Leben gerufenen Reaktion (Cola Rienzi). Tod oder Verbannung und Elend ist das regelmäßige Los dieser katalinarischen Gestalten. Aber wenn auch die Geschichte wegen der einflußreichen negativen Wirkung dieser verkommenen Genies auf das politische Leben der Völker die Namen derselben dem Gedächtnis der Menschen erhalten

[1]) Bolin: Geisteshelden, Spinoza.

muß, so hat dieser Nachruhm doch den Beigeschmack eines herostratischen Ruhmes. Am allerwenigsten sieht die Naturgeschichte der Menschheit in ihnen trotz ihres Unterganges Martyrer für das allgemeine Wohl, sondern höchstens abschreckende Beispiele für spätere Geschlechter. Auch das verkommene religiöse Genie hat wegen der regelmäßigen Verquickung seiner religiösen mit sozialpolitischen Tendenzen das gleiche Schicksal und die Gestalten eines Jahn van Leyden und eines Thomas Münzer erhält uns leider die Geschichte ebenso gewissenhaft, wie die echter religiöser Genies. Die verkommenen Genies der übrigen Künste machen wohl oft im Leben viel Geräusch und Aufsehen, werden aber gewöhnlich bei Lebzeiten noch als Charlatane erkannt und enden meist im Elend oder als geniale Lumpen, ohne irgend eine tiefere Spur ihres negativen künstlerischen Wirkens zu hinterlassen.

Fassen wir das wesentliche über das Schicksal des Talentes und Genies und seiner Ideen zusammen, so ergibt sich folgendes. Das Schicksal des Talentes ist in der Regel ein günstiges; sein Ruhm und Ansehen ist bei Lebzeiten groß, sinkt aber bereits im Alter und erhält sich selten in der Nachwelt. Beim Genie hängt sein Schicksal vom Charakter seiner genialen Idee ab. Ist dieselbe zeitgemäß, liegt sie, wie man zu sagen pflegt, bereits in der Luft, so hat die geniale Idee eine große Werbekraft und wird dieselbe trotz des Widerstandes des Talentes in kurzer Zeit siegreich sein. Das Genie leidet zwar auch von dem Hasse des Talentes, aber das Talent hat unter solchen Umständen nicht mehr die Macht oder wagt es nicht, bis zum Äußersten in der Bekämpfung des Genies zu gehen. Das Genie erlebt meistens noch den Anfang des Sieges seiner Idee und damit auch den Ruhm und ein besseres Schicksal im Alter. Ist die geniale Idee noch nicht zeitgemäß und die Geister noch zur Aufnahme derselben nicht vorbereitet, dann hat die Idee vorderhand keine Werbekraft, das Genie bleibt ohne nennenswerten Anhang und ist dem Hasse des Talentes schonungslos ausgesetzt. Der Grad des Hasses des Talentes und des bösen Schicksals hängt ab von der Gefährlichkeit der genialen Idee für die Interessen des Talentes und von der Heftigkeit der Angriffe des Genies. Das Talent nützt seinen unzweifelhaften Sieg zur Reaktion aus und das Opfer des Genies

an Gut und Blut ist vorderhand umsonst gebracht. Dieses Opfer hat aber für die Zukunft in manchen Künsten eine moralische Werbekraft und kommt in Zeiten, wo die Geister für die Aufnahme der Idee reifer sind, der Verbreitung derselben zugute.

Ist das Genie und die geniale Idee der Zeit sehr weit voraus, so gleicht es dem Samenkorn des Evangeliums, welches auf steinigen Grund fällt; es geht spurlos unter und wird selbst vom Talent nicht beachtet, weil die Gefährlichkeit desselben nicht einmal erkannt wird. Bei heftigen Angriffen kommt ein solches Genie höchstens in die Gefahr, als Narr angesehen und auch dementsprechend behandelt zu werden. Die Idee verschwindet fast ganz aus dem Gedächtnis der Menschen und es bedarf in Zeiten, wo der Boden für die Idee besser vorbereitet ist, einer neuerlichen Anregung von Seite eines anderen Genies, wobei es dann freilich vom Zufall abhängt, ob es einem eifrigen Talente gelingt, die Verdienste der Priorität in dieser Sache festzustellen.

## VI.

# Das Schicksal der talentierten und genialen Familien.

### Degeneration und Regeneration derselben.

Wenn wir die frei in der Natur lebende Pflanzen- und Tierwelt beobachten, so sehen wir wohl einen scharfen Kampf ums Dasein, ein fortwährendes Siegen und Unterliegen einzelner Individuen und ganzer Arten, aber trotz vorhandener Inzucht keine eigentliche Degeneration. In diesem scharfen Kampfe ums Dasein ist kein Platz für Schwächlinge und Degenerierte, sie werden gewöhnlich früher ausgemerzt, ehe sie imstande sind, sich weiter fortzupflanzen. Nur dort, wo die Natur selbst schützend ihre Fittiche über solche Wesen ausbreitet, können sich Formen, die einer Degeneration ähnlich sehen, erhalten (Parasiten und Höhlenbewohner).

So verhält es sich auch beim Menschen im Naturzustande. Hier ist eine körperliche und geistige Degeneration unmöglich.

Anders werden aber die Verhältnisse unter dem Einflusse der Kultur. Der wichtigste Einfluß der Kultur ist die Veränderung der natürlichen Lebensweise und des Kampfes ums Dasein. Die Kultur greift besonders dadurch störend und hemmend in den natürlichen Mechanismus des Kampfes ums Dasein ein, daß sie den Prozeß der natürlichen Auslese hemmt. Die Natur rächt sich dafür früher oder später durch die Degeneration der Kulturträger. Dies gilt für die Kulturpflanzen ebenso, wie für die Haustiere, welchen der Mensch den Kampf ums Dasein erleichtert oder ganz abgenommen hat. Hier kommt dann jenes in der ganzen Natur herrschende Gesetz zur Geltung, daß alle extremen, stark differenzierten Züchtungen früher oder päter dem Aussterben unterliegen.

Dieses Gesetz predigt uns die Geschichte der Kultur ıf Schritt und Tritt. Der Weg der Kultur ist nicht nur ein

außerordentlich schwieriger, er ist auch für die hervorragenden Kulturträger und Pfadfinder ein gefährlicher und führt gewöhnlich zum sicheren Untergang. Aber es ist ein schöner und ehrenvoller Tod und es bestätigt sich auch für die Völker das, was für den einzelnen gilt: daß das Höchste für das Allgemeine nur mit Aufopferung seiner selbst zu erreichen ist.

Es ist nun meine Aufgabe, diesen gesetzlichen Zusammenhang der Degeneration mit der Kultur und ihren hauptsächlichsten Trägern — den talentierten und genialen Familien — nachzuweisen.

Um hier kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, ist es notwendig, zuerst das Wort „Degeneration" zu definieren. Schon das deutsche Wort „Entartung" trifft das Wesen der Sache. Ich verstehe unter Degeneration eine erworbene und vererbbare Störung der Harmonie (Korrelation) der einzelnen Organe des pflanzlichen oder tierischen Körpers, also eine Abweichung von den für den Bestand des Einzelindividuums, der Familie, der Kaste oder Nation nötigen Charakteren.

Der Begriff der historischen Degeneration einer Kaste, eines Volkes will also sagen, daß im Verlaufe der Generationenreihen endlich eine Generation zur Züchtung kommt, welche durch die Wirkung äußerer und innerer Ursachen in ihren körperlichen und geistigen Charakteren eine derartige Veränderung und zwar in der absteigenden Richtung der natürlichen Entwicklung aufweist, daß der Bestand der Kaste, des Volkes dadurch gefährdet wird. Diese Veränderung kann, wie jede natürliche oder pathologische Veränderung in einer akuten oder chronischen Form zur Erscheinung kommen, je nach den natürlichen oder unnatürlichen Ursachen, welche diese Entartung von der ursprünglichen Form der Charaktere herbeigeführt haben. Es liegt aber im Wesen der Natur, welche keine plötzlichen Sprünge liebt, daß der gewöhnliche Weg der Degeneration ein chronischer ist und das scheinbar akute Auftreten derselben in einer Generation gewöhnlich nur auf einer Täuschung des Beobachters beruht, der die inneren Zusammenhänge und die allmählichen Vorbereitungen nicht zu übersehen imstande ist.

Nicht jede disharmonische Züchtung führt zur Degeneration. Denn die Natur hat stets bei eingetretener Disharmonie der Züchtung die Tendenz, die Korrelation der Teile wieder herzustellen. Aber dazu muß sie freie Hand haben und darf besonders die natürliche Auslese in keiner Weise gehemmt sein. Dort aber, wo die Natur durch äußere Eingriffe (Kultur) an dieser Selbstheilung einer disharmonischen Züchtung gehemmt wird, muß jede Disharmonie mit der Zeit zur Degeneration führen. Hier wird dann die Disharmonie konstitutionell und damit pathologisch.

Da Körper und Geist stets nur harmonisch gezüchtet werden können, müssen sie auch harmonisch degenerieren. Obwohl dabei, wie ich bereits in einem früheren Kapitel hervorgehoben habe, der Körper stets die führende Rolle hat, so wird doch im Kulturleben der Völker infolge des herrschenden Dualismus die geistige Degeneration viel mehr berücksichtigt als die körperliche und versteht man, wenn man von der Degeneration einer Kaste, eines Volkes spricht, darunter gewöhnlich nur seine Entartung in bezug auf sein moralisches oder sozialpolitisches Leben. Die körperliche Degeneration, obwohl in letzter Linie die Wurzel und Ursache der geistigen Degeneration, findet in der Geschichte der Kasten und Völker kaum eine oberflächliche Beachtung und der naturgeschichtliche Zusammenhang und die Kausalität dieser beiden großen Faktoren im Leben der Kulturvölker wird darum auch häufig gar nicht erkannt, zum mindesten aber nicht so gewürdigt, wie dies für die Lebensdauer und das Glück der Kulturvölker nötig wäre. Wenn ich also von der Degeneration einer Familie, einer Kaste, eines Volkes spreche, so verstehe ich darunter immer die Degeneration des Körpers und Geistes zugleich, da niemals eine ohne die andere beobachtet werden kann. Wir müssen aber auch auf dem Gebiete der Degeneration wie bei der Inzucht eine Unterscheidung machen und können auch hier von einer engeren und weiteren Degeneration sprechen. Unter der engeren Degeneration verstehe ich die Entartung der erst in einer späteren Kulturperiode erworbenen und hochgezüchteten körperlichen und geistigen Charaktere, unter der weiteren Degeneration verstehe ich aber die Degeneration der ursprünglichen Rassencharaktere der nationalen Wurzelcharaktere und Gefühle.

Die „engere" Degeneration kann, da die Hochzüchtung der körperlichen und geistigen Charaktere stets nur in den oberen Ständen und Kasten vor sich geht, auch nur diese Stände betreffen. Die „weitere" Degeneration, also diejenige, welche die Wurzelcharaktere und Gefühle und damit auch die tiefsitzenden nationalen und Rassencharaktere tangiert, kann nur dann zur Erscheinung kommen, wenn das ganze Volk erkrankt. Da diejenigen Charaktere, welche ihrer Züchtungsperiode nach jüngeren Datums sind, auch immer zuerst und leichter degenerieren, so liegt es schon in der Natur der Sache, daß gerade die künstlerischen Charaktere als die zuletzt gezüchteten der Degeneration leichter erliegen, weil sie nicht durch viele Generationen so fest fixiert sind wie die nationalen und Rassen-Charaktere. Dies ist auch, wie wir sehen können, regelmäßig der Fall, wir haben es also überall zuerst mit der Degeneration der künstlerischen Charaktere in den oberen Ständen und Kasten zu tun, der dann erst in zweiter Linie die Degeneration der nationalen und Rassencharaktere folgt. Wir haben in dem Kapitel über die Züchtung des Talentes und Genies konstatiert, daß die ersten talentierten und genialen Familien, welche gezüchtet werden, stets diejenigen sind, welche zur Führung der sozialen Vereinigung der Menschen — Staat genannt — unbedingt nötig sind. Es sind dies die Talente und Genies der primären politischen Künste. Später auf einer erst höheren Stufe des Kulturlebens ebenfalls der Notwendigkeit und dem Bedürfnisse entsprechend, kommen dann die sekundären Talente und Genies zur Erscheinung und werden die entsprechenden Inzuchtfamilien und Kasten gebildet, in denen diese Talente gezüchtet werden. Die gleiche Reihenfolge halten die talentierten und genialen Familien auch im großen und ganzen in ihren Degenerationsperioden ein. Stets degenerieren zuerst die Familien des politischen Talentes und Genies und einige Generationen später erst das sekundäre Talent und Genie. Wir können daher fast regelmäßig den beginnenden Verfall der primären Künste neben der Blütezeit der sekundären Künste beobachten. Doch auch hier können wir bei allen talentierten Familien der primären wie sekundären Künste das Gesetz konstatieren, daß zuerst die feineren jüngeren Hochzüchtungen degenerieren und erst im tiefsten Verfalle die tief-

liegende Erbschaftsmasse der Wurzelcharaktere und Gefühle. Der Reihenfolge entsprechend, in welcher die Degeneration der talentierten und genialen Familien eintritt, werden auch wir uns zuerst mit der Degeneration der Familien des primären Talentes und Genies beschäftigen. Zur entwickelungsgeschichtlichen Demonstration dieses Degenerationsprozesses eignen sich besonders die talentierten und genialen Familien der Herrscherkunst, da zufolge der hier ausführlicher vorliegenden geschichtlichen Daten der Prozeß in diesen Familien am besten verfolgt werden kann und derselbe auch typisch für die talentierten und genialen Familien der übrigen Künste ist.

Die Geschichtsschreiber erklären gewöhnlich die Degeneration der Familien des politischen Talentes durch den Verfall der guten Sitten, der guten Institutionen und ihrer charakteristischen Vorzüge und diesen wieder durch den zunehmenden Reichtum. Wir werden sehen, daß dieses wohl Symptome der Degeneration sind und sie regelmäßig beschleunigen, daß aber ihre wirklich pathologischen Ursachen viel tiefer liegen und daß der Verfall der guten Sitten und charakteristischen Vorzüge eines Volkes, respektive der Familien der politisch führenden Kasten nur eine Folge dieser Ursachen ist. Auch werden wir sehen, welche Rolle der Reichtum in diesem Prozesse spielt und daß er wohl eine Beschleunigung der Degeneration bewirken kann, keineswegs aber allein ihr ursächliches Moment bildet.

Die Ursachen der Degeneration in diesen Familien müssen, da sie, wie die Geschichte lehrt, mit einer einem Naturgesetze ähnlichen Regelmäßigkeit auftreten, auch in einem Naturgesetze ihre Begründung haben und dies ist auch der Fall. Die Degeneration muß unter bestimmten Verhältnissen, im Verlaufe einer Anzahl von Generationen ebenso sicher eintreten, wie der Herbst auf den Sommer folgen muß. Die Ursachen sind eben natürlich und darum unaufhaltsam und können durch menschliche Eingriffe höchstens eine Verlangsamung erfahren.

Die wichtigste Ursache der Degeneration ist, wie gesagt, stets die Veränderung der natürlichen Lebensweise und weiterhin die Veränderung, unter der die betreffende Familie, Kaste oder das Volk nun den Kampf ums Dasein zu kämpfen

hat, d. h. vor allem die Veränderung und Störung der natürlichen Auslese, die bezüglich der Mitglieder dieser Familien und Kasten stets früher oder später eintritt. Die aus diesen Ursachen im Verlaufe der Generationen resultierenden schädlichen Folgen werden dann durch die engere Inzucht, die in diesen Familien und Kasten gewöhnlich herrschend ist, ebenso verstärkt und vertieft, wie dies mit den guten Wirkungen der Inzucht bei der Hochzüchtung der Charaktere unter noch gesunden Verhältnissen der Fall gewesen ist. Es ist einleuchtend, daß sich dieser Prozeß nur im Verlaufe mehrerer Generationen abspielen kann. So verschieden auch sein Verlauf je nach den verschiedenen beschleunigenden und verlangsamenden äußeren und inneren Verhältnissen ist, so kann man doch sagen, daß derselbe in der Regel in einer Familie im Verlaufe von durchschnittlich fünf bis sechs Generationen in einer Kaste und einem Volke in einer zwei-, drei- und mehrfachen Reihe solcher Generationen sein gesetzmäßiges Ende erreicht.

In jeder Familie bringt die Natur Kinder verschiedener Qualität hervor und selbst Zwillinge können, so ähnlich sie oft scheinen, doch in ihrem Wesen und ihrer feineren Struktur verschieden sein, da die Natur trotz des hervorragend wirksamen Vererbungsprinzipes doch immer Variationen erzeugt. So kommen in jeder Familie neben körperlich stärker organisierten Kindern einzelne Kinder mit schwächerer Organisation zur Welt. Diese unterliegen nun im harten Kampfe ums Dasein unter natürlichen Verhältnissen einer sehr scharfen Auslese und gehen gewöhnlich vor der Zeit der Geschlechtsreife zugrunde.

Ich habe in meiner Arbeit über die Inzucht und Vermischung beim Menschen dargetan, daß selbst eine nahe Inzucht unter Verhältnissen, wo alle Menschen auf fast gleicher Stufe stehend, sich im Kampfe ums Dasein den gleichen Gefahren und gleichen Anstrengungen aussetzen müssen, ohne den geringsten Schaden durch viele Generationen bestehen kann. Den Beweis liefern uns nicht nur viele Stämme auf sehr isolierten Inseln, sondern auch die Bewohner abgelegener Gebirgstäler der Schweizer Urkantone, Tirols und Schottlands, wo die Bevölkerung sich trotz naher und durch ungezählte Generationen dauernder Inzucht stets geistig und körperlich gesund

erhalten hat. Die hervorragendste Wirkung, welche eine derartig nahe und lang dauernde Inzucht bei einer solchen Bevölkerung hervorbringt, ist immer eine sehr starke Fixierung der dem Volke charakteristischen Eigenschaften, ein ausgesprochen konservativer Geist und ein starres Festhalten am Hergebrachten.

Diese Erstarrung oder Fixierung der Charaktere ist, wie wir wissen, eben eine natürliche Folge der engeren Inzucht im ganzen Pflanzen- und Tierreiche und bildet, wie schon Goethe bemerkt hat, das natürliche Gegengewicht gegen die Tendenz der Veränderung! Sie ist wohl ein Hemmnis für den Kulturfortschritt und kann wie alle extremen Charaktere unter veränderten Verhältnissen der Kaste, dem Volke schädlich werden. Solange aber die natürliche Auslese nicht gehemmt ist, werden die Folgen einer exklusiven Inzucht selten einen pathologischen Charakter annehmen.

Mit der Abzweigung engerer Inzuchtkasten, also der Bildung und Züchtung der Familien des primären Talentes, beginnen diese Verhältnisse allmählich sich zu ändern und damit wird der Boden für die Degeneration vorbereitet.

Solange die Familien des politischen Talentes nichts anderes sind, als die „primi inter pares", solange die führenden Männer in der Politik oder im Kriege vom Pfluge her geholt werden und ihr Vorzug mehr in geistiger und körperlicher Beziehung seinen Grund hat als im Reichtum, solange sind diese Familien gewöhnlich auch der gleich scharfen natürlichen Auslese unterworfen, und solange wird es auch bei ihnen trotz vorhandener naher Inzucht zu keiner Degeneration kommen. Ja die Inzucht wird in dieser Zeit eher dazu beitragen, die hervorragenden Eigenschaften in diesen Familien zu erhalten und zu steigern.

In dieser Phase der Entwicklung der Kaste, wo die Familien des politischen und kriegerischen Talentes alle noch im Aufsteigen begriffen sind, haben dieselben in der Regel, teils gezwungen durch die äußeren Verhältnisse, teils aus natürlicher instinktiver Neigung, da sie der Natur faktisch auch in ihrem Denken und Fühlen näher stehen, eine Lebensführung, die in körperlicher, hygienischer und in sozialmoralischer Hinsicht natürlicher und harmonisch ist, wo

Abweichungen vom natürlichen Wege des Sein-Sollenden in beiden Richtungen zu den Ausnahmen gehören.

Durch Eroberung und die Resultate der Arbeit mehrerer Generationen des politischen und kriegerischen Talentes kommen die Familien der führenden Kasten in größeren Besitz von Macht und Reichtum und nun ändern sich auch die Verhältnisse bezüglich der Auslese und der Lebensführung stärker. Dadurch, daß die Familien des primären Talentes und der führenden Kasten überhaupt nicht mehr durch die Not der Verhältnisse gezwungen sind, sich ihre Nahrung selbst zu verschaffen und dadurch, daß ihnen nun dieselbe ohne körperliche Anstrengung in Hülle und Fülle zur Verfügung steht, tritt an diese Familien immer stärker die Versuchung heran, mit diesem Überfluß Mißbrauch zu treiben und in erster Linie von dem gesunden Maß der körperlichen Ernährung abzuweichen.

Die vorteilhaften Folgen, welche die Hochzüchtung der geistigen Charaktere mit sich bringt, legen es ferner den talentierten Familien der obern Kasten immer näher, ihre ganze Züchtungskraft auf die Steigerung dieser geistigen Charaktere zu verlegen und die Übung derselben in die erste und fast ausschließliche Linie zu rücken. Dadurch kommt die körperliche Arbeit, soweit sie nicht mit Vergnügen oder dem kriegerischen Beruf zusammenfällt, bei den oberen Kasten immer mehr in Verachtung. Es ist aber eines der wichtigsten Naturgesetze, daß alle Organe, welche nicht ihrem naturgemäßen Zwecke gemäß in Übung erhalten werden, sich im Verlaufe der Generationen langsam zurückbilden. Die Jagd, der kriegerische Beruf und die damit verbundene körperliche Anstrengung hält wohl die Schwächung des Körpers bei den Familien der obern Kasten etwas auf, kann sie aber niemals ganz verhindern. Wenn auch bei sehr kriegerischen Nationen in den obern Ständen noch körperliche Vorzüge durch längere Zeit eine wichtige Rolle spielen und darum noch mit Vorliebe gezüchtet werden, so stehen sie doch auch bei diesen bald hinter den geistigen zurück.

Bei kriegerischen Nationen — und die Mehrzahl sind es ja in ihrer Jugendzeit — kommt nun ein sehr wichtiger Faktor hinzu, den Häckel die militärische Auslese genannt hat. Die kräftige Jugend der Familien des politischen Talentes wird

nämlich durch die Kriege und die Gefahren, die derselbe mit sich bringt, einer schärferen Auslese unterworfen, während die schwächlichen Mitglieder derselben ihrer Konstitution wegen sich diesen Gefahren weniger aussetzen und darum leichter erhalten bleiben. Wenn dieser Prozeß auf mehrere Generationen sich erstreckt, also fortwährend eine scharfe Auslese nur unter den stärkeren Individuen und eine verminderte Auslese bei den Schwächeren stattfindet, so müssen, wenn dazu strenge Inzucht kommt, nach und nach die Familien des politischen Talentes in ihrer körperlichen Konstitution eine Schwächung erleiden. Dies muß um so sicherer eintreten, als auch bei den stärker organisierten Individuen die unregelmäßige körperliche Anstrengung des Kriegerstandes nie die regelmäßige körperliche Anstrengung, wie sie der Kampf ums Dasein beim Volke bedingt, ganz ersetzen kann.

Das Erste, was also unter einem solchen veränderten Kampf ums Dasein in den politisch führenden Kasten im Verlaufe von Generationen bei vorhandener Inzucht eintreten muß, ist eine langsame, aber stetige Abnahme der körperlichen Kraft bei zunehmender Kraft des Intellektes, also eine beginnende Disharmonie zwischen Körper und Geist. Diese Disharmonie bildet nun die Grundlage aller in späteren Generationen auftretenden erblichen und konstitutionellen Krankheiten und damit auch die Grundlage der Degeneration der hochgezüchteten Charaktere.

Ich habe früher schon bemerkt, daß eine Disharmonie noch nicht als Entartung zu bezeichnen ist, denn dann wäre jede kleine Variation, wie sie ja häufig in der Natur vorkommt, strenge genommen, auch schon eine Entartung. Erst wenn diese Disharmonie bleibend und von der Natur nicht mehr in Korrelation zu bringen ist, dann können wir von Entartung sprechen. In diesem Stadium der Hochzucht der geistigen Charaktere müssen wir also die Familien des politischen Talentes wohl noch als gesund, aber bereits an der Grenze der harmonischen Bildung angelangt, bezeichnen. Sie stellen in diesem Stadium bereits eine feinere Variation des ursprünglichen Volkstypus dar.

Jede Aristokratie weist in einem bestimmten Zeitpunkt

diesen körperlich feineren Typus auf, der besonders in den weiblichen Mitgliedern der Aristokratien auffallend hervortritt. Man braucht gar kein besonders scharfer Beobachter zu sein, um diesen feineren Typus der oberen Stände überall augenblicklich zu erkennen. Wie schon Darwin hervorgehoben, hat auf die Bildung dieses feineren Typus in den führenden Kasten auch die geschlechtliche Zuchtwahl zweifellos einen bedeutenden Einfluß und seine natürliche Verbreitung wird durch die Vorliebe der Frauen für denselben stark beschleunigt werden, so daß der ursprüngliche nationale Typus bald als bäuerisch und unnobel in Verachtung kommt. Diesen Prozeß kann man nicht nur in Stein gemeißelt in Ägypten beobachten, wo der bäuerische robuste Typus der führenden Kaste des alten Reiches allmählich dem feineren Typus des mittleren Reiches weichen muß, sondern er wiederholt sich in allen Aristokratien der Welt.[1])

Mit dem feineren körperlichen Typus in Korrelation steht ein feiner organisiertes Nervensystem. Dem Abgang an körperlichen Vorzügen, die ja auch noch nicht ganz aus der Kaste verschwunden sind, sondern in Form von Rückschlägen noch häufig darin auftreten, entspricht eine Zunahme an geistigen Fähigkeiten. Das Volk sieht in dieser Periode noch mit Stolz auf sein politisch führendes Talent, und folgt, da es sich gut aufgehoben fühlt, ihm ebenso willig und instinktiv wie der Bienenschwarm seinem Weisel.

Diese Kulturperiode eines Volkes, wo die körperlichen und geistigen Charaktere in den Familien seiner oberen führenden Kasten noch in ziemlicher Korrelation stehen und die Hochzucht der Charaktere die gefährliche Grenze, welche zum Pathologischen führt, noch nicht überschritten hat, ist stets die Blütezeit des primären Talentes und Genies und darum auch die historische Blütezeit eines Volkes. Diese Blüteperiode des politischen Talentes fällt aber selten mit der größten politischen äußeren Macht zusammen. Die letztere stellt sich gewöhnlich erst in der Degenerationsperiode des politischen Talentes ein als

[1]) Über die Wirkung der geschlechtlichen Zuchtwahl auf den feineren, schöneren Typus bei den europäischen Aristokratien siehe Darwin: „Abstammung des Menschen". II. S. 335.

die langsam gereifte Frucht der Tätigkeit der früheren Blüteperiode. Diese Blüteperiode der Familien des politischen Talentes wird aber auch regelmäßig von ihnen benützt, um ihre Macht, ihren Besitz und damit in Verbindung ihre Abschließung zu vergrößern und zu verstärken. Nun beginnt unter dem Einflusse dieser Faktoren ein rascheres Tempo dieses oben geschilderten Verfeinerungs- oder Abänderungsprozesses. Der Reichtum und der Machtbesitz verstärkt immer mehr die Abneigung zu körperlicher Anstrengung, die Züchtung verlegt ihre ganze Tendenz auf die geistigen Vorzüge und vernachlässigt geradezu die körperliche Ausbildung. Damit in fast regelmäßigem Zusammenhang steht eine immer größere Neigung, von dem natürlichen hygienischen Leben abzuweichen und sich der Unmäßigkeit in allen Genüssen des Lebens hinzugeben. Nachdem ein solches von den natürlichen Gesetzen abweichendes Leben und seine Folgen durch mehrere Generationen gewährt hat, muß sich dieses endlich in der Erbschaftsmasse der körperlichen Gesundheit und Widerstandskraft geltend machen. Die schädlichen Folgen eines solchen unnatürlichen Lebens zeigen sich nicht nur durch das immer häufigere Auftreten von akuten Krankheiten, besonders im höheren Alter, sondern vielmehr dadurch, daß die Konstitutionen von Hause aus immer mehr einen erblichen, pathologischen Charakter annehmen. Mit der Übertragung der schädlichen konstitutionellen Folgen einer unnatürlichen Lebensführung auf die Erbschaftsmasse beginnt erst das, was wir dann eine Degeneration zu nennen das Recht haben. Diese ist also stets erst die Folge einer durch mehrere Generationen geübten Mißachtung und Nichtbefolgung des hygienischen Pflichtenkodex und die wohlverdiente Strafe der Natur für die Außerachtlassung dieser Pflicht.

Wie sehr die körperliche hygienische Lebensführung bei der Degeneration das ausschlaggebende ist, können wir aus der Entwickelungsgeschichte der Familien des politischen Talentes aller Kulturvölker ersehen. Solange die Lebensführung bei diesen Familien noch einigermaßen natürlich und maßhaltend war, können wir eine Massendegeneration niemals beobachten. Im Gegenteil, wir sehen, daß jene Aristokratien, welche

diesen Pflichtenkodex besonders hochstellten, lange Zeit über das gewöhnliche Lebensmaß solcher sozialer Organisationen sich erhielten (Sparta). Besonders auffallend tritt diese schädliche Wirkung in der Geschichte dann zutage, wenn der Übergang von einer frugalen natürlicheren Lebensführung zu einer luxuriösen unnatürlichen plötzlich eintritt und die Natur gezwungen ist, diesen Sprung in wenigen Generationen zu machen (Rom).

Hat die körperliche Degeneration sich einmal in einer Familie, einer Kaste eingenistet, dann kommt noch ein wichtiger Faktor hinzu. Auf dem Boden dieser Familien, welcher durch die engste Inzucht gepflügt und durch ein unnatürliches, in keinem Verhältnis zur körperlichen Arbeit stehendes üppiges Leben gedüngt wird, treten nun der Parasitismus und damit in Zusammenhang jene merkwürdigen erblichen Krankheiten auf, die wir als echte Kulturkrankheiten bezeichnen können und die den Degenerationsprozeß außerordentlich beschleunigen und vollenden.

Es ist ein leider von den Menschen viel zu wenig beachtetes Naturgesetz, daß jeder andauernde Mißbrauch eines Organes früher oder später eine Erkrankung dieses Organes zur Folge haben muß. Auch liegt es im Wesen der andauernden Ursache, daß auch die pathologischen Folgen andauernde, d. h. konstitutionelle werden. Unter Mißbrauch eines Organes ist jede andauernde Überanstrengung sowohl als jede andauernde Untätigkeit desselben zu verstehen. In erster Linie reagiert die Natur auf den zu starken Gebrauch durch eine Tendenz zur Hypertrophie, bei Nichtgebrauch oder mangelhaften Gebrauch durch die Tendenz zur Atrophie. Ein solcher bereits disharmonischer, aber im strengen Sinne des Wortes noch nicht pathologischer Zustand ist, wenn er nur während der Dauer einer Generation entstanden ist, noch leicht heilbar, sobald eine Rückkehr zum normalen natürlichen Gebrauch des Organs stattfindet. Dauert aber der Mißbrauch in der einen oder anderen Richtung ohne Unterbrechung durch mehrere Generationen fort, so entwickelt sich aus der einfachen Disharmonie im Verlaufe der Generation immer mehr eine pathologische vererbbare Konstitution aus, an der dann der ganze Organismus infolge der Tendenz der Natur zur

Korrelation teilnimmt. Dabei erscheint dann immer das mißbrauchte Organ als das schwächste und am wenigsten widerstandsfähige — als der locus minoris resistentiae —. Diese pathologische vererbbare Konstitution ist, je länger ihre Fixation dauert und je enger die Inzucht ist, in der sie gezüchtet wurde, desto schwerer zurückzubilden und kann nur dann regeneriert werden, wenn ein natürlicher und normaler Gebrauch des Organs und eine naturgemäßere Lebensweise des ganzen Organismus, welche ebenfalls durch Generationen wieder dauern muß, stattgefunden hat.

Die zahlreichen konstitutionellen Anomalien, wie sie in Zeiten einer Überkultur in allen Organen sich geltend machen, beweisen, wie sehr der Mensch zu solchen Zeiten geneigt ist, seine Organe in der einen oder anderen Richtung zu mißbrauchen. Zwei Organe aber sind es besonders, welche dem Mißbrauch der Kulturmenschen mehr ausgesetzt sind als alle anderen und deren konstitutionelle Erkrankung und gefährlichen Folgen darum auch bei jedem Kulturvolke am auffallendsten auftreten. Es ist dies erstens der Mißbrauch der intellektuellen Sphäre und die damit in Zusammenhang stehenden Erkrankungen des zentralen und peripheren Nervensystems und zweitens der Mißbrauch der Geschlechtssphäre und die damit in Korrelation stehenden Erkrankungen der primären und sekundären Geschlechtscharaktere und Organe. Nun kommt hier noch dazu, daß der Kulturmensch in dem Mißbrauch dieser beiden Organe auch noch der Arbeitsteilung zur Verstärkung der Wirkung in guter und schlechter Richtung sich bedient hat, indem das männliche Geschlecht hauptsächlich die extreme Züchtung und den Mißbrauch der intellektuellen Sphäre auf sich nahm, während das Kulturweib durch seine wirtschaftliche Abhängigkeit vorzugsweise die feinere Hochzucht der sekundären Geschlechtsckaraktere und Gefühle auf sich nehmen mußte. Für die ersten schwierigen Kulturfortschritte hatte diese Arbeitsteilung, zweifellos große Vorteile gehabt, solange sie in richtigem Maße zur Anwendung kam. Besonders die Züchtung der talentierten Familien und die Hochzucht der künstlerischen Erbschaftsmasse war nur durch diese Arbeitsteilung möglich. Aber auch hier kam der Kulturmensch in seinem Drange zur Maßlosigkeit bald vom richtigen Gebrauch

zum Mißbrauch. Die Folgen dieses Mißbrauches waren aber gerade bei diesen Organen, deren normale Funktion ja so recht eigentlich die zwei Widerlager bilden, in denen sich die Axe des Kulturlebens bewegt, immer von der tiefgehendsten Bedeutung und bildeten die konstitutionellen Erkrankungen dieser Organe stets die wichtigste Grundlage der körperlichen und geistigen Degeneration jedes Kulturvolkes.

Der Mißbrauch des intellektuellen Organs geschieht im Leben der Kulturvölker in zweierlei Weise. Bei den aufstrebenden Familien und Kasten entweder durch Überanstrengung des ganzen Organes oder durch einseitige unharmonische Hochzüchtung einzelner Teile bei Vernachlässigung anderer. Bei den absteigenden Familien und Kasten durch Nichtgebrauch oder unregelmäßigen, mangelhaften Gebrauch. Die Endresultate sind, wenn dieser Mißbrauch durch Generationen fortgesetzt wird, die gleichen und die daraus erfolgende erbliche krankhafte Konstitution schwankt von der einfachen leichten Form der Neurasthenie bis zu den schwersten Formen der Geisteskrankheiten. Diese krankhaften erblichen Konstitutionen werden, wenn einmal eingetreten, in den oberen Ständen auch noch durch den Mißbrauch von Nervengiften (Alkohol) und die Wirkung der engeren Inzucht verschärft und fixiert. Ganz ähnlich verläuft der Prozeß auf dem Gebiete der Geschlechtssphäre.

Im frühesten Naturzustande des Menschen ist die geschlechtliche Fortpflanzung dem individuellen Willen fast ganz entzogen und unter die Herrschaft des Instinktes also der natürlichen, unwillkürlichen Impulse gestellt. Wir reden daher von einem Geschlechtstrieb, der auch wahrscheinlich in jenen Zeiten, wie bei den Tieren, seine Periodizität (Brunstzeit) hatte. Mit der Entwicklung der Kultur und der weiteren Züchtung des Faktors, den wir den „freien Willen“ nennen, hat sich das insoferne geändert, als nun der Wille immer mehr Einfluß auf diesen Trieb erhalten hat, den der Mensch nun ebenso in einer der Kultur vorteilhaften, aber auch in einer derselben und sich selber schädlichen Art und Weise auszuüben imstande war. Doch blieb im großen und ganzen auch in den Zeiten des Kulturlebens das Triebhafte im Geschlechtsleben vorherrschend.

Durch die Einführung des Vaterrechtes und die Unter-

werfung des Weibes unter die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne wurde das weibliche Geschlecht gezwungen, seine wichtigste und einflußreichste Waffe dem Manne gegenüber — seine geschlechtliche Anziehungskraft — immer mehr zu verstärken und auszubilden. Besonders geschah diese durch die Hochzüchtung der sekundären Geschlechtscharaktere. Durch die Beschränkung der weiblichen Tätigkeit auf das Haus und die Konzentration des Denkens und Fühlens auf die Geschlechtssphäre wurden im Anfange ebenso wie bei der spezialistischen Hochzüchtung des Intellektes große und für die Kultur wichtige Erfolge erzielt, indem dadurch das Grundelement der künstlerischen Erbschaftsmasse, das so wichtige Gefühlsleben, hochgezüchtet und verfeinert wurde.

Solange noch die körperliche Tätigkeit der Frau nicht stark beschränkt und neben der Geschlechtssphäre noch andere Pflichten zu erfüllen sind, wie dies beim Volke gewöhnlich der Fall ist, ist der Nutzen dieser Arbeitsteilung immer größer, als der Schaden und wir verdanken gerade dieser Arbeitsteilung die Züchtung der wichtigsten Wurzelgefühle des Talentes und Genies. Dieses feinere Geschlechtsleben kommt dann in den gesunden Zeiten einer Kulturperiode in den oberen Ständen zur Hochzucht, artet hier aber auch in Degenerationsperioden zu extremen pathologischen Erscheinungen aus und führt nach und nach zu einer ganz abnormen perversen Betätigung des ganzen Geschlechtslebens.

Unter den Erkrankungen, welche infolge des Mißbrauches der Geschlechtssphäre von Seite des Weibes entstehen, habe ich nicht etwa die spezifisch geschlechtlichen Erkrankungen im Auge, die ja erst eine verhältnismäßig junge Krankheit der Kulturmenschheit darstellen, sondern vielmehr die krankhafte Richtung, welche das ganze Geschlechtsleben der Kulturmenschheit unter der Einwirkung dieser einseitigen unharmonischen Hochzüchtung der Geschlechtscharaktere von Seite des Weibes angenommen hat und die sich in ihren störenden und schädigenden Folgen auf alle Gebiete des sozialen und wirtschaftlichen Lebens erstreckt. Wenn auch durch die Arbeitsteilung und einseitige Konzentration der Haupterfolg der Hochzucht stets dem betreffenden Geschlechte zukam, so wurde doch durch die zweielterliche Vererbung die günstigen sowohl

als auch die ungünstigen Resultate der Züchtung, wenn auch in ungleichem Grade, ebenfalls auf das andere Geschlecht übertragen.

Unter dem Einfluß der körperlichen Degeneration und der unter solchen Verhältnissen auch regelmäßig fortdauernden unnatürlichen Lebensführung beginnen endlich auch allmählich die geistigen Charaktere, also die gesteigerte Intelligenz der Familien des politisch führenden Talentes abzunehmen.

Die Abnahme der Willensenergie, des andauernden Fleißes macht immer mehr die Wirkung der Erziehung und eines selbst guten Milieus nutzlos. Und ebenso wie früher die Vernachlässigung der körperlichen Charaktere die Schwächung derselben herbeigeführt hat, ebenso ergeht es jetzt den geistigen und Protektion und Nepotismus müssen nun an die Stelle des wirklichen Verdienstes treten.

Je mehr nun die Familien des politisch führenden Talentes in solchen Degenerationsperioden fühlen, daß sie die natürliche Berechtigung zur Führung des Volkes durch die Abnahme der künstlerischen Erbschaftsmasse und der talentierten Anlage verlieren, desto mehr suchen sie durch unnatürliche Mittel, Erwerbung von Reichtum, künstliche Gesetzgebung etc. den schwankenden Boden zu befestigen, desto inniger schließen sie sich zusammen und beschleunigen durch das alles nur um so schneller ihr unaufschiebbares Ende.

Nur jene führenden talentierten Kasten, die den Zugang für stetigen frischen Nachschub aus dem Volke offen gelassen haben und deren Machtbereich mehr auf das geistige Gebiet, als auf das weltliche sich beschränkte, wo also der Reichtum und der damit verbundene hygienische Schaden nicht so wirksam sein konnte, sind auch von der Degeneration einigermaßen, wenn auch nicht ganz, verschont geblieben und konnten sich weit über die gewöhnliche Lebensdauer solcher Kasten erhalten.

Wir haben gesehen, daß diese kluge Einrichtung im Altertum die Priesterkaste der Inder und des jüdischen Volkes hatte. Aber auch manche politisch führenden Kasten haben im natürlichen, instinktiven Selbsterhaltungstriebe künstliche Einrichtungen getroffen, um die Degeneration der Kaste, welche stets infolge der Ausschaltung der natürlichen Auslese und Fortpflanzung der Schwächlinge droht, hintanzuhalten. Doch

können solche Einrichtungen wohl die Degeneration verlangsamen, nie aber vollständig verhindern, wie ja alle menschlichen, künstlichen Einrichtungen ein Naturgesetz wohl aufzuhalten, aber für die Länge der Zeit nicht unwirksam zu machen imstande sind. So wurden z. B. mit Krankheiten Behaftete oder Schwächlinge bei den Brahmanen aus der Kaste ausgestoßen, bei den Spartanern gleich ausgesetzt, beim alten deutschen Adel in ein Kloster gesteckt.

Andererseits war es natürlich, daß, solange die Familien des politischen Talentes ihr Übergewicht vorwiegend nur auf körperliche und geistige Vorzüge stützten, diejenigen aus dem Volke, welche die vom Stamme gezüchteten charakteristischen Eigenschaften in hervorragender Weise besaßen, von selbst Aufnahme in die oberen Kasten fanden. Das dauert aber, wie wir sehen können, niemals lange. Die talentierten Kasten kommen bald in größeren Besitz und zu größerer Macht und suchen nun in egoistischer Weise diese Güter des Lebens möglichst für sich und ihre Nachkommen auszubeuten. Nicht nur, daß die Inzucht von selbst strenger wird, es wird auch durch Gesetze den Besten aus dem Volke immer schwerer gemacht, in diese Kasten einzudringen, kurz, alle Aristokratien und ihre Abarten haben stets die Tendenz gehabt, sich durch immer höhere Mauern gegen das Volk abzuschließen. Von der Größe der Kaste, von der mehr oder weniger strengen Abschließung gegen frische Blutwellen und von der Möglichkeit, Reichtümer und Macht anzuhäufen, hängt dann regelmäßig ihre raschere oder langsamere Degeneration ab.

Solange die Familien des politisch führenden Talentes in ihrer Majorität noch die vom Volke mit Vorliebe gezüchteten charakteristischen Eigenschaften besitzen, werden wohl Reaktionen gegen diese Abschließungstendenz vorkommen, doch läßt sich in der Regel das Volk, solange die Kaste noch ihre Pflicht erfüllt, diese Tendenz ruhig gefallen. Der Nutzen der strengen Inzucht ist ja in dieser Zeit noch deutlich in den ausgesprochenen talentierten uud genialen Individuen, bei denen die vom Volke mit Vorliebe gezüchteten Charaktere in potenziertem Grade zum Vorschein kommen, vorhanden. Je weiter aber die Degeneration fortschreitet, desto mehr ändert sich auch dieses Verhältnis.

Die Familien des politischen Talentes, welche in gesunden Zeiten in der Regel eine höher stehende Varietät der gleichen oder einer ähnlichen verwandten Nationalität darstellten und immer durch die Hochzüchtung einiger wichtiger, die Herrschaft begründender Wurzelcharaktere z. B. Energie des Willens, Klugheit, Tapferkeit sich auszeichnen, werden nun durch die Folgen der Degeneration eine Varietät, die nicht nur in der Quantität, sondern auch in der Qualität der Charakterzüchtung vom regierten Volke sich zu unterscheiden beginnt. Die zur Blütezeit gezüchteten Charaktere verlieren sich immer mehr; sie treten wohl noch in einzelnen Exemplaren in hervorragender Weise, aber nur mehr atavistisch auf. Die Majorität der Familien des politischen Talentes legen von nun an Gewicht auf die Züchtung von Eigenschaften, die nicht im Volke angesehen sind und mit Vorliebe gezüchtet werden. Dadurch verlieren diese Familien ihre natürliche Basis, sie verlieren die naturgemäße Achtung, die sie früher besessen und werden ein fremder Körper im Organismus des Volkes, welchen das Volk, solange dasselbe noch gesund und politisch lebensfähig ist, zu bekämpfen und auszurotten das instinktive Bedürfnis hat. Diese Zeitperiode der Degeneration der Familien des politischen Talentes ist daher regelmäßig auch eine Periode der Bürgerkriege und Revolutionen.

In der Degeneration der Familien des Herrscher-Talentes, sei die Form dieser Herrschaft nun welche immer, liegt also stets die naturgesetzliche Berechtigung eines Kultur-Volkes gegen seine Führung zu revoltieren. Wie die Geschichte aller Zeiten und aller Kulturvölker lehrt, wurde auch niemals von einem wirklichen Kulturvolke ohne diese zwingende Ursache eine ernstliche Revolution unternommen und vom Auszug der römischen Plebs auf den heiligen Berg bis zur französischen Revolution hat es keine Volksbewegung gegeben, die nicht im innersten Grunde dadurch veranlaßt worden ist, daß die Familien des politischen Talentes in irgend einer Weise ihre natürliche Pflicht nicht getan haben. Sind diese Familien noch einigermaßen gesund und nicht bereits durch exklusive Inzucht in ihrem politischen Denken und Fühlen verknöchert, so gehen solche Volksbewe-

gungen anfangs noch ohne starke Explosionen und Schädigungen des Staatswesens ab, indem das politische Talent in diesem Stadium noch imstande und bereit ist, sein Unrecht und Pflichtversäumnis einzusehen und durch eine Reform den Zwiespalt zwischen Volk und Regierung zu schlichten. Ist die Kaste aber bereits erstarrt und degeneriert, so gibt es eben statt des Biegens ein blutiges Brechen und die degenerierte Kaste wird entweder ausgerottet oder gezwungen, sich durch Blutmischung zu reformieren. Geschieht dies nicht, so geht das Staatswesen in einem solchen unheilbaren Zwiespalt zwischen Volk und Regierung zugrunde, indem es in diesem inneren geschwächten Zustande von einem Volke, welches von einem noch gesunden politisch-kriegerischen Talente geführt wird, unterjocht wird.

Hat aber das politische Talent in seiner Blüteperiode Zeit und Gelegenheit gehabt, seine Herrschaft auf breiter Basis aufzubauen und durch kluge Gesetze fest zu fügen, so tritt ebenso, wie die heißeste Zeit des Sommers immer erst eintritt, wenn die Sonne schon im Zurückgehen begriffen ist, und die Früchte der harten Arbeit des Frühjahrs und Sommers erst im Herbste reifen, die höchste Machtperiode eines Volkes, einer Kaste gewöhnlich erst in einer Zeitperiode auf, wo die Degeneration des politischen Talentes schon unverkennbar ist und man bereits das Bedürfnis fühlt, den Mangel an angeborener, innerer Kraft durch äußeren Schein zu ersetzen. „Wenn jemand aufgefordert werden sollte", sagt Gibbon, „in der Weltgeschichte die Periode anzugeben, während welcher die Lage des Menschengeschlechtes die scheinbar beste und glücklichste war und das Ansehen des römischen Reiches am höchsten stand, so würde er ohne Zögern diejenige nennen, welche zwischen dem Tode des Domitian und der Thronbesteigung des Commodus verfloß." [1]) Und doch waren die Familien des politischen Talentes — die Patrizier — um diese Zeit teils ausgerottet teils schon so degeneriert, daß sie bereits einen Nero, einen Caligula und Domitian ruhig ertragen hatten, ohne im Namen der Freiheit dagegen zu reagieren. Denn Selbsterhaltung, nicht Freiheitsliebe, waffnete die Verschworenen gegen diese Tyrannen. Ebenso

[1]) Gibbon, Geschichte des Verfalles des römischen Weltreiches.

fand das Zeitalter des Perikles die politisch herrschende Kaste bereits im tiefsten Verfall, sowie die französische Aristokratie im glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. bereits der großen Rache des folgenden Jahrhundertes entgegenreifte.

In solchen Zeiten hängt dann die Machtstellung eines Reiches weniger von der Kraft und der geistigen Arbeit der Familien des politisch führenden Talentes, als von dem Genie einzelner, an der Spitze derselben stehender Personen ab. Es ist die Zeit, wo der Absolutismus in der Form der Tyrannis oder einer Militärdiktatur in seine natürlichen Rechte tritt.

Der glänzende Schein solcher Zeiten kann aber nie lange dauern, weil die Fähigkeit des Absolutismus stets eine beschränkte und wechselnde ist, entsprechend der Fähigkeit seiner Träger. Es tritt daher bald der obenerwähnte Zeitpunkt ein, wo gesunde, kräftige Völker geführt von einem ebenso gesunden, politischen und kriegerischen Talente in instinktiv richtiger Erkenntnis das schlecht geführte Volk überfallen und es zu unterjochen suchen. Ist das Volk selbst noch gesund, so wird es durch dieses nationale Unglück nicht nur seine führende Kaste durch Zwang reformieren, d. h. es werden frische Blutwellen in den alternden Körper der Familien der herrschenden Kaste geleitet (Revolution) oder es wird imstande sein, im harten Kampfe ums Dasein, nachdem die degenerierten Familien der herrschenden Kaste größtenteils durch die fremden Eroberer ausgerottet wurden, sich eine neue führende Kaste zu schaffen. Auf diese Weise kann ein Volk mehrere Blütezeiten seines politischen und kulturellen Lebens erfahren, wie wir dies häufig in der Geschichte beobachten können. Eines der interessantesten Beispiele bietet uns hier die Geschichte der alten Ägypter, wo wir drei historische Blüteperioden des politischen Talentes konstatieren können.

Otto Seeck hat in seiner „Geschichte des Unterganges der antiken Welt" auf die regenerierende Wirkung solcher Schicksalsschläge hingewiesen. Er sagt: „Ganz in ähnlicher Weise läßt sich auch bei den anderen Kulturvölkern Europas die Beobachtung machen, daß regelmäßig in wenigen Generationen, nachdem eine gewaltige Verwüstung über sie hingegangen ist, wieder eine hohe Blüte ihres geistigen Lebens eintritt. Deutschland verlor durch den Dreißigjährigen Krieg Dreiviertel seiner

Bevölkerung und ähnlich haben die Befreiungskriege in den Niederlanden, die Kämpfe der beiden Rosen in England, die Hugenottenbewegung in Frankreich gewirkt".

In allen diesen Kämpfen und fürchterlichen Bürgerkriegen tritt nämlich die natürliche Auslese bei den oberen Kasten nach langer Ausschaltung wieder in ihr Recht und schafft Platz für frische Blutwellen, die aus dem Volke in die Familien der führenden Kasten eindringen können. Durch diese Blutauffrischung ist dann, nachdem die männlichen Linien der degenerierten Familien ausgerottet oder ausgestorben sind, nach wenigen Generationen eine neue Blüteperiode des Talentes und Genies eines Volkes möglich. Noch günstiger wirkt ein solches nationales Unglück, wenn zugleich mit der Ausrottung der degenerierten Familien des politischen und kriegerischen Talentes eine Mischung mit national verschiedenem, aber in der Kultur gleichstehendem Blute stattfindet. Das war z. B. in Holland und auch in Deutschland in den führenden Kasten zur Reformationszeit der Fall. In Holland strömten zahlreiche Protestanten von ganz Deutschland als Flüchtlinge zusammen und in Deutschland kam durch die verschiedenen in- und ausländischen Heere (Schweden, Spanier und Franzosen) und die lange Dauer des Krieges eine große Mischung verwandten und auf gleicher Höhe der Kultur stehenden Blutes zustande.

In allen diesen Fällen tritt kein nennenswerter Rückschlag in der erreichten Höhe der Züchtung der künstlerischen Erbschaftsmasse durch die Vermischung ein und nachdem die politischen und materiellen Folgen solcher Katastrophen überwunden sind, können dann die günstigen Folgen dieser erfrischenden Blutmischungen in der Erscheinung vieler genialer Familien sich dokumentieren.

Dort aber, wo die Vermischung mit einem in der Kultur weit abstehenden Blute stattfindet, wie dies z. B. in der Völkerwanderung der Fall gewesen ist, bedarf es wegen des bedeutenden Rückschlages in der Hochzucht der künstlerischen Erbschaftsmasse einer langen Periode und der Arbeit mehrerer Generationen, um wieder eine Blüteperiode des primären und sekundären Talentes hervorzubringen.

Solche nationale Schicksalsschläge sind aber nur dann von regenerierender Wirkung, wenn das eigentliche Volk noch

kräftig und gesund, also ein noch zahlreicher Bauern- und Mittelstand mit tüchtigen Wurzelcharakteren vorhanden ist.

Da im Volke immer, solange die Kulturstufe nicht sehr hoch ist, eine scharfe Auslese stattfindet und eine körperliche Degeneration infolge des harten Kampfes ums Dasein nicht leicht stattfinden kann, so bleibt es in der Majorität gesund. Das Volk kann historisch zugrunde gehen, weil seine Familien des politischen und kriegerischen Talentes degenerieren und es im Kampfe mit anderen besser geführten Völkern unterlegen ist. Es wird sich dann stärker vermischen und dadurch als Nation verschwinden oder es wird, wenn es sich nicht vermischt, auch im unterjochten Zustande weiterleben (Basken, Iren, Inder, Chinesen, Juden etc.) oder ein parasitisches Volk werden (z. B. Zigeuner). Aber auch ins Volk kann die Degeneration dringen, freilich nur bei sehr hoher Kultur und wenn die äußeren Verhältnisse dies erlauben. Ist die Degeneration der Familien der oberen Kasten so weit vorgeschritten, daß erbliche pathologische Zustände sich in denselben eingenistet haben, so kann das gesunde Volk durch eheliche und außereheliche Vermischungen mit den ins Volk herabsinkenden weiblichen Linien der finanziell ruinierten und moralisch und körperlich degenerierten oberen Stände infiziert werden. Dieser Gefahr ist in solchen Zeiten besonders der Mittelstand ausgesetzt. Doch auch ohne diese Vermischungen kann bei sehr hoher Kultur die körperliche und geistige Degeneration ins Volk dringen. Dies geschieht besonders durch übertriebene humane Einrichtungen und durch die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft in ähnlicher Weise wie bei der führenden Kaste, nämlich durch Hinderung der natürlichen Auslese, welche im Volke sonst unter normalen Zuständen gewöhnlich kräftig wirkt.

Das Volk, speziell der Bauernstand, hat aber noch zwei Feinde, die ihn nicht so sehr körperlich degenerieren, als wirtschaftlich zugrunde richten und dadurch entweder zur Auswanderung zwingen oder in das Proletariat hinabstossen. Damit verliert ein Volk die Möglichkeit der Züchtung seiner tüchtigen Wurzelcharaktere und damit versiegt auch die wichtigste Quelle aller Talente und Genies in den oberen Ständen. Zuerst versiegt nach und nach die Quelle für die primären politischen Talente und Genies und weiterhin auch die Quelle

für die sekundären Talente und Genies, da ein tüchtiger Mittelstand, der diese Quelle bildet, nur so lange bestehen kann, als es ihm möglich ist, sich fortwährend aus einem tüchtigen Bauernstande zu rekrutieren und seine absterbenden männlichen Linien aus jenem zu ersetzen. Diese Feinde sind der ins Extrem getriebene Militarismus und Kapitalismus. Ein mäßiger Militarismus, durch den dem Bauernstande nur ein Teil seiner weniger tauglichen Kräfte dauernd entzogen wird und ein maßvoller Kapitalismus, der den Schutz der einheimischen Arbeit nicht außer acht läßt, sind auch dem Bauernstand nicht schädlich, können ihn sogar fördern. Aber ein Militarismus, wie er z. B. im römischen Reiche in den letzten Jahrhunderten seines Bestandes herrschte und ein mit demselben verbündeter Kapitalismus, der rücksichtslos den kleinen Bauern expropriierte und durch den Getreidegroßhandel ihm seine wirtschaftliche Existenz unmöglich machte, mußte endlich diese Wurzel aller römischen Talente und Genies, den italienischen Bauernstand ruinieren und damit auch dem römischen Volke die Basis seiner natürlichen Herrscherberechtigung entziehen. Hat einmal der Ruin des Bauernstandes in einem Volke ordentlich eingesetzt und stirbt diese Wurzel der körperlichen Kraft der oberen Stände allmählich ab, dann kann ein solches Volk den scharfen Kampf ums Dasein nicht lange mehr aushalten und nur besonders günstige äußere Verhältnisse (Insellage, gegenseitiger Neid der konkurrierenden Nachbarn etc.) können die Katastrophe hinausziehen.

Dieser soeben geschilderte Prozeß des Verfalles der Familien des politischen Talentes spielt sich durchschnittlich im Verlaufe von 5—10 Generationen ab. Er kann viel schneller verlaufen und schon innerhalb 3—5 Generationen zum Ablauf kommen, aber unter günstigen Blutmischungsverhältnissen auch das gewöhnliche Mittel weit überschreiten. Die Ursachen, welche die schnellere oder langsamere Degeneration bedingen, sind folgende.

Kommt eine politisch führende Kaste plötzlich in ganz andere, in bezug auf den Kampf ums Dasein günstigere Verhältnisse, so wirkt dies in der Regel so ungünstig auf dieselbe ein, daß sie in verhältnismäßig wenigen Generationen degeneriert. Dies ist z. B. bei Eroberungen der Fall, wenn das erobernde

Volk aus früher ärmlichen Verhältnissen plötzlich ein altes reiches Kulturland erobert. Da hier zum Charakterrückschlag infolge der Vermischung auch noch gewöhnlich die Stammesverschiedenheit kommt, wodurch eine Regeneration aus dem feindlich gegenüberstehenden, unterjochten Volke nicht leicht möglich ist, so stehen solche Reiche stets auf tönernen Füßen und ihr Bestand ist ein kurzer; dafür haben wir zahlreiche Beispiele in der Geschichte: Das Reich der Hyksos in Ägypten, der Meder in Babylonien, der Goten in Italien und Spanien, der Longobarden in Italien, der Araber in Spanien.

Umgekehrt, je langsamer die Familien des politischen Talentes zur Macht gekommen sind, durch je mehr Generationen sich dieselben hierzu anstrengen mußten, je fester und länger gewisse vorzügliche Eigenschaften durch Inzucht in fortwährender Anstrengung des Geistes und Körpers Zeit haben, sich in der führenden Kaste zu fixieren, desto länger halten dieselben auch später unter dem schädlichen Einflusse der Ruhe, des Reichtums und der Macht vor.

Aber auch das Klima hat Einfluß auf die schnellere oder langsamere Entwicklung der Degeneration. Es ist begreiflich, daß, wenn zu dem an und für sich schwächenden Nichtgebrauch gewisser körperlicher und geistiger Organe noch die erschlaffende Wirkung eines heißen Klimas kommt, die körperliche und geistige Degeneration rascher sich entwickeln und fortschreiten muß, als dies im gemäßigten Klima der Fall ist, wo die rauhere Luft auch die reichen Menschen zu lebhafterer Bewegung und geistiger Tätigkeit mehr anregt. Hier wirkt das üppige Leben bei mangelnder Körpertätigkeit doppelt so schädlich. Das machte sich besonders auffallend in der Völkerwanderung bei den am weitesten nach Süden gewanderten Stämmen geltend. (Vandalen in Afrika, Westgoten in Spanien.)

Einen bedeutenden Einfluß auf den schnelleren Verlauf der Degeneration hat auch die Größe der Kaste, also die Zahl der Inzuchtindividuen. Je kleiner die Zahl derselben ist, desto stärker und rascher kommen auch die schädlichen Wirkungen zum Vorschein, wenn einmal die Bedingungen dazu vorhanden sind. Die Inzucht ist, wie bereits bemerkt, stets ein zweischneidiges Schwert. Sie hat ihre ausgezeichneten Wirkungen unter normalen natürlichen Verhältnissen, aber auch ihre eminent schädlichen,

wenn einmal disharmonische, pathologische Zustände eingetreten sind. Bei der Beurteilung der Wirkung der Inzucht muß man daher stets von vorneherein berücksichtigen, ob sie in einer aufstrebenden noch gesunden oder in einer bereits degenerierenden Familie oder Kaste zur Geltung kommt.

Ebenso zweischneidig ist die Wirkung einer Blutmischung für den Verlauf einer Regenerationsperiode. Sie kann bei Ähnlichkeit der Charaktere der sich mischenden Familien, Stände und Volksstämme außerordentlich günstig und regenerierend sein, sie kann aber auch bei sehr weitabstehenden Charakteren und besonders, wenn das Mischblut ebenfalls bereits degeneriert ist, eine äußerst zerstörende und auflösende Wirkung ausüben.

Der Verlauf der Degeneration, wie ich ihn hier für die talentierten Familien der führenden Kasten eines Staates geschildert habe, ist typisch auch für den Verlauf der Degeneration bei den talentierten Familien der sekundären Künste in den übrigen Ständen und Kasten eines Volkes. Nur ist der Verlauf der Degeneration bei den Familien der primären Künste, wie das in der Natur dieser Künste liegt, viel auffallender. Auch sind die Folgen der Degeneration großartiger und für das Schicksal des Volkes verhängnisvoller, als dies bei der Degeneration der Familien des sekundären Talentes und Genies der Fall ist.

Ferner liegt es in der Natur der Sache, daß uns über die Degeneration der Familien der sekundären Talente und Genies wenig historisches Material zur Verfügung steht und wir diesbezüglich nur auf spärliche und rein zufällige Notizen der Kulturhistoriker und Biographen solcher Talente und Genies angewiesen sind. Doch bringen sich dafür die Symptome der Degeneration des sekundären Talentes und Genies um so deutlicher in den Kunstwerken solcher Zeiten zur Geltung und wer diese Symptome zu deuten versteht, ist auch stets imstande, über die Entwicklungsphasen der Degenerationsperioden des sekundären Talentes die richtige Diagnose zu stellen.

Wenn wir nun die Symptomatologie der körperlichen und geistigen Degeneration einer kurzen Betrachtung unterziehen, so stoßen wir zuerst auf Erscheinungen, die, wie ich eingangs dieses Kapitels erwähnt habe, von den Geschichtschreibern

gewöhnlich auch als die Ursachen des Verfalles bezeichnet werden. Es sind dies vor allem der Verfall der guten Sitten und charakteristischen Vorzüge eines Volkes und die Zunahme und das Überhandnehmen des Luxus und Reichtums.

Entsprechend den verschiedenen Anlagen und gezüchteten Charakteren werden dann auch die Symptome des Verfalles verschieden sein. Doch gibt es immerhin Symptome genug, die sich bei allen talentierten und genialen Familien, Kasten und Völkern im Degenerationsstadium gleich bleiben. Nur diese in der einheitlichen, körperlichen und geistigen Organisation der Menschheit begründeten Degenerationssymptome sollen hier besprochen werden.

In einem Punkte gleichen sich alle talentierten Familien, Kasten und Völker, daß sie sich nämlich über das Stadium des Verfalles ihrer künstlerischen Fähigkeit regelmäßig täuschen und sogar oft einen solchen Zustand (wenigstens im Anfange der Degeneration) noch für eine Periode hoher Blüte halten. Diese Täuschung wird bei den primären politischen Künsten häufig durch die äußeren Verhältnisse gefördert, da in solchen Zeiten gewöhnlich die Früchte der Arbeit des früheren gesunden Talentes erst zur Reife kommen, was sich noch in einem Steigen des Nationalreichtums und der Macht ausdrückt. Bei den sekundären Künsten ist es die einseitige Zunahme der Virtuosität, welche diese Täuschung bewirkt.

Die Steigerung des Nationalvermögens, welche sonst ein Zeichen der wirtschaftlichen Gesundheit des Volkes ist, zeigt aber bereits auffallende pathologische Symptome. Es herrschen in solchen Degenerationszeiten fortwährend finanzielle Zirkulationsstörungen und Stockungen. Es ist die Zeit der rapiden Zunahme der Latifundien und der Ansammlung des Kapitals in wenigen Händen einerseits und einer großen Armut anderseits.

Ich habe schon des öfteren hervorgehoben, daß eine der wichtigsten Wirkungen der Inzucht in kleinen Kreisen die extreme Züchtung der im Volke beliebten Charaktere ist. Solche Züchtungen beobachten wir besonders in der ersten Zeit der Degeneration ganz regelmäßig.

So wie überhaupt in der Natur die Übergänge nie plötzlich sind, so setzt auch eine Entartung nicht plötzlich ein, sondern es geht ihr ein extremes disharmonisches Züchtungs-

stadium voraus. In diesem Einleitungsstadium der Entartung werden nicht nur einzelne Charaktere ins Übermäßige gezüchtet, sondern es werden überhaupt disharmonische Ideale als höchste anzustrebende Ziele betrachtet. Statt z. B. Tapferkeit, Stolz und wahre Vaterlandsliebe werden jetzt Tollkühnheit, Hochmut und fanatischer Chauvinismus bewunderte Charaktere. Wir machen aber nun als Ärzte die regelmäßige Erfahrung, daß, wenn solche disharmonische Züchtungsprozesse in einer Familie weiterschreiten, stets der Zeitpunkt erscheint, wo die Extreme sich wieder berühren und eine förmliche Veränderung der Charaktere in das andere Extrem eintritt. Was sich in einem Individuum oder einer Familie verhältnismäßig schnell abspielt, das geht in einer Kaste, in einem Volke langsam und über mehrere Generationen verteilt vor sich, aber der Prozeß ist schließlich der gleiche. So kommt es also im weiteren Verlaufe der Degeneration stets zu einer förmlichen Umänderung der in gesunden Zeiten gezüchteten Charaktere in das Gegenteil. Eine ehemals tapfere Kaste wird feige, der hochgezüchtete Freiheitsgeist macht einer sklavischen Gesinnung Platz, die immer mehr unter der Sonne des Despotismus sich wohl fühlt. Der für das Wohl der Allgemeinheit sich aufopfernde Geist weicht einem krassen Egoismus, die echte innere Religiosität dem Indifferentismus oder einem geistlosen Aberglauben. Der in gesunden Zeiten berechtigte Stolz wird endlich abgelöst von einem Größenwahn, der mit den äußeren und inneren Leistungen der Individuen, Familien und Kasten in möglichst krassem und darum lächerlichem Widerspruch steht und weder durch Schicksalsschläge noch durch den Zwang äußerer Verhältnisse eine Veränderung erfährt.

Aber nicht nur Charakterveränderung, sondern geradezu Charakterlosigkeit ist das auffallendste Symtom jeder degenerierten Zeitperiode. Dies macht sich auf allen Kunstgebieten durch das Überwiegen des Eklektizismus und Skeptizismus geltend. Ist einmal diese Höhe der Degeneration erreicht, so tritt nun ein merkwürdiges Symptom ein, nämlich die Wollust an der Zerstörung, ja Selbstzerstörung und die Sucht, alle bisherigen Werte umzuwerten. Wie wir den degenerierten Neurastheniker alles tun sehen, was ihm körperlich schadet und seine finanzielle und bürgerliche Stellung untergraben muß,

so wütet auch eine solche degenerierte Familie oder Kaste unbewußt gegen sich selbst und arbeitet mit allen Kräften daran, ihr Ende auf irgend eine Weise herbeizuführen. Natürlich tritt dieser Zerstörungstrieb auch hier wieder am auffallendsten in den Familien des primären Talentes und besonders bei den Herrscherfamilien in Erscheinung und hat darum auch von jeher das tragische Thema der Dichter gebildet. Schon die Alten haben diesen merkwürdigen Zerstörungstrieb solcher degenerierender, talentierter und genialer Familien mit Staunen beobachtet und ihn ihrer theistischen Weltanschauung gemäß der Rache und dem Neide der Götter zugeschrieben. Sie konnten diesen auffallenden, unnatürlichen, gegen das eigene Interesse gerichteten, unbewußten Trieb der Zerstörung sich nicht anders erklären, als daß sie annahmen, daß die Götter diejenigen mit Blindheit schlagen, die sie verderben wollen.

Wir wissen aber heute, daß diese merkwürdige Selbstzerstörung ihren Grund in einem Gesetze der Ökonomie der Natur hat, wonach alles, was nicht mehr dem großen Zwecke der Allgemeinheit angepaßt und zu dienen imstande ist, auf den Aussterbeetat gesetzt wird. Die Wege, welche die Natur nun zur Erfüllung dieses Gesetzes geht, sind höchst mannigfaltig. Nichts ist aber mehr imstande, uns den Zweckmäßigkeitsbegriff klarer zu demonstrieren, als die Art und Weise, wie die Natur sich solcher unzweckmäßig gewordener Organe entledigt. Eine degenerierte Familie oder Kaste, ein degenerierendes Volk ist nun auch nichts anderes als ein nicht mehr anpassungsfähiges und darum unzweckmäßiges Organ im Mechanismus der menschlichen Art und spricht darum die Natur hier ihr Todesurteil. Sie gibt diesem sozialen Organismus den Trieb so zu handeln, daß die Ausmerzung dieses schädlich gewordenen Teiles früher oder später gleichsam ganz von selbst erfolgt.

Da das Talent immer die Grundlage des Genies bildet, so muß auch diese regressive Entwicklungsphase in einem Zusammenhang stehen und die Degeneration der talentierten Familien stets die Degeneration der genialen zur Folge haben. Entsprechend der früheren Degeneration der Familien des primären politischen Talentes degeneriert auch das primäre politische Genie früher als das sekundäre Genie. Diese Zeit der Degeneration der talentierten und genialen Familien wird, wie wir

im IV. Kapitel bemerkt haben, nicht selten von dem Auftreten einzelner auffallend beanlagter, genialer Naturen beschlossen. Solche Genies haben in ihrem Auftreten geradezu einen atavistischen Charakter und lassen sich mit dem Erscheinen glänzender Meteore vergleichen, welche in der bereits sich einstellenden geistigen Dämmerung aufsteigen und diese noch vorübergehend magisch beleuchten. Diese geistige Dämmerungszeit, wo das degenerierende Talent und Genie immer tiefer sinkt, ist auch die Zeit, wo, wie wir gesehen haben, die geistigen Fledermäuse — die verkommenen Genies — in Masse auftreten und das politische und künstlerische Feld unsicher machen. Bei dem bereits starken Mangel an tüchtigen Talenten und imponierenden genialen Persönlichkeiten solcher Zeiten kann es sogar vorkommen, daß diese verkommenen Genies eine Zeitlang eine geradezu herrschende Rolle zu spielen imstande sind. Beispiele solcher Zeiten sind in Athen die Zeit nach Perikles, wo Leute, wie Kleon und Lysikles herrschend wurden, in Rom die Zeit der katilinarischen Verschwörung, in der Renaissance die Zeit Cäsare Borgias und Klemens' VII., in Frankreich die Zeit des Konventes und der Herrschaft der Schreckensmänner. Solche verkommene und pathologische Genies kommen sporadisch wohl auch in den Zeiten vor, wo eine Kaste und die in derselben gezüchteten talentierten Familien in der großen Majorität noch gesund sind. In diesen Zeiten kann aber unter dem strammen Regimente des gesunden Talentes und dem Einfluß eines entsprechenden Milieus ein solches verkommenes Genie keine Rolle spielen, es wird hier vollkommen unschädlich gemacht oder aus der Kaste ausgestoßen. Das Charakteristische einer Degenerationszeit aber ist eben, daß diese verkommenen Genies jetzt nicht nur viel massenhafter zur Erscheinung kommen, sondern daß es ihnen jetzt bei dem entsprechend degenerierten Milieu und dem Mangel eines hemmenden Talentes auch möglich wird, ihr extrem neuerungssüchtiges und radikal umstürzendes Wesen stark zur Geltung zu bringen, wodurch sie außerordentlich zur Auflösung des bereits faulen Zustandes beitragen können.

Es ist niemals ein auffallender Nachlaß oder Mangel an Kenntnissen und künstlerischen Taten, welcher die erste Zeit der Degeneration des Talentes und Genies charakterisiert. Im

Gegenteil, es herrscht wenigstens in der ersten Zeit der Degeneration noch eine außerordentliche wissenschaftliche und künstlerische Tätigkeit; besonders das, was wir die feinere Technik der Künste und Wissenschaften nennen, die virtuose Ausbildung des Handwerksmäßigen in den Künsten nimmt, wie wir gesehen haben, in diesen Zeiten noch regelmäßig zu. Ja es ist gerade diese steigende Virtuosität, welche oberflächlichen Beobachtern solche Zeitalter der beginnenden oder schon ganz entwickelten Degeneration noch als eine hohe Blütezeit einer Kulturperiode erscheinen läßt. Dazu trägt bei, daß in solchen Zeiten der Dilettantismus in allen Künsten und Wissenschaften zunimmt und sich über alle Stände und Kasten eines Volkes verbreitet. Doch verlieren durch die Verbreitung und Popularisierung der Künste und Wissenschaften dieselben an Tiefe und Gehalt, denn es ist ein Naturgesetz, welches wir überall beobachten, daß das, was in die Breite geht, an Tiefe verliert. Die schönen Künste und Wissenschaften werden eine Modesache, ein Mittel, mit dem die degenerierenden oberen Kasten und Stände nun ihre wahren intellektuellen Blößen zu verdecken suchen. Es ist also nicht immer ein Zeichen von besonderer geistiger Gesundheit eines Volkes, wenn die oberen politisch führenden Kasten sich in geradezu auffallend dilettantischer Weise der sekundären Künste sich anzunehmen beginnen. Man durchmustere die Zeiten, wo dies der Fall war und man wird dies bestätigt finden.

Wir haben bereits konstatiert, daß eines der auffallendsten Symptome einer Degenerationsperiode die Charakterschwäche und Charakterlosigkeit der geistig führenden Kasten ist. Diese Charakterschwäche hat ihre Ursache in der Erkrankung des Willens, denn die Wurzel jedes Charakters liegt im Willen und der konsequenten Führung desselben durch die fixierten ererbten Gefühle. Wir haben nun gesehen, daß infolge nicht richtiger Übung des Willens durch Generationen einerseits und durch extreme Züchtung dieses Charakters und Überanstrengung anderseits das Willensorgan ebenso wie jedes andere Organ erkrankt. Darum sehen wir, daß bei allen degenerierenden Familien des Talentes, wo Geisteskrankheiten aufzutreten beginnen, es gerade die Willenssphäre ist, wo zuerst das Disharmonische, Pathologische einsetzt.

Nun ist für kein Talent ein gesunder, harmonischer, energischer, auf ein bestimmtes Ziel gerichteter Wille ein so wichtiger Faktor, als für das politische Talent, denn ohne diesen Faktor und den damit zusammenhängenden konsequenten Charakter gelingt es keinem Einzelindividuum oder einer Kaste, sich die nötige Autorität bei den zu Beherrschenden zu verschaffen.

Wie Kindern und Frauen, so imponiert auch der großen Masse des Volkes nicht eine hohe Intelligenz, sondern nur ein konsequenter, energischer Wille, kurz gesagt, ein Charakter. Da dieser in den Degenerationsperioden des politischen Talentes eben wegen Erkrankung des Willensorgans besonders in den männlichen Linien der führenden Kasten zu fehlen beginnt, so ist eines der frühesten und regelmäßigsten Symptome solcher Zeiten die sinkende Autorität in der Familie sowohl als im öffentlichen politischen Leben. Dieses Symptom ist so sicher und in seiner Deutung so verläßlich, daß man aus diesem Symptom allein auf einen degenerativen Prozeß in der Familie, Kaste oder dem Volke, wo er zur Erscheinung kommt, mit Sicherheit schließen kann. Es ist dies auch das verläßlichste Symptom für kommende Revolutionen, weil kein Volk für die Länge einer Kaste seine wichtigsten Geschäfte anvertrauen kann, vor der es keinen Respekt mehr hat und der es eben an dem wichtigsten Faktor zu fehlen beginnt, der zum Herrschen über andere notwendig ist: an einem konsequenten energischen Willen und einem diesem Willen entsprechenden Charakter.

Schon Aristoteles hat die Bemerkung gemacht, daß in Degenerationszeiten der führenden Kasten die Frauen, Kinder und Sklaven rebellisch zu werden anfangen und da er zu einer Zeit lebte, wo in Griechenland die oberen Kasten an vielen Orten in der tiefsten Degeneration begriffen waren, so hatte er Gelegenheit, diese Beobachtung häufig zu machen. Wenn also die Autorität des Mannes in der Familie und den politisch führenden Kasten im Staate zu sinken beginnt und die Frauen und unteren Stände gegen die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne und die Bevormundung der oberen Kasten sich aufzulehnen beginnen, so bilden nicht die wirtschaftlichen Übelstände den wichtigsten Grund, sondern der

tiefste naturgeschichtliche Grund liegt in der körperlichen und geistigen Degeneration der männlichen Linien. Die Ursache, warum diese gewöhnlich bei den männlichen Linien stärker zur Erscheinung kommt als bei den weiblichen, werde ich im nächsten Kapitel besprechen.

Das Sinken der Autorität in der Familie und im öffentlichen Leben ist natürlich stets auch mit einem Verfalle der guten, für das Wohlsein des Allgemeinheit notwendigen sozialen Sitten und Gebräuche verbunden. Denn in gesunden Zeiten bildet das auf das Vaterrecht basierte politische Talent in den Familien und Kasten mit seinem konservativen Charakter und seinem energischen Willen nicht nur ein gutes Beispiel, sondern auch eine gut funktionierende Hemmung für die in jedem Menschen in der Tiefe seiner Natur schlummernde Neigung zur Veränderung und Unbotmäßigkeit, also zur Ablenkung von den Pflichten des sozialen und hygienischen Pflichtenkodexes.

Eine für die Familien des Talentes und Genies wichtige Variation des Willens haben wir in dem Sozialwillen kennen gelernt. Gerade dieser für das Bestehen jeder sozialen Vereinigung der Menschen so wichtige Charakter ist es, der am auffallendsten in Degenerationszeiten sich verändert und in das Gegenteil umschlägt. So lange eine Familie, eine Kaste, ein Volk noch gesund ist, treffen wir besonders bei den führenden Familien des politischen Talentes immer einen hochgezüchteten Sozialwillen.

Nicht daß der Individualwille — der gesunde Egoismus — hier nicht auch kräftig entwickelt wäre; dieser bringt sich gerade in den Blüteperioden aller Kasten und Völker bei den hervorragend politischen Talenten als strammer, sich selbst schätzender, seine Eigenart bewahrender Charakter zur Geltung. Er steht aber in solchen Zeiten stets im harmonischen Verhältnisse zu den übrigen Wurzel-Charakteren und Gefühlen und, was das wichtigste ist, jedes Talent ist in solchen Zeiten bestrebt, den Individualwillen und sein Interesse dem Sozialwillen und dem Wohle der Allgemeinheit unterzuordnen. Je mehr die Degeneration der talentierten Familien und der oberen Kasten fortschreitet, desto mehr wird dieser gesunde Individualwille in sein Extrem gezüchtet und verdrängt endlich vollständig den für jede menschliche Genossenschaft nötigen

Sozialwillen. Neben dem krassen Egoismus, der keine anderen Interessen mehr kennt, als die der eigenen Person, erscheint nun auch auf der anderen Seite der willensschwache Herdensinn, der jeder Suggestion zugänglich, aus Mangel an Willensenergie sogar sein eigenes Individual-Interesse ganz verleugnet. Er tut dies aber nicht aus Überzeugung oder im Interesse des Wohles der Allgemeinheit, sondern nur infolge eines ihm suggerierten fremden Willens. Solche Degenerationszeiten züchten also wie in allem, so auch bei den Qualitäten des Willens extreme Formen, teils rücksichtslose Egoisten (Übermenschen) und teils spielend zu lenkende Herdenmenschen, ein Zustand, wie wir ihn auch in der Kindheit des Kulturmenschen meistens vorfinden.

Anfang und Ende der Entwicklung berühren sich eben auch hier. Aber wie das „Kindischwerden" des Menschen im Greisenalter etwas anderes ist als das wahre „Kindlichsein" in der Jugend, so ist auch hier ein Unterschied zwischen dem in Degenerationszeiten auftretenden Herdengeist des Überkulturmenschen und dem Herdengeist, wie er bei aufstrebenden Naturvölkern besteht. Bei letzteren ist er die Folge eines hochentwickelten Sozialwillens und besteht daneben stets ein ebenso energischer, aber sich unterordnender Individualwille. Der Herdengeist greisenhafter Kulturvölker ist aber immer der Ausdruck einer hochentwickelten Willensschwäche und einer hohen Suggerierbarkeit ohne eigentlichen Sozialwillen, der Individualwille kommt höchstens als Eigensinn und Widerspruchsgeist, als „virtus asinorum" zum gelegentlichen Durchbruch.

Diese Auflösung des gesunden Sozial- und Individualwillens in die zwei kranken extremen Formen ist aber erst das Ende des Degenerationsprozesses. Anfangs äußert sich der pathologische Egoismus noch kasten- oder parteimäßig, indem er nun das Interesse der Kaste oder Partei über das Interesse der Allgemeinheit setzt. Das ist das Zeitalter der politischen Parteiungen und des Cliquenwesens. Aber bald nimmt der Egoismus solch extreme Formen an, daß auch die Partei, die Kaste als Ganzes nicht mehr dabei bestehen kann und sich in immer kleinere Parteien und Cliquen auflöst. Damit ist das endgültige Zugrundegehen der größeren staatserhaltenden Kasten und Parteien gegeben, wodurch dann jedes Staatswesen

an den Rand des Abgrundes gebracht wird. Eine Degenerationsperiode kann also immer als eine Blütezeit des krassesten Individualwillens bei allmählich abnehmendem Sozialwillen bezeichnet werden.

Etwas später als die oberen Stände und Familien des primären politischen Talentes wird auch der Mittelstand, der Züchtungsherd der sekundären Talente und Genies, von der Degeneration ergriffen. Doch erreicht diese beim Mittelstand selten jene Intensität, wie bei den oberen Kasten, da er der schädlichen Einwirkung des Reichtums und Luxus nicht so ausgesetzt ist, vor allem aber, weil er nie imstande ist, kastenmäßig gegen das gesunde Volk sich abzuschließen und ihm daher immer aus diesem Reservoir geistig und körperlich erfrischende Blutwellen zuströmen.

Das hart arbeitende Landvolk, der Bauer, der infolge seiner Lebensweise und Beschäftigung der natürlichen Auslese am meisten unterworfen bleibt, und dessen körperliche Konstitution infolge der gleichmäßigen Übung des Muskel- und Nervensystems nicht leicht degenerieren kann, bleibt auch meist körperlich und geistig gesund.

Doch sind uns genug Beispiele aus der Geschichte bekannt, daß auch der Bauernstand finanziell ruiniert und dadurch in seiner Charakterzucht geschädigt werden kann. Gerade in solchen Degenerationszeiten kann man am besten sehen, wie die degenerierenden oberen Kasten in ihrer geistigen Verblendung alles mögliche tun, um diese Wurzel, die Quelle des Talentes, ihres eigenen Bestandes und der Möglichkeit ihrer fortwährenden Regeneration abzugraben und zu verstopfen. Auch die erschlaffende Wirkung einer höheren Kultur auf die Charaktere, die militärische Auslese, die körperlich schädigende Fabrikarbeit und die durch alle diese Umstände unterstützte Verbreitung der erblichen Krankheiten (Tuberkulose, Geisteskrankheiten, Folgen des Alkoholismus), die Erfolge der humanen Anstalten und der medizinischen Wissenschaft zur Erhaltung der Schwächlinge, alle diese Faktoren können zusammenwirken, um der sonst natürlichen scharfen Auslese beim Bauernstande entgegenzuarbeiten und die Ausbreitung eines degenerativen Prozesses im Verlaufe der Zeit auch beim Volke zu

begünstigen. Da durch einen solchen Degenerationsprozeß im Volke nicht nur die Degeneration der talentierten und genialen Familien der oberen Stände beschleunigt und verstärkt, sondern auch die Züchtung der Talente und Genies in quantitativer und qualitativer Hinsicht vermindert werden muß, so ist es notwendig, daß wir diesem glücklicherweise seltenen biologischen Prozesse eine größere Aufmerksamkeit zuwenden.

Der Zeitpunkt, in welchem eine Degenerationsperiode bei einem Volke einsetzt, ist für den Kulturforscher natürlich viel schwerer zu bestimmen, als dies bei einer einzelnen talentierten Familie der Fall ist, weil eben dieser Prozeß und sein Verlauf über mehrere Generationen sich erstreckt und erst in seinen auffallendsten Symptomen und Resultaten deutlich erkennbar wird. Dazu kommt, daß die Geschichtschreiber in der Regel mit ganz anderen Daten sich beschäftigen, als mit den Anzeichen eines beginnenden Degenerationsprozesses. Doch gibt es zwei sehr auffallende Symptome, welche, wenn sie einmal bei einem Kulturvolke zur Erscheinung kommen, immer darauf hindeuten, daß hier die Degeneration nicht nur in den talentierten Familien der oberen Kasten, sondern auch im Volke selbst begonnen hat. Das erste Symptom ist die sogenannte Landflucht und das rapide Anwachsen der Städte. Wie wir aus Hansen[1]) wissen, geht auch in gesunden Zeiten immer ein regelmäßiger Bevölkerungsstrom vom Lande in die Städte. Schwillt dieser normale Bevölkerungsstrom plötzlich stark an, so entsteht ein Mißverhältnis zwischen den Kräften eines Staatswesens, man kann sagen eine staatliche Zirkulationsstörung, welche sich früher oder später in krankhaften Symptomen allgemeiner Natur bemerkbar machen muß. Hervorgerufen kann dieses Symptom durch äußere Gründe wirtschaftlicher, finanzieller Natur oder durch innere Krankheitsursachen sein. So lange dieses Symptom der Landflucht noch bei zunehmender Bevölkerungszahl vorkommt, so lange also die geschlechtliche Reproduktionskraft eines Volkes dabei nicht berührt wird, so lange ist dieses Symptom einer Volkskrankheit, sei dasselbe nun hervorgerufen durch was immer für Ursachen,

[1]) Hansen: Die drei Bevölkerungsstufen. München 1889.

heilbar und solange werden solche Zirkulationsstörungen im Organismus eines Volkes auch gewöhnlich durch Revolutionen und nationale Unglücksfälle, Seuchen, Kriege etc., wo die natürliche Auslese wieder in schärferer Weise auftritt, geheilt. Kommt aber eine auffallend starke Landflucht neben dem zweiten Symptom — der konstanten Abnahme einer Bevölkerungszahl — zur Erscheinung, dann deutet dies auf ein unheilbares Siechtum des ganzen Volkskörpers hin und unter diesen Verhältnissen ist das Ende eines solchen Staatswesens nur mehr eine Frage der Zeit.

Die Abnahme einer Bevölkerung, wie sie durch Seuchen, Hungersnot und Kriege hervorgerufen wird, hat, wie uns die Statistik lehrt, keinen nennenswerten Einfluß auf die Bevölkerungszahl, da der Ausfall regelmäßig in den darauffolgenden Zeiten durch eine auffallende Steigerung der Geburtsziffer in wenigen Generationen hereingebracht wird. Die Zunahme einer körperlich und geistig gesunden Bevölkerung ist immer eine sehr bedeutende und wie wir aus der Geschichte sehen können, bei jungen, in der Kultur aufstrebenden Völkern geradezu erstaunlich. Eine konstante Abnahme der Bevölkerungsziffer, ohne daß hierfür äußere Gründe maßgebend wären, muß daher stets mit einem Degenerationsprozesse in einem Volke in Verbindung stehen. So lange ein Degenerationsprozeß nur auf die führenden Kasten beschränkt bleibt, wird wohl in diesen Kasten die Zahl der Mitglieder derselben abnehmen, weil die Geburtsziffer in den degenerierenden Familien zu sinken beginnt. Diese Abnahme der Geburtsenergie bei den oberen Ständen spielt aber für die Beurteilung der Ab- oder Zunahme einer Bevölkerungszahl, solange das Volk selbst gesund ist, keine Rolle, da die Zahl dieser Familien im Vergleich mit der Zahl des Volkes gering ist und die aussterbenden Linien derselben stets rasch aus dem Volksüberschuß ersetzt werden.

Als Ursachen der bei einem Volke abnehmenden geschlechtlichen Reproduktionskraft müssen wir die gleichen annehmen, welche wir auch beim Einzelindividuum als solche erkennen. Die Abnahme der geschlechtlichen Reproduktionskraft, wie sie beim Menschen vom 50. Lebensjahr an einzutreten beginnt,

läßt sich beim normalen, gesunden Menschen nicht anders erklären, als durch die Wirkung der Inzucht der Körperzellen.

Jeder Mensch ist das Produkt zweier in ihren Charakteren verschiedener Zellen, des männlichen Spermas und der weiblichen Eizelle.

Wir werden das große Geheimnis des Lebens nie vollständig erforschen können. So viel können wir aber heute sagen, daß hier die Inzucht und Vermischung zwei wichtige Faktoren zur Erklärung dieses Geheimnisses bilden. Während mit der Inzucht und ihrer Wirkung immer die Tendenz der Erstarrung, des Alterns, ja des Absterbens verbunden ist, ruft die Vereinigung zweier heterogener Elemente nicht nur in der organischen, sondern sogar in der anorganischen Natur Erscheinungen hervor, welche wir als Symptome des Lebens, als Bewegung, Wärme, Wachstum etc. bezeichnen.

Wenn also auch mit der Vermischung der beiden verschiedenen Eizellen und deren Folgen die Erklärung des Lebens selbst noch nicht gegeben ist, so ist es doch zweifellos, daß z. B. das erhöhte Leben und Wachstum, welches von dem Momente der Vermischung in der nun befruchteten weiblichen Eizelle sich einstellt, eine Folge der Vermischung ist. Mit dieser erhöhten Reproduktionskraft der Zellen, die sich als erhöhter Wachstumstrieb innerlich und äußerlich kundgibt, steht in Korrelation eine erhöhte Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der Zellen, alles Erscheinungen, welche wir im Kindesalter und so lange das erhöhte Wachstum dauert, beobachten können. Je näher wir also in unserem Leben der Vermischung des Blutes, wie sie bei jeder neuen Zeugung vor sich geht, stehen, desto reproduktionsfähiger sind unsere Gewebezellen, desto beweglicher und anpassungsfähiger sind darum auch noch unsere körperlichen und geistigen Charaktere. Je älter wir werden, je öfter sich der Körper aus seinen Zellen durch engste Inzucht derselben (Sprossung, Teilung) neugebärt, desto mehr sehen wir, wie die Zellen und mit ihnen die Organe von ihrer Reproduktionskraft verlieren, wie jede solche Erneuerung z. B. der Haut, Haare, Nägel etc. immer langsamer vor sich geht, wie die einzelne Zelle spröder, starrer, weniger anpassungsfähig an äußere Verhältnisse wird. Da nun die Samenzellen quasi das feinste körperliche Destillat darstellen, so ist

auch begreiflich, daß diese physiologische Änderung der Reproduktionskraft der Zellen infolge der engsten Inzucht derselben sich gerade hier so verhältnismäßig früh zur Geltung bringt und der Nachlaß der geschlechtlichen Reproduktionskraft eine der ersten Erscheinungen des Alterns und Absterbens ist.

Dieser physiologische Effekt der engsten Inzucht im Einzelindividuum kann sich bei einer Kaste, einem Volke nur dann einstellen, wenn die Inzucht eine ziemlich enge oder auf sehr zahlreiche kleine Inzuchtherde beschränkt war. Unter allen Verhältnissen bedarf dieser Prozeß, um bei einem Volke zur Wirkung zu kommen, vieler Generationen (20—30 Generationen).

Die Tatsache, daß durch solche länger dauernde engere Inzucht die geschlechtliche Reproduktionskraft eine Schwächung erleidet, ist allen Tier- und Pflanzenzüchtern bekannt. Je feiner organisiert und höher gezüchtet die Kulturpflanzen oder Haustiere sind, desto eher macht sich auch diese Abnahme geltend. Es müssen darum bei solchen feinen Züchtungen stets von Zeit zu Zeit Kreuzungen mit ähnlichen Variationen vorgenommen werden, um dieser durch die Inzucht hervorgerufenen Tendenz der Abnahme der geschlechtlichen Reproduktionskraft entgegenzuwirken.

Wir können aus der Geschichte der Kasten und kleinen Völker, wo solche enge Inzucht durch viele Generationen gedauert hat, sehen, daß die Natur dieses Heilmittel gegen die Schädlichkeiten lang dauernder enger Inzucht auch beim Menschen anwendet und stets eine solche Kaste, ein solches Volk früher oder später zu einer stärkeren Blutauffrischung zwingt.

Aber nicht nur die Folgen enger Inzucht, sondern auch konstitutionelle pathologische Zustände können wie beim Einzelindividuum so auch bei einer Kaste, bei einem Volke auf die geschlechtliche Reproduktionskraft einwirken. Hier spielen besonders die Tuberkulose, der chronische Alkoholismus und überhaupt alle vererbbaren pathologischen Zustände des Zentralnervensystems eine Rolle. Ich habe in meiner Arbeit über „die Ehe Tuberkulöser" nachgewiesen, daß die Tuberkulose anfangs in allen Familien, wo sie sich einnistet, eine sehr starke Erhöhung der geschlechtlichen Reproduktionskraft hervorruft. Dies ist besonders auffallend in den ersten Generationen des

Kampfes der Familien mit der Tuberkulose der Fall. Hier wo die Auslese der Deszendenz eine geradezu fürchterliche ist und regelmäßig die Hälfte oder Zweidrittel derselben in den ersten Lebensjahren zugrunde geht, ist auch die Kinderzahl gewöhnlich eine sehr große. Je mehr die Immunisierung gegen die Tuberkulose fortschreitet, je geringer die Sterblichkeit wird, desto mehr schwächt sich auch die gesteigerte geschlechtliche Reproduktionskraft wieder ab, ja schlägt sogar in den Kontrast um. Man kann konstatieren, daß sehr immunisierte Familien sich häufig durch schwachen Kindersegen, ja nicht selten durch Unfruchtbarkeit auszeichnen. Es läßt sich diese Frage über das Nachlassen der geschlechtlichen Reproduktionskraft bei einem Volke heute, wo fast alle statistischen Daten darüber fehlen, sehr schwer entscheiden. Daß die lange dauernde Inzucht bei Familien, kleinen Kasten und Völkern besonders unter dem Einfluß eines höheren Kulturlebens hierbei eine Rolle spielt, ist heute bereits statistisch nachweisbar. Schwerer ist dieser Nachweis bei einem großen Volke und bei lebhaftem, gesteigerten Verkehr der Völker, wie er im höheren Kulturleben die Regel ist. Hier dürften die pathologischen Ursachen, besonders die zunehmenden Erkrankungen des Zentralnervensystems, die wichtigere Rolle spielen. Sicher aber ist, daß diese zwei Ursachen die ausschlaggebendsten sind und auch gewöhnlich kombiniert ihre Wirksamkeit ausgeübt haben.

Was die Schwächung der geschlechtlichen Reproduktionskraft bei einer Kaste, einem Volke betrifft, so hören wir gewöhnlich auch einen Faktor beschuldigen, der wohl zweifellos dieses Degenerationssymptom zu verstärken imstande ist, aber niemals es allein hervorzurufen vermag. Es ist dies der Einfluß des Willens. Doch ist im Geschlechtsleben das Triebhafte trotz aller Kultur noch immer das überwiegende Element, besonders bei der großen Masse — dem Volke. Wenn es also auch nicht geleugnet werden kann, daß der Wille auf die Zahl der Nachkommenschaft einen Einfluß haben kann und diese besonders durch das Prinzip des Zweikindersystems, durch künstliche Verhinderung der Konzeption, durch künstlichen Abortus etc. im negativen Sinne zu beeinflußen imstande ist, so kann man doch stets beobachten, daß alles dieses mehr in den oberen Ständen und im Mittelstande und da nur in Degene-

rationszeiten vorkommt, daß aber ein gesundes Kulturvolk im großen und ganzen solche künstliche Verhinderungsmittel einer zahlreicheren Nachkommenschaft selten kennt und noch seltener in Anwendung bringt. Wohl aber kommt dies stets bei Völkern auf niederer Kulturstufe und bei greisenhaften degenerierenden Kulturvölkern vor und es berühren sich also auch hier die Extreme. Doch sind die Triebfedern dieses Handelns verschiedene. Ein Naturvolk schränkt seine geschlechtliche Reproduktionskraft gewöhnlich nur aus zwingenden Gründen der Not ein, niemals aber aus egoistischen Interessen. Wenn aber bei einem Kulturvolke, dessen wirtschaftlicher Zustand eine zahlreiche Nachkommenschaft leicht verträgt (wie dies z. B. in Frankreich heute der Fall ist) und bei dem auch keine Seuchen oder Kriege für einen stetigen Rückgang der Bevölkerungszahl verantwortlich gemacht werden können, dieser Rückgang jedoch stetig und gleichmäßig vorhanden ist, dann müssen wir auf einen degenerativen Prozeß schließen, welcher nicht nur die oberen führenden Kasten, sondern auch die große Masse des Volkes ergriffen hat. Nur die Erkrankung der Wurzeln, also des Volkes selbst, kann ein solches merkwürdiges biologisches Symptom begreiflich machen.

Wie die individuelle Impotenz, wenn sie einmal gründlich einsetzt, entweder als eine natürliche Erscheinung des Marasmus oder als ein schweres pathologisches Symptom, in beiden Fällen aber in der Regel als eine unheilbare Krankheit bezeichnet werden muß, eine ebenso schlimme Prognose müssen wir bei einer solchen Volkserkrankung stellen und sie als „unheilbar" bezeichnen, soweit hier der menschliche Einfluß reicht. Unheilbar insoferne, als uns bereits die Geschichte beweist, daß keine Verordnung, kein staatliches Stimulans auf die Dauer diesen Nachlaß der Potenz eines Volkes kurieren kann, wenn einmal dieses Symptom dauernd zur Erscheinung kommt. Nur die Natur ist imstande, eine solche Volkskrankheit zu heilen. Sie tut es auch regelmäßig und gründlich, wie es eben ihre Art ist.

Natürlich spielt in diesem Prozeß der Abnahme einer Bevölkerungszahl nicht nur die allmähliche Verminderung der geschlechtlichen Reproduktionskraft, die immer größere Kreise von oben nach unten in ihren Bereich zieht, eine Rolle, sondern auch die Kindersterblichkeit, deren Größe in erster Linie von

ererbten pathologischen und degenerativen Zuständen abhängt oder wenigstens davon intensiv beeinflußt wird. Man könnte diesen interessanten, naturgeschichtlichen Vorgang im Geschlechtsleben eines Kulturvolkes, der ja auch eigentlich ein beginnender Ausleseprozeß im großen ist, dem Aussterben des Talentes und Genies in männlicher Linie vergleichen. Hier wie dort sind zweifellos die Hauptursachen dieses Prozesses die gleichen, wenn wir auch zugeben müssen, daß manches daran noch der Aufklärung bedarf.

Es ist hier nötig, noch einiges über den Einfluß des Luxus und Reichtums auf die Degeneration der talentierten Familien zu sagen, da diese Faktoren gewöhnlich als die einzigen Ursachen des Verfalles bezeichnet werden. Wir haben aber bereits festgestellt, daß hier noch viel tiefer liegende biologische Gründe maßgebend sind. Der Wohlstand und der Luxus, wenn jener gleichmäßig verteilt und dieser nicht erschlaffend ist, kann, wie uns die Geschichte lehrt, sehr lange bei einer Kaste oder einem Volke vorhanden sein, ohne zu schaden. Aber jener übermäßige Reichtum, der sich in wenigen Familien konzentriert und jener unsinnige, unsittliche Luxus, der mehr Lust im Zerstören, als im richtigen Genießen hat und mehr dem Bedürfnis des Egoismus als dem Bedürfnis der Allgemeinheit dient, dieser Reichtum und Luxus ist immer und überall ein sicheres Symptom der Degeneration gewesen und hat wiederum beschleunigend auf die Degeneration solcher Völker und Kasten gewirkt.

Je extremer die wirtschaftlichen Verhältnisse in einem Kulturvolke und je größer die Unterschiede zwischen dem größten Reichtum und der größten Armut sind, desto sicherer kann man einen Degenerations-Prozeß wenigstens in den oberen Kasten, wenn nicht im Volke selbst, diagnostizieren. Die Geschichte lehrt uns auch, daß solche extreme wirtschaftliche Zustände stets die Vorläufer einer staatlichen Katastrophe waren. Ebenso kann man aus der Geschichte aller Kulturvölker ersehen, daß in den Zeiten, wo diese noch gesund und auf der natürlichen Basis ihrer Macht, also auf der Basis der höher gezüchteten Charaktere standen, von den Familien des politischen Talentes auf Luxus und Reichtum kein großes Gewicht gelegt wurde und er überall nur eine sekundäre Rolle

spielte. Erst mit dem allmählichen Schwinden der geistigen Vorzüge in den politisch führenden Kasten fängt der Reichtum und Luxus regelmäßig an, die maßgebende, erste Rolle zu spielen.

Je mehr eine politisch führende Kaste und ihr Talent nämlich fühlt, daß ihre natürlichen Machtmittel schwinden, desto mehr wird sie das instinktive Bedürfnis haben, diesen inneren Mangel durch äußere Mittel künstlich zu ersetzen. Der Reichtum und Luxus, der früher nur ein nebensächliches Mittel war, um dem natürlichen Ansehen der talentierten Kaste äußerlich einen sichtbareren Ausdruck zu geben, der auch darum in diesen Zeiten mehr der Allgemeinheit wegen und höchstens im Dienste der Kaste entfaltet wurde, wird nun Selbstzweck und tritt immer mehr in den Dienst des Egoismus, um dadurch das Volk über den Mangel der natürlichen Basis der Achtung hinwegzutäuschen und sich länger am Ruder zu erhalten, als dies ohne Reichtum möglich wäre.

In neuerer Zeit ist Gobineau in das andere Extrem verfallen und hat dem Reichtum und Luxus gar keinen Einfluß auf die Degeneration der Völker zugeschrieben und die Ursache der Degeneration nur in der Blutmischung gesehen. Das ist ebenso ein extremer und darum irrtümlicher Standpunkt, wie der andere, der alle Schäden einer Überkultur nur dem Einflusse des Reichtums und Luxus in die Schuhe schieben will.

Ich habe schon in einem früheren Kapitel hervorgehoben, daß der schädliche Einfluß des Reichtums besonders dann groß wird, wenn er fast plötzlich eintritt und die Familie, die Kaste oder ein Volk nicht Zeit hat sich allmählich an die schädlichen Folgen eines größeren Wohlstandes und Luxus für die richtige Lebensführung anzupassen. Ebenso wie wir bei den empfindlicheren Kulturpflanzen beobachten können, daß ein solcher greller Kontrast des Klimas besonders den feineren Blütenorganen gefährlich wird, ebenso ist dies bei den Kulturblüten der Menschheit bei den talentierten und genialen Familien der Fall, wenn solche wirtschaftliche Kontraste plötzlich eintreten. Dagegen können wir die Beobachtung machen, daß dort, wo dieser Übergang sehr allmählich über viele Generationen sich erstreckt, auch eine langsame Anpassung an

die Schädlichkeiten des Reichtums und des Luxus stattfindet, wie dies z. B. bei den Familien der oberen Stände in Handelsstaaten regelmäßig der Fall ist. Dadurch wird der Schaden des Reichtums, wenn auch nicht ganz aufgehoben, so doch bedeutend vermindert.

Am schädlichsten wirkt der Reichtum auf einen Volksorganismus, wenn er in der Form des extremen Kapitalismus der maßgebende Faktor in einem Staatswesen wird und der Reichtum dann zum alleinigen Pegel der Wertschätzung und des maßgebenden Einflusses erhoben wird. Der Schaden, den der Reichtum in solchen Zeiten hervorbringt, ist besonders darum so eingreifend, weil er nun auch ein ausschlaggebender Faktor für die geschlechtliche Zuchtwahl besonders bei den talentierten Familien der oberen Stände wird. Dadurch wird die Züchtung des Talentes gerade in diesen Ständen außerordentlich geschädigt und gehemmt. Bei einem noch gesunden Volke und bei gleichmäßig verteiltem Wohlstand in den oberen Kasten wird eine solche geschlechtliche Zuchtwahl, bei der auch das persönliche Eigentum mitspricht, keinen großen Schaden anstiften; im Gegenteil, da die geistig Tüchtigeren und körperlich Kräftigeren eher in der Lage sein werden, sich eine größere Menge von Gütern zu erwerben, wird der Wohlstand nur als Ursache der engeren Inzucht wirken, was aber unter solchen gesunden Verhältnissen für die Züchtung von hervorragenden Charakteren nur nützlich sein kann. In gesunden Zeiten spielt also der Reichtum bei der Zuchtwahl niemals eine ausschließliche Rolle und es kommen stets auch noch die viel wichtigeren geistigen und körperlichen Eigenschaften zur Sprache. In Zeiten der Degeneration aber hat das persönliche Eigentum, wie die Geschichte aller führenden Kasten beweist, bei der Zuchtwahl immer eine solche ausschließliche Rolle gespielt, daß die schädlichen Folgen auch stets rasch vor Augen treten mußten, wie dies bereits der griechische Gnomiker Theognis von Megara schildert:

„Widder zur Zucht und Esel erspähen wir, Kyrnos, und edle
„Ross' und ein jeglicher will solche von wackerm Geschlecht
„Aufziehn; aber zu freien die schuftige Tochter des Schuftes
„Kümmert die Edlen nicht, bringt sie nur Schätze zu ihm.

„Auch nicht weigert ein Weib sich, des Schuftes Gattin zu werden,
„Ist er nur reich, weit vorzieht sie der Tugend das Geld.
„Darum wundre dich nicht, Polypädes, wenn ins Gemeine
„Sinket der Bürger Geschlecht, wenn Edles mit Schuft'gem sich mengt."

Ist auch der Reichtum und Luxus nicht die Hauptursache der Degeneration, so unterstützt und beschleunigt derselbe doch zweifellos zu allen Zeiten, also auch in den noch gesunden Verhältnissen die beginnende körperliche Degeneration und viele talentierte Kasten haben darum im richtigen Gefühle dieses Umstandes sich selbst beschränkende Gesetze gegeben (Zensur). Bei fortschreitender Degeneration des politischen Talentes sind aber die Familien desselben im eigenen Interesse gezwungen, diese beschränkenden Gesetze aufzuheben, denn nur der immer mehr anwachsende Reichtum kann ihnen noch für einige Generationen ihre führende Rolle sichern und das Volk über die Hohlheit ihrer natürlichen Machtbegründung hinwegtäuschen.

Der Mechanismus der Natur ist aber in allem und jedem, also auch in der rückschreitenden Metamorphose, wie die Naturforscher einen Degenerationsprozeß nennen, auf die fortschreitende Entwicklung eingerichtet, so daß auch der Degenerationsprozeß der führenden Kasten in vielen seiner Wirkungen noch an dem allgemeinen Fortschritte mitarbeiten muß.

Der für die degenerierenden Familien des politischen Talentes so notwendige und fast ins Pathologische gesteigerte Trieb zur Ansammlung von Reichtümern muß, wenn er auch noch so sehr in den Dienst des Egoismus gestellt wird, doch für den Fortschritt befruchtend wirken. Die Geschichte lehrt uns in zahlreichen Beispielen, daß diese Zeiten der Degeneration des politischen Talentes, wo bereits Reichtum und Luxus eine so gefährliche Rolle spielen, doch stets auch eine Blütezeit für die sekundären künstlerischen Talente und Genies waren.

Die Degenerationsperioden der Familien des politischen Talentes und die dadurch hervorgerufenen pathologischen Zustände im Organismus des Staates erregen bei den talentierten und genialen Köpfen der sekundären Künste das Bedürfnis der Abhilfe. Wir sehen daher, daß in solchen Zeiten viele Genies — und darunter solche ersten Ranges — in hervor-

ragender Weise sich bemüht haben, diese Übelstände zu beleuchten und zu beheben. Es ist also hier kein Zufall, sondern ein naturgeschichtliches Bedürfnis, daß die besten Werke über den Staat stets in den degeneriertesten Zeiten des politisch führenden Talentes erschienen sind.

So schrieb zur Zeit des tiefsten Verfalles der Familien des politischen Talentes seiner Heimat Aristoteles sein Buch über die Politik und Platon sein Buch über den Staat, Cicero ebenfalls sein Buch über den Staat und seine Bücher über die Pflichten und die Gesetze, Machiavelli sein Buch über den Fürsten, Montesquieu sein Buch „De l'Esprit des Lois" und Rousseau seinen „Contrat social". Alle diese genialen Werke wurden durch den Verfall des politischen Talentes des Staatswesens, in dem ihre Verfasser lebten, veranlaßt und in der Absicht geschrieben, das politische Talent von seinen Irrwegen, in welche es geraten war, abzuhalten und die durch die Degeneration desselben hervorgerufenen pathologischen Zustände des Staates zu heilen.

Ich habe im II. Kapitel bereits bemerkt, daß besonders in Degenerationszeiten der Familien des primären politischen Talentes gerade die Philosophie als diejenige Kunst, welche den Beruf hat, die Menschen, wenn sie vom richtigen Lebenswege abgeirrt sind, wieder auf denselben zurückzuführen, in auffallender Weise durch die künstlerische Tätigkeit ihrer Talente und Genies sich bemerkbar macht. In solchen Zeiten entstehen vorzugsweise die philosophischen Schulen, die sich in erster Linie an die degenerierten oberen Kasten wenden. Ergreift dann die Degeneration auch die unteren Stände, so erzeugt die große Not und das Bedürfnis die religiös-philosophischen Genies, welche sich nicht so sehr an den Verstand, als vielmehr an das religiöse Gefühl wenden, und auf diese viel wirksamere Weise eine Umkehr zu einer richtigeren Lebensführung herbeizuführen suchen. Leider gleicht ein Staatswesen in den Zeiten der tiefsten Degeneration der Familien des politischen Talentes einem kranken, marastischen Organismus, dem auch durch keine Theorie und durch kein Heilmittel mehr zu helfen ist, ja der, wie Livius von seiner degenerierten Zeit sehr treffend sagt, nicht einmal mehr imstande ist, die anzuwendenden Heilmittel zu ertragen. Hier ist der Philosoph als

Arzt des kranken Volkskörpers häufig ebenso ohnmächtig, wie es ja auch der Arzt am Krankenbette oft ist und nur die Natur ist da noch imstande, durch ihre gewaltigen Mittel wieder Ordnung zu schaffen.

Ist die Degeneration sehr weit fortgeschritten, so bemächtigt sich der Familien des politisch führenden Talentes solcher Zeiten regelmäßig ein ähnliches Gefühl, wie es auch den Einzelmenschen in der Nähe des Todes nicht selten befällt. Die drohende Gefahr wird wohl instinktiv geahnt, man sucht aber auf jede Weise der wirklichen Einsicht sich zu entziehen. Dieser Zustand kommt dann in einer diese Zeiten so charakterisierenden „Sündflutsstimmung“ zum Ausdruck, doch meist mit der Hoffnung, daß die Katastrophe noch in weiter Ferne und erst über die Nachkommen hereinbrechen werde. Dies ist in dem bekannten Spruch der degenerierten französischen Aristokratie „après nous déluge“, in klassischer Form zum Ausdruck gekommen.

Aber in den helleren Köpfen ist nicht nur eine unbestimmte Ahnung des Übels und der daraus mit Notwendigkeit sich ergebenden Katastrophe vorhanden, sondern oft auch wirkliche Einsicht und Verständnis, wie dies ja bei dem hochgesteigerten Zustand der Wissenschaften in solchen Zeiten begreiflich ist. Was aber hier regelmäßig fehlt und diese Einsicht nutzlos macht, ist der Mangel eines energischen Willens sich selbst ins Fleisch zu schneiden und der Umstand, daß bei der organischen Verknüpfung aller dieser alt gewordenen und kräftig verfilzten Übelstände jedes staatsmännische Talent vor der Möglichkeit der Lösung eines solchen Gordischen Knotens zurückschreckt, und auch die tüchtigsten Köpfe vor dieser Herkulesarbeit erlahmen. Es überkommt daher die an sich willensschwachen Menschen solcher Zeiten das Gefühl, daß eine derartige Riesenarbeit das Maß einer gewöhnlichen menschlichen Kraft weit übersteige und nur von genialen Kraftmenschen, wie z. B. einem Cäsar und Napoleon, welche die Fähigkeit besitzen, der charakterlosen, willensschwachen Herde zu imponieren und dieselbe vor den Gefahren der Anarchie, kurz vor sich selbst zu retten, geleistet werden könne. Nietzsche ist im Irrtum, wenn er solche geniale „Übermenschen“ als ein Bedürfnis und als ein Züchtungsziel der Menschheit an sich hinzu-

stellen unternimmt. Wie uns die Geschichte lehrt, haben nur Degenerationszeiten das Bedürfnis nach solchen mit rücksichtsloser Energie begabten Genies und hier sind sie auch vollkommen an ihrem Platze. Jetzt erscheinen sie auch, ohne daß eine besondere Züchtungstendenz hierzu notwendig wäre, weil in solchen Degenerationszeiten überhaupt der gesunde Individual- und Sozialwille in seine beiden Extreme auseinandergezüchtet wird, nämlich in den krassen rücksichtslosen Egoismus und in den willensschwachen leicht suggestiblen Herdensinn.

Gesunde Kasten und Völker haben, besonders wenn sie echte Ackerbauer sind, nicht nur kein Bedürfnis nach solchem Übermenschentum, sie dulden es, wie man aus der Geschichte sehen kann, auch nicht lange. Während solche gesunde Kulturvölker bei allem Verständnis für Unterordnung unter ihre Anführer im Kriege und Frieden sehr kritisch sind und mit ihnen kurzen Prozeß machen, wenn sie den Staat in eine Gefahr bringen, sehen wir, wie in Degenerationszeiten ein ganzes Volk von den Schlagworten solcher Übermenschen und verkommener Genies fasziniert, sich ruhig und fast reaktionslos ins Unglück führen läßt. Die Athener in ihrer gesunden und degenerierten Zeit sind hierfür ein typisches Beispiel. Was aber solche Degenerationszustände auch für den genialen Übermenschen zu einem unentwirrbaren Knoten macht und die Menschen solcher Zeiten endlich zur Verzweiflung treibt, sind nicht so sehr die staatlichen Übel, welche durch die Sünden gegen den sozialen Pflichtenkodex hervorgerufen werden, als vielmehr die Folgen der durch Generationen fortgesetzten Sünden gegen die hygienischen Pflichten und der unnatürlichen Lebensführung, nämlich die erblichen Krankheiten, welche die allmähliche Zerstörung der gesunden Konstitution des Körpers und damit auch des Geistes bedingen. Dadurch wird selbst bei äußerlich noch günstigen materiellen Verhältnissen ein Gefühl der inneren Unzufriedenheit und eines allgemeinen Unbehagens hervorgerufen, welches der menschlichen Gesellschaft erst jenen melancholischen, hoffnungslosen Hintergrund verleiht, der solche Zeiten kennzeichnet.

Zu diesem Gefühle der allgemeinen Unzufriedenheit mit den äußeren (staatlich-sozialen) und inneren (körperlichen und

geistigen) Verhältnissen, zu der schrecklichen Einsicht, daß alles krank und unnatürlich ist, „alles keinen Sinn hat", kommt dann noch das immer mehr schwindende Vertrauen zu jenen Mächten, die bisher in den kleinen Übelständen des täglichen Lebens als Helfer in der Not galten, es sind dies die angestammten Götter und die Tröster der Seele und des Körpers: die Priester und Ärzte. Gerät unter solchen Verhältnissen, wie dies regelmäßig der Fall ist, auch das Fundament jedes Staates, das Vertrauen in die öffentliche und private Gerechtigkeit ins Schwanken, dann ist der Boden für den Verzweiflungsbazillus vorbereitet und es entwickelt sich nun sowohl im Einzelnen, als in den Massen eine allgemeine Sehnsucht nach einer „Erlösung" aus diesem Jammertale. Für dieses große Bedürfnis einer degenerierenden Menschheit nach einem Erlöser bietet uns nicht nur das bereits erstarrte und vom politischen Unglück und körperlichen Krankheiten arg geplagte Judenvolk zur Zeit der Geburt Christi ein gutes Beispiel, sondern auch später bei immer stärker um sich greifender Degeneration das ganze römische Reich. Dieses tief gefühlte Bedürfnis war auch einer der wichtigsten Faktoren für den raschen Fortschritt des „Erlösung" versprechenden Christentums.

Wir können aus der Geschichte und dem täglichen Leben die Beobachtung machen, daß der Mensch, so lange er körperlich und darum auch geistig gesund ist, auch gewöhnlich eine natürliche Zufriedenheit und ein Gefühl des Behagens besitzt, wie dies stets ein Geschenk der Mutter Natur für Menschen und Tiere ist, welche den Naturgesetzen entsprechend ihre Lebensführung einrichten. In diesem Zustande des Gefühls der Harmonie mit der Natur, in diesem starken Gesundheitsgefühle kann der Mensch durch kein noch so starkes äußeres Unglück für die Länge niedergebeugt werden, noch weniger ist in einem solchen Gemütszustand ein Platz für eine dauernde Verzweiflung. Die ganze Lebensanschauung hat selbst im Unglück einen optimistischen Zug, der eben in der geistigen Gesundheit und Elastizität, vor allem aber in der gesunden Energie des Willens begründet ist. Ganz anders aber wird dieses Empfinden und Wollen, wenn es infolge einer unnatürlichen Lebensführung durch Generationen in seiner Wurzel erkrankt und konstitutionell patho-

logisch geworden ist. Jetzt sehen wir, wie der Mensch in dieser ererbten krankhaften Stimmung, in der er sich schon im gewöhnlichen Zustande bereits befindet, durch ein ganz unbedeutendes Unglück in eine untröstliche, pessimistische Stimmung geraten kann. In dieser körperlichen und geistigen konstitutionellen Erkrankung der Menschheit einer Degenerationsperiode liegt auch der Grund, warum jetzt eine religiös-philosophische Reform nur dann eine Hilfe bringen kann, wenn sie neben der sozial-moralischen Reform in erster Linie auch eine hygienische Reform anstrebt. Denn jeder Regenerationsversuch einer degenerierten Familie oder Kaste muß immer solange fehlschlagen, solange es nicht gelingt, die Wurzel jedes gesunden Fühlens und Denkens, die gesunde körperliche Konstitution wieder herzustellen.

Diesen springenden Punkt der Regeneration haben auch alle großen Wohltäter der Menschheit, die genialen Religionstifter und „Erlöser" der Menschheit erkannt und stets neben der Rückkehr zur besseren Erfüllung des sozial-moralischen Pflichtenkodex auch die Notwendigkeit einer einfacheren, natürlicheren Lebensführung betont. Leider mußten diese Lebens-Reformatoren, um auf den Menschen eine Wirkung hervorzurufen, in dieser Richtung immer weitergehen, als eigentlich nötig ist, und es machen wie die heutigen Alkoholgegner, nämlich das andere Extrem empfehlen. So haben sie auch den Reichtum, den sie für die Hauptursache der Degeneration hielten, nicht nur regelmäßig verdammt, sondern sogar die freiwillige Armut als ein anzustrebendes Ideal hingestellt, bei dem wiederum ein Kulturfortschritt unmöglich ist. Daß aber die gründliche Regeneration eines degenerierten Volkes durch religions-philosophische Lehren allein nicht möglich ist und hierzu auch eine körperlich regenerierende Blutmischung nötig ist, beweist uns der Verlauf der Degeneration und Regeneration im römischen Reiche und der diesbezügliche Einfluß des Christentums vor und nach der Völkerwanderung.

Dieses unzufriedene Gefühl des Menschen mit sich selbst, das Gefühl der Disharmonie mit der Natur, kurz die durch die körperlichen und geistigen Krankheiten erzeugte Verzweiflungsstimmung ist auch der Grund eines weiteren, für solche Degenerationszeiten sehr charakteristischen Symptoms: es ist

dies das fast epidemische Auftreten des Selbstmordes. Der Selbsterhaltungstrieb ist der stärkste Trieb im ganzen Tierreich und wird nur ganz ausnahmsweise vom Geschlechtstrieb überwunden. Immer ist der Selbstmord in den gesunden Zeiten einer Kaste, eines Volkes eine höchst seltene Erscheinung und wird hier regelmäßig nur durch tief wirkende ethische Ursachen, z. B. Verlust der Freiheit, der Ehre hervorgerufen. Fast nie aber bildet in solchen Zeiten eine Krankheit das Motiv des Selbstmordes und kann es auch nicht bilden, da es keine unheilbaren, zur Verzweiflung führende Krankheiten in einer konstitutionell gesunden Familie und Kaste gibt. Jede Krankheit in einem sonst gesunden Organismus führt entweder zum Tode oder wird geheilt. Die Chronizität der Krankheiten, das unheilbare Siechtum ist stets das Zeichen einer konstitutionellen pathologischen Veränderung des ganzen Organismus oder der Ausdruck eines auf solcher Basis vererblichen Parasitismus und seiner Folgen. Wir haben konstatiert, wie die pathologischen vererbbaren Konstitutionen in Degenerationszeiten immer mehr sich verbreiten; dadurch wird nun auch das Motiv des Selbstmordes ein ganz anderes und vor allem ein viel häufigeres. In Degenerationszeiten bringen sich daher die Menschen selten aus ethischen Gründen um, aber dafür fast regelmäßig aus pathologischen Gründen körperlicher und geistiger Natur. Aber nicht die Zunahme der bewußten Selbstmörder, die sich auf irgend eine gewaltsame Weise aus dem Leben schaffen, ist das Auffallendste an diesem eigentümlichen Phänomen einer Degenerationsperiode, sondern noch mehr die geradezu fürchterliche Zunahme der chronischen unbewußten Selbstmörder, d. h. derjenigen Menschen, welche durch eine offenkundig schädliche Lebensführung ihren Organismus dauernd schwächen und dadurch ihre ihnen sonst von Natur aus bestimmte Lebensdauer abkürzen. Wie wir sehen können, daß degenerierte Familien von der Natur den Trieb erhalten, sich finanziell und gesellschaftlich in jeder Weise zugrunde zu richten, ebenso gibt ihnen auch die Natur den Trieb, sich körperlich in jeder Weise zu schaden, sei dies nun durch Unmäßigkeit in baccho et venere oder durch irgend eine andere unnatürliche Art der Lebensführung.

Ein charakteristisches Symptom für die Degeneration eines

Volkes ist auch sein Verhalten in bezug auf seine Vergangenheit und seine Zukunft. Gesunde Völker und Kasten blicken nie zurück, sondern immer vorwärts und wenn sie an der Vergangenheit ein Interesse haben, so ist es vorwiegend nur ein genealogisches. Eine degenerierte Kaste und ein degeneriertes Volk hat aber das ganz richtige instinktive Gefühl, daß von der Zukunft nichts mehr für sich zu erwarten steht als Unglück und sieht daher lieber zurück. Daher kommt es, daß in solchen Degenerationszeiten immer wieder die Ideen vom stetigen Rückschritt des Menschengeschlechtes auftauchen und die Zeiten, wo das primäre und sekundäre Talent und Genie noch gesund war, als das Eldorado, als das Paradies oder goldene Zeitalter gepriesen werden.

Das heilige Buch der Inder erzählt, daß im ersten Zeitalter die Gerechtigkeit auf vier Füßen stand, während die Wahrheit herrschte, und die Sterblichen die Glücksgüter, derer sie sich erfreuten, nicht dem Frevel verdankten. In jedem folgenden Zeitalter habe die Gerechtigkeit einen Fuß verloren und die rechtlichen Güter nehmen gleichzeitig um ein Viertel ab.

Wie sehr die degenerierten Griechen das goldene Zeitalter priesen und die Blütezeit ihrer führenden Kasten poetisch ausschmückten, ist bekannt.

Die besonnensten Menschen des Altertums, die Römer, verlegten in den Zeiten ihrer Degeneration das Ideal aller Weisheit auf die Vorfahren und die Senatoren aus der Zeit des Tiberius suchten sich in ihren Verfall zu fügen, indem sie zu den Füßen der Bilder ihrer Ahnen sitzend, mit Horaz wiederholten:

Aetas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

So ähnlich lauteten die Klagen der degenerierten Nachkommen der politisch führenden Kasten aller Völker und aller Zeiten, denen die Dichter ihre Stimme liehen.

Ist die Degeneration einmal so weit vorgeschritten, dann kommt konstant ein interessantes Symptom zur Erscheinung. Als Pendant zum männlichen verkommenen Genie erscheint nun ebenfalls in großer Menge die genial beanlagte Hetäre.

Ebenso wie das weibliche Geschlecht in gesunden aufstrebenden Zeiten kulturanregend und das Talent und Genie anspornend wirkt, ebenso befördert es in Degenerationszeiten den Auflösungsprozeß. Besonders der in Degenerationszeiten so regelmäßige Verfall der Familie und der guten Sitten wird durch dieses in auffallender Weise sich nun geltend machende Hetärentum unterstützt. Ich erinnere an die Rolle, welche diese genialen Hetären in der Verfallszeit von Griechenland in der Spät-Renaissance und in Frankreich nach Ludwig XIV. gespielt haben.

Die Symptome der Degeneration der talentierten Familien, besonders der primären Künste, sind also trotz der Verschiedenheit der Nationalität und Rasse doch sehr gleichartig, weil eben die gleichen Ursachen überall die gleichen Wirkungen hervorbringen müssen. Der Unterschied liegt mehr in der Intensität und dem langsameren oder schnelleren Verlauf des Prozesses und in anderen nebensächlichen Details. Aber nicht nur die Symptome der Degeneration sind sich überall ähnlich, auch das Endschicksal der degenerierten Familien des Talentes und Genies ist im großen und ganzen überall dasselbe. Es ist dies, wie ich im nächsten Kapitel nachweisen werde, der wirkliche Tod der Familie, d. h. die männlichen Linien der talentierten oder genialen Familien sterben aus. Hier ist es aber notwendig, noch einige Bemerkungen in betreff der Regeneration solcher degenerierender Familien und Kasten zu machen.

Die Regeneration einer degenerierten Familie, einer Kaste, eines Volkes gelingt am besten, wenn sie durch Vermischung mit einem noch gesunden, mit unverdorbenen Wurzelcharakteren und Gefühlen versehenen Blute herbeigeführt wird. Doch selbst unter dieser Voraussetzung dauert eine solche Regeneration längere Zeit und ist hierzu immer die Arbeit mehrerer Generationen nötig. Denn ebenso wie die Degeneration nie plötzlich einsetzt, sondern ein Produkt einer sozial-hygienisch unnatürlichen Lebensführung durch mehrere Generationen ist, so verhält es sich auch bei der Regeneration. Man hört mitunter die Meinung aussprechen, daß die Kunst, besonders die Religion imstande wäre, in solchen Zeiten regenerierend auf degenerierte Familien und Kasten zu wirken. Es soll der regenerierende Einfluß der Religion und anderer Künste auf das

Einzel-Individuum nicht geleugnet werden. Auf Kasten und Völker aber haben solche Heilmittel keinen Einfluß oder können einen Einfluß nur dann ausüben, wenn die Natur selbst bereits die Regeneration der Familien und Kasten durch eine günstige Blutmischung eingeleitet hat. Religion und nationale bildende Kunst können schon darum in Degenerationszeiten eine regenerierende Wirkung nicht leicht ausüben, weil ihre Talente und Genies ja selbst regelmäßig der Degeneration verfallen, die innerliche Wirkung der Religion überhaupt zu versagen beginnt und darum höchstens äußerlich in der Form eine Regeneration eintreten kann.

Unter sehr günstigen äußeren Verhältnissen, und wenn das Volk und der Mittelstand noch gesund sind, kann es nicht nur zu einer Regeneration der oberen Kasten des politischen Talentes kommen, sondern zu einer förmlichen Neubildung derselben. Doch bedarf ein Volk hierzu immer einer längeren Zeit, in welcher nicht nur der Rückschlag, der durch die stärkere Blutmischung der Stände entstanden ist, wieder ausgeglichen sondern auch die Umzüchtung der künstlerischen Erbschaftsmasse mit Hilfe der weiblichen Linien der Familien des degenerierten Talentes vorgenommen werden muß. In einem solchen Übergangsstadium, wo die degenerierenden Familien des alten politischen Talentes im Aussterben und die neuen aus dem Volke aufstrebenden Familien noch nicht die Höhe der nötigen Zucht erstiegen haben, befindet sich ein Staatswesen immer in einem sehr gefährlichen Zustand für seinen Kampf ums Dasein. Vor allem ist es gegen außen hin schwach und erliegt in solchen Zeiten, wenn es nicht von der Natur geschützt ist, leicht Angriffen von Völkern, die von tüchtigen primären Talenten geführt werden. Es sind dies die Zeiten, wo ein Staatswesen sich hauptsächlich auf sein kriegerisches Talent, welches, wie wir gesehen haben, stets bei der Degeneration der primären Künste sich noch am längsten gesund erhält, stützen muß und notwendigerweise nur durch das Talent und Genie einzelner, also durch den Absolutismus oder die Tyrannis am Leben erhalten und über die kritische Zeit der Umbildung der Familien des politischen Talentes hinübergerettet werden kann.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß das Mischblut, welches

die Regeneration der Familien des degenerierten Talentes bewirken soll, vor allem ein körperlich und geistig gesundes Blut mit noch unverdorbenen Wurzelcharakteren und natürlichen Gefühlen sein muß. Nicht jedes Blut eignet sich also für eine solche intellektuelle und moralische Regenerationskur und die Geschichte lehrt uns auch, daß unter den zahllosen Völkermischungen nur eine verschwindend kleine Zahl sich als ein gutes Mittel für eine wirkliche geistige Renaissance erwiesen haben. Eine besonders gefährliche Wirkung übt altes, bereits stark degeneriertes Kulturblut aus, wenn es in größeren Mengen in eine Familie oder Kaste eindringt, die selbst schon in Degeneration begriffen ist. In kleinen Dosen wirkt altes, bereits im Degenerationsstadium befindliches Blut auf unverdorbenes gesundes Blut wie ein anregendes Ferment, welches imstande ist, eine große Blutmenge in eine gewisse günstige geistige Kulturgärung zu versetzen. In größeren Mengen aber beigebracht, wirkt ein solches Blut wie eine Blutvergiftung — zersetzend, lähmend — auf die Charaktere und Gefühle. Ein derartiges altes, bereits degeneriertes Kulturblut hat darum eine gewisse Ähnlichkeit mit der Wirkung des Alkoholgiftes, welches auch in kleinen Dosen anregend auf das Nervensystem wirkt, in großen Dosen aber lähmend, ja tödlich für den Organismus werden kann.

Aber alle diese Regenerationen der degenerierten Familien des politischen Talentes sind nie von langer Dauer und können dieselben auch niemals das endgültige Schicksal jedes Kulturvolkes — den geschichtlichen Tod — aufhalten. Stirbt aber auch ein Kulturvolk für die Geschichte, so gehen doch, wie wir gesehen haben, seine hochgezüchteten Kulturganglien und Gefühle, so weit sie noch nicht der tiefsten Degeneration verfallen sind, nicht verloren, sondern kommen der neuen Mischrasse zugute, wenn einigermaßen die Kombination der Charaktere derselben eine günstige ist. Dieser Züchtungsprozeß neuer Kulturvölker wird hauptsächlich durch die am Leben bleibenden weiblichen Linien der talentierten und genialen Familien der alten Kulturvölker bewirkt.

Auf diese Weise heilt also die Natur die durch die extreme Züchtung und unnatürliche Lebensführung hervorgerufene Degeneration der talentierten Familien, Kasten und Völker. Wie

der Heilungsprozeß im individuellen Menschen immer mit fieberhaften Krisen und kritischen Ausscheidungen des Krankhaften vor sich geht, so geschieht dies auch bei diesen von der Natur eingeleiteten Heilungsprozessen der Völkerkrankheiten. Auch diese Prozesse sind regelmäßig begleitet von kritischen Erscheinungen (Krieg, Hungersnot und Seuchen) und kommen in solchen Zeiten wieder alle Gesetze der natürlichen Auslese in ihren schärfsten Formen zur Geltung.

In diesen, für die einzelnen Völker fürchterlichen, aber für das Wohl und den stetigen Fortschritt der Menschheit im allgemeinen gesunden Katastrophen muß dann im Verlaufe der Generationen alles Degenerierte, nicht Anpassungsfähige zugrunde gehen. Die noch regenerationsfähigen Kulturganglien werden durch Vermischungen, durch den Einfluß eines sehr harten Kampfes ums Dasein und der wieder zur Ehre kommenden körperlichen und geistigen Anstrengung somatisch gestählt und gekräftigt, wenn auch ihre geistige Fähigkeit in dieser Zeit einen Rückschlag erleidet und sie scheinbar einem tiefen Schlafe unterworfen sind. Soll sich dann aus diesen nationalen Katastrophen und den notwendigen Vermischungen neuerdings eine neue Kulturblüte entwickeln, so ist wieder in einzelnen Familien und Kasten eine Inzuchtperiode von mehreren Generationen nötig, damit in denselben die künstlerischen Charaktere und Gefühle für die neuen talentierten Familien gezüchtet werden können.

Wie für das individuelle Talent oder Genie die Mischung der elterlichen, künstlerischen Erbschaftsmasse die Hauptsache ist und Nachahmung, Erziehung und Milieu erst sekundäre Momente darstellen, so ist dies auch bei der Neubildung von Kulturvölkern der Fall. Nicht jede Mischung, wie gesagt, ist günstig, im Gegenteil, wie bei der Lotterie kommt auch hier auf zahllose Nieten erst ein Treffer.

So hat z. B. die Vermischung eines Volkes, welches schon seit sehr vielen Generationen zum Ackerbau und den mit demselben verbundenen Sitten gekommen ist, mit einem Nomadenvolke immer eine sehr ungünstige Wirkung. Wenn auch die körperlichen Charaktere durch solche Vermischungen regelmäßig gewinnen, so tritt doch stets für viele Generationen ein starker Rückschlag in der Kultur ein und besonders die

feineren und höheren Charakter-Qualitäten des Talentes und Genies können in einem solchen Mischvolk trotz Inzucht lange Zeit nicht wieder zum Vorschein kommen, weil die der Kultur so feindlichen nomadischen Charaktere ebenfalls sehr fest durch die unzähligen Generationen fixiert sind. Hier wäre eine sehr lange Periode der Inzucht notwendig, um diese kulturfeindlichen nomadischen Charaktere durch die konservativen Charaktere des ackerbautreibenden Volkes allmählich umzubilden und auszumerzen. Solche lange Inzuchtperioden sind aber bei der starken Besiedelung der Erde und dem scharfen Kampfe ums Dasein nicht mehr möglich.

An dem Schicksale des degenerierten römischen Orients können wir diesen schädlichen Einfluß einer solchen ungünstigen Überschichtung mit Nomadenblut studieren. Eine derartige Überschichtung kann wohl für kurze Zeit eine meteorartig glänzende Regeneration bei solchen Mischrassen herbeiführen, aber hat wie alles, was durch Nomadenblut gegründet wird, keinen dauernden Halt.

Nur Mischungen von in den Rassencharakteren sich nahestehenden Ackerbau-Völkern, wie sie im ganzen Okzident des römischen Reiches bei der Völkerwanderung stattgefunden haben, sind geeignet, bei nachfolgender Inzucht und nach Überwindung des Kulturrückschlages wieder die Grundlage für die Züchtung neuer Familien des Talentes und Genies zu bieten und eine neue dauernde Kulturblüte hervorzubringen.

Auch der Verlauf einer Regeneration der Familien des politisch führenden Talentes liegt uns in der Geschichte der Kasten und Kulturvölker viel klarer und deutlicher vor Augen, als dies bei der Mehrzahl der übrigen Künste — besonders der sekundären — der Fall ist. Doch so weit wir dies überblicken können, ist der Verlauf dieses Prozesses bei den Familien des sekundären Talentes auch hier überall sehr ähnlich und nur im Detail verschieden. Gerade an Familien des sekundären Talentes und Genies können wir die Beobachtung machen, daß die außerordentliche Feinheit der hochgezüchteten künstlerischen Gefühle, welche in der Erbschaftsmasse dieser Künstlerfamilien eine so große Rolle spielen, es bedingt, daß ungünstige Blutmischungen und eine unnatürliche Lebensführung nicht nur viel schneller und gefährlicher wirken,

sondern auch eine Regeneration viel schwerer möglich machen, als dies bei den Familien des politischen und kriegerischen Talentes der Fall ist. Eine sehr gefährliche Klippe für die Regeneration der künstlerischen Erbschaftsmasse der sekundären Künste bildet jene Zeit, wo die Harmonie zwischen Verstand und Herz zu schwanken anfängt und der kalte Verstand das warme Herz zu unterdrücken beginnt. Je mehr die Gemütssphäre zurückgedrängt wird, je mehr in einem solchen Kulturvolke die Verstandeszüchtung einseitig bevorzugt wird, desto geringer wird für spätere Zeiten die Möglichkeit einer Regeneration dieser wichtigen Erbschaftsmasse der Gefühle sein.

Glücklicherweise ist bei den talentierten Familien der sekundären Künste der Ersatz der degenerierenden und aussterbenden männlichen Linien aus dem Volke ein viel rascherer und ausgiebigerer als bei dem primären politischen Talent, so daß selbst ein starker Verbrauch der männlichen Linien des sekundären Talentes in einem gesunden Volke kaum bemerkt wird. Dies ist auch der Grund, warum in Degenerationszeiten eines Volkes die sekundären Künste, wenn man den Blick auf das Ganze wirft, trotz des schnellen Wechselns der talentierten und genialen Familien verhältnismäßig lange in der Blüte sich erhalten und ein solcher Degenerationsprozeß in der Regel sehr langsam und auf viele Generationen erstreckt verläuft.

Die Degeneration der talentierten und genialen Familien und die damit verbundenen unglücklichen Folgen haben von jeher nicht nur kurzsichtige Menschen, sondern selbst geniale Geister verleitet, in der dadurch hervorgerufenen pessimistischen Stimmung die Kultur selbst als die Ursache alles dieses Unglücks zu beschuldigen und die Rückkehr zum Naturzustande als die einzig mögliche Rettung anzupreisen. Aber ebenso, wie nicht das Messer mordet, sondern der Arm, der dasselbe führt, ebenso ist an dem Unglück und den Folgen der Degeneration der Familien nicht die Kultur, sondern der Mißbrauch der Kultur durch den Menschen und seine unnatürliche soziale und hygienische Lebensführung schuld. Nicht die echte Kultur bedingt und verlangt eine solche Lebensführung, sondern der Mensch macht es hier mit der Kultur, wie er es früher mit seinen Göttern gemacht hat und schiebt die Folgen seiner Verbrechen gegen die Kultur derselben selbst in

die Schuhe. So lange der Kulturmensch in seiner hochmütigen Götterähnlichkeit sich immer für den geschaffenen Herrn und Gebieter der Natur hält und wie ein absoluter Monarch der Meinung ist, daß für ihn und seinen Willen die Grenzen der Naturgesetze nicht existieren, solange er sich infolgedessen immer mehr vom Sein-Sollenden des sozialen und hygienischen Pflichtenkodexes entfernt und diese Gesetze nach allen Seiten zu überschreiten sich erlaubt, so lange wird er sich nicht wundern dürfen, wenn er früher oder später immer wieder den natürlichen Strafgesetzen anheimfällt und das Schicksal des Tyrannen erfährt, der sich an kein Gesetz und kein Recht bindet. Würde der Kulturmensch seine errungene Willensemanzipation von der Natur in Wirklichkeit dazu benützen, den wahren Weg der echten Kultur zu gehen und als Kunsttier nicht nur ein höheres, sondern auch ein natürliches und den sozialen und hygienischen Naturgesetzen angepaßtes Leben zu führen, so würde es für ihn keine Degeneration und keine Verzweiflung an dem Kulturleben geben und er würde die Vorteile der Kultur genießen können ohne die Nachteile des Mißbrauches der Kultur mit in den Kauf nehmen zu müssen, wie das bisher leider in allen Kulturepochen der Fall gewesen ist.

Dazu wäre vor allem aber notwendig, daß auf dem Gebiete der Lebensführung dem hygienischen Teile derselben eine viel größere Wichtigkeit beigelegt würde, als dies bisher besonders unter dem Einfluß des falsch verstandenen oder falsch ausgelegten Christentums geschehen ist. Das nächstliegende ist immer die Gesundheit des Körpers, mit der steht und fällt das ganze übrige Gebäude. Erst wenn die heutigen Kulturmenschen diesem Faktor wieder sein volles Recht werden lassen, dann ist Aussicht, daß die angeblichen Schäden des höheren Kulturlebens zum Verschwinden gebracht werden können. Damit würde der geschichtliche Tod einer talentierten Kaste oder eines genialen Volkes nicht aufgehalten werden. Aber das Ende eines solchen Kulturvolkes würde dann nicht ein so trauriges sein, wie dies unter den bisherigen Degenerationsverhältnissen stets der Fall gewesen ist. Denn ein Kulturvolk, dessen talentierte Familien in der Massendegeneration begriffen und dessen Nachschubsquelle des Talentes zu versiegen beginnt, verfällt unaufhaltsam der Barbarei und zwar einer Barbarei,

welche viel schlimmer ist, als die Barbarei eines aufstrebenden Naturvolkes. Denn letztere ist ein natürlicher, gesunder, mit dem ganzen äußeren und inneren Milieu eines solchen Volkes harmonisierender Zustand und kommt daher auch dem Volke als solcher gar nicht zum Bewußtsein. Die geistige Barbarei, in die ein degenerierendes Kulturvolk allmählich zurücksinkt, ist aber ein unnatürlicher, ungesunder, mit den Resten des äußeren hohen Kulturlebens und der geschichtlichen Vergangenheit disharmonischer Zustand, der durch die grassierenden, konstitutionellen, körperlichen und geistigen Krankheiten verstärkt und als solcher dem Bewußtsein des Volkes, wenigstens dem der oberen Stände, stets sehr stark zum Bewußtsein kommt. Ein solches degenerierendes Volk gleicht einem durch ein unvernünftiges, unnatürliches Leben frühzeitig krank und siech gewordenen Organismus, der noch zum Sterben zu viel Lebenskraft hat, an dem aber keine Faser mehr gesund ist. Unter solchen Verhältnissen ist es das schlimmste, was einem degenerierenden Kulturvolke geschehen kann, wenn es durch äußere oder innere Verhältnisse dazu bestimmt ist, den bitteren Kelch der Degeneration bis auf den letzten Tropfen zu leeren.

## VII.

# Das Aussterben der talentierten und genialen Familien im Mannesstamme.

Einer der interessantesten Mythen des Altertums ist der Mythus vom sogenannten Sündenfall. Doch darf man diesen Mythus nicht vom theistischen Gesichtspunkte auffassen, wie er sehr lange nach seiner Entstehung erst durch eine Priesterkaste gedeutet wurde, welche etwas ganz anderes darin gefunden hat, als die ursprünglichen Verfasser jedenfalls beabsichtigten. Dieser Mythus enthält nichts anderes, als die Entwicklungsgeschichte der ersten Kulturmenschheit, er allegorisiert die ersten Schritte der Menschheit auf dem Wege der Kultur und schildert die Emanzipationsbestrebungen des Menschen, welcher es versucht, mittels der Erkenntnis der Natur sich von ihren Banden zu befreien. Er faßt auch die Folgen dieser Emanzipationsbestrebungen in lapidarischer Kürze zusammen. „Und Gott der Herr gebot den Menschen und sprach: Du sollst essen von allen Bäumen im Garten, aber vom Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen; denn welchen Tages du davon ißt, wirst du des Todes sterben“ (Moses 2. 17).

Damit ist das Schicksal der höheren Kulturmenschheit in wenigen Worten ausgesprochen, welches nichts anderes bedeutet, als den historischen Tod der Familien und Kasten, welche vom Baume der Erkenntnis gegessen, d. h. den Weg der Kultur betreten und auf demselben Hervorragendes geleistet haben. Es ist im Wesen des Mythus begründet, daß unter dem als Strafe für die Emanzipationsbestrebungen des Menschen von der Gottheit angedrohten Tode nicht der individuelle Tod gemeint gewesen sein kann. Ueber den individuellen Tod haben die alten Völker viel zu natürlich gedacht und es ist ihnen gewiß nie einge-

fallen, in Wahrheit anzunehmen, daß es je eine Zeit gegeben haben könnte, wo das Individuum selbst für unsterblich gehalten worden wäre, ließen sie ja oft genug selbst ihre Götter sterblich sein. Aber es gab einen Glauben an eine Unsterblichkeit, und der betraf die Familie, den Volksstamm. Wegen des so wichtigen Zusammenhanges mit dem Ahnenkultus gab es bei jenen alten Völkern, wo dieser Kultus besonders hoch gehalten wurde — und das waren eben gerade die strengen Inzuchtvölker, die Kulturträger —, nichts Schrecklicheres als den Tod der Familie, d. h. das Aussterben in männlicher Linie. Dem individuellen Tode konnte kein lebendes Wesen entrinnen, hier waren alle gleich, auch hatte das Leben des einzelnen in jenen Zeiten wenig Wert. Aber in bezug auf den Tod der Familie konnte es bei Kulturvölkern einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß hier der Tod der Familie bei den durch die Intelligenz hervorragenderen Familien, also bei den oberen führenden Ständen, eher eintrat, als bei den unteren Ständen, welche der Natur noch näher standen. Eine solche Beobachtung setzt vor allem ein bereits hohes Kulturleben voraus, ferner eine über viele Generationen sich erstreckende Erfahrung und traditionelle Mitteilung, wie das alles in den ältesten Kulturzentren am Nil und im Zweistromlande der Fall war. In Ägypten waren bereits achtzehn Dynastien in männlicher Linie ausgestorben, als Moses die Priesterschule von Heliopolis besuchte. Das nämliche konnte man sicher häufig bei den adeligen Familien und vor allem in der Priesterkaste selbst, welche hierüber Aufzeichnungen machte, beobachten. So lag also für die in solchen Kasten bereits nach Jahrtausenden aufgestapelte Weisheit und Erfahrung der Schluß nahe, daß es für jede Familie und Kaste gefährlich, ja tödlich ist, „vom Baume der Erkenntnis zu essen", d. h. den führenden Kasten anzugehören, für die eben die höhere Intelligenz, die bessere „Erkenntnis" der unterscheidende Charakter stets gewesen ist. Heute sind wir freilich nicht mehr auf eine solche uralte Priesterweisheit angewiesen; die Geschichte aller Kulturträger des Altertums und der späteren Zeiten liefern uns fortwährend den Beweis, daß das allegorische Bild der Genesis die Wahrheit spricht und daß jede Familie, welche auf dem Gebiete der „Erkenntnis" Hervorragendes ge-

leistet, also die Familien, welche wir die talentierten und genialen Familien nennen, früher oder später dem Aussterben im Mannesstamme unterliegen. Den naturgeschichtlichen Grund dieser merkwürdigen Tatsache müssen wir vor allem in zwei Faktoren suchen, welche eben immer mit dem Kulturleben der Menschheit verbunden sind. Erstens sind dies äußere Ursachen, d. h. solche Schädlichkeiten, welche mit dem höheren Kulturleben und seinen Folgen im Zusammenhang stehen, wie z. B. der schädliche Einfluß, den Reichtum und Luxus auf die Lebensführung der Menschen stets haben, zweitens innere Ursachen, nämlich die Folgen einer exklusiven, lange dauernden Inzucht und der disharmonischen Züchtung einzelner Charaktere, wodurch der Boden für pathologisch konstitutionelle Prozesse vorbereitet wird.

Wir können aber sehen, daß das Aussterben der talentierten und genialen Familien in etwas verschiedener Weise vor sich geht. Während das Aussterben der talentierten Familien einen mehr chronischen langsamen Verlauf nimmt und dem Sterben des Einzelindividuums infolge Marasmus gleicht, sterben die männlichen Linien der Genies häufig rasch und wie durch eine akute Krankheit dahingerafft, aus. Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung scheint darin zu liegen, daß bei den talentierten Familien mehr die Inzucht und ihre schädlichen Folgen, d. h. vor allem die allmähliche langsame Abnahme der geschlechtlichen Reproduktionskraft, die vorherrschende Ursache ist, während bei den genialen Familien auch die extreme Züchtung einzelner Charaktere und die dadurch herbeigeführte körperliche und geistige Disharmonie und die pathologischen Folgen derselben die Hauptursache bilden. Daß hier noch neben den gemeinsamen Schädlichkeiten des höheren Kulturlebens verschiedene andere biologische Ursachen wirksam sind, dafür spricht schon auch der Umstand, daß die talentierte Anlage fast immer durch mehrere Generationen sich vererbt und die männlichen Linien des Talentes mindestens durch acht bis zehn Generationen, ja unter günstigen Umständen viel länger am Leben bleiben, während die geniale Anlage sich in der männlichen Linie fast niemals vererbt, ja oft schon in der nächsten Deszendenz des Genies ein auffallender Rückschlag bis zur Mittelmäßigkeit und darunter eintritt und die männliche

Linie fast regelmäßig schon in der zweiten oder dritten Generation ausstirbt.

Aber bei diesem Aussterben der männlichen Linie des Talentes und Genies ist noch ein Moment besonders zu berücksichtigen. Wenn es auch sicher zu sein scheint, daß die inneren und äußeren Schädlichkeiten, welche mit dem höheren Kulturleben unter allen Verhältnissen verbunden sind, das Aussterben der männlichen Linie des Talentes und Genies früher oder später doch unabwendbar machen würden, so ist es doch gewiß nicht notwendig, daß die Lebensdauer dieser Familien eine so kurze und häufig auch noch mit so schweren finanziellen und körperlichen Katastrophen verbunden ist. Hier spielt, wie wir deutlich sehen können, der dem Talent in der Regel zuströmende Reichtum und die mit dem Reichtum verbundene unnatürliche luxuriöse Lebensführung, besonders wenn dieselbe durch mehrere Generationen ihre schädigende Wirkung auf die körperliche und geistige Konstitution auszuüben Gelegenheit hat, die perniziöse Rolle und beschleunigt zweifellos das Aussterben sowohl als auch den Eintritt eines unnatürlichen, frühzeitigen Marasmus der Familien des Talentes. Wir können überall dort, wo die talentierten Familien durch äußere Verhältnisse vor dem schädlichen Einfluß des Reichtums und eines luxuriösen Lebens geschützt waren, eine viel längere Lebensdauer und eine größere Konstanz in der Vererbung der talentierten Anlage konstatieren, während dort, wo eine talentierte Familie oder Kaste rasch zu großem Reichtum gelangt, das biologische Ende gewöhnlich sehr schnell eintritt.

Wenn man sich die Ahnentafeln oder Stammbäume der durch Rang oder Vermögen hervorragenden Familien ansieht, so stößt man fast regelmäßig auf einen talentierten Ahnen, durch dessen über die Mittelmäßigkeit hervorragende Tätigkeit auf irgend einem Gebiet des Kulturlebens, sei dies nun in den primären oder sekundären Künsten, das gesellschaftliche Aufsteigen der Familie bedingt und deren Stellung und Reichtum durch nachfolgende Talente gefestigt und vermehrt wurde. Fürstengunst und Protektion sind, wie man aus der Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies deutlich sehen kann, in gesunden Zeiten eines Volkes viel weniger die Ursache des Aufsteigens der Familien, als man gewöhnlich glaubt. Das

wahre Talent in irgend einer Kunst ist immer die Leiter gewesen, auf der die Familien aus den unteren Ständen in höhere Stände und zu Macht und Ansehen aufgestiegen sind. Erst in Degenerationszeiten kommen Protektion und Nepotismus mehr zur Geltung. Die verschiedene Art und Weise des Aussterbens der talentierten und genialen Familien erfordert auch eine gesonderte Betrachtung.

## A. Das Aussterben der männlichen Linien des Talentes.

Das Aussterben der männlichen Linien des Talentes kann man am besten übersehen, wenn man das Schicksal der Familien des politisch führenden Talentes, also die Lebensdauer der oberen Kasten der alten Kulturvölker in den großen Zügen, wie sie uns in der Geschichte erhalten sind, beobachtet. Wir haben im Altertum zwei Staaten, wo das politische und kriegerische Talent in hervorragender Weise in der führenden Kaste gezüchtet wurde: Sparta und Rom. In Sparta sehen wir die führende Kaste von einer Zahl von 8000—9000 Familien im Verlaufe von 600—800 Jahren (also 20—30 Generationen) auf wenige hundert Familien zusammenschmelzen. Aristoteles selbst sagt, daß Sparta hauptsächlich an der immer geringer werdenden Zahl seiner Familien zugrunde gegangen ist. In keiner Adelskaste wurde aber das Inzuchtprinzip so streng eingehalten, wie bei den Spartanern und darum tritt auch hier das Nachlassen der geschlechtlichen Reproduktionskraft in den Familien des politischen und kriegerischen Talentes so auffallend zutage. Hier kann auch von dem Einfluß pathologischer Momente infolge verhinderter natürlicher Auslese nicht die Rede sein, da Luxus und Reichtum bei den Spartanern keine Rolle spielten und die natürliche Auslese, welche so wie so durch ein sehr naturgemäßes und kriegerisches Leben in fortwährender Tätigkeit blieb, auch noch durch eine strenge künstliche Auslese der etwa schwächlichen Kinder (Aussetzen am Taigetus) unterstützt wurde.

Etwas langsamer ging das Aussterben beim römischen politischen und kriegerischen Talent vor sich, obwohl die Zahl der patrizischen Familien, in denen das römische Talent vorwiegend repräsentiert war, viel kleiner war als in Sparta. Wenn auch in Rom die Inzuchtschranken anfangs zwischen

plebejischem und patrizischem Blute unübersteigbar waren, so wurden hier doch durch das Canuleische Gesetz im Jahre 445 v. Chr. diese Schranken beseitigt und waren es besonders die weiblichen Linien plebejischer Häuser, die mittels des goldenen Schlüssels — großen Reichtums — sich die Pforten der stolzen, aber doch schon häufig verarmenden Patrizierburgen eröffneten. Hemmte auch das Eindringen des plebejischen und später sogar des Blutes von Freigelassenen die Erstarrung und das Nachlassen der geschlechtlichen Reproduktionskraft, so konnte bei der doch vorwiegenden Inzucht das Aussterben dieser Familien um so weniger aufgehalten werden, als dann noch später der Einfluss eines außerordentlichen Luxus und Reichtums die schädlichen Wirkungen der Inzucht verstärkte. So kam es, daß zur Zeit Augustus, also ebenfalls nach 600—700 Jahren oder 20—30 Generationen, fast alle berühmten Patriziergeschlechter ausgestorben waren und die Namen derselben trotz Adoption in der Kaiserzeit fast ganz verschwinden. So sehr war das früher in dieser Kaste und im Volke so zahlreich vertretene politische und kriegerische Talent um diese Zeit bereits versiegt, degeneriert und ausgestorben, daß der Kaiserthron nur mehr durch wenige Generationen mit römischem Vollblute besetzt werden konnte (Julier und Flavier). Dann kam sowohl auf dem Kaiserthrone als auch bei den Ämtern im Heere und im Staatsdienste nur mehr Blut aus den Provinzen an die Reihe und aus dem Verzeichnis der Namen der Konsuln und Senatoren verschwinden die berühmten Familien vollständig. Selbst die Bemühungen einzelner Kaiser, dieselben zu erhalten, waren vergebens. Ebenso ergeht es den Familien des kriegerischen und Herrschertalentes im Mittelalter. Wie rasch die kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Familien im Mittelalter in männlicher Linie ausstarben, ist bei der noch so barbarisch einfachen Lebensweise und der noch scheinbar unverbrauchten körperlichen und geistigen Kraft jener Zeiten fast tragisch zu nennen. Ebenso ergeht es aber den adeligen Familien, in denen das politische und kriegerische, ja solange kein Mittelstand existierte, fast das Talent aller Künste konzentriert war. Wir haben dafür einen Anhaltspunkt in dem raschen Übergang der Manneslehen. Aus den alten Chroniken kann man ersehen, wie auffallend schnell hier die berühmten Familien im Besitze wechselten und daß daran eben

das Aussterben in männlicher Linie den stärksten Anteil hatte. Der beste Beweis für das fast vollständige Aussterben des mittelalterlichen politisch führenden Talentes in männlicher Linie aber ist, daß es heute sehr wenige Adelsfamilien gibt, die imstande sind, in Wirklichkeit ihren Adel auf das Mittelalter zurückzuführen, und bei denen die Ansprüche auf ein so hohes genealogisches Alter auch einer strengen Kritik gegenüber standhalten würden.

Wie mit den Familien des politisch führenden und des kriegerischen Talentes, so geht es auch mit den talentierten Familien der übrigen Künste, nur daß uns hier keine solchen statistischen Notizen zu Gebote stehen. Doch haben wir auch bezüglich des Aussterbens des Talentes für bürgerliche Kreise keine so genauen Nachweise wie beim Adel, so genügt doch die Tatsache, daß es in allen größeren Städten nur sehr wenig hervorragende Familien gibt, die sich nachweisbar über einige Jahrhunderte erhalten haben. Dies läßt darauf schließen, daß es sich hier ebenso verhält, wie bei den Familien des politischen Talentes. Wie wir aber bei Lorenz sehen können, existiert auch hier ein sehr bemerkenswertes Beispiel an dem erst in neuerer Zeit hergestellten Stammbaum der Familie Triller. Es ist dies die Familie des durch den sächsischen Prinzenraub berühmt gewordenen Köhlers, dessen Nachkommen bekanntlich im Genuß einer für die Familie Triller bestehenden Stiftung, des sogenannten Triller-Korns sind. Hier ist — freilich lückenhaft — eine Nachkommenschaft vorgeführt, welche sich aus tiefstehenden Berufen in mannigfachen Zweigen als Talente emporgearbeitet hat. Da zeigt sich uns in wiederholten Fällen die Tatsache, daß diejenigen Nachkommen, die sich in den untergeordneten Lebens- und Beschäftigungszweigen halten, die Familie Triller fortpflanzen, während die in höhere Stände aufgestiegenen Familien, also die talentierten, in männlicher Linie aussterben.

An dieser Stelle ist es notwendig, über ein merkwürdiges Phänomen, welches sich beim Aussterben talentierter Familien in männlicher Linie nicht selten zeigt, zu sprechen. Es ist dies eine Erscheinung, wie sie auch häufig beim Tode des Einzelindividuums zu beobachten ist. Bevor nämlich das Leben endgültig erlischt, tritt oft ein merkwürdiges Aufflackern der Lebenskraft ein, welches sich durch ein auffallendes Wohlbehagen und

eine Zunahme der bereits dahinschwindenden Kräfte ausspricht. Es gleicht diese Erscheinung dem letzten Aufflackern einer Flamme vor ihrem endgültigen Erlöschen. Es ist das natürlich keine Erscheinung, welche nur für die talentierten Familien charakteristisch wäre, aber sie tritt hier in etwas auffallender Weise auf. Es geht nämlich dem Aussterben einer Familie in den vorausgehenden Generationen sehr häufig eine merkwürdige geschlechtliche Überproduktion voraus, oder die Kraft eines bereits in Degeneration begriffenen, talentierten Geschlechtes flammt noch in einer besonders talentierten oder genialen Persönlichkeit, die alle guten und schlechten Charaktere der Familie in höchst potenzierter Weise besitzt, auf, um mit dieser Persönlichkeit selbst oder nach ein oder zwei Generationen darauf endgültig zu erlöschen.

Die oben erwähnte geschlechtliche Überproduktion vor dem endgültigen Aussterben hervorragender Familien läßt sich natürlich nur wieder aus den Familien des politisch führenden Talentes nachweisen, da nur von diesen genau statistische Daten vorliegen. Bei Lorenz[1]) findet man eine derartige Zusammenstellung über dieses auffallende Phänomen.

Dies ist also das gewöhnliche Schicksal, welches die talentierten Familien in ihren männlichen Linien trifft. Es treten aber besonders für die politisch führenden talentierten Familien Zeiten auf, wo das sonst langsame Aussterben dieser Familien eine akutere Form annimmt und diese Familien durch eine Katastrophe geradezu dezimiert oder wirklich fast ausgerottet werden. Man hat solche Katastrophen der talentierten politisch führenden Familien „die Ausrottung der Besten" genannt und diese Phrase hat, seit die Geschichte dem Einfluß einer naturgeschichtlichen Auffassungsweise sich nicht mehr entziehen kann, auch in die Werke neuerer Geschichtsforscher Eingang gefunden. Sie ist aber streng genommen unrichtig, weil es naturgeschichtlich eine Ausrottung des wahren, gesunden Talentes nicht gibt. Ist ein Volk und sein politisch führendes Talent in den oberen Kasten noch gesund, so ist es, auch wenn es ein kleines Volk ist, fast unbezwingbar. Meistens sind aber bei diesen Katastrophen die talentierten Familien bereits in einem

[1]) Prof. Lorenz, Lehrbuch der Genealogie S. 483.

Degenerationsstadium begriffen, sind also im wahren Sinne des Wortes keine „ἄριστοι" mehr, sind vielmehr unwürdige Epigonen talentierter Vorfahren und die Katastrophe ist eben nichts anderes, als das gewöhnliche, naturgesetzliche Schicksal des in Degeneration begriffenen Talentes, nur in etwas akuterer Form. Ein gesundes Volk mit noch gesunden oberen Kasten ergänzt die talentierten Familien, welche in solchen politischen Katastrophen dezimiert werden, sehr rasch, weil die weiblichen Linien des Talentes gewöhlich erhalten bleiben, also die wichtigere Erbschaftsmasse durch die Katastrophen nicht tangiert wird und die zur Regeneration notwendigen Wurzelcharaktere im Volke stets vorhanden sind. Hat aber die Degeneration den Mittelstand und den Bauernstand ergriffen, dann freilich muß eine solche Katastrophe für ein Volk tödlich werden, weil damit die Züchtung der Familien des führenden Talentes überhaupt nachläßt und auch eine Regeneration der talentierten Familien nicht mehr so leicht möglich ist.

Den naturgeschichtlichen Katastrophen, in welchen die talentierten Familien dahingerafft werden und die mit dem Aussterben in männlicher Linie enden, geht gewöhnlich der finanzielle Ruin voraus, d. h. die Familien verlieren infolge Nachlaß des Talentes ihren Reichtum und rücken in niedere Stände herab. Diese Katastrophe ist natürlich dort am auffallendsten, wo das größte mobile Vermögen sich ansammelt, in den Häusern der talentierten Kaufleute. Hier fürchtet man, wie Roscher sagt, von jeher die dritte Generation, was schon das alte Sprichwort über solche Häuser ausdrückt: Der Vater (das Talent) erwirbt, der Sohn erhält und der Enkel vertut. Wenn auch die finanziellen und biologischen Katastrophen in diesen Familien des kaufmännischen Talentes in der Regel etwas langsamer vor sich gehen, so wissen wir doch heute nach den statistischen Forschungen Hansen's (Die drei Bevölkerungsstufen), daß der Verbrauch und der finanzielle Ruin in den oberen Ständen, dort, wo keine künstlichen Schutzwehren bestehen, viel rascher ist, als man gewöhnlich glaubt. Das Gesetz der natürlichen Auslese waltet hier zu Zeiten mit seiner ganzen Schärfe. Und wenn es auch das politische Talent und der Kapitalismus verstanden haben, in dem Fideikommiß und in den Aktiengesellschaften eine Art von finanzieller Schutzwehr

gegen solche Katastrophen zu schaffen und dadurch die talentlosen und degenerierenden Nachkommen solcher politischer und finanzieller Talente sich länger in Machtstellungen erhalten, als ihnen naturgemäß zustehen würde, so ist dies doch nur eine kurze Täuschung, da der politische und finanzielle Tod in der Regel dadurch nur etwas verzögert aber nicht aufgehalten wird. Vor allem aber gibt es keinen Schutz gegen das Aussterben in männlicher Linie, ja der Reichtum und die Macht, welche solche degenerierte Familien noch in den Händen haben, beschleunigt infolge des unnatürlichen Lebens geradezu dieses Aussterben.

Hätten wir ein anschauliches Bild von dem raschen Umschwunge des sogenannten „Glücksrades", auf dem von jeher die Familien der führenden Kasten, also des Talentes, auf- und absteigen, so würde selbst ein fanatischer Anhänger der Sozialdemokratie sich wundern, wie gründlich und rasch die Naturgesetze hier ihre unaufhaltsamen Wirkungen ausüben, und daß es eigentlich ganz überflüssig ist, das Tempo desselben besonders zu beschleunigen. Naturgeschichtlich gibt es keine lächerlichere Phrase, als die zwei Hauptschlagworte der Sozialdemokratie „Gleichheit und Brüderlichkeit". Denn das erste würde die Aufhebung der Züchtung des Talentes und Genies bedingen, ja zur Voraussetzung haben. So lange das aber nicht möglich ist, wird es auch nicht möglich sein, ein anderes Verhältnis unter den Menschen zu erhalten, als das des Herrn und Knechtes. Mag auch das Verhältnis in Wirklichkeit unter tausend verschiedenen Formen verschleiert und verdeckt werden, das Talent wird doch stets der natürliche Herrscher bleiben. So lange es weibliche Linien des Talentes gibt — und die werden nie aussterben — so lange wird es also auf der Erde auch immer eine Herren-Schichte geben. Zu den talentierten Familien wird auch stets die Macht und der Reichtum sich hinziehen und wird das natürliche Recht der geistigen Führung dieser Familien dadurch unterstützt werden. Aber es ist das unbestrittene und naturgeschichtlich begründete Recht jedes Volkes, zu verlangen, daß alle künstlichen Hemmungen im Auf- und Absteigen der talentierten Familien und Kasten entfernt und dem von der Natur so wie so stets eingeleiteten Ausleseprozeß der Unfähigkeit freier Lauf gelassen wird. Das Volk

hat immer das naturgesetzlich begründete Recht, vom wirklichen Talent geführt zu werden, sei dies nun ein selbstgezüchtetes oder ein fremdes, durch Eroberung ihm aufgezwungenes. Alle Revolutionen in der Naturgeschichte der Kulturmenschheit sind im Grunde genommen niemals etwas anderes gewesen, als Reaktionen gegen die unnatürliche Tatsache, daß die Führer- und Herrenrechte, welche nur dem wahren Talente von Natur aus zustehen, von talentlosen und bereits degenerierenden Familien und Kasten auf Grund der Verdienste talentierter Vorfahren und künstlicher Gesetze usurpiert und dadurch der berechtigte Anspruch aufstrebender Talente auf die Führerschaft gehemmt wird. Solche Revolutionen können schon darum nicht aufgehalten werden, weil sie eigentlich nichts anderes darstellen, als einen nur künstlich etwas beschleunigten Naturprozeß, der also unter allen Verhältnissen, wenn auch weniger stürmisch, vor sich gehen würde. Dieses „sich am Ruder erhalten-wollen" unfähiger talentloser Familien ist immer das eigentliche Unrecht aller oberen Kasten in Degenerationszeiten derselben gewesen. Die Geschichte lehrt uns aber, daß dieses Unrecht, wenn das Volk noch gesund und willenskräftig war, niemals lange geduldet worden ist.

## B. Das Aussterben der männlichen Linien des Genies.

Ich habe bereits auf den Unterschied hingewiesen, der bezüglich des Aussterbens der männlichen Linie zwischen Talent und Genie besteht. Schon den Alten fiel die akute, tragische Art und Weise des Schicksals auf, dem die Nachkommen des Genies verfielen. Sie hielten dieses Schicksal für eine Strafe der Götter und eine Folge des Neides derselben für die Anmaßung des Genies, ihnen in dem Hervorragen gewisser Charaktere ähnlich sein zu wollen.

Wenn wir nun nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung forschen, so kommen wir bald zur Überzeugung, daß hier viele Ursachen zusammenwirken müssen, um das so merkwürdige Phänomen in der Naturgeschichte der Menschheit zu erklären. Ich habe das Genie als die extremste Züchtung der menschlichen Intelligenz, die jeweilig erreich-

bar ist, bezeichnet. Sie gibt gleichsam die Marke an, bis zu welcher Höhe in einer bestimmten Kulturepoche die Züchtung der wichtigsten menschlichen Charaktere und Gefühle getrieben werden kann. Solche extreme Züchtungen einzelner Charaktere sind in der ganzen organischen Welt mit der Gefahr verbunden, daß sie die Grenze der harmonischen Bildung leicht überschreiten und in das Disharmonische, Pathologische hinüberschwanken. Da sich in der Natur die Extreme überall berühren und darum gerade bei extremen Züchtungen Rückschläge bei der Deszendenz sehr leicht eintreten, so erklärt sich hieraus schon der auffallende Unterschied, der gewöhnlich zwischen der Intelligenz des Genies und der seiner Nachkommen besteht, und der ohne die Annahme einer bereits disharmonischen Züchtung bei letzteren nicht leicht erklärlich wäre. Wenn es aber auch keinem Zweifel unterliegt, daß solche disharmonische oder pathologische Prozesse lokaler oder allgemeiner Natur eine Unfruchtbarkeit zuweilen wohl hervorrufen können, so könnte dies aber doch nicht so regelmäßig der Fall sein, abgesehen davon, daß wir genug Genies kennen, bei denen wir nichts Pathologisches nachweisen können und deren Deszendenz doch dem gleichen Schicksal unterliegt.

Wenn auch bei der Züchtung des Genies, die Inzucht wenigstens von einer Seite der Ahnenreihe vorhanden sein muß, so können wir hier doch nicht, wie beim Talent, die Folgen der Inzucht, also das Nachlassen der geschlechtlichen Reproduktionskraft für das Aussterben der männlichen Linie beschuldigen, weil wir beim Genie in den diesbezüglich maßgebenden letzten Ahnenreihen stets eine Blutmischung verschiedener Stände, Stämme oder Nationen vor uns haben, welche unter normalen Verhältnissen gerade das Gegenteil — eine Zunahme der geschlechtlichen Reproduktionskraft — hervorrufen müßte, wie wir dies bei Blutmischungen im ganzen Tierreich ja regelmäßig beobachten können. Es muß also hier noch ein anderer Faktor zur Geltung kommen, welcher dieses rasche Aussterben der männlichen Linie des Genies bewirkt. Wie wir aus den Erscheinungen beim Eintreten der Pubertät und den Folgen der Kastration bei Menschen und Tieren beobachten können, besteht zwischen Gehirn und Geschlechtsdrüsen ein gewisser Zusammenhang, dessen physio-

logische und biologische Bedeutung aber noch nicht genügend erforscht ist. Das Gehirn sowohl als die Geschlechtsdrüsen sind zweifellos diejenigen Organe des Körpers, welche zu ihrer physiologischen Tätigkeit die intensivsten und feinsten Kräfte des Organismus beanspruchen und darum auch als die zwei wichtigsten Konkurrenten im Kräfteverbrauch des Organismus sich gegenseitig am ehesten zu hemmen imstande sind, besonders wenn das normale Gleichgewicht einmal gestört ist. Im ganzen Tierreich kann man nun die Beobachtung machen, daß zwischen intellektueller Hochzucht und Geschlechtsreproduktion ein antagonistischer Zusammenhang besteht, und daß auf diesem Felde das überall beobachtete „lex parsimoniae naturae" ganz besonders zur Geltung kommt. Durch die extreme intellektuelle Züchtung schon des Talentes, aber noch mehr des Genies scheint also im Wege der Wirkung dieses Gesetzes eine derartige Schwächung der geschlechtlichen Reproduktionskraft einzutreten, daß Kinderlosigkeit besonders beim Genie eine nicht seltene Erscheinung ist, oder wenigstens die männliche Eizelle im Kampfe mit der weiblichen bei der Tendenz, das eigene Geschlecht durchzusetzen, immer seltener Siegerin bleibt und diese geschlechtliche Schwäche bei der Deszendenz noch zunimmt, so daß entweder nur mehr weibliche Nachkommen erzeugt werden oder Unfruchtbarkeit eintritt. Das häufige Auftreten pathologischer Zustände beim Genie selbst oder bei seiner Deszendenz macht sich, wie das in allen Familien zu beobachten ist, auch noch durch eine größere Kindersterblichkeit geltend, was natürlich bei der an und für sich wenig zahlreichen Nachkommenschaft des Genies und bei dem Umstande, daß dabei die männliche Deszendenz auch noch als die weniger widerstandsfähige sich erweist, für die Erhaltung der männlichen Linie um so deleterer sein muß.

Für diese Annahme würde auch sprechen, daß Ausnahmen von dieser Regel am ehesten noch bei den Genies jener Künste und jener Zeiten vorkommen, wo die Lebensführung einfach, die disharmonische Züchtung zwischen Körper und Geist nicht so unnatürlich ist, wie dies gewöhnlich in den Zeiten eines höheren Kulturlebens der Fall ist und darum die geschlechtliche Entwicklung nicht so stark auf Kosten der Entwicklung des Intellektes gehemmt wird. Dies ist in den gesunden

Jugendzeiten der alten Kulturvölker, z. B. bei den Griechen, der Fall gewesen und auch in jenen Ständen, wo man die Pflege des Körpers nicht fortwährend auf Kosten des Geistes vernachlässigt, z. B. im Kriegerstande. Immerhin bleibt aber auch in solchen Fällen die längere Lebensdauer der männlichen Linien des Genies eine der seltensten Erscheinungen.

Es scheint nun, daß das Genie eine instinktive Ahnung von dem unaufhaltsamen Schicksal hat, welches seiner Nachkommenschaft beschieden ist. Dies würde uns die merkwürdige Tatsache erklären, die aus den Biographien zahlreicher Genies hervorgeht, daß für das Genie die sonst jedem Menschen so wichtige Frage des Fortpflanzungstriebes und der Erzeugung einer legitimen Nachkommenschaft keine so hervorragende Rolle spielt. Während sich das Talent in dieser Frage ganz normal verhält, bemerken wir beim Genie nicht selten eine starke Abneigung gegen die Ehe und sein Verhalten gegen das weibliche Geschlecht ist auch mitunter von Eigenheiten begleitet, die es auch hier von der gewöhnlichen Menge der Menschen unterscheidet. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als wir dabei die Beobachtung machen können, daß die künstlerische Erbschaftsmasse sowohl des Talentes als des Genies für die Zuchtwahl einen das weibliche Geschlecht sehr anziehenden sekundären Geschlechtscharakter darstellt, wodurch es bedingt ist, daß das weibliche Geschlecht besonders dem Genie mehr entgegenkommt, als dies sonst dem männlichen Geschlecht gegenüber in der Regel der Fall ist.

Auffallend ist, wie gesagt, auch beim Genie, wenn es sich entschließt, eine Ehe einzugehen, die nicht seltene Kinderlosigkeit oder ein im Verhältnis zur Norm schwacher Kindersegen. Man könnte nun versucht sein, dieses Symptom auch auf das widrige Schicksal zu schieben, unter welchen das Genie sehr häufig, gerade in den besten Mannesjahren zu leiden hat, wodurch möglicherweise die Freude am Hervorbringen einer zahlreichen Nachkommenschaft beeinflußt wird. Da aber auch die Genies auf dem Throne, wo doch alle Verhältnisse die Wünsche nach einer zahlreichen Nachkommenschaft begünstigen, diesen auffallenden Mangel an Kindersegen aufweisen, so müssen wir zugeben, daß hier tiefere somatische Gründe diese Erscheinung hervorbringen. Wenn auch die Nachkommenschaft des Genies

bei dessen Lebzeiten unter dem widrigen Schicksal und dem Hasse der zahlreichen Gegnerschaft zu leiden hat, so tritt doch gewöhnlich schon in der nächsten Generationsfolge der Umschlag zugunsten des Genies ein und durch den steigenden Ruhm, welcher nicht selten auch von materiellen und anderen Vorteilen begleitet ist, wird der Kampf ums Dasein den Nachkommen des Genies häufig erleichtert, wozu auch noch der Wunsch kommt, den nun berühmten Namen am Leben zu erhalten. So wurden z. B. die Enkel Goethes baronisiert und der Sohn des Columbus zum Herzog erhoben, obwohl sie ganz gewöhnliche Durchschnittsmenschen waren und kein anderes Verdienst besaßen, als das Genie zum Ahnen gehabt zu haben.

Alles das kann aber das eherne Naturgesetz nicht hindern, seinen Weg zu gehen und wir sehen, daß selbst unter solchen günstigen Verhältnissen die männliche Linie des Genies selten die dritte Generation, noch seltener aber eine längere Generationsreihe erreicht.

Da die talentierte Anlage vererbbar ist und gewöhnlich in einer und derselben Familie in mehreren Linien zur Erscheinung kommt, so ist auch die künstlerische Erbschaftsmasse in zahlreichen weiblichen Linien vertreten und man kann, so schwer oder unmöglich auch der genealogische Beweis hierfür im einzelnen Fall zu erbringen ist, doch es als ein Naturgesetz hinstellen, daß eine talentierte Familie in weiblicher Linie sehr selten ausstirbt, also die künstlerische Erbschaftsmasse einer talentierten Familie fast nie ganz verloren geht. Auch hierin unterscheidet sich die geniale Familie etwas von der talentierten. Da das Genie beinahe nur auf eine Erscheinung in einer Generationsreihe beschränkt bleibt und ein zweimaliges Auftreten des Genies in einer und derselben männlichen Linie zu den größten Seltenheiten in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes gehört, so ist bei der schwachen Kinderzahl, die in den genialen Familien herrscht, die Gefahr an sich groß, daß auch die weibliche Linie des Genies ausstirbt. Wir sind nun leider diesbezüglich meistens nur auf die Nachrichten über die erste Generation angewiesen, während über die weiblichen Linien des Genies sehr häufig die späteren Nachrichten fehlen. Aber aus dem, was hierüber vorhanden ist, ergibt sich, daß

beim Genie die weibliche Linie auch wirklich nicht selten dem Aussterben unterliegt.

Wir haben uns nun noch etwas eingehender mit der Frage zu beschäftigen, warum das Schicksal des Aussterbens der talentierten und genialen Familien vorwiegend die männlichen Linien betrifft und die weiblichen Linien, wenigstens die des Talentes, regelmäßig am Leben bleiben. Ich habe früher erwähnt, daß die männlichen Linien hauptsächlich darum aussterben, weil bei der Deszendenz der talentierten und genialen Familien wahrscheinlich die Fähigkeit der männlichen Eizelle erlischt, ihr Geschlecht im Kampfe mit der weiblichen Eizelle durchzusetzen. Dies dürfte beim Genie wenigstens nicht der einzige Grund sein, sondern wir müssen, wie gesagt, hier schon tiefere somatische Veränderungen annehmen, denen die männlichen Linien des Genies mehr ausgesetzt sind als die weiblichen. Im vorigen Kapitel habe ich hervorgehoben, daß es zwei Organe im Kulturleben des Menschen sind, welche besonders dem Mißbrauch unterliegen und darum auch vorzugsweise der pathologischen Degeneration verfallen. Es sind dies das intellektuelle Organ, das Gehirn und die Geschlechtsorgane. Wir haben auch konstatiert, daß sowohl bei der Hochzüchtung der mit diesen Organbetätigungen zusammenhängenden Charaktere, als auch bei dem Mißbrauch der Organe im Kulturleben sogar eine Arbeitsteilung bei beiden Geschlechtern eingetreten ist. Wenn auch durch die zweielterliche Vererbung der Nutzen und der Schaden dieser Hochzucht auf beide Geschlechter übertragen wird, so partizipiert doch jedes Geschlecht aus biologischen Gründen in verschiedener Weise an den Folgen dieser Hochzucht und wir können deutlich sehen, daß der Schaden des höheren Kulturlebens das männliche Geschlecht weit mehr trifft als das weibliche.

Da besonders das intellektuelle Zentralorgan nicht nur biologisch das wichtigste, sondern auch somatisch das empfindlichste Organ ist, so muß auch unter seiner Schädigung durch Mißbrauch das männliche Geschlecht mehr leiden als das weibliche. Dies zeigt sich schon in dem verschiedenen Verhalten der Geschlechter bei Erkrankungen des Zentralnervensystems im Kindesalter, ferner durch die viel geringere Beteiligung des weiblichen Geschlechtes an den Geisteskrankheiten,

besonders an den schweren Formen derselben. Dazu kommt noch die im allgemeinen bessere hygienische Lebensweise des weiblichen Geschlechtes, die seltenere Schädigung des Organismus durch Nervengifte, Alkohol usw., vor allem aber der größere Schutz vor den Schädlichkeiten des harten Kampfes ums Dasein, die vorzugsweise das männliche Geschlecht treffen. Durch alle diese Verhältnisse ist es bedingt, daß in Degenerationszeiten die weibliche Linie viel weniger unter den Degenerationssymptomen (welche ja hauptsächlich das Gehirn und seine Fähigkeiten betreffen) leidet, als das männliche Geschlecht. Aber auch von dem Schaden bei der disharmonischen Hochzüchtung der geschlechtlichen Sphäre fällt dem männlichen Geschlecht der größere Teil des Schadens zu, obwohl hier die Hochzüchtung hauptsächlich eine Arbeit des weiblichen Geschlechts ist. Denn beim weiblichen Geschlecht wird der Mißbrauch und die Betätigung disharmonischer Geschlechtstriebe durch strengere Sitten und Gebräuche, die auch die Männer im eigenen Interesse aufrecht erhalten, im Zaume gehalten, während es für die Betätigung krankhaft erhöhter und perverser Triebe beim männlichen Geschlecht infolge seiner größeren Freiheit viel weniger Hemmnisse gibt. Dadurch kommt es, daß das männliche Geschlecht gerade in Degenerationszeiten auch in geschlechtlich perverser Richtung sich mehr hervortut als das weibliche, obwohl das letztere als die eigentliche Quelle der Züchtung und Vererbung des bis in das Pathologische gesteigerten Geschlechtstriebes naturgeschichtlich angesehen werden muß. Es ist damit nicht gesagt, daß die weiblichen Linien des Talentes und Genies in Degenerationszeiten nicht auch stark von derartigen degenerativen Erscheinungen des Geschlechtslebens berührt werden können. Einzelne Erscheinungen beweisen sogar das Gegenteil in sehr auffallender Weise, da das Weib, wenn einmal entartet, auch hier, wie im Guten den Mann zu übertreffen imstande ist. Die Geschichte der Degenerationszeiten hat uns das Andenken solcher Messalinen in nicht wenigen Exemplaren aufbewahrt. Doch sind dies immer nur starke Minoritäten und im ganzen und großen ist das Gesetz, das in der ganzen belebten Natur gilt, daß nämlich das weibliche Geschlecht bei degenerativen Prozessen und der dadurch eingeleiteten Auslese stets das geschontere ist, auch

beim Menschen in Wirksamkeit. Es unterliegen also auch die weiblichen Linien des Talentes und Genies in Degenerationseiten einer schärferen natürlichen Auslese; aber diejenigen, die übrig blieben und sich mit den aufstrebenden, noch gesunden männlichen Linien der unteren Stände verbinden, erfahren regelmäßig in ihrer Deszendenz eine Regeneration und erhalten auf diese Weise in ihren Linien den erworbenen Kulturschatz an höher gezüchteten Gefühlen.

Fragen wir uns nun, welche kulturhistorischen Wirkungen dieses Naturgesetz des Aussterbens der männlichen Linien des Talentes und Genies haben muß, so mag der oberflächliche Beobachter da leicht zur Meinung kommen, daß durch diese „Naturausrottung der Besten" der Kulturmenschheit im allgemeinen und einer bestimmten Nation und deren Kulturblüte im besonderen wirklich ein unersetzlicher Schaden erwachsen müsse. Dieser Glaube müßte um so stärker sein, je mehr man der Ansicht wäre, daß die Hauptvererbung der künstlerischen Anlage bei der männlichen Linie liege und mit dem Aussterben der männlichen Linie also auch die wichtigere Erbschaftsmasse verloren ginge. Der Meinung waren alle alten Kulturvölker und wenn das Aussterben einer berühmten talentierten Familie in der männlichen Linie als ein nationales Unglück und als ein unersetzlicher Verlust für das ganze Geschlecht angesehen wurde, so hat neben den religiösen Einflüssen bezüglich des Ahnenkultus auch gewiß diese Meinung ihren Teil dabei. Wir sind aber heute in der Lage, einzusehen, daß das Aussterben der männlichen Linien des Talentes und Genies weder ein besonderer Verlust für die Menschheit im allgemeinen, noch für die Kulturblüte einer Nation im besonderen ist. Vor allem schon darum nicht, weil die talentierten Familien in der Regel erst dann aussterben, wenn sie die Höhe ihrer künstlerischen Beanlagung längst überschritten und bereits im Niedergang und in der Erstarrung, Rückbildung und Degeneration begriffen sind.

Diese Degeneration betrifft aber nun, was sehr wichtig ist, mehr die Wurzelcharaktere des Talentes und Genies, die Energie des Willens, den Fleiß, das Orientierungsvermögen usw., welche Charaktere leichter durch die aus dem Volke aufstrebenden männlichen Linien wieder ersetzbar sind. Dagegen bleibt die viel

langsamer zu züchtende und darum auch schwerer zu ersetzende Erbschaftsmasse der künstlerischen Gefühle in den weiblichen Linien des Talentes und Genies, wenn auch häufig in latenter und abgeschwächter Form, erhalten. Diese weiblichen Linien unterliegen auch, wie wir konstatieren konnten, nicht nur weniger der körperlichen und geistigen Degeneration, sondern auch der natürlichen Auslese bei Krankheiten. Für die weitere Übertragung und Erhaltung dieser künstlerischen Erbschaftsmasse auf spätere, wieder regenerierte Generationen ist aber auch der Umstand wichtig, daß diese aus einer Degenerationsperiode herübergeretteten höheren Kulturganglien durch die übrig gebliebenen weiblichen Linien des Talentes eine viel intensivere Verbreitung in verschiedenen Ständen und Nationen finden können, als dies durch männliche Linien der Fall wäre. Nur wenn eine talentierte Familie in der Höhe ihrer gesunden Züchtung durch eine Vis major dahingerafft würde, könnte man von einem Verlust für die Kaste oder das Volk sprechen.

Ein noch geringerer Verlust ist in der Regel das Aussterben der männlichen Linien des Genies. Nicht nur, daß hier der intellektuelle Niedergang schon bei der nächsten Deszendenz in der Regel ein rapider und auffallender ist, so ist ja auch die geniale Anlage so wie so sehr selten vererbbar. Auch erfährt die Züchtung des Genies durch das Aussterben seiner männlichen und weiblichen Linien gar keine Unterbrechung, solange es Stände gibt, wo tüchtige Wurzelcharaktere gezüchtet werden und solange die weiblichen Linien des Talentes ihre künstlerische Erbschaftsmasse an hochgezüchteten Gefühlen erhalten. Erst mit dem Ruin des Bauern- und Mittelstandes und mit einer fortwährend ungünstigen Vermischung der weiblichen Linien des Talentes beginnt der Nachlaß der Züchtung des Talentes und damit auch der Nachlaß der Züchtung des Genies.

In den gesunden Zeiten dieser beiden Stände und bei Reinhaltung der nationalen künstlerischen Erbschaftsmasse in den weiblichen Linien des im Mannesstamme ausgestorbenen oder noch blühenden Talentes in den oberen Ständen ist daher das Aussterben der männlichen Linie des Talentes und Genies ohne den geringsten Einfluß auf den

Kulturzustand eines Volkes, weil stets für ihren raschen Ersatz gesorgt ist.

Wie aber für den individuellen Menschen der natürliche Tod und der natürliche Marasmus senilis nichts Schreckliches an sich hat, wenn die Lebensführung eine naturgemäße war und die Qualen des Alters und des Sterbens fast immer eine selbstverschuldete Folge seiner eigenen unnatürlichen Lebensführung oder der seiner Vorfahren sind, so verhält es sich auch mit dem Aussterben der männlichen Linien der talentierten Familien. Nicht in dem natürlichen Altern und dem Tode der männlichen Linie einer talentierten Familie liegt das biologische Unglück, sondern in der selbstverschuldeten Voreiligkeit dieses Todes und in der häufig schrecklichen Art und Weise, in der das Altern und der Tod der männlichen Linie der talentierten Familien eintritt. Würden die männlichen Linien der talentierten Familien in hygienischer und sozialer Beziehung ein natürlicheres Leben führen, so würde das Altern und der notwendige Ausleseprozeß zwar auch nicht aufgehalten werden, aber derselbe würde viel langsamer und auf eine natürlichere Weise vor sich gehen. Auch die großen sozialen Katastrophen, wie sie gewöhnlich die Folge einer raschen Degeneration der Familien des primären politischen Talentes sind, könnten nicht ganz vermieden werden; sie würden aber viel von ihrer unnatürlichen Schärfe verlieren und nicht von so fürchterlichen Folgen für das Volk sowohl als die führenden Kasten selbst begleitet sein, wie dies leider in der Regel der Fall ist.

Bis jetzt lehrt uns aber die Geschichte, daß gerade jene talentierten Kasten und Stände, denen die Lebensdauer ihrer Familien am meisten am Herzen liegt und welche deren Erhaltung durch alle möglichen äußeren staatlichen und finanziellen Vorsichtsmaßregeln anstreben, die wichtigste Bedingung hierzu, eine naturgemäße Lebensführung, am meisten vernachlässigen und dadurch gerade das Gegenteil von dem herbeiführen, was sie mit so großer Sorgfalt verhüten wollen und wofür sie sich im scharfen Kampfe ums Dasein so sehr bemühen. Auch bei diesen Katastrophen der degenerierten Familien des Talentes und Genies haben die Menschen immer das grausame Schicksal und die Ungerechtigkeit der

Götter und der Natur angeklagt. Aber auch hier geht alles seinen natürlichen und gesetzlichen Weg und wenn von einer Grausamkeit gesprochen werden kann, so ist es nur die Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der der Mensch durch Generationen mit seinem sozialen und hygienischen Erbschaftskapital verfährt und dieses zum Schaden seiner Deszendenz verschwendet, wobei er sich dann freilich nicht wundern darf, wenn endlich die Natur ihre Konsequenzen zieht und die scharfen unerbittlichen Auslesegesetze trotz aller menschlichen Hemmungen wieder einmal katastrophenartig in ihr natürliches Recht treten.

## VIII.

# Das geographische und historische Auftreten der talentierten und genialen Familien.

Sind die Hauptgesetze, nach denen bestimmte Naturereignisse eintreten, einmal richtig erkannt, so werden wir nicht nur imstande sein, diese Ereignisse in der Vergangenheit besser zu erklären, sondern auch ihr Eintreten in der Zukunft unter bestimmten Bedingungen sicherer voraussagen können.

So werden uns auch an der Hand der bisher erörterten Entwicklungsgesetze, welche für die Züchtung der talentierten und genialen Familien Geltung haben, manche Erscheinungen in der Kulturgeschichte der Menschheit nicht nur besser verständlich sein, sondern wir werden dadurch auch befähigt, manche Irrtümer, die bisher bezüglich der Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies in Geltung waren, zu korrigieren.

Vor allem aber wird es uns besser begreiflich werden, daß das Auftreten der talentierten und besonders der genialen Familien an gewisse geographische Bezirke und an bestimmte Zeiten gebunden ist und ihre Züchtung niemals ein blinder Zufall sein kann. Wir haben gesehen, daß zur Züchtung der für das Talent wichtigen Wurzelcharaktere und Gefühle nicht nur ein mittleres Klima am günstigsten ist, sondern daß dazu auch die Beschäftigung mit Ackerbau oder Seehandel und vor allem die Bildung einzelner Kasten notwendig ist, in welchen diese Charaktere mit Hilfe engerer Inzucht auf eine bedeutendere Höhe gebracht und in welchen auch die spezifisch künstlerische Erbschaftsmasse besonders durch die weiblichen Linien auf dieser Höhe erhalten und vererbt wird. Ferner werden wir an der Hand der früher eruierten Züchtungsgesetze verstehen, warum gerade die Grenzdistrikte zweier rassen- oder stammverwandter und in der Zuchthöhe der Kultur und der Charak-

tere nicht sehr verschiedener Völker und besonders auch die Kolonien solcher Völker durch eine so auffallend häufige Züchtung von Naturen mit genialer Anlage sich auszeichnen. Während es also Völker gibt, bei denen die Züchtung der genialen Familien durch günstige geographische und biologische Verhältnisse der Blutmischung häufig ist, können wir auf der anderen Seite beobachten, daß es Völker gibt, bei welchen die Züchtung der genialen Familien sehr selten und fast nur das Talent zur Züchtung kommt, weil hier durch den Mangel einer entsprechenden Vermischung die Züchtung der genialen Anlage mehr gehemmt wird. Aber wie wir gesehen haben, kann nicht nur die Züchtung der genialen Anlage, sondern auch ihre Entwicklung durch ungünstige äußere Verhältnisse, ferner durch die schrankenlose Herrschaft des Talents und durch ein ungünstiges Milieu gehemmt werden. Dies war z. B. in allen rein aristokratischen Staaten im Altertum der Fall, solange die Aristokratie die volle Gewalt in Händen hatte und noch nicht degeneriert war.

Auf der anderen Seite ist es wiederum verständlich, daß in Staaten, wo es einer Kaste nicht gelingt, eine ausschließliche Herrschaft durch viele Generationen zu behaupten und wo also Kaste und Stände bei vorwiegender Inzucht doch gelegentlich einer stärkeren Vermischung ausgesetzt sind, die geniale Anlage viel häufiger ist und daß hier das herrschende Talent auch nicht die hemmende Wirkung auf die Entwicklung des Genies auszuüben imstande ist. Es ist dies im Altertum in allen Staaten mit gemischten Regierungsformen der Fall gewesen, also da, wo die Aristokratie frühzeitig in eine Timokratie oder gemäßigte Demokratie umgewandelt wurde wie dies z. B. in Athen und in den meisten griechischen Kolonien der Fall gewesen ist.

Ferner haben wir gesehen, daß jede Kulturepoche in einem Volke aus einer Blüteperiode des Talentes und Genies und aus einer Periode besteht, wo die talentierten Familien anfangen zu degenerieren. Eine solche beginnende Degenerationsperiode der Familien des primären Talentes ist dann regelmäßig mit einer stärkeren Vermischung der Stände, Kasten und Volksstämme begleitet, da solche Degenerationsperioden gewöhnlich die Ursache von Revolutionen und Bürgerkriegen etc. sind. Es sind

also in solchen Zeiten alle Bedingungen für die Züchtung der genialen Anlage in höherem Grade als unter normalen Verhältnissen vorhanden. Wir können auch den Einfluß solcher Katastrophen in der Entwicklungsgeschichte des Genies, besonders der sekundären Künste öfter nachweisen.

Bezüglich des historischen Auftretens des verkommenen Genies haben wir konstatiert, daß, wenn die Degeneration in den oberen Kasten immer weiter um sich greift und durch den Mangel der tüchtigen Talente das gute Beispiel und die richtige Erziehung seltener zu werden beginnt, regelmäßig der Zeitpunkt eintritt, wo dieses nicht nur in zahlreicheren Exemplaren zur Erscheinung kommt, sondern sogar anfängt, in der betreffenden Kunst eine hervorragende Rolle zu spielen, womit das Ende einer jeden Kunstblüte in jedem einzelnen Kunstfache unaufhaltsam geworden ist.

Wir konnten auch konstatieren, daß es ein Naturgesetz ist, wenn auf jeder Blüteperiode der talentierten und genialen Familien eine Degenerationsperiode folgt, in der dann ein Kulturvolk durch die mangelnde Produktion an Talent und Genie zugrunde gehen und früher oder später aus der Geschichte verschwinden muß. Wir haben ferner gesehen, daß bezüglich der Züchtung der talentierten und genialen Familien bei allen Kulturvölkern eine Arbeitsteilung stattgefunden hat und daß die primären Talente und Genies hauptsächlich in den oberen Kasten eines Volkes und die sekundären Talente und Genies hauptsächlich im Mittelstande ihre Zuchtstätte finden. Da der Mittelstand vorzugsweise mit der Bildung des Städtewesens in Zusammenhang steht, so werden wir dadurch wiederum den auffallenden Zusammenhang der Blütezeit der sekundären Talente und Genies mit der Blütezeit des Städtewesens besser begreifen. Das Walten aller dieser Gesetze werde ich später in einem besonderen Werke an der Entwicklungsgeschichte jener talentierten und genialen Völker, deren Biographien bereits abgeschlossen vor uns liegen, nachzuweisen suchen. In diesem Kapitel will ich aber in kurzen Zügen den statistischen Beweis erbringen, daß die Züchtung besonders der genialen Familien, abgesehen von inneren Katastrophen, bei einem Kulturvolke sehr von der Möglichkeit einer günstigen und ungünstigen Blutmischung abhängt und daß darum

gewisse Teile eines Volksstammes vermöge der geographischen Siedelung, wodurch sie mehr oder weniger solchen fördernden oder hemmenden Bedingungen ausgesetzt waren, auch einen verschieden großen Anteil an der Züchtung der genialen Familien aufzuweisen haben. Zu diesem statistischen Beweise habe ich das Talent und Genie dreier Kulturvölker ausgewählt, die nicht nur im allgemeinen sich durch die große Produktion talentierter und genialer Familien ausgezeichnet haben, sondern deren einzelne Stämme auch diese Verschiedenheit in der Produktion des Talentes und Genies je nach der Verschiedenheit in bezug auf die Siedelung und Gelegenheit zur günstigen oder ungünstigen Blutmischung am auffallendsten aufweisen. Es sind dies das griechische, das deutsche und das italienische Talent und Genie.

## A. Die geographische und historische Züchtung der talentierten und genialen Familien in Griechenland.

Kein Land der Alten und Neuen Welt hat im Verhältnis zur Zahl seiner Einwohner eine so große Menge talentierter und genialer Männer hervorgebracht wie das kleine Griechenland mit seinen Kolonien. Da wir auch über die Naturgeschichte des griechischen Talentes und Genies von allen Völkern der Alten Welt am besten unterrichtet sind, so eignet es sich ganz besonders dazu, um daran die statistischen Gesetze der geographischen und historischen Züchtung der talentierten und genialen Familien zu studieren. Zu diesem Zwecke habe ich eine Zusammenstellung der in der Kultur- und Kunstgeschichte Griechenlands uns erhaltenen Namen der berühmten Männer, besonders der sekundären Künste gemacht und dieselben nach der Zugehörigkeit des Stammes nach Zeit und Ort der Geburt geordnet. Ich habe dabei nur die Hauptblüteperiode des griechischen Talentes und Genies in Rechnung gezogen und die Nachblüte, die Periode des sogenannten Hellenismus nicht berücksichtigt. Diese Blüteperiode umfaßt beiläufig 500 Jahre, also 15 bis 20 Generationen und reicht vom 8. Jahrhundert bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. Geburt. Es ist anzunehmen, daß die stets sehr scharfe Auslese der Zeit, die sicher im Altertum schon sehr wirksam war und in der Sturm- und Drangperiode der Völkerwanderung ganz außerordentlich zugenommen haben

muß, hier längst den Weizen des Genies von der Spreu der minderwertigen Talente geschieden hat und also die uns erhaltene Liste der griechischen Künstler fast nur das Genie enthält. Doch kann man auch in der griechischen Kunstgeschichte die Beobachtung machen, daß manches mittelmäßige Talent unter dem Schutze des großen Genies in die Ruhmeshalle geschlüpft ist, wenn es mit jenem in einem verwandtschaftlichen Verhältnis oder im Verhältnis eines Schülers zum genialen Lehrer oder umgekehrt sich befand.

Im ganzen und großen können wir aber heute annehmen, daß uns die erhaltenen Namen der griechischen Künstler doch die Elite der griechischen Züchtung darstellen und von dem hervorragendsten Genie nur wenige dem Zufall einer ungerechten Auslese verfallen sein dürften.

Doch aus der Jugendzeit der Züchtung des griechischen Talentes und Genies müssen sicher die Namen zahlreicher Genies den Griechen selbst schon verloren gegangen sein. Denn keine Kunstepoche kann z. B. in der Dichtkunst mit so vollkommenen Werken, wie es die Ilias und Odyssee sind, und in der Architektur mit Bauwerken, wie das Heräon und das Artemision zu Ephesus, beginnen. Zahlreiche geniale Vorarbeiter des Homer und der Homeriden und der Architekten Rhoikos und Theodoros müssen also existiert haben, von denen wir weder Werke noch Namen kennen. Für unsere Frage von der geographischen Züchtung des griechischen Talentes und Genies genügt aber das vorhandene Material, so unvollständig es sein mag, vollkommen.

Bevor ich an die Besprechung der Resultate der Zusammenstellung des griechischen Genies gehe, ist es notwendig, etwas über die Blutmischung der Griechenstämme zu sagen.

Die griechischen Stämme, die sich im Kulturleben ausgezeichnet haben, lassen sich ihrer geographischen Verbreitung und Siedelung gemäß in die Griechen des Mutterlandes und in die östlichen und westlichen Kolonisten (vom Mutterlande aus gerechnet) einteilen. Ferner haben wir dem Blute nach vorwiegend drei Stämme, die Jonier, Dorer und Äoler. Die hervorragendsten und politisch leitenden Stämme des Mutterlandes waren die dorischen Spartaner und die jonischen Athener.

Vor allem ist zu bemerken, daß durch die ganze Geschichte Griechenlands seit der dorischen Wanderung der Blutgegensatz der dorischen und jonischen Stämme wie ein roter Faden sich hindurchzieht, sich im Verlaufe der Generationen durch die vorwiegende Inzucht der Stämme eher noch verstärkt und am schärfsten im peloponnesischen Kriege zum Ausdruck kommt. Man wird kaum ein Beispiel in der Geschichte der Menschheit finden, wo auf einer Halbinsel kaum mehr als eine Tagreise voneinander unter dem gleichen Himmel wohnend zwei Völkerstämme einen so verschiedenen Nationalcharakter gezüchtet haben, wie dies bei den Spartanern und Athenern der Fall gewesen ist. Die Ursache war eben, obwohl sie von Hause aus Brüderstämme waren, das verschiedene Verhalten in bezug auf die Blutmischung und Beschäftigung. In Sparta herrschte von den ältesten Zeiten infolge der Lykurgischen Gesetze und des Zwanges der politischen Verhältnisse, die seit der Eroberung zwischen den Siegern und Besiegten sich bildeten, exklusive Inzucht und Vorliebe für die Kriegskunst.

Der spartanische Herrenstand schloß sich nicht nur ganz hermetisch gegen die niederen Stände ab, er hielt auch dadurch, daß er alle fremden Griechen von Zeit zu Zeit aus Sparta auswies, alles andere Griechenblut von sich ferne. Die Folge dieser exklusiven Inzucht war eben die Züchtung dieses ganz eigenen spartanisch-aristokratischen Nationalcharakters. In Sparta war jeder, der zur führenden Kaste der Homoioi gehörte, ein politisches und kriegerisches Talent und jeder Spartiate würde stets und überall das gleiche getan haben, was die 300 Spartaner unter Leonidas bei den Thermopylen für das Vaterland leisteten. In Sparta waren nicht nur die Blutmischungsverhältnisse der Züchtung genialer Familien ungünstig, die ganze schablonenhafte Erziehung und das Milieu waren dazu angetan, die Entwicklung einer etwaigen genialen Anlage im Keime zu ersticken. Die wenigen genialen Männer, welche Sparta in den primären und sekundären Künsten hervorgebracht hat, gehören nachweisbar nicht zu den Homoioi, sondern den Familien der unteren Stände an, wo noch eher ein fremder Bluteinschlag möglich und die Erziehung nicht eine so einseitig schablonenhafte war. Ganz anders lagen die Züchtungsverhältnisse in Athen.

Schon von vornherein war der attische Herrenstand kein

so einheitlicher wie in Sparta, da zur Zeit der dorischen Wanderung zahlreiche jonische aristokratische Familien aus dem Peloponnes in Attika Zuflucht und Aufnahme fanden. Durch diesen stammverwandten Bluteinschlag kam in die attische führende Kaste jener bewegliche, geniale Zug hinein, den wir auch unter ganz ähnlichen Verhältnissen in so auffallender Weise in Holland im 16. Jahrhundert zur Erscheinung kommen sehen, wo auch zahlreiche talentierte protestantische Familien aus allen Gebieten Europas, besonders aber aus Frankreich und Deutschland Zuflucht und dauernde Aufnahme fanden. Später dann öffnete Solon durch seine Gesetzgebung den emporstrebenden, reichen Familien aus den unteren Ständen den Zugang zur regierenden Kaste, so daß bei doch vorwiegender Inzucht stets frische Blutwellen aus dem Volke in die Familien der oberen Stände eindringen und ihre anregende Wirkung ausüben konnten. Noch mehr erleichterte die Vermischung der Stände und der attischen Demen die Reform des Kleisthenes. Dazu kam auch, daß in Athen durch den regen Handelsverkehr besonders mit den bereits höher kultivierten, griechischen Kolonien auf der kleinasiatischen Küste und den Inseln des Ägäischen Meeres ein fortwährender, reger Blutverkehr stattfand, wodurch dem Volke sowohl als der führenden Kaste das fermentierende Element eines älteren Kulturblutes und die wichtige Erbschaftsmasse von bereits höhergezüchteten, künstlerischen Gefühlen zuströmte. Diese günstigen Blutmischungsverhältnisse waren besonders seit den Perserkriegen im Gange, wo Athen die Oberherrschaft über das Ägäische Meer und die Griechenstädte an der kleinasiatischen Küste antrat.

Ähnliche Blutmischungsverhältnisse wie im Mutterlande in Athen, waren auch in jenen Kolonien vorhanden, welche an der Küste des Ägäischen Meeres und den großen Inseln desselben angelegt waren. Wie uns die heutigen Ausgrabungen und Forschungen in diesen Gegenden beweisen, waren die hier hausenden Kulturvölker die Lyder, Myser, Karer etc. um die Zeit der Kolonisation der Griechen in der erreichten Kulturhöhe den Griechen nicht nur gleich, sondern sie hatten meistens bereits eine höhere Kulturstufe als die Griechen erstiegen. Die geschichtlich konstatierte günstige Blutvermischung mit diesen Völkern brachte in das Blut der östlichen Kolonien

daher jene geniale Beweglichkeit hinein, die es diesem Teile des Griechenvolkes ermöglichte, auf allen Gebieten der griechischen Kunst die ersten Pfadfinder zu stellen und eine für die Zahl der Bevölkerung dieser Kolonien geradezu erstaunliche Zahl von genialen Männern zu produzieren. Auch hier war also bei wohl vorwiegender Inzucht in den einzelnen Ständen und Stämmen stets für einen mäßigen Strom von hochkultiviertem Blute mit verwandten Wurzelcharakteren und bereits feiner gezüchteten, künstlerischen Gefühlen gesorgt. Schon mehrere Generationen bevor Solon die Exklusivität der oberen Kasten in Athen aufhob, sehen wir in den kleinasiatischen Kolonien dieses für die Produktion genialer Familien wichtige Prinzip durchgeführt und dem Reichtum den Zugang zur Kaste der Geburtsaristokratie eröffnet.

Viel ungünstiger war die Blutmischung der Griechen im Norden des Mutterlandes, in den Kolonien, die am Ufer des Schwarzen Meeres angelegt waren und in den westlichen Kolonien Siziliens und Italiens. Hier waren die Verhältnisse für die Züchtung des Talentes und Genies in erster Linie darum ungünstig, weil es in diesen Städten infolge der politischen Verhältnisse selten zu einer längeren Inzuchtperiode kommen konnte und durch die fortwährend wechselnde Herrschaft (Tyrannis) nicht nur eine sehr gemischte Bevölkerung von vornherein vorhanden war, sondern es auch in der Zukunft blieb. Viel wichtiger aber war, daß das Mischblut hier überall ein in der Kultur viel niedriger stehendes und darum für die Züchtung talentierter und genialer Familien ungünstiges war.

Dies erklärt uns den großen Unterschied der westlichen Kolonien Großgriechenlands in bezug auf die Züchtung der talentierten und genialen Familien im Vergleich mit dem Mutterlande und den östlichen Kolonien. Und dieser Unterschied wird um so auffallender, wenn man dabei den enormen Reichtum dieser großgriechischen Städte berücksichtigt und in Betracht zieht, daß es besonders das sekundäre Genie ist, welches hier mangelt, das ja sonst unter solchen günstigen Milieuverhältnissen durch den Reichtum und Luxus in seiner Entwicklung eher begünstigt wird. Es ist eben gerade die feinere und hochgezüchtete Erbschaftsmasse der künstlerischen Gefühle,

die hier durch die fortwährende Vermischung mit unkultiviertem Barbarenblut geschädigt wurde, während die Züchtung des Herrscher- und kriegerischen Talentes unter dieser Barbarenmischung weniger zu leiden hatte. In diesen Künsten kommt es eben mehr auf die Wurzelcharaktere an, welche durch die Mischung mit Barbarenblut weniger litten als die feinere und darum viel empfindlichere Erbschaftsmasse der sekundären künstlerischen Gefühle.

Die unten mitgeteilte Tabelle enthält nur das griechische Genie, welches vom achten bis zum dritten Jahrhundert zur Züchtung kam. Dabei ist nicht nur der Geburtsort, sondern auch der Stamm, aus dem es gezüchtet wurde, berücksichtigt.[1]) Das Ergebnis kurz in Zahlen ausgedrückt, ergibt folgendes Züchtungs-Resultat:

Tabelle der Produktion des griechischen Genies eingeteilt nach Stammes-Zugehörigkeit und Geburtsort.

| Jonisch | Dorisch | Äolisch | Attika Athen | Lakonien Sparta | Östliche Kolonien | Mutterland | Westliche Kolonien |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 220 | 131 | 33 | 104 | 7 | 161 | 190 | 34 |
| 59.2 % | 33.8 % | 8 % | 27.4 % | 1.8 % | 41.8 % | 49.3 % | 8.9 % |
| | | | Prozente der Gesamt-Produktion des griechischen Genies. | | | | |

Die vorliegende Tabelle zeigt in erster Linie das Vorwiegen der genialen Produktion im Mutterland (49,3 %) und

[1]) Das Verzeichnis der Künstler mit Angabe der Stammeszugehörigkeit und Ort der Geburt wird dem später erscheinenden Werke über die Entwicklungsgeschichte der talentierten und genialen Völker beigegeben werden. Es muß hier bemerkt werden, daß diese Tabelle nur die Zahlen über sekundäre Genies enthält und nicht auch die des primären, weil ja die natürliche Auslese der Zeit hier eine schärfere war und wir es bei den erhaltenen Namen wirklich fast ausschließlich mit dem echten Genie zu tun haben, was bei den Männern, deren Gedächtnis uns die Geschichte in den primären Künsten aufbewahrt hat, nicht immer der Fall ist.

in den östlichen Kolonien (41,8%) im Vergleich zu den westlichen Kolonien (8,9%), ferner ergibt sich ein auffallendes Übergewicht der Produktion des Genies bei den jonischen Stämmen (59,2%) ein Vergleich mit den dorischen (33,8%) und noch mehr zum äolischen (8%). Dies gilt aber, wenn man die Namen mustert, auch für die Qualität des Genies.

Am auffallendsten verhalten sich bezüglich der Züchtung des Genies die beiden wichtigsten Griechenvölker, die Athener und Spartaner. Das kleine Attika hat 104 (27,2%) und zwar meist erstklassige Genies hervorgebracht, während wir vom größeren Lakonien nur 7 (1,8%) unbedeutende Genies erwähnt finden.

Wenn wir nun die zweite Tabelle (S. 459), welche uns die historische Entwicklung des griechischen Genies darstellt, betrachten, so fällt uns vor allem die Voreiligkeit und das starke Überwiegen des kleinasiatischen und Insel-Genies über das mutterländische Genie vom achten bis fünften Jahrhundert auf. Im Zeitraum vom fünften bis dritten Jahrhundert dagegen kehrt sich das Verhältnis um. Jetzt beginnt das Mutterland nicht nur in bezug auf die Quantität, sondern auch in der Qualität der Produktion der Genies die östlichen Kolonien zu übertreffen. Die Ursache liegt darin, daß innerhalb dieser Zeit die Degeneration der talentierten und genialen Familien im Osten schon ihren Tiefstand erreicht hat, denn auch in der Degeneration wie in der Produktion der genialen Familien waren die östlichen Kolonien voreilig. Das Mutterland war um diese Zeit noch verhältnismäßig gesund und erst gegen Ende dieser Periode beginnt auch hier die Degeneration da und dort ordentlich sich bemerkbar zu machen. Auffallender tritt diese Erscheinung natürlich bei den primären Künsten hervor, weil uns ja die Geschichte den Beleg liefert. Das Benehmen der kleinasiatischen Griechenstädte in der Schlacht bei Lade (494 v. Chr.) und ihr späteres Verhalten beweist uns, daß mit wenigen Ausnahmen die alle Griechenstämme sonst auszeichnenden politischen und kriegerischen Charaktere hier bereits im tiefsten Verfall waren, während das kleine Athen mit Hilfe der wenigen Platäer wenige Jahre später den glänzenden Sieg bei Marathon über den gemeinschaftlichen Feind erfochten hat.

Wir haben bisher nur die Züchtung des Genies bei den

Joniern und Dorern besprochen. Es ist aber notwendig, auch dem dritten Stamme der Äoler in bezug auf seine Mitwirkung zur Züchtung des griechischen Genies einige Aufmerksamkeit zu widmen. Der äolische Stamm fällt auf durch sein merkwürdiges Zurückbleiben in der Produktion genialer Männer (8 %). Besonders auffallend ist dieser Mangel im Mutterlande.[1]) Sämtliche Stämme, die nördlich und westlich von Boiotien siedeln, haben nicht einen genialen Mann hervorgebracht. Und von den vielen Städten Boiotiens war es auch fast ausschließlich nur Theben und einige Grenzstädte gegen Attika, welche gegen das Ende der Kulturblüte Griechenlands mit einigen genialen Männern auf der Liste der großen Männer sich beteiligten. Wir haben zwar hier in Boiotien einen Fall von dem Erscheinen eines Genies, welches in der Entwicklungsgeschichte des giechischen Genies ganz unerklärlich wäre, wenn die alten Schriftsteller nicht stets genealogisch gedacht und uns so auf einfache Weise das Rätsel gelöst hätten. Das vereinzelte Auftreten eines so feinen Genies, wie es Hesiod ist und dazu in einer ganz barbarischen Zeit und unter einem Volksstamme, für den die Gedankenfaulheit sprichwörtlich war, wäre ohne die genealogische Berücksichtigung ein naturgeschichtliches Wunder zu nennen. So erfahren wir aber, daß beide Eltern Hesiod's aus Kyme in Kleinasien in Boiotien eingewandert sind, also aus einem Lande, wo dazumal die griechische Kultur bereits in der schönsten Blüte stand und die Produktion des Talentes und Genies in zahlreichen Familien vorkam.

Die Ursache dieses merkwürdigen Verhaltens des äolischen Stammes in bezug auf die Züchtung der Talente und Genies kann kaum darin allein zu suchen sein, daß dieser Stamm vielleicht in bezug auf die geistigen Anlagen von Hause aus von der Natur stiefmütterlich behandelt worden wäre, daß er also seinen geistigen Anlagen nach von Anbeginn an ein weniger begabter Stammesbruder des jonischen und dorischen Stammes gewesen sei. Dagegen spricht schon der Umstand, daß in den Kolonien, besonders in jenen des Ostens, wo der Stamm Gelegenheit hatte, sich günstig zu vermischen und älteres Kulturblut in sich aufzunehmen, er einige der berühmtesten zu

[1]) Ich habe mich bezüglich der Stammeseinteilung an den historischen Atlas von Droysen gehalten.

der Liste der genialen Männer gestellt hat. So soll ja Homer ein Äoler gewesen sein. Ich glaube die Ursache ist folgende. Die äolischen Stämme, besonders diejenigen, welche nördlich vom Öta-Gebirge und den Thermopylen siedelten, bildeten im Mutterlande den menschlichen Schutzwall gegen die mehr barbarischen Stämme des Nordens und waren darum sicher fortwährenden ungünstigen Vermischungen mit auf niederer Stufe der Kultur stehendem Blute ausgesetzt. Ferner hat hier seit der dorischen Wanderung außer in Theben nirgends ein höheres Kulturleben geherrscht. Nur in Theben können wir altes phönizisches Kulturblut nachweisen und dort war auch eine Stätte, wo frühzeitig die Kultur eine höhere Stufe erreicht hatte.

Wie wichtig der fermentierende Einfluß eines solchen älteren Kulturblutes ist und welch großen Einfluß auch eine kleine Menge für die Züchtung der genialen Anlage in einem Volke hat, können wir in Griechenland in zahlreichen Fällen nachweisen. Am auffallendsten tritt uns dieser fermentierende Einfluß aber bei der Geniezüchtung des dorischen Stammes entgegen. Die sogenannte Mykenische Kulturperiode, welche uns von Schlieman wieder aufgedeckt wurde, hatte ihren Sitz vorzugsweise in der Argolis. Mykene, Argos, Korinth, Sikyon waren die vorzüglichsten Städte dieser alten Kultur, wo auch fast überall ein lebhafter Handelsverkehr und damit auch Blutverkehr mit den Kulturzentren des Ostens durch die phönizischen Zwischenhändler stattfand. Nun ist es gewiß kein Zufall, daß, nachdem der starke Kulturrückschlag, welcher durch die Einwanderung der barbarischen Dorer im ganzen Peloponnes eintreten mußte, überwunden worden war, die griechische Renaissance im Peloponnes gerade in dieser Landschaft wieder einsetzte und fast alle genialen Männer, welche der Peloponnes hervorbrachte, in Argos, Korinth und Sikyon ihre Heimat haben. Wenn auch im Sturm und Drange der dorischen Völkerwanderung die männlichen Linien der talentierten Familien, welche die Mykenische Kulturperiode dieser Gegend geschaffen haben, zugrunde gegangen sein werden, so blieben doch sicher die weiblichen Linien und die bereits in ihnen aufgestapelte künstlerische Erbschaftsmasse erhalten und machte nach überwundenem Rückschlag gerade in diesen alten Kulturzentren sich bei der Neuzüchtung der genialen Familien wieder geltend.

Ich glaube daher, daß an dem auffallenden Mangel genialer Männer der äolischen Stämme neben der häufigeren Vermischung mit noch auf sehr niederer Stufe der Kultur stehendem Blute hauptsächlich der Umstand schuld war, daß diese Stämme im Mutterlande fast gar nicht in die Lage kamen, älteres Kulturblut, welches bereits mit hochgezüchteten Kulturganglien und der wichtigen Erbschaftsmasse künstlerischer Gefühle versehen war, in sich aufzunehmen. Die Verschiedenheit der einzelnen Stämme in bezug auf die Züchtung der talentierten und genialen Familien läßt sich also nicht verständlich machen, wenn man sich dabei nur an die Stammeseinteilung hält. Viel klarer und instruktiver wird aber der Überblick über die Produktion der griechischen Talente und Genies, wenn man bei der Einteilung die genealogischen Verhältnisse, also die Blutmischungsverhältnisse berücksichtigt und dabei besonders den Faktor im Auge behält, ob diese vorgekommene Blutmischung im Verhältnis zur bereits erreichten künstlerischen Höhe eine günstige oder ungünstige war. Hiernach kann man die Griechenstämme und das Land, wo dieselben siedelten, in drei Zonen einteilen, nämlich in eine:

a) Günstige Vermischungszone, zugleich Zone der vorwiegenden Produktion des Genies.
b) Inzucht-Zone, zugleich Zone der vorwiegenden Produktion des nationalen Talentes.
c) Ungünstige Vermischungszone, Zone des seltenen Talentes und Genies.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erhalten wir über die Produktion des griechischen Genies, wie untenstehende Tabelle beweist, ein ganz anderes Bild, wobei die Züchtungsgesetze sich viel besser aussprechen.

Es ist nun unsere Aufgabe, diese drei Zonen einer besonderen Besprechung zu unterziehen.

### a) Günstige Vermischungszone, Zone der vorwiegenden Produktion des Genies.

In dieser Zone siedelten jene Griechenstämme, welche bei vorwiegender Inzucht, wie sie in jeder Polis des Ostens und des Mutterlandes im Anfang von deren Entstehen herrschte,

Tabelle des griechischen Talentes und Genies in bezug auf die Blutmischungsverhältnisse und der Züchtung in der Zeitfolge.

| Jahrhundert | Günstige Vermischungszone. Zone des Genies. | Inzuchtzone. Zone des Talents. | Ungünstige Vermischungszone. Seltenheit des Genies. | Verhältnis der Züchtung | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | | | in den östl. Kolonien | im Mutterland |
| 800—600 | 29 | 2 | 3 | 22 | 9 |
| 600—500 | 55 | 10 | 7 | 34 | 31 |
| 500—300 | 237 | 18 | 24 | 105 | 150 |
| Summe | 321 | 30 | 34 | | |
| % | 83.4 | 7.8 | 8.8 | | |

nicht nur zeitweise mit stammverwandtem, auf gleicher Höhe der Kultur stehendem Blute sich vermischten, sondern auch Gelegenheit hatten, altes Kulturblut mit einer bereits höher gezüchteten künstlerischen Erbschaftsmasse sich zu assimilieren. Zu dieser Zone gehören alle Kolonistenstädte Kleinasiens und der Nordküste des Ägäischen Meeres, ferner die auf den Inseln dieses Meeres, auf Cypern und der Nordküste Afrikas angelegten Kolonien, ferner vom Mutterlande die Halbinsel Attika, Megara und vom Peloponnes die Argolis, Korinth und Sikyon. Bei allen diesen Stämmen und Städten können wir entweder bei der ersten Besiedelung oder Eroberung des Landes eine bereits ältere Kulturgeschichte nachweisen oder es war ihnen durch den intensiven Handelsverkehr mit den östlichen Kulturzentren die Gelegenheit geboten, altes Kulturblut in sich aufzunehmen.

Alle diese Stämme und Städte trieben auch neben dem Ackerbau Seehandel, also die für die Züchtung der Wurzelcharaktere des Talentes und Genies günstigste Kombination der menschlichen Beschäftigung, wobei auch schon darum bei vorwiegender Inzucht in der Polis für einen fortwährenden Bluteinschlag, welcher die geistige Erstarrung verhinderte, gesorgt war. Dazu brachte der Handel auch den

üppigen Boden hervor, auf dem dann später die sekundären Talente und Genies sich gut entwickeln konnten.

Diese günstige Blutmischungszone wurde vorwiegend vom jonischen Stamme besiedelt und sie entsprach fast ganz der späteren Herrschaftssphäre der Athener nach den Perserkriegen. Nur in Megara und in der Zone der alten mykenischen Kulturepoche in der Argolis, in Korinth und Sikyon war das dorische Blut überwiegend. Wir haben also in dieser Zone alle Bedingungen vereint, welche wir für die Züchtung der talentierten sowohl als besonders der genialen Familien für notwendig befunden haben. Wir haben hier überall eine teils ackerbau-, teils seehandeltreibende Bevölkerung in einem mittleren Klima und auf nicht zu fruchtbaren Boden, bei welcher die Wurzelcharaktere in einer von beiden Extremen gleich entfernten Weise durch die vorwiegende engere Inzucht in den oberen Ständen die feinere Hochzucht erfuhren. Dazu kam nun der wichtige Faktor der Übertragung alter hochgezüchteter Kulturganglien und künstlerischer Gefühle durch eine entweder ursprüngliche oder spätere günstige Blutmischung, die, wie das im Altertum meistens der Fall war, auf dem Wege der Übertragung durch weibliche Linien stattgefunden haben wird. Alle diese Faktoren zusammen bewirkten dann das außerordentliche Resultat, daß die Züchtung der talentierten und genialen Familien, besonders in den sekundären Künsten, in dieser Zone derart überwiegend war, daß sie 83,4 % der gesamten Produktion der genialen Männer aller griechischen Stämme betrug. Aber nicht nur in der Quantität der genialen Familien überragt diese Zone die beiden übrigen Zonen weit, sondern auch in der Qualität ist das Genie dieser Zone dem übrigen Genie im Durchschnitt weit überlegen. Dagegen hat in bezug auf seine nationalen Charaktere das Talent und Genie dieser Zone eine Einbuße durch die stärkere Blutmischung erlitten. Dies fällt um so mehr auf, je weiter bei dieser Blutmischung die nationalen oder Rassen-Charaktere voneinander abstehend waren. Besonders auf der Höhe der Blütezeit und noch mehr in der Zeit der beginnenden Degeneration nahm das Genie dieser Zone darum nicht selten schon einen mehr kosmopolitischen Zug an.

b) Inzucht-Zone. Zone der ausgesprochen nationalen Charaktere und des vorwiegenden Talentes.

Zu dieser Zone müssen wir alle Griechenstämme des Mutterlandes rechnen, welche südlich vom Ötagebirge und den Thermopylen siedelten und nicht bereits in der ersten Zone aufgezählt sind, also den Hauptteil des eigentlichen Griechenlandes. Der Stammeszugehörigkeit nach waren es vorwiegend dorische und äolische Stämme. Bei diesen Stämmen herrschte das Inzuchtprinzip teils freiwillig, teils durch die geographischen Verhältnisse erzwungen fast in exklusiver Weise. Jeder Stamm schloß sich strenge gegen die andern ab und hielt auf engere Inzucht innerhalb seiner Stände. Die weitere Inzucht gegen alles nichtgriechishe Blut wurde teils durch die geographische Lage und den Schutz der Gebirge, teils durch den hochgesteigerten Inzuchtstolz begünstigt. Der dadurch bedingte Charakter dieser Zone war, wie bei allen exklusiven Inzuchtstämmen, vorwiegend partikularisch und starr konservativ. Der auffallendste und am höchsten gezüchtete Typus dieser Zone ist der spartanische Nationalcharakter. Die Stämme, die zu dieser Zone gehören, waren ausschließlich Ackerbauer und Viehzüchter. Es fehlte darum fast ganz an einem Mittelstand oder dieser war nur in seinen primitivsten Anfängen vorhanden. Der Mangel an Handelsverkehr, dem auch der Mangel an Blutverkehr entsprach, ferner der geringe Wohlstand, der überall herrschte, hielt diese Stämme auf einer niederen Stufe der Kultur und dieser Zustand wird noch durch den starren konservativen Geist dieser Bauernbevölkerung verstärkt. Es gab hier nur einen Adel neben Bauern oder Sklaven und wenn auch ummauerte Städte vorhanden waren, so lebte in ihnen kein wirklicher Mittelstand. Es fehlten hier also alle Bedingungen für die Züchtung besonders des sekundären Genies und infolge der exklusiven Inzucht in den oberen Ständen war das primäre Talent durchwegs herrschend.

Vor allem aber fehlte es hier fast überall an einer Gelegenheit zur Aufnahme eines alten Kulturblutes mit bereits höher gezüchteten künstlerischen Gefühlen. Weder zur Zeit der Eroberung, noch in den späteren Zeiten können wir für diese Stämme eine

solche Blutmischung nachweisen, wodurch in den Volkskörper ein anregendes Ferment gekommen wäre. Während wenige Meilen von ihnen der höchste Luxus und alle sekundären Künste in Blüte standen, blieben darum diese Stämme einfache Bauern und Hirten und führten ihr „arkadisches" Leben, wie ihre Vorfahren. Es hat in der Kulturgeschichte der Menschheit und eines und desselben Volkes in ein und derselben Zeit nie solche Kontraste in der Züchtung des Talentes und Genies gegeben, wie dies auf dieser kleinen Halbinsel z. B. zur Zeit des Perikles der Fall gewesen ist. Während wir in den Athenern und Korinthern die Vertreter der extremsten künstlerischen Züchtung und des raffiniertesten Luxus vor uns haben, sehen wir in den wenige Meilen davon siedelnden Spartanern und Arkadern in allem den grellsten Kontrast. Dieser auffallende und nicht durch äußere Verhältnisse des Milieus allein zu erklärende Gegensatz in der Züchtung der talentierten und genialen Familien bei fast gleichem Blute und gleichem Klima ist eben der beste historische Beweis für die große Kraft der ausschlaggebendsten Züchtungs-Faktoren: der Verschiedenheit in der Blutmischung und der Beschäftigung. Haben wir also in dieser Zone infolge der vorhandenen ungünstigen Entwicklungsgesetze einen Mangel an genialen Männern, besonders in den sekundären Künsten, so ragt diese Zone dafür durch die Züchtung echt nationaler Charaktere und primärer Talente hervor. Der wahre, unverfälschte griechische Charakter ist in dieser Zone zu Hause. Die wenigen Denkmäler der sekundären Künste, die in dieser Zone enstanden oder durch Künstler aus dieser Zone ihren Charakter erhielten, bezeugen uns heute noch durch die Einfachheit und Reinheit des dorischen Stiles auch die größere Reinheit dieses Blutes.

Eine kleine Ausnahme bildet in dieser Zone Theben. Theben war bekanntlich ursprünglich eine phönizische Kolonie. Doch während sonst bei den Faktoreien dieses Volkes die Aufsaugung oder Verdrängung des fremdrassigen Blutes mehr in friedlichem Wege vor sich ging, kam es hier zum scharfen Kampfe, von dem uns in sagenhafter Gestalt der Kämpfe der Sieben vor Theben und des Epigonen-Krieges berichtet wird. Nach der Sage wurde die Stadt erobert, zerstört, die Bewohner (die männlichen) vertrieben und getötet, die Weiber als Beute

verteilt. Immerhin ist aber der, wenn auch verspätete, größere Anteil Thebens an der Züchtung des Genies in dieser Zone auffällig.

### c) Ungünstige Vermischungszone, Zone des seltenen Talentes und Genies.

In diese Zone gehören alle Griechenstämme des Mutterlandes, welche nördlich vom Öta und den Thermopylen siedelten, die Kolonien des Schwarzen Meeres, die wenig Verkehr mit dem Osten hatten und unter barbarischen Völkern angelegt waren, ferner alle westlichen Kolonien. Alle diese griechischen Stämme und Kolonien waren nicht nur vom Anfange an, sondern im Verlaufe der ganzen Zeit ihrer Siedelung der Vermischung mit dem Blute von Völkern ausgesetzt, welche auf einer weit niederen Stufe der Kultur standen, als sie die Griechen selbst bereits erreicht hatten.

Auch war diesen Stämmen und Kolonien niemals die Möglichkeit gegeben, eine größere Menge alten Kulturblutes in sich aufzunehmen und wo dies, wie z. B. in Sizilien der Fall gewesen ist, fehlte es an der nötigen Inzuchtperiode, in der dann dieser Bluteinschlag organisch hätte verarbeitet werden können. Durch diese ungünstigen Blutmischungsverhältnisse erlitten diese Griechenstämme und Kolonien besonders in bezug auf die feinere Erbschaftsmasse der künstlerischen Gefühle einen starken Rückschlag. Dies mußte sich hauptsächlich bei jenen sekundären Künsten bemerkbar machen, deren künstlerische Erbschaftsmasse auf dem Gebiete der besseren Gangbarkeit gewisser motorischer und sensibler Nervenbahnen gegen solche Blutmischung besonders empfindlich sind, das sind eben die schönen Künste. Darum sehen wir, daß in dieser Zone nicht nur die Züchtung der talentierten und genialen Familien der primären und sekundären Künste überhaupt viel seltener ist, sondern daß die Künstler dieser Zone auch in der Qualität und im nationalen Charakter stark vom Talente und Genie des Mutterlandes sich unterscheiden.

Es würde den Plan dieses Werkes weit überschreiten, wenn für alle diese hier angeführten verschiedenen Züchtungsursachen

des griechischen Talentes und Genies die detailierten historischen Belege beigebracht würden. Es wird das in dem später erscheinenden Werke über die Entwicklungsgeschichte der talentierten und genialen Völker geschehen, wo ich die Züchtung des griechischen Talentes und Genies ausführlicher besprechen werde.

## B. Die geographische und historische Züchtung der talentierten und genialen Familien in Deutschland.

Wir wissen heute, daß das griechische Volk in prähistorischer Zeit aus dem Norden in seine Halbinsel eingewandert und in ferner Urzeit wohl ein ausgewanderter Zweig desselben großen arischen Volkes gewesen ist, dem auch die deutschen Stämme entsprossen sind. Nicht nur in den Wurzelcharakteren, sondern auch in den feineren künstlerischen Gefühlen ist uns der Grieche der gesunden Blütezeit seiner Kultur sehr sympathisch. Es ist auch auffallend, welche große Wirkung die griechischen Künste gerade auf das germanische Talent und Genie von jeher gehabt hat.

Wahre Sympathie hat aber ihre tiefste naturgeschichtliche Wurzel stets in der Homogenialität der Gefühle und diese wieder in einer Verwandtschaft des nationalen und Rassenblutes. Denn nur infolge gleicher oder verwandter Abstammung ist es möglich, daß gleiche oder ähnliche Charaktere und homogeniale Gefühle in der Folge gezüchtet werden können. Selbst spätere Blutmischungen, der Einfluß einer veränderten Lebensweise und der dadurch veränderten Sitten und Gebräuche sind nicht imstande, dieses in der Tiefe schlummernde Sympathie-Gefühl für einen solchen blutsverwandten Stamm ganz auszutilgen, wie uns dies z. B. auch unsere sympathischen Gefühle für die ältesten künstlerischen Produkte unseres indischen Bruders beweisen. Es ist nun interessant, daß auch die Züchtung der talentierten und genialen Familien in Deutschland einen ganz ähnlichen Verlauf nahm, nur in geographischer Hinsicht mit umgekehrten Himmelsrichtungen. Auch bei dem deutschen Talent und Genie können wir wie beim griechischen drei Zonen unterscheiden, je nach dem verschiedenen Verhalten derselben in bezug auf die Blutmischung und je nach der Qualität des Kulturblutes, welches bei diesen Vermischungen Aufnahme fand.

### a) Günstige Vermischungszone; Zone der voreiligen und häufigen Züchtung des Genies.

Schon vor Cäsar waren deutsche Stämme in das nördliche Gallien eingebrochen, hatten sich dort dauernd niedergelassen und mit keltischem Blute gemischt. Diese chronische Völkerwanderung dauerte mit Unterbrechungen während der ganzen Kaiserzeit und beschränkte sich nicht nur auf die Grenzdistrikte im Westen längs des Rheins, sondern sie erstreckte sich auch auf die römischen Provinzen, welche im Süden an Germanien angrenzten. Die Reaktion, welche diese chronische Völkerwanderung in dem bereits degenerierenden Staatskörper des kaiserlichen Rom noch hervorzurufen imstande war, zeigte sich in der Anlage befestigter Legionslager längs des Rheins und der Donau und in dem befestigsten Limes, der beide große Grenzflüsse, Rhein und Donau, miteinander verband.

Diese chronische Bluttransfusion von dem übervölkerten Germanien her und die Blutmischung in den Grenzdistrikten spricht sich in der Benennung dieser Grenzprovinzen aus. Die unter Cäsar „Belgica" genannte Provinz erhielt später den Namen Germania inferior und die Grenzdistrikte von Mainz bis Basel den Namen Germania superior. Das Land zwischen Rhein und Donau unterhalb des Limes oder das heutige Baden, Württemberg und der größte Teil von Bayern wurden Agri Decumates genannt.

Damit ist auch die Zone gegeben, die wir als die geniale bezeichnen können und in der durch mehrere Jahrhunderte eine intensive Blutmischung von deutschem und hochkultiviertem römisch-keltischem Blute vor sich ging. Diese Zone folgt der alten Römergrenze vom Ausfluß des Rheins bis zum Einfluß des Mains, dann längs des Mains und des Limes zur Donau bei Regensburg und längs der Donau bis Preßburg. Sie umfaßt alle Provinzen des Deutschen Reiches, welche im Mittelalter und bis heute westlich und südlich von dieser Linie von deutschen Stämmen bewohnt waren.

Wie das stets bei solchen Blutmischungen von Stämmen, die in der erreichten Kulturhöhe weit voneinander abstehen, der Fall ist, entsteht anfangs immer ein starker Kulturrückschlag,

welcher aber weniger die Erbschaftsmasse der Wurzelcharaktere betrifft, sondern hauptsächlich in bezug auf die feineren künstlerischen Gefühle der sekundären Talente sich zur Geltung bringt. Wenn auch bei der Mischung der Germanen und Römer als stammverwandter Rassenvölker der Abstand der Wurzelcharaktere und Rassengefühle von Haus aus nicht groß sein konnte, so waren doch alle feiner gezüchteten Kulturganglien ganz bedeutend verschieden. Besonders groß war der Unterschied in bezug auf die Gangbarkeit gewisser motorischer und sensibler Nervenbahnen, die zur Ausübung der technischen Künste einer höheren Kultur notwendig vererbt werden müssen. Dazu kam noch, daß die rohen Sieger für alle diese Künste und Wissenschaften kein Bedürfnis hatten und natürlich auch die Mischrasse diese Bedürfnislosigkeit erbte oder durch Erziehung annahm.

Diese Zeit des Rückschlages wird gewöhnlich das finstere Mittelalter genannt. Vollständig mit Unrecht, denn es war eine der interessantesten und bewegtesten Zeiten, die es in der Entwicklungsgeschichte der Familien des deutschen Talentes und Genies gab. Es waren diese Jahrhunderte die Lernjahre des deutschen Talentes und Genies, und wie bei jedem Künstler die Entwicklungszeit seines jungen Talents eine wenn auch dunkle und schwer zu enträtselnde, dafür aber eine für den Biographen stets sehr interessante Periode bildet, so ist dies auch bei einem talentierten und genialen Volke der Fall. Leider erfahren wir gerade über diesen geistigen Werdeprozeß sehr wenig, denn so lange ein Volk so kräftig aufwärts strebt, schreibt es wenig, handelt dafür aber um so mehr. Wie die individuelle Jugend, so sind solche junge talentierte Völker in erster Linie Lebenskünstler, sie genießen vor allem die Gegenwart und freuen sich ihrer. In solchen Zeiten schätzen die Menschen, weil sie noch den Reichtum und feineren Luxus nicht kennen und der Natur näher stehen, nur die zum harten Kampfe ums Dasein nötigen Wurzelcharaktere, besonders einen zähen, energischen Willen, Tapferkeit, Treue und Vaterlandsliebe. Sie stehen auch mit allen ihren Gefühlen mehr auf natürlicherem Boden und haben darum wenig künstlerische Bedürfnisse. Das alles aber bedingt, daß in diesen Zeiten und unter solchen Züchtungsverhältnissen besonders die primären Künste als die unbedingt zum Leben des Staatswesens notwendigen wieder in hohe Achtung kommen,

die Züchtung der Talente dieser Künste fast ganz die geistigen Kräfte in Anspruch nimmt, wogegen die Züchtung der sekundären Talente geradezu vernachlässigt wird. Während also in solchen Rückschlagszeiten das politische, das kriegerische, das religiöse Talent wieder an die erste Stelle rücken, führen die sekundären Künste höchstens als Kunsthandwerk ein untergeordnetes Dasein. Die diesbezüglich von den Römern überkommene künstlerische Erbschaftsmasse ist gleichsam latent geworden und macht sich in den ersten Generationen nach der Vermischung noch wenig geltend.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters haben wir es also vorzugsweise mit dem Talente und Genie der politischen oder primären Künste zu tun. Wenn wir nun die Geschichte nach den Geburtsorten der diesbezüglichen Talente und Genies erforschen, so sehen wir, daß weitaus die größere Menge der in diesen Künsten hervorragenden Männer in dieser Zone geboren sind und daß auch der hauptsächlichste Schauplatz der Taten und Handlungen dieser Männer fast ausschließlich diese Zone ist. Hier spielt sich im ersten Mittelalter das ganze politische und religiöse Leben des deutschen Volkes ab, hier haust die Mehrzahl seiner Kurfürsten und hervorragenden Fürstengeschlechter, hier liegen die berühmtesten Bischofssitze und Klöster und darum heißt auch ein Teil dieser Zone die Pfaffenstraße. In dieser Zone herrscht verhältnismäßig das regste geistige Leben auf den Ritterburgen, hier bilden sich auch zuerst die Inzuchtherde des Mittelstandes, die Handelsstädte, hier hält das primäre Talent des Reiches seine Versammlungen ab, hier wird der deutsche König gewählt und gekrönt und in der Regel entstammt er auch dieser Zone. Aber diese Zone ist in diesen Zeiten nicht nur der hauptsächlichste Züchtungsort der Familien des primären Talentes und Genies, hier ist auch der Ort, wo das Handwerk seine ersten künstlerischen Taten vollbrachte.

Nachdem durch die Arbeit des politischen Talentes und Genies dieser Zone der üppige Boden für die Züchtung der Familien des sekundären Talentes und Genies vorbereitet worden war, sehen wir diese auch in dieser Zone zuerst und durch Jahrhunderte fast ausschließlich auftreten, sich entwickeln und von hier aus über die übrigen Zonen des Deutschen Reiches sich verbreiten. Hier entstand zuerst das nationale

Epos, in dieser Zone spielt es sich auch vorwiegend ab; hier entstehen die ersten Bauhütten, die ersten architektonischen Kunstwerke, die ersten Malerschulen, kurz diese Zone ist in allen Künsten und Wissenschaften die erste Lehrmeisterin des deutschen Volkes gewesen.

Überall hatte, wie bemerkt, in dieser Zone schon vor dem Eintritte der großen Völkerwanderung eine stark germanisch-römische Mischbevölkerung sich gebildet, die bereits höher kultivierte Kulturganglien in sich aufgenommen hatte und also schon in den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches durch die erreichte Kulturhöhe von den germanischen Stämmen, die jenseits des Limes wohnten, sich vorteilhaft unterschied. Als dann die Völkerwanderung in das akute Stadium überging, war in diesen Grenzdistrikten, wo der größere Teil der Bevölkerung schon germanisches Halbblut war, die Neigung zur Blutmischung schon darum größer, weil der Abstand in den Charakteren und in der Kulturhöhe nicht so bedeutend war. Anfangs blieb zwar noch sicher eine gewisse Inzuchtschranke zwischen Siegern und Besiegten bestehen. Da aber überall in dieser Zone schon Städte mit einem Ansatz von handwerksmäßigem Mittelstand und dem in ihnen gezüchteten künstlerischen Gefühlen vorhanden war, so wurde es den höher kultivierten weiblichen Linien der Besiegten dadurch sicher leicht, in die oberen Kasten einzudringen. Die Kinder aus den Mischehen der Eroberer mit den weiblichen Linien der höher kultivierten einheimischen Bevölkerung haben zweifellos durch die von mütterlicherseits überkommene Erbschaftsmasse gute geistige Waffen im Kampfe ums Dasein miterhalten, die ihr Aufsteigen und ihren Sieg über das reiner gebliebene Barbarenblut zu einem viel rascheren und sicheren machten, als dies ohne diesen Bluteinschlag möglich gewesen wäre. Wir finden also in dieser Zone alle jene Bedingungen vorhanden, welche wir für die Züchtung der talentierten und genialen Familien als notwendig erkannt haben. Wir haben in dieser Zone Volksstämme vor uns, die ihren Ackerbau in echt arischer Weise auf mäßig fruchtbarem Boden betrieben und dadurch und im harten Kampfe ums Dasein in einem mittleren, nicht erschlaffenden Klima die für die Züchtung der talentierten Familien nötigen Wurzelcharaktere im Volke hervorbringen konnten und sie auch

durch vorwiegende Inzucht fixiert haben. Wir sehen dann in dieser Zone eine intensive Vermischung der eingewanderten Stämme mit hochkultiviertem rassen- und stammverwandtem Blute vor sich gehen, die durch viele Generationen dauert. Nach dieser Vermischung kommt es wieder zu einer Inzuchtperiode, in der die neuen Stände, Kasten, Zünfte sich bilden und inzuchtmäßig abschließen. In diesen Inzuchtherden werden dann die Wurzelcharaktere neu gezüchtet und die von den Besiegten übernommene, wenn auch geschwächte Erbschaftsmasse der künstlerischen Gefühle wieder auf eine höhere Stufe gebracht. Wenn wir auch über die Details dieses biologischen Prozesses, der sich in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters abspielte, mangelhaft informiert sind, so können wir doch die Beobachtung machen, daß, wie das stets bei solchen großartigen Völkermischungen der Fall ist, die weiblichen Linien des besiegten Volkes eine viel wichtigere Rolle spielten, als die männlichen, die ja in dieser fürchterlichen Zeit meist ausstarben oder ausgerottet wurden. Das feine, körperlich und geistig anziehende Weib eines höheren Kulturvolkes bildet, wie uns die Geschichte der Eroberungen aller Zeiten beweist, immer für den Barbaren einen Magneten, dem er um so weniger widerstehen kann, wenn er als Sieger in der Lage ist, den Widerwillen, den jedes Kulturweib gegen den Barbaren hat, durch Gewalt und durch Reichtum zu überwinden.

Für die Züchtung der talentierten und genialen Familien in dieser Zone war es von besonderer Wichtigkeit, daß diese gegen die nordwestliche Seite an das Meer grenzte und durch mehrere große schiffbare Flüsse mit demselben in Verbindung stand. Dadurch wurden die hier siedelnden deutschen Stämme nicht nur frühzeitig zu lebhafterem Handelsverkehr angeregt, der immer auch einen regeren Blutverkehr zur Folge hat, sondern ein Teil dieser Stämme wurde auch genötigt, jener für die Züchtung vorteilhafter Wurzelcharaktere besonders günstigen Kombination der Beschäftigung sich hinzugeben, d. h. den Ackerbau mit dem Seehandel zu verbinden. Es sind dies vor allem die beiden Provinzen Holland und Niederland, welche darum auch in der Züchtung des deutschen sekundären Talentes und Genies eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie Attika in der genialen Zone Griechenlands.

Wegen der großen Wichtigkeit, welche diese Provinzen in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Talentes und Genies haben, ist es notwendig, ihnen eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Die Holländer und Niederländer haben sich vorzugsweise als sekundäre Künstler hervorgetan und besonders ist es die Malerei, in der ihr Ruhm am stärksten strahlt. Für die Züchtung dieser auffallend malerischen Anlage wurde als Erklärung vorzugsweise das landschaftliche Milieu herangezogen und man nannte den dortigen Himmel, welcher besonders geeignet sei, die Farbentöne der Erde abzustimmen, bunt zu verändern und zur Geltung zu bringen, geradezu eine Koloristenschule. Man vergißt aber dabei, daß längs der Nordsee, also dem gleichen koloristischen Einfluß dieses Himmels ausgesetzt, blutsverwandte von Hause aus ähnlich beanlagte Stämme hausen, bei denen wir eine solche spezifisch künstlerische Begabung nicht annähernd antreffen. Das Milieu und die Erziehung durch den Kampf mit der Natur bestimmt wohl vorwiegend die Wurzelcharaktere eines Volkes und hierin gleichen sich auch alle an der Nordsee hausenden deutschen Stämme auffallend.

Überall finden wir den energischen Willen, die zähe, im Kampfe mit dem Meere und seinen Wogen gestählte Ausdauer, den ameisenartigen Fleiß, die Tapferkeit, Freiheits- und Ordnungsliebe; aber was die geniale Beweglichkeit des Geistes und die künstlerischen Gefühle betrifft, da war von je ein großer Unterschied zwischen Niederländern, Holländern und dithmarischen Friesen und Holsten.

Dieser Unterschied wurde trotz der gleichen Stammesanlage und der Jahrtausende dauernden Einwirkung des gleichen Milieus und der gleichen Beschäftigung in erster Linie hervorgerufen durch verschiedene Blutmischungsverhältnisse, vor allem durch jene fermentierende Wirkung, welche der Bluteinschlag eines höher kultivierten Volkes auf das schwere barbarische Inzuchtblut stets hat.

Die Holländer und Niederländer haben in ihrem Schicksal und den dadurch bedingten Blutmischungsverhältnissen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem jonischen Stamme, der auf der Halbinsel Attika hauste und diesen ähnlichen Blutmischungsverhältnissen entspricht auch eine ähnliche geniale Beweglichkeit

des Geistes und ähnliche Züchtungsresultate in bezug auf die talentierten und genialen Familien. Nicht die Rassenanlage allein, noch das Milieu können uns also die geniale Anlage eines Volksstammes erklären, sondern zu diesen beiden zweifellos wichtigen Faktoren muß noch ein Faktor hinzukommen, der eben eine merkwürdige auf Generationen hinaus anregende Wirkung ausübt und der dem Geiste der Mischlinge erst jene feurige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit verleiht, wodurch er dann befähigt wird, in den Geist der Dinge tiefer einzudringen und neue Pfade auf allen Gebieten der Künste zu finden. Dieser anregende Faktor ist eben stets ein hoch kultiviertes und mit etwas verschiedenen Charakteren und höher gezüchteten künstlerischen Gefühlen versehenes Blut und eine zeitweilige Vermischung mit ihm bei doch vorwiegender Inzucht innerhalb der Stammesmitglieder.

Bekanntermaßen kamen die deutschen Stämme der Bataver und Caninefaten (die späteren Niederländer und Holländer) schon unter Augustus in eine, wenn auch beschränkte, Abhängigkeit zum römischen Reiche und blieben dies bis zur Völkerwanderung, also innerhalb eines Zeitraumes von 300—400 Jahren oder fast 10—15 Generationen.

Die Bataver waren während der ganzen Kaiserzeit eine sehr beliebte Truppengattung und zeichneten sich besonders als Reiter aus. Der Handels-Verkehr und darum auch der Blutverkehr in diesem Lande war sehr lebhaft, besonders von der Zeit an, als Britannien eine römische Provinz war. Denn hier in Lugudunum Batavorum endete die große Heerstraße des Rheins und diese Stadt war zugleich ein Brückenkopf für die See-Verbindung mit Britannien. In der Hauptstadt der Provinz: Noviomagus lagerte fortwährend eine Legion. Wir können also annehmen, daß dieser 300—400 Jahre dauernde innige Handels- und Blut-Verkehr mit dem römischen Reiche diese germanische Provinz bis zur Zeit der Völkerwanderung auf einen hohen Grad der Kultur gebracht hat. Während nun in der Sturm- und Drangperiode der Völkerwanderung alle europäischen Provinzen des römischen Reiches mit Barbarenblut überschwemmt wurden, blieb diese Provinz aus verschiedenen Gründen von dieser Überschwemmung fast ganz verschont.

Erstens lag die Provinz Belgica fast ganz außerhalb der Richtung, welche der deutsche Völkerstrom nahm, welcher mehr die Provinzen des Südens und Südwestens überschichtete. Zweitens war die Provinz durch die großen Rheinarme und Kanäle von Natur aus mehr geschützt und darum leicht zu verteidigen. Was aber das wichtigste war, die Provinz war ein nicht sehr begehrenswertes Land und dies jetzt um so weniger, als ja nun günstigere und fruchtbarere Länder in Hülle und Fülle den auswandernden Stämmen zur Verfügung standen. Das Land war nur in der Not der früheren übervölkerten Zeiten besiedelt worden. Der fortwährende scharfe Kampf ums Dasein, den hier der Mensch mit dem Wasser zu kämpfen hatte, brachte es außerdem auch noch mit sich, daß das Land nicht nur nicht begehrenswert war, sondern daß die hier lebende Bevölkerung auch nicht leicht durch eine andere Bevölkerung verdrängt werden konnte, die diesen Kampf mit dem gefährlichen Element nicht gewohnt war. Welch energischer Widerstand hier in diesen vom Wasser bedrängten aber auch wieder geschützten Gegenden möglich ist, beweist uns die ganze spätere Geschichte dieser Länder. Es ist sogar anzunehmen, wenn wir auch darüber nichts erfahren, daß diese Inseln des Rheindeltas ebenso wie die vorgelagerten Inseln des Po und der Adria in der Zeit der Völkerwanderung eine Zufluchtstätte vieler römischen Familien waren, die hier auch Schutz und Ruhe fanden. Natürlich hat auch hier die Kultur Rückschritte gemacht, aber, was für uns sehr wichtig ist, mehr äußerlich durch den Nachlaß des Verkehrs etc. als innerlich infolge einer starken Vermischung mit Barbarenblut, wie dies in allen übrigen Provinzen des römischen Reiches der Fall gewesen ist. Daß die Bevölkerung in diesen Provinzen nicht verdrängt und wenig überschichtet wurde, wird uns auch dadurch wahrscheinlich gemacht, daß die benachbarten Friesen, welche schon vor der Völkerwanderung etwas östlicher siedelten, durch diese ebenfalls nicht verdrängt wurden und wenig oder gar nicht überschichtet wurden.

Als das historische Dunkel, welches über diesen Zeiten lagerte, sich etwas aufzuhellen beginnt, finden wir zwar die Provinz unter fränkischer Herrschaft, aber dieselbe war, wie bei den Friesen und Diethmarschen, mehr nominell als wirklich. Viel frühzeitiger als sonst in Deutschland finden wir aber hier die

Städtebildung und den dadurch bedingten Mittelstand — die Züchtungsstätte der sekundären Talente und Genies — in Blüte. Wenn auch der Handel zu Land und See durch die Völkerwanderung abgenommen hatte, so blieb er doch gerade hier lebhafter, als irgendwo im neuen Deutschen Reiche. Hier und in den Städten, welche an der großen Wasserstraße — der Pulsader dieser Provinzen — lagen, bildete sich zuerst jener fette Humusboden der Wohlhabenheit und das Bedürfnis nach gesteigertem Luxus, wie er zur Züchtung der Familien des Talentes der sekundären Künste unbedingt nötig ist. Dieser rege Handelsverkehr sorgte auch stets für einen, wenn auch schwachen aber regelmäßig fließenden Einschlag verwandten Blutes, wodurch der Neigung zum Erstarren infolge der Inzucht so kleiner Städte und Stämme vorgebeugt wurde. Diese günstigen Blutmischungsverhältnisse dauerten durch das ganze Mittelalter an. Zur Zeit der Reformation können wir aber für die Städte dieser Provinzen einen viel regeren und besonders vorteilhaften Bluteinschlag konstatieren, indem jetzt eine bedeutende Zahl von hochkultivierten, charakterfesten, talentierten Familien aus Frankreich und den deutschen Ländern hier Zuflucht vor religiöser Verfolgung suchte und auch fand. Dazu kam, daß durch die Entdeckung Amerikas und der neuen Seewege Händel und Wandel von den Gestaden des Mittelmeeres sich an die Gestade des atlantischen Meeres zog, wodurch ein schnelleres Wachstum des nationalen Wohlstandes in diesen Gegenden angebahnt wurde. Die frühzeitige Entstehung selbständiger Städteregierungen, der dadurch vermehrte und gesteigerte Wettbetrieb der Städte hatte in Holland und den Niederlanden die gleiche günstige Wirkung auf die Züchtung der Familien des primären sowohl als auch des sekundären Talentes und Genies, wie dies in Griechenland der Fall gewesen war.

Aber nicht nur die Züchtung und Entwicklung der Familien des holländisch-niederländischen Talentes und Genies hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem attischen, sondern auch sein Verfall.

Die Holländer leisteten nicht, wie man das bei oberflächlichem Hinsehen glauben könnte, nur Großes in der Malkunst. Sie waren ebenso wie die Athener universelle Künstler und

haben in allen primären und sekundären Künsten bedeutende Talente und Genies hervorgebracht. Als echtes geniales Volk haben sie auch einen heißen Kampf um ihre politische und religiöse Freiheit geführt und sich darin nicht viel weniger ausgezeichnet als ihre genialen Vorgänger in Attika. Daß das koloristische Milieu auf ein so genial bewegliches Volk eine tiefere Wirkung ausübte und die Zahl der Malerfamilien und Genies in dieser Kunst größer ist als in irgend einer anderen, ist unter solchen Verhältnissen leicht verständlich, weil von allen sekundären Künsten gerade die Malerei des üppigsten Bodens bedarf und der hier rasch zunehmende Reichtum und das Luxusbedürfnis frühzeitig die handwerksmäßige Ausübung dieser Kunst förderte und unterstützte, in deren Zünften dann die künstlerische Erbschaftsmasse hochgezüchtet und durch die weiblichen Linien verbreitet wurde. Nirgends in Deutschland gab es auf kleinem Raum so viele Künstlerfamilien beisammen, bei denen wir die Vererbung des Talentes durch mehrere Generationen so oft nachweisen können, als hier.

Auch in Holland können wir das Naturgesetz konstatieren, daß die Familien der primären politischen Künste bereits im Verfall begriffen sind, wenn die sekundären Künste ihre höchste Blütezeit erreichen. Als Rubens und Rembrandt erschienen, war die Degeneration der Familien des primären Talentes und Genies bereits auffallend vorhanden.

Nach dieser kurzen Abschweifung auf die Züchtung des stammverwandten Talentes und Genies in den Niederlanden kehren wir wieder zur Züchtung des sekundären Talentes und Genies im eigentlichen Deutschland zurück.

In der Zeit der ersten Jahrhunderte des Mittelalters bis beiläufig zum zwölften Jahrhundert, wo es im eigentlichen Deutschland noch fast keinen Mittelstand gab, konnten die talentierten und genialen Familien der sekundären Künste nur in jener Kaste zur Erscheinung kommen, wo engere Inzucht herrschte und die Wurzelcharaktere und Gefühle einer feineren und höheren Züchtung unterzogen wurden. Das war damals fast nur im Adel und der Priesterkaste der Fall und wir sehen darum, daß nicht nur das politische, kriegerische, das religiöse und juridische Talent fast ausschließlich diesen Kasten entsproßte, sondern daß auch die wenigen Genies der sekundären Künste, die wir

aus jenen Zeiten kennen, zu diesen Ständen gehörten oder wenigstens mit einer Ahnenreihe in diesen Ständen wurzelten. Doch wurden die sekundären Künste in jener Zeit im Adel und Priesterstande nur als Nebenkünste dilettantisch behandelt. Im Volke finden wir diese Künste alle erst im handwerksmäßigen Zustande. Erst mit der Gründung der neuen Städte und besonders mit dem Wiederaufblühen der alten römischen entsteht der eigentliche Züchtungsherd der sekundären Künste — der Mittelstand. Jetzt wird auch in diesem Stande das Auftreten der Talente und Genies der sekundären Künste immer häufiger. Die Blütezeit der sekundären Künste beginnt zur Zeit der Kreuzzüge und dauert in aufsteigender Kurfe bis zum Beginn der Reformation. Wie wir aus der Tabelle im zweiten Bande, welche die Geburtsorte der hervorragenden Talente und Genies der sekundären Künste aus dieser Zeit angibt, ersehen können, ist ihr größter Teil in dieser Zone geboren und gezüchtet worden.

Auch in Deutschland fiel wie in Holland die Höhe der Blütezeit der Familien des sekundären Talentes und Genies mit der Degeneration der Familien des primären Talentes und Genies zusammen. Wie das stets bei einem noch gesunden Volke der Fall ist, hatte diese Degeneration der oberen Kasten eine Revolution zur Folge, welche hier zuerst in jener primären Kunst einsetzte, deren Kaste am tiefsten degeneriert war, nämlich in der Religion. Von hier aus griff sie dann auf alle anderen Kunstgebiete über. Diese Reformations- und Revolutionsperiode, welche zugleich eine Regenerationsperiode der oberen Kasten darstellte, dauerte über hundert Jahre, also durch mehrere Generationen. In dieser Periode erfuhren die führenden Kasten, also die Familien des primären Talentes eine geradezu fürchterliche Auslese. Der größte Teil der alten Adels- und Patriziergeschlechter wurden entweder ausgerottet oder starben in männlicher Linie aus, während die weiblichen Linien in Armut gerieten und in niedere Stände herabsanken. Auch im Mittelstand und beim niederen Volk fand eine sehr starke Auslese durch Hungersnot, Krieg und Pestilenz statt. Dazu kam auch eine regenerierende Blutmischung, welche den größten Teil des Deutschen Reiches betraf und in allen Ständen sich geltend machte. In der Zeit vom Beginn der Reformation bis zum Ende des Dreißigjährigen

Krieges kann man von einer permanenten Völkerwanderung reden, indem hier infolge der Auswanderung, Vertreibung von Familien wegen religiöser Verfolgung, durch die großen Änderungen im politischen Besitzstande, durch das jahrzehntelange Herumziehen großer Heeresmassen eine sehr starke Blutmischung im ganzen Reiche erfolgte, die erst mit dem Westfälischen Frieden ihr Ende erreichte.

Nachdem wieder Ruhe eingetreten war, begann eine neue Inzuchtperiode in den einzelnen Territorien, Ständen und Stämmen und damit wieder die Züchtung neuer politisch führender Familien und des entsprechenden Talentes. In einem solchen Stadium der langsamen Neubildung der führenden Kaste, wo die alten talentierten Familien mit ihrer Erbschaftsmasse zum größten Teil verschwunden und die neuen aufstrebenden Familien erst in der Züchtung der Talente begriffen sind, ist jeder Staat, und sei er noch so groß, politisch schwach. Dies war auch beim Deutschen Reiche der Fall und diese Schwäche im Rekonvaleszentenstadium benützten seine uralten Feinde im Westen und Süden. Die Folge davon war, daß ein großer Teil dieser Zone im Westen dem Reiche verloren ging und der Süden der Gegenreformation erlag. Die Regeneration der Familien des primären Talentes war darum in dieser Zone eine ungenügende. Gründlicher war die Regeneration in dieser Zone im Mittelstand und in den Familien des sekundären Talentes und Genies. Hier hatte die Reformation und der harte Kampf ums Dasein während der schrecklichen Zeit des Dreißigjährigen Krieges nicht nur eine fürchterliche Auslese der unbrauchbar gewordenen Familien, sondern auch eine tiefgreifende Regeneration der Wurzelcharaktere und Gefühle hervorgebracht. Wenn auch anfangs noch durch mehrere Generationen ein starker Rückschlag in der Höhe der bereits erreichten Züchtung der sekundären Talente und Genies unverkennbar ist, so wurde er doch bald überwunden und wir können nun 3—4 Generationen nach dem 30jährigen Kriege eine neue Blüteperiode der sekundären Künste in dieser Zone bemerken. Besonders eine Kunst war es, die jetzt erst recht zur Blüte kam und in der nun diese Zone die größten Genies hervorbrachte, nämlich die Musik. Auch die Regeneration des dichterischen Talentes und Genies war

durchgreifend und die bedeutendsten Genies kamen erst jetzt in dieser Zone zum Vorschein.

In den in dieser Zone liegenden Alpenländern (Schweiz, Oberbayern, Tirol, Steiermark, Kärnten) war die enge exklusive Inzucht, wie sie überall im Gebirge herrscht und die Bedürfnislosigkeit und Armut der Bevölkerung von jeher Ursache, daß hier die Geniezüchtung trotz der günstigen Mischung seltener ist. Wo die Bedingungen günstiger sind, sehen wir bei dieser Bevölkerung die geniale Anlage ebenso häufig zur Erscheinung kommen wie sonst in dieser Zone. Nur kommt hier die Spätreifung der Genies häufiger vor, worüber ich in einem Zusatze des II. Bandes sprechen werde.

Die Folgen, welche die besonderen Blutmischungsverhältnisse in dieser Zone auf die Charakterezüchtung von jeher hatten, sprechen sich auch im großen in einigen Zügen aus, welche die Bevölkerung dieser Zone von der Bevölkerung des übrigen Deutschen Reiches in auffallender Weise unterscheidet.

Entsprechend der stärkeren Blutmischung, welche schon vor der Völkerwanderung und auch später noch infolge der vielen Grenzkriege und des lebhafteren Handelsverkehrs in dieser Zone immer geherrscht hat, konnte es hier nie zu einer so lange dauernden exklusiven Inzuchtperiode kommen, wie sie z. B. in der zweiten Zone während der Zeit des Mittelalters immer geherrscht hat. Dies mußte sich besonders im Charakter der hier hausenden Bevölkerung aussprechen. Dieser war auch in dieser Zone immer auffallend beweglicher, geistig anpassungsfähiger — liberaler. Besonders auffallend brachte sich dies immer in den größeren Zentren des Verkehrs, den großen Städten dieser Zone zur Geltung. Hier war darum die Bevölkerung stets eher geneigt, dem Einflusse der höher kultivierten und in der Hochzucht des Talentes stets vorauseilenden romanischen Nachbarn im Westen und Süden sich hinzugeben. Da das Talent immer nur eine höher gezüchtete Variation des Volkes darstellt, so kann man auch am deutschen Talent und Genie dieser Zone die Beobachtung machen, daß es wohl in der künstlerischen Beanlagung und in genialer Beweglichkeit die Talente und Genies der zweiten Zone oft übertrifft, dagegen aber an Charakterfestigkeit und echt nationaler Gesinnung von diesen übertroffen wird, woran zweifellos der Unterschied in dem Grade

der Blutmischung die grundlegende Ursache ist. Denn der Charakter und die nationale Gesinnung hängen ceteris paribus immer in erster Linie von der Hochhaltung des Inzuchtprinzipes und von dem Grade und der Qualität der fremden Blutmischung ab, die in einen Volkskörper einzudringen Gelegenheit hat.

Je reiner das Blut der talentierten Familien von fremdnationaler oder -rassiger Beimischung ist, desto ausgesprochen nationaler sind dann auch in der Regel die Talente und Genies, welche aus solchen Familien stammen, wie wir dies eben in der zweiten Zone in auffallender Weise beobachten können.

### b) Inzucht-Zone. Zone der ausgesprochen nationalen Charaktere und Talente.

Es gibt auf der bewohnten Erde, wenn wir von den extremen Klimaten absehen, sehr wenige Länder, die von sich rühmen können, daß sie seit den historischen Zeiten in dem riesigen Völkergetümmel, welches seither immer geherrscht hat, niemals die Rasse oder Nationalität ihrer Bewohner gewechselt haben, niemals einer dauernden Fremdherrschaft und Überschichtung unterworfen wurden und darum also immer von einer freien und möglichst rassenreinen Bevölkerung bewohnt gewesen sind. Zu diesen seltenen Ländern gehört zum größten Teil wenigstens das Gebiet, welches die Römer die „Germania magna" nannten. Es ist dies das Gebiet, welches zwischen Rhein und Elbe liegt. Die Grenze dieser rassenreineren Inzuchtzone bildet im Westen der Rhein, ferner der Verlauf des altrömischen Limes vom Rhein bis zur Donau bei Regensburg, im Osten die Elbe bis zur Einmündung der Saale und weiterhin ihr Verlauf längs der böhmischen Grenze bis zur Donau. Im Norden gehört zu dieser Zone noch der untere Teil der Cimbrischen Halbinsel, der Teil, der das Herzogtum Holstein bildet.

Von diesem Landgebiet ist nur jener Teil auszunehmen, welcher im Norden zwischen den Mündungen des Rheins und der Ems längere Zeit unter römischer Herrschaft stand und von uns auch zur ersten Zone gerechnet wurde.

Die militärische Okkupation unter den ersten römischen Kaisern, welche das Land zwischen Rhein und Weser betraf, war

bekanntermaßen von kurzer Dauer und ist ohne den geringsten Einfluß auf die Blutmischung und den Charakter der Bewohner dieser Gegend gewesen. Eine eigentliche Kolonisation mit fremdem Blute oder eine dauernde Überschichtung hat also während den historischen Zeiten hier niemals stattgefunden. Auch die prähistorischen Forschungen verlegen in diese Gegend den Hauptsitz des germanischen Blutes.

Diese Tatsache der verhältnismäßigen Reinheit der Rasse der in dieser Zone wohnenden Bevölkerung ist nicht nur vom historischen und anthropologischen Standpunkte aus interessant, sie ist noch viel wichtiger durch die Folgen, welche diese Tatsache auf die Züchtung der Nationalcharaktere und des nationalen Talentes und Genies dieser Zone ausgeübt hat und die nicht hoch genug angeschlagen werden können. Denn je reiner eine Rasse, eine Nation vor Blutmischungen sich zu erhalten vermag, desto ausgesprochener, fixierter und konservativer sind auch ihre Charaktere und Gefühle, desto klarer und reiner kommen dann diese auch in den Taten des Talentes und Genies, also in seiner Geschichte und seiner nationalen Kunst zum Ausdruck.

Wie wir aus Tacitus wissen, war das in dieser Zone wohnende Volk, obwohl es als eine zusammengehörige Völkermasse schon von den Römern aufgefaßt wurde, in zahlreiche kleine Stämme geteilt, die sich untereinander fortwährend bekriegten.

Wenn wir eine Karte dieser Zone aus irgend einer Zeit des Mittelalters ansehen, so macht sie den Eindruck eines farbigen Mosaikbodens. Die zahlreichen kleinen Inzuchtherde, welche da nebeneinander liegen, erinnern lebhaft an den politischen Zustand, in dem die Griechen in der höchsten Blütezeit der Polis sich befanden. Wie sehr Handel und Wandel und damit auch der Blutverkehr durch diese teils stammlichen, teils feudalen gutsherrlichen, teils religiösen und anderen Schranken gehemmt war, ist einleuchtend und nur zu bekannt. Zu diesen Hindernissen kam noch, daß unter der Herrschaft des Feudalwesens und der Naturalwirtschaft das Bedürfnis für Handel und Wandel überhaupt ein sehr geringes war und dies erst allmählich mit dem Übergang zur Geldwirtschaft sich änderte.

Wir haben es also hier, seit die Geschichte zu dämmern beginnt, mit einem nach außen einheitlichen Inzuchtkörper zu tun, der wiederum in zahlreiche kleinere, engere Inzuchtherde geschieden war, welche aber infolge der zahlreichen inneren Fehden und Änderungen in der feudalen Zugehörigkeit öfters einer zeitweisen Blutmischung untereinander ausgesetzt waren. Diese Blutmischungsverhältnisse sind hier also ganz ähnlich, wie wir sie in der Inzuchtzone in Griechenland vorgefunden haben. Hier wie dort wurde durch die fast exklusive Inzucht des großen Volkskörpers nach außen hin, da er von Mischungen mit dem Blute fremder Charaktere seit undenklichen Zeiten verschont geblieben war und durch die häufige Vermischung innerhalb der einzelnen Stämme des großen Inzuchtkörpers ein in allen Stämmen ziemlich einheitlicher Volkstypus gezüchtet, der um so ausgesprochener und auffallender wurde, je länger diese Verhältnisse dauerten und je mehr die umgebenden Volksstämme und die an ihren Grenzen sich bildenden Mischvölker sich veränderten. Daneben erhielten und steigerten sich durch lokale engere Inzucht in den einzelnen Stämmen die Stammesvariationen und bildeten dadurch jenes Mosaik von kleinen Abänderungen und Spielarten des Nationalcharakters, wie dies immer die Folge einer föderativen Staatseinrichtung und des vorwaltenden partikularistischen Geistes solcher kleiner Inzuchtherde ist.

Die allen germanischen Stämmen gemeinschaftlichen Charaktere waren in dieser Zone nicht nur in körperlicher Hinsicht stets sehr auffallend, sie waren es auch in geistiger und imponierten in der Unverdorbenheit der wichtigsten Wurzelcharaktere schon den diesbezüglich bereits stark degenerierten Römern der Zeit des Tacitus. Überall dort, wo das deutsche Inzuchtblut einer fremden Blutmischung weniger ausgesetzt war, hat es diese, es auszeichnenden körperlichen und geistigen Charaktere auch reiner aufzuweisen. Darum sind in dieser Zone, die von kriegerischen Invasionen und fremden Blutmischungen am meisten verschont geblieben ist, heute noch die den deutschen Stämmen eigentümlichen und sie auszeichnenden körperlichen Charaktere — das blonde Haar und das blaue Auge — in dem verhältnismäßig stärksten Prozentsatz vorhanden.

Aber nicht nur die körperlichen, sondern auch die spezifisch deutschen geistigen Charaktere sind in dieser Zone stärker ausgeprägt als anderswo. Die ganze Geschichte beweist, daß hier das von jeher in jedem deutschen Stamme hochentwickelte Sippengefühl und die mit diesem Gefühle so innig verbundene deutsche Treue stets am stärksten vertreten war.[1]) Dieses Sippengefühl brachte sich besonders in seiner durch Jahrhunderte unveränderlich treuen Anhänglichkeit an die angestammten Herrscherhäuser und in dem hier am stärksten vertretenen Partikularismus zur Geltung. In dieser Zone finden wir also nicht nur die den Deutschen auszeichnenden körperlichen und geistigen Charaktere schon im Altertum am stärksten vertreten, dieses Verhältnis blieb dadurch, daß dieses Land nie einer dauernden Eroberung mit fremder Überschichtung erlag, durch das ganze Mittelalter bis in die Jetztzeit dasselbe. Wenn man von deutschem Vollblut überhaupt noch reden kann, so kann man nur die in dieser Zone seit jeher hausenden Stämme als solche anerkennen. Hier haben sich darum auch die ältesten Kunstwerke eines Volkes, seine Sprache und Religion in der ursprünglichen Form am längsten erhalten, weil eben die Sprache und Religion als etwas organisch Gewordenes immer in harmonischer Korrelation mit dem Körper und Geist sind und darum auch am meisten durch Blutmischungen beeinflußt werden.

Aber nicht nur die guten Charaktere der germanischen Stämme waren in dieser Zone stets in ausgesprochener Qualität vertreten, sondern auch ihre Fehler kamen hier in stärkerem Grade als anderswo zum Vorschein, wie eben ein starkes Licht immer von einem starken Schatten begleitet ist. Hier war der Hauptsitz des kleinlichsten Partikularismus, hier war auch der schwerfällige im Denken und Handeln langsame und zu sehr am Hergebrachten hängende Geist mehr zu Hause, als in der ersten und dritten Zone, hier sind darum auch jene Charaktere, welche man von jeher als typisch für den deutschen Michel und seinen geistigen Vetter, den deutschen Philister und Spießbürger bezeichnet hat, stets in auffallender Weise an manchen Teilen der Bevölkerung zur Erscheinung gekommen.

[1]) Die „Holstentreue" ist sogar sprichwörtlich geworden.

Diese Schwerfälligkeit im Denken, dieses langsame bedächtige Handeln, das zähe Hängen am Hergebrachten ist eben immer die Folge einer durch viele Generationen dauernden weiteren und engeren Inzucht innerhalb eines mit gleichen oder sehr ähnlichen Charakteren versehenen Volkskörpers und des Mangels eines nennenswerten fremden Bluteinschlages, der als Bewegung und Gärung erregendes Ferment hätte wirken können. Und wenn auch, wie das ja innerhalb jedes Volkskörpers, der sich mit anderen Völkern auf mehreren Seiten berührt, hier im Verlaufe der Jahrhunderte durch Handel und Wandel etc. etwas Mischblut eingedrungen ist, so ist dieses bereits durch ähnliche vorgelagerte Filter gegangen, indem dieser Kern reineren deutschen Blutes ja von allen Seiten von gemischtem deutschem Blute wie von einer Schale umgeben war. Erst der moderne Verkehr brachte hier eine stärkere Änderung. Die für das deutsche Volk und seine Schicksale wichtigste Folge dieser Blutmischungsverhältnisse aber war, daß Volk und führende Kaste hier ein und desselben Blutes waren, was besonders für das Schicksal der Familien des führenden Talentes von wichtiger Folge sein mußte. Denn in einem solchen Falle schließt sich die obere Kaste nie so hermetisch von dem Volke ab, es kann daher immer ein regenerierender Blutstrom aus dem Volke in die Kaste eindringen. Auch ist in einem solchen Falle das Verhältnis der Aristokratie zum Volke stets mehr natürlich, patriarchalisch.

Dadurch bleiben die Familien des politisch führenden Talentes nicht nur länger von einer allgemeinen Degeneration verschont, sie geraten auch niemals in einen starken Gegensatz in bezug auf ihre Charaktere mit dem Volke, was wiederum für das politische Schicksal des ganzen Volkes von großer Bedeutung ist. Wir können diese günstigen biologischen Folgen der mehr einheitlichen Blutmischung dieser Zone in der ganzen Geschichte der hier hausenden Stämme beobachten. Am auffallendsten brachte sich aber diese größere Einheitlichkeit der Charaktere in der Züchtung der Familien des Talentes und Genies dieser Zone zur Geltung.

Entsprechend der fast exklusiven Inzucht der kleinen Territorien und des Mangels jedes fremd nationalen Blutein-

schlages kommt hier im ganzen Mittelalter fast nur das Talent zur Züchtung und das Genie ist in dieser Zone eine sehr große Seltenheit. Da in dieser Zone auch die Bildung des Mittelstandes, der Quelle der sekundären Talente und Genies sehr langsam vor sich ging und seine Anfänge nicht viel vor Heinrich den Vogler hinaufreichen, so ist diese Zone auch in der Züchtung des Talentes (vom Genie gar nicht zu reden) der sekundären Künste im ganzen Mittelalter im Vergleich zur ersten Zone sehr zurück. Was aber dieser Zone an der Voreiligkeit und Quantität der Züchtung des Talentes und Genies abgeht, das ersetzt sie reichlich durch dessen Qualität. Das Talent und Genie dieser Zone zeichnet sich nämlich entsprechend der größeren Reinheit seines Blutes durch ein ausgesprochen nationaleres Denken und Fühlen aus. Besonders auffallend macht sich das natürlich beim Genie geltend, weil uns seine Werke und Handlungen mehr in der Geschichte und in der Kunst vorliegen, als dies beim Talent der Fall ist. Steht auch das Genie dieser Zone, abgesehen von seiner bereits erwähnten Seltenheit, in betreff der genialen Beweglichkeit und das Glänzende seiner Erscheinung häufig hinter dem Genie der ersten Zone zurück, so übertrifft es dieses sehr oft in der nachhaltigen Tiefe seiner Wirkung auf die Nation. Wir können deutlich sehen, daß diese tiefe Wirkung nicht so sehr die Folge einer spezifisch künstlerischen Begabung des Genies dieser Zone ist, sondern hauptsächlich dadurch hervorgebracht wird, daß es als von reinem Blut stammend die nationalen Wurzelcharaktere und besonders die dem deutschen Volke eigentümlichen Gefühle in einer Weise in seinen Handlungen und Kunstwerken zum Ausdruck bringt, daß dadurch die in jedem Deutschen (auch wenn er bereits Mischblut enthält) vorhandenen nationalen Gefühle in sehr lebhafte Mitschwingung versetzt werden.

Von den deutschen Kaisern und Königen stammen wenige aus dieser Zone. Aber unter diesen wenigen sind zwei, welche die deutsche Nation wenn auch nicht am glänzendsten, so doch sicher am kräftigsten gegen ihre Feinde vertreten haben und bei denen der nationale Charakter in ihren Taten am klarsten zum Ausdruck gekommen ist.

Ich meine hier Heinrich I. und Otto den Großen,[1]) und erinnere an ihr charakterfestes nationales Verhalten zu den Fürsten und zum gefährlichsten Feinde der deutschen Freiheit — dem Papsttum. Auch eine der folgereichsten Taten des deutschen religiösen Gefühls, die Stiftung und Kolonisation des deutschen Ordenslandes, wurde durch ein Genie, welches dieser Zone entsprossen ist — Hermann von Salza — eingeleitet. Kein primäres Genie hat aber auf das deutsche Gemüt und das nationale Denken eine ähnliche Wirkung ausgeübt, wie der in dieser Zone geborene Luther, wiewohl es viele Genies der ersten Zone gegeben hat, die ihn in genialer Beweglichkeit des Geistes und glänzender Begabung weit übertrafen. Von den Genies der sekundären Künste, die in dieser Zone geboren wurden und deren Wirksamkeit und Einfluß auf das nationale Denken und Fühlen von großer Bedeutung war, nenne ich nur Dürer, Klopstock und Bürger.

Ich habe in einem früheren Kapitel auseinandergesetzt, warum die Musik die nationalste Kunst der Deutschen ist und daß es ihnen zu hohem Ruhme gereicht, es in dieser schwersten und geistig so einflußreichen Kunst so weit gebracht und die hervorragendsten Genies auf diesem Kunstgebiete gezüchtet zu haben. Der in dieser Zone geborene Sebastian Bach ist von diesen großen deutschen Musikgenies nicht nur das erste in der Zeit, er ist auch der nationalste, der gewaltigste und der tiefwirkendste Meister gewesen, bei dem alle späteren Genies in die Lehre gegangen und alle noch kommenden in die Lehre gehen werden.

Diese eigentümlichen Blutmischungsverhältnisse dauerten in dieser Zone fast durch das ganze Mittelalter. Erst gegen dessen Ende nahm in den Städten des Südens und Nordens die Blutmischung infolge des lebhafteren Handelsverkehrs mit Italien einerseits und der Entwicklung der Hansa andererseits eine größere Lebhaftigkeit an. Diejenigen Städte, welche in dieser Zone sich hauptsächlich dem Handel widmeten, blühten nun wirtschaftlich sehr auf und wurden infolgedessen hervorragende Centra für das Kunsthandwerk, wodurch in dessen

[1]) Interessant ist, welch starke Schädigung dieser stramm nationale Charakter der sächsischen Kaiserdynastie in Otto III. durch das bereits degenerierte Blut seiner griechischen Mutter erfuhr.

Zünften jene künstlerische Erbschaftsmasse hochgezüchtet wurde, welche dann in einzelnen Genies, z. B. Nürnberg's, so auffallend zur Erscheinung kam.

Für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Talentes und Genies war es nun von großer Bedeutung, daß von diesem Zentrum der deutschen Vollblutcharaktere aus durch viele Jahrhunderte eine chronische Auswanderung nach der ersten, besonders aber nach der dritten Zone hin stattfand. Die an diese Zone angrenzenden Provinzen im Osten und Süden, besonders die noch unkultivierten Gegenden Preußens, Polens und der anderen slawischen Länder im Osten waren damals für das deutsche Volk ebenso der chronische Abflußkanal für ihren Bevölkerungsüberschuß, wie dies seit der Entdeckung der überseeischen Länder Amerika geworden ist. Sie traten aber hier nicht nur als Kolonisten, sondern auch als Eroberer auf. Nun ist es für eine solche Kolonisation und Überschichtung immer sehr wichtig und bestimmt später den künstlerischen Charakter einer Bevölkerung, ob an diesem Eroberungswerke auch das Weib teilnimmt oder nicht.

Denn es werden nicht nur durch die zahlreiche Beteiligung des Weibes an der Kolonisation die Kolonisten vor stärkerer Vermischung mit dem Blute von verschiedener Kulturhöhe und Charakteren bewahrt, die Kolonie erhält sich auch durch die Beteiligung des Weibes viel sicherer den bereits gezüchteten und vererbbaren Schatz an künstlerischen und nationalen Gefühlen. Das ist in unserem Falle besonders wichtig, da es sich hier um den hochgezüchteten Erbschaftsschatz des Gefühles des deutschen Weibes handelt. Erst durch die starke Beteiligung des Weibes an einer Kolonisationsbewegung wird also ein Land für eine Nation und seine Kultur ganz gewonnen und dies wird sich auch stets in dem Charakter der später sich bildenden Talente und Genies solcher Kolonien deutlich aussprechen.

Auch in dieser Zone trat, wenn auch nicht in so hohem Grade wie in der ersten Zone, in den talentierten Familien der oberen Stände im 14. und 15. Jahrhundert eine Degeneration auf. Doch die strammer gezüchteten Charaktere dieser Zone widerstanden hier länger und besser der Entartung. Das Gefühl der Notwendigkeit einer Regeneration, besonders der Priesterkaste und der Religion, fand in diesem Lande des reineren deutschen

Blutes, wenn auch nicht gerade seinen Urprung, so doch seine beste und konsequenteste Vertretung. Mit dem Eintritt der Reformation und der Regenerationsbewegung und des daraus resultierenden Dreißigjährigen Krieges traten auch hier jene biologischen Folgen ein, welche ich früher bereits geschildert habe. Aber schon die Tatsache allein, daß hier die Gegenreformation keinen fruchtbaren Boden vorfand, beweist uns, daß auch durch dieses große nationale Unglück die Energie und Konsequenz der reiner gezüchteten Charaktere dieser Zone nicht gebrochen wurde.

Im letzten Jahrhundert trat auch in dieser Zone eine größere Änderung bezüglich der Blutmischungsverhältnisse ein. Die Aufsaugung vieler kleiner Territorien, der stärkere Handel und Wandel beförderte die Niederreißung vieler kleiner Inzuchtschranken zwischen den Ständen und Stämmen, wodurch auch in dieser Zone endlich eine stärkere Blutmischung und damit eine größere Beweglichkeit der Charaktere und zugleich eine intensivere Züchtung der genialen Anlage hervorgebracht wurde. Doch war das alles nicht imstande, die fest fixierte nationale Erbschaftsmasse dieser Zone stark zu verändern. Die seit der Reformation in derselben gezüchteten Talente und Genies beweisen durch ihren stramm nationalen Charakter und den großen Einfluß, den sie auf das ganze Volk auszuüben imstande sind, daß hier noch immer das verhältnismäßig reinste deutsche Vollblut vorhanden ist und dementsprechend die den Deutschen auszeichnenden Wurzelcharaktere und künstlerischen Gefühle heute noch in der Erbschaftsmasse der talentierten Familien dieser Zone am reinsten und ausgesprochensten vertreten sind. Diese Tatsache ist aber auch für die fernere Züchtung des deutschen Talentes und besonders des Genies in der ersten und dritten Zone sehr wichtig. Denn wie wir aus den Biographien vieler Genies dieser Zonen sehen können, kommt es sehr häufig vor, daß entweder die väterliche oder mütterliche Ahnenreihe aus der Inzuchtzone eingewandert sind, wodurch dann bei einer Ehe mit dem leichter beweglichen Blute der Vermischungszonen die Möglichkeit der genialen Anlage sich eher ergibt. Dies war z. B. bei Goethe der Fall, wo die väterliche Linie aus der zweiten Zone in die erste eingewandert ist und sich in Frankfurt mit der weiblichen Linie einer hochangesehenen alten Bürgersfamilie verbunden hat.

### c) Anfangs ungünstige, später günstigere Vermischungszone. Zone der späten und langsamen Züchtung des Talentes und Genies.

Zu dieser Zone gehören alle östlich von der Elbe von deutschen Stämmen besiedelten Länder. Die Grenzscheide zwischen der zweiten und dritten Zone bildet also im Norden die Elbe, im Süden die Saale und weiterhin der Böhmerwald.

Überall in dieser Zone hat sich der Germane mit seinem slawischen Bruder gekreuzt. Wenn auch einzelne reinere deutsche Enklaven häufig noch vorhanden sind, so muß doch die ganze Zone ebenso als ein vorwiegendes Vermischungsgebiet des deutschen Blutes aufgefaßt werden, wie die erste Zone. Nur war hier das Mischblut für die Talentzüchtung ein nicht so günstiges, weil das slawische Blut hier zuerst überall noch auf einer viel niederen Stufe der Kultur stand als das deutsche. Dadurch war es bedingt, daß in der Deszendenz dieser Mischungen stets ein starker Rückschlag unter die vom deutschen Blute bereits erreichte Kulturhöhe eintreten mußte. Von den drei arischen Brüdern, dem Kelten, Germanen und Slawen, war der Slawe hinsichtlich des von ihm besiedelten Landes von jeher am wenigsten günstig situiert. Durch die Angrenzung der von ihm besiedelten Länder an Asien war der Slawe der Vermischung mit dem Blute der asiatischen Nomadenstämme, welche nicht nur durch die Rassencharaktere sehr verschieden waren, sondern auch kulturell als Nomaden noch tiefer standen als der bereits zu Seßhaftigkeit und Ackerbau übergegangene Slawe, fortwährend ausgesetzt.

Es war den slawischen Stämmen daher nicht möglich, sich eine führende Kaste zu züchten, die vorwiegend einheitlichen oder wenigstens stammverwandten Blutes war, wie dies bei dem keltischen und germanischen Bruder der Fall gewesen ist, sondern das Volk mußte sich häufig Herren sowohl verschiedener Rasse als auch sehr verschiedener Kultur gefallen lassen und wechselte überhaupt seine Herren fortwährend. Das slawische Volk hatte nicht nur selbst keine länger dauernde Inzuchtperiode hinter sich, in der es seine Charaktere zu einer harmonischen Hochzucht hätte bringen können, es war dies

auch bei seinen führenden Kasten zu keiner Zeit der Fall.

Der slawische Bruder war in der ganzen historischen und prähistorischen Zeit gleichsam die lebendige Schutzmauer für das Blut seiner beiden andern Brüderstämme. Denn Europa ist geographisch gegen Osten hin nicht so vor Invasionen geschützt, wie gegen die übrigen Weltgegenden. Der Slawe war indirekt die Ursache, daß die beiden anderen arischen Stämme und die im Süden Europas aus ihnen hervorgegangenen Mischungs-Varietäten geschützt vor Vermischungen mit ungünstigem und auf sehr niederer Stufe der Kultur stehendem Blute sich ruhig zu hohen Kulturvölkern entwickeln konnten. An seinem Volkskörper stießen immer zuerst die asiatischen Völkerwogen an und brachen sich ihre Kräfte.

Die Folgen, die aus diesen Tatsachen für die slawischen Stämme erwuchsen, waren für ihre Kultur und die damit zusammenhängende Züchtung des Talentes und Genies von tiefgehender Bedeutung. Sie waren nicht nur schon in der prähistorischen Zeit wirksam, sondern machten sich durch die ganze historische Zeit bis heute in auffallender, unverkennbarer Weise bemerkbar. Der slawische Bruder war, wie wir heute wissen, in seinen körperlichen Charakteren dem Germanen sehr ähnlich und von Hause aus geistig vielleicht ebenso gut beanlagt, wie seine westlichen Brüder. Durch die ungünstigen Blutmischungen, denen er fortwährend ausgesetzt war, blieb er aber nicht nur in der Entwicklung seiner Anlagen zurück, sondern durch die fremdrassigen und besonders nomadischen Charaktere des mongolisch-tartarischen Mischblutes erhielten die slawischen Stämme eine so verschiedene Färbung ihres Nationalcharakters, daß es heute schwer ist, an eine einst so nahe Verwandtschaft, wie dies ja für die Slawen und Germanen mit Sicherheit angenommen werden muß, zu glauben. Der schwerwiegendste Umstand für die Züchtung des slawischen Talentes und Genies aber war, daß der große slawische Volkskörper niemals Gelegenheit hatte, eine größere Menge alten Kulturblutes in sich aufzunehmen und daß selbst das Blut der an ihn angrenzenden germanischen Völkerstämme lange Zeit auf einer im Vergleich zu den übrigen deutschen Stämmen niederen Kulturstufe sich be-

fand. So fehlte dem slawischen Blute von jeher nicht nur jener wichtige Bluteinschlag für das geistige Leben, welchen wir überall wie ein Ferment günstig wirkend für die Züchtung der talentierten und genialen Familien befunden haben, sondern auch die Möglichkeit einer längeren Inzuchtperiode, in der die im Volke von Haus aus vorhandenen Wurzelcharaktere und Gefühle höher gezüchtet und dann in den aus dem Volke selbst sich abzweigenden oberen Ständen einer besonders feinen Hochzucht durch engere Inzucht hätten unterworfen werden können. Es war nun für die Entwicklungsgeschichte der östlichen Mischungszone des deutschen Volkes ein sehr günstiger Umstand, daß diejenigen slawischen Stämme, mit denen das deutsche Blut sich zuerst vermischte, diejenigen waren, welche den ursprünglichen slawischen Charakter noch verhältnismäßig am reinsten sich erhalten hatten, da sie als die am weitesten nach dem Westen hin Vorgerückten die nomadisch-mongolische Blutmischung viel schwächer und gleichsam filtriert erhielten und frühzeitig bereits unter die Führung des kulturell höherstehenden deutschen Bruders gekommen waren. Die slawischen Stämme waren nämlich in die zur Zeit der Völkerwanderung von den deutschen Stämmen verlassenen Sitze östlich der Elbe nachgerückt. Doch schon zur Zeit der Karolinger und noch mehr unter den sächsischen Kaisern war die Volksmenge in dem eigentlichen Deutschland zwischen Rhein und Elbe wieder so gestiegen, daß eine Kolonisation nötig wurde. Die Deutschen erinnerten sich ihrer alten Sitze östlich der Elbe und es begann nun eine Kolonisation mit Schwert und Pflug,[1])

[1]) Die Wirksamkeit des Ordens von Zisterz für die deutsche Kolonisation im nordöstlichen Deutschland wurde erst in neuerer Zeit durch eine Arbeit Winters: Die Zisterzienser des nordöstlichen Deutschland (3 Bände, Gotha bei Perthes) in das richtige Licht gesetzt. Für unsere Frage ist diese wirtschaftliche Tätigkeit des Ordens von größter Bedeutung. Denn dieser Orden war dazumal ein echter Bauernorden und seine Hauptaufgabe sah er in der Urbarmachung sumpfiger Gegenden und in der Einführung eines rationell betriebenen Ackerbaues und Gartenwirtschaft. Unter den schützenden Fittichen des deutschen Ordens drang der deutsche Bauer allmählich vor und durch die Musterwirtschaften des Zisterzienserordens wurde der wendische Bauer, der höchstens bis zum Hackbau und noch nicht über den Kommunalbesitz (Mir) hinausgekommen war, zum echten arischen Ackerbauer mit den diesem entsprechenden Charakteren langsam erzogen.

die in der Errichtung der verschiedenen „Marken“ ihren historischen Ausdruck fand. Bald darauf nahmen der deutsche Orden und die Zisterzienser sich der Kolonisation dieser Gegenden an und die slawischen Stämme kamen unter deutsche Führung bis über Königsberg hinaus. Kam auch der deutsche Ritter und der Mönch ohne Frau ins Land und fehlte also bei der Kolonisation für die oberen Stände der wichtige Faktor: „das deutsche Weib“, so war es doch zahlreich in den Bauernkolonien und in den neugegründeten Städten vertreten. Der wichtigste Bluteinschlag, den diese Zone erhielt, war aber ein Fürstengeschlecht aus der ersten bereits hochkultivierten Zone: die Hohenzollern. Mit diesem Geschlechte, welches sich die feinere Ausgestaltung der Kultur in diesen Gegenden zur obersten Aufgabe gemacht hatte, kam die Kolonisation und die Blutvermischung der Volksstämme und der oberen Stände in ein rascheres Tempo. Zahlreiche Familien der oberen Stände und des Mittelstandes aus der ersten Zone, aus Holland, Franken, den Rheingegenden wurden eingeladen, sich hier niederzulassen. Was im 14. und 15. Jahrhundert freiwillig geschah, wurde zur Zeit der Reformation oft wegen Not und Glaubenszwang ausgeführt und so sehen wir hier bis zur Zeit des großen Kurfürsten eine fortwährende Bluttransfusion aus der ersten und zweiten Zone, ja auch von Frankreich und Österreich her vor sich gehen.

Doch war diese Mischung nie so stark, daß dadurch der Charakter der Bevölkerung dieser Zone eine wesentliche Veränderung erfahren hätte. Das höher kultivierte und lebhaftere Blut aus dem europäischen Westen bildete auch hier nur das nötige Ferment, um die von Haus aus schwerfälligen und infolge des ungünstigen wenig fruchtbaren Milieus und des harten Kampfes ums Dasein noch schwerer in Bewegung zu versetzenden Charaktere etwas anzuregen. Im Verlaufe vieler Generationen hatten sich auch die noch reiner gebliebenen slawischen Bevölkerungsschichten teils durch Aufnahme deutschen Blutes, teils infolge der geistigen Zucht talentierter deutscher Fürsten und eines tüchtigen Adels etwas höher entwickelt.

Die guten Folgen dieser Blutmischungen, wie der Bemühungen der oberen führenden Kasten konnten sich natur-

gemäß nur sehr langsam zeigen. Denn gerade hier in dieser Zone können wir am besten beobachten, wie langsam die Züchtung talentierter und genialer Familien vor sich geht, wenn von vornherein bei sonst gleichen Anlagen der fermentierende Einschlag eines alten höheren Kulturblutes fehlt. Welchen Einfluß schon eine verhältnismäßig kleine Menge höheren Kulturblutes auf das schwerfällige Märkerblut auszuüben imstande war; kann man am besten an der Wirkung sehen, welche das Blut der paar Tausend französischer Hugenotten-Familien in Brandenburg und speziell in Berlin hervorbrachte. Auch das ungünstige wirtschaftliche und klimatische Milieu hat natürlich etwas hemmend auf die Züchtung der talentierten Familien eingewirkt.

Dieser empfindliche Mangel alten Kulturblutes neben der ungünstigen Mischung mit dem barbarischen Slawenblute brachte es also hauptsächlich mit sich, daß die Talent- und Geniezüchtung trotz der schon lange im Gange befindlichen deutschen Kolonisation in dieser Zone so außerordentlich langsam vor sich ging und erst seit der Reformation stärker sich bemerkbar macht. Bis zur Zeit der Reformation brachte diese Zone kein Genie von Bedeutung hervor und auch die hervorragend talentierten Männer sind selten. Aber auch an der Qualität der Genies, die seit der Reformation hier gezüchtet wurden, kann man die ungünstige Wirkung des slawischen Mischblutes häufig beobachten. Es kommen nicht nur an den Talenten dieser Zone die Schattenseiten des deutschen und slawischen Charakters stärker zur Geltung, auch die Genies, so sehr sie an geistiger Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit die Genies der zweiten Zone in der Regel übertreffen, haben beim Charakter im allgemeinen und bei den nationalen Charakteren im besonderen stärkere Mängel aufzuweisen, als dies bei den Genies der zwei übrigen Zonen der Fall ist.

Vor allem bringt sich der asiatische, nomadische Bluteinschlag des slawischen Volkes, der sich besonders in den oberen Kasten des russischen Volkes durch einen gewissen Mangel an positiven, aufbauenden Charakteren und eine starke Neigung zum Negativen in zersetzenden, zerstörenden Trieben bemerkbar macht, dort, wo das slawische Blut das Übergewicht in der Ahnentafel hat, immer stark zur Geltung.

Auch in dieser Zone wurden zuerst die primären politischen Talente gezüchtet. Sie blieben anfangs lange auf die wenigen Fürstengeschlechter und den Adel beschränkt. Die sekundären Künste waren bis zur Reformation kaum über das Handwerkmäßige hinausgekommen. Doch von der Reformation an kommt die Züchtung der primären politischen Künste infolge der günstigeren Blutmischung in ein rascheres Tempo und von da an treten zahlreiche religiöse, militärische, juridische und administrative Talente und Genies in dieser Zone auf. Und wie die finanzielle Macht (das Geld) stets sich dorthin wendet, wo die meisten und besten kaufmännischen Talente gezüchtet werden, so wendet sich auch das Zünglein der politischen Wage dorthin, wo die politischen und kriegerischen Talente und Genies in Blüte kommen. Seit der Reformation hat die politische Macht langsam aber stetig sich von der ersten Zone auf die dritte Zone verschoben und diese Verschiebung hat im Jahre 1870 ihren Höhepunkt erreicht.

Aber nicht nur die Familien des primären politischen Talentes sehen wir in den Jahrhunderten nach der Reformation in die Blüte kommen, mit der Zunahme des Mittelstandes und des Reichtums beginnt auch die Züchtung der Familien des sekundären Talentes und Genies in ein lebhafteres Tempo zu kommen. Hier macht sich nun die Anlage des slawischen Mischblutes auffallender geltend. Entsprechend dem starken Überwiegen des Gefühlslebens beim slawischen Volke ist besonders die poetische und musikalische Erbschaftsmasse bei den Slawen sehr ausgesprochen. Dementsprechend sehen wir in dieser Zone auch das poetische und musikalische Genie verhältnismäßig stärker vertreten. Dagegen scheint für die Talentzüchtung in den bildenden Künsten der Slawe weniger beanlagt zu sein. Dieser Mangel ist auch wahrscheinlich die Ursache des auffallenden Unterschiedes, der in der Züchtung dieser Talente und Genies zwischen der ersten und dritten Zone besteht.

Zweifellos ist seit dem vorigen Jahrhundert die Züchtung der talentierten und genialen Familien in dieser Zone eine auffallend gesteigerte und wird voraussichtlich noch zunehmen, während die erste Zone langsam zurückgeht. Dies ist etwa nicht darum allein der Fall, weil jetzt der Sitz der politischen

und kriegerischen Macht in Preußen ist, sondern weil die Familien der oberen Stände hier noch über mehr unverdorbene Wurzelcharaktere und natürlichere Gefühle verfügen, auch der Bauernstand — die Wurzel dieser Anlagen — noch sehr kräftig und die daraus hervorgehenden tüchtigeren und talentierteren Köpfe nicht so regelmäßig die körperlich und geistig schädigende Fabrik passieren müssen, wie dies im Westen heute schon fast regelmäßig der Fall ist. Auch wirkt in der ersten Zone die Vermischung mit dem in der Degeneration immer tiefer sinkenden keltisch-romanischen Blute heute bereits ebenso schädigend, wie sie in noch gesünderen Zeiten anregend gewirkt hat. Die Zukunft bei der Züchtung des deutschen Genies dürfte, wie es scheint, daher mehr der dritten Zone gehören. Das spricht sich auch bereits deutlich in der quantitativen Produktion der Talente und Genies der primären sowohl als sekundären Künste der letzten Zeit aus. Was aber die Qualität und den Charakter der Genies dieser Zone betrifft, so wird der slawische Bluteinschlag mit seinen ungünstigen fremdrassigen Beimischungen sich immer zur Geltung bringen und werden die Genies dieser Zone dem deutschen Volke in ihrer künstlerischen Wirksamkeit auf den nationalen Geist niemals so nahe stehen, wie dies bei den Genies der ersten und besonders der zweiten Zone stets der Fall gewesen ist. Am wenigsten merkt man diese störende Charakter- und Gefühlsdifferenz noch in der Musik, nicht nur etwa darum, weil diese Kunst von Hause aus mehr kosmopolitischer Natur ist, sondern weil, wie man deutlich an der Beliebtheit des Volksliedes sehen kann, der Slawe dem Germanen in der Anlage des musikalischen Ohres und rhythmischen Gefühls am nächsten steht. Falls Wagner, der dieser Zone entstammt, etwas slawisches Mischblut in sich hat,[1]) so können wir an der Wirkung, den seine Musik auf das deutsche Volk ausübt, sehen, daß dieser Bluteinschlag bei ihm nicht störend wirkt. Dagegen empfinden wir diese Störung bei Nietzsche viel stärker. Hier kommt das negative zersetzende Element des Slawenblutes in sehr starker Weise zur Erscheinung; es fehlt aber auch bei Nietzsche nicht die außerordentliche

[1]) Man nimmt heute an, daß in der väterlichen Ahnenreihe etwas slawisches Blut vorhanden sei. Die mütterliche Ahnenreihe — als die hier wichtigere — ist sicher deutsch.

Beweglichkeit der Phantasie, welche das slawische Blut auszeichnet.

Wir sind über die Genealogie der Genies dieser Zone leider auch nur sehr mangelhaft unterrichtet und nur bei einer kleinen Zahl von ihnen ist der sichere Nachweis der Mischung in den letzten Ahnenreihen zu erbringen. Aber schon der Geburtsort des Genies in einer Gegend, wo die Stämme stark vermischt seit Jahrhunderten siedelten, ferner oft der Namenscharakter väterlicher oder mütterlicherseits, wohl auch der Ausdruck des Gesichtes auf erhaltenen Bildern des Genies oder seiner Vorfahren, alles das läßt doch mit hoher Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit darauf schließen, daß die Mehrzahl der in dieser Zone geborenen Genies auch wirklich deutsch-slawisches Mischblut sind. Nimmt man dann noch dazu den Charakter des betreffenden Genies, wie er in der Biographie und den Werken sich offenbart, so dürften Fehlschlüsse sehr selten sein.

### C. Die geographische und historische Züchtung der talentierten und genialen Familien in Italien.

Kein Land Europas hat in der Zeit der Völkerwanderung eine derart starke Blutvermischung erlitten wie Italien. Kein Teil der Halbinsel blieb vor Überschichtung und zwar einer mehrfachen verschont. Wir können also hier nicht wie beim griechischen und deutschen Volke von einem verhältnismäßig rein gebliebenen italienischen Vollblute oder einer vorwiegend unberührt gebliebenen Inzuchtzone sprechen, sondern haben in ganz Italien stark gemischtes Blut vor uns. Doch war in der Qualität des Mischblutes und in der Häufigkeit und Dauer der Vermischung ein großer Unterschied zwischen Ober- und Mittelitalien einerseits und Süditalien und Sizilien andererseits. Dieser Unterschied macht sich auch in auffallender Weise und vielleicht nirgends so beweisend in der Züchtung der talentierten und genialen Familien geltend. Wir können der Einfachheit wegen Rom und seinen Breitegrad als die Grenzlinie zwischen diesen beiden Zonen annehmen. Dabei ist es aber notwendig, Rom für sich allein als Züchtungsherd des Talentes zu betrachten, da diese merkwürdige Stadt auch in der Talentzüchtung eine auffallend merkwürdige Rolle spielt.

Kein Land Europas hatte aber auch zur Zeit der Völkerwanderung eine stark regenerierende Blutauffrischung derart nötig wie Italien, weil keine Bevölkerung des weströmischen Reiches einen so tiefen Grad der Degeneration aufzuweisen hatte. Es hat im Altertum wenig Länder gegeben, welche einen so tüchtigen und mit allen für die Züchtung besonders der primären Talente und Genies notwendigen Wurzelcharakteren versehenen Bauernstand gehabt hätte, wie Mittelitalien und Oberitalien. Hier war der wahre, freie, arische Bauer zu Hause und die hier sich bildenden Staaten waren fast durchwegs echte Bauernstaaten. Darum finden wir auch in diesen Staaten, als die Geschichte uns hierüber zu berichten beginnt, gerade das primäre Talent und Genie in so hoher Blüte, weil, wie wir gesehen haben, für seine Züchtung die Wurzelcharaktere des echten Ackerbauers die wichtigste Grundlage bieten. Aber wir kennen auch kein Land, wo der Bauer innerhalb weniger Jahrhunderte so gründlich ruiniert und fast ausgerottet worden ist, wie dies in Italien von der Zeit der punischen Kriege an bis zum Untergange des weströmischen Reiches geschah. Diesen Ruin des italienischen Bauernstandes und die zerstörenden Folgen desselben für die Talentzüchtung des römischen Volkes werde ich in einer späteren Arbeit ausführlich besprechen.

Hier sei nur kurz das Resultat erwähnt. Der römische Bauernstand, der zur Zeit der hannibalischen Kriege so zahlreich war, daß er fast einer unerschöpflichen Quelle für die Legionen glich und im äußersten Notfalle beinahe eine halbe Million Krieger stellen konnte, war wenige Jahrhunderte später kaum mehr imstande, die Prätorianergarde zu vervollständigen, und die Rekruten für ein Korps von 7000—8000 Mann zu stellen. Mit dem Bauern war nämlich auch der Legionär verschwunden und schon die ersten Kaiser waren gezwungen, ihre Kriege mit Legionen zu führen, die in den Provinzen rekrutiert waren. Mit dem Bauern und seinen für die Züchtung der primären politischen Künste so notwendigen Wurzelcharakteren, dem energischen, ausdauernden Willen, der Religiosität, der Tapferkeit, der patriarchalischen Disziplin und dem Ordnungssinn verschwanden aber auch die politischen Talente aus den oberen Ständen und nach den flavischen Kaisern kam nicht nur kein römisches Vollblut mehr auf den Thron, sondern auch

die oberen Stellen im Heere und der Verwaltung, kurz das politische Talent wurde fast ausnahmslos durch jene Provinzen gedeckt, wo noch ein Bauernstand mit tüchtigen Wurzelcharakteren blühte. Wenn also auch unter den Kaisern wie unter der Republik alles Talent und Genie in Italien zusammenströmte, so wurde es dort doch selten oder gar nicht mehr geboren und gezüchtet.

In den sekundären Künsten, wo das Talent aus dem Mittelstande sich rekrutiert und in dem Reichtum und Luxus der Städte einen üppigen Boden findet, hielten sich die talentierten Familien etwas länger am Leben. Wenn wir auch in der späteren Kaiserzeit ein deutliches Nachlassen der Produktion dieser Talente und Genies nachweisen können, so blieb doch ein gutes mittelmäßiges Kunsthandwerk in ganz Italien selbst in der degeneriertesten Periode in den größeren Städten am Leben. Da kam die Völkerwanderung. Das nun entstehende Blutchaos und der dadurch hervorgerufene kulturelle Rückschlag gab den noch vorhandenen Familien des sekundären Talentes den Todesstoß. In diesem durch mehrere Jahrhunderte dauernden Vermischungsprozeß, in diesem gewaltigen Blutchaos, wie es fortwährend herrschte, konnte von einer Züchtung sekundärer Talente und Genies keine Rede mehr sein; es war auch hierfür kein Bedürfnis vorhanden. Solche Zeiten sind nur der Züchtung von rohen Herrscher-Talenten und genialen Kriegern günstig, wofür auch das Bedürfnis gewöhnlich in hohem Grade vorhanden ist.

Da wir in Italien nur Mischungszonen und keine wirkliche Inzucht- und Vollblutzone vor uns haben, so unterscheiden wir bezüglich der Züchtung der neuen talentierten Familien auch nur eine

a) Zone der günstigen Vermischung oder geniale Zone,
b) Zone der ungünstigen Vermischung oder Zone des seltenen Talentes und Genies.

### A. Günstige Vermischungszone. Zone der voreiligen und häufigen Züchtung des Genies.

Als das römische Reich im Westen den anstürmenden Germanen erlegen war, waren besonders die Provinzen des Ober- und mittelitalienischen Landes durch mehrere Jahrhunderte

der Zankapfel und der Tummelplatz deutscher Stämme. Nicht nur behagte den von Norden kommenden Stämmen das Klima dort besser, als weiter nach Süden zu, es war auch der Widerstand der zu verdrängenden Bevölkerung je weiter dem Süden zu wahrscheinlich verzweifelter und hartnäckiger, weil hier die Flüchtlinge sich stauten und ein weiteres Entrinnen nicht mehr möglich war. Die heutigen anthropologischen Forschungen ergeben auch deutlich, daß in Ober- und Mittelitalien die stärkste Mischung mit deutschem Blute stattgefunden hat, denn hier sind die auffallenden körperlichen Charaktere des deutschen Blutes — die blauen Augen und blonden Haare — heute noch in einem weitaus stärkeren Prozentsatz vorhanden, als dies in Süditalien und Sizilien der Fall ist. Wenn auch unter den Sammelnamen der Ost- und Westgoten und der Longobarden zahlreiche Varietäten des deutschen Blutes, also Blut der verschiedensten deutschen Stämme zu verstehen ist, so ist es doch durchwegs ein Blut mit körperlich und geistig sehr ähnlichen Charakteren. Vom vierten bis zum achten Jahrhundert dauerte diese intensive Vermischungsperiode und eine barbarische Blutschichte nach der anderen legte sich über das alte römische Kulturblut. Mit der Neuerrichtung des römisch-deutschen Reiches durch Karl den Großen kam etwas mehr Ruhe in dieses Blutchaos und wenn auch die nun häufigen Römerzüge der deutschen Kaiser immer noch etwas deutsches Mischblut ablagerten, so war das von keiner auffallenden Wirkung mehr, um so weniger, als es fast nur noch männlicher deutscher Same war, der für die Blutmischung in Frage kam.

Mit dem neunten Jahrhundert können wir also wieder den Beginn einer vorwiegenden Inzuchtperiode datieren und damit auch den Beginn der Züchtung der neuen nationalen Charaktere und talentierten Familien. Bis zu dieser Zeit hatten sich auch in dieser Zone jene Stände wieder teils neugebildet, teils sich regeneriert, ohne deren Grundlage die Bildung eines neuen Nationalcharakters und die Züchtung von talentierten und genialen Familien niemals möglich ist: es ist dies ein tüchtiger konservativer Bauernstand mit den zur Züchtung des Talents notwendigen Wurzelcharakteren und ein geistig beweglicher Mittelstand mit der Erbschaftsmasse der bereits höher gezüchteten künstlerischen Gefühle. Über die Neubildung dieser zwei für

die Züchtung des primären und sekundären italienischen Talentes und Genies so wichtigen Stände ist es nun notwendig, etwas ausführlicher zu sprechen. Eine solche Neubildung ist, wenn einmal ein Teil des Mischblutes so tief degeneriert ist, wie dies am Ausgang des weströmischen Reiches in Italien der Fall gewesen ist, nicht nur an und für sich sehr selten, noch seltener ist, daß aus einer solchen Mischung eine so schöne, neue Kulturblüte, wie die Renaissance, sich entwickeln konnte. Leider sind wir gerade über die für die Entwicklungsgeschichte des italienischen Volkes und seiner Talentzüchtung so wichtige Periode sehr mangelhaft orientiert und nur auf einige sehr spärliche, historische Belege angewiesen.

Würde nur eine Schichte deutschen Blutes über das degenerierte Blut des römischen Italiens sich gelegt haben, so wäre sie sicher ebenso spurlos verschwunden wie dies z. B. mit der Herrenschichte der Vandalen in Afrika geschehen ist. Eine solche verhältnismäßig schwache Herrenschichte in einem so üppigen, gefährlichen Milieu und Klima, wie es Italien für die aus dem Norden oder Nordosten kommenden deutschen Stämme war, hätte sich nur dann vor Degeneration und Aufsaugung bewahren können, wenn sie die Lykurgische Verfassung der Spartaner oder die Kasteneinteilung der Brahmanen angenommen hätte. Glücklicherweise wandte die Natur für Italien eine andere Heilmethode an, welche viel gründlicher und zugleich natürlicher war als die spartanische und indische. Es blieb nämlich in Italien nicht bei einer Herrenschichte, sondern es folgten in kurzen Zeiträumen, ehe eine stärkere Degeneration der früheren Herrenschichte Platz greifen konnte, immer neue Herrenschichten und drückten die frühere Herrenschichte in die niederen Stände herab. Was aber bei diesem Prozeß wichtig war, ist der Umstand, daß alle diese Schichten mit Weib und Kind ausgewandert waren, also auch mit Weib und Kind in die unteren Schichten herabsanken, als sie aus ihrer Herrenstellung durch die folgende Schichtung verdrängt wurden. Nach dem teilweisen Abzuge der Westgoten kam Odoaker mit seinem aus deutschen Stämmen gemischten Heere, hierauf die Ostgoten. Über diese lagerten sich die Longobarden, dann die Franken und zum Schlusse überschichtete alle diese Lagen die Herrenschicht des heiligen römischen Reiches deutscher

Nation. Wenn auch die deutschen Fürsten und der Adel des Reiches nicht immer im Lande sich niederließen, so haben sie doch die frühere Herrenschichte sicher größtenteils aus den oberen Ständen verdrängt.

Der Deutsche der damaligen Zeit haßte aber das Städteleben und wurde, wenn er nicht Herr auf seiner Burg sein konnte, lieber Bauer als Handwerker, zu welch letzterem Beruf er auch noch viel zu wenig erbliche Fähigkeiten hatte und daher auch mit den Nachkommen der hochkultivierten römischen Handwerker in den Städten nicht hätte konkurrieren können. Er wird sich um so leichter zu dem Stande des Ackerbauers entschlossen haben, da ja das herrenlose Gut in Hülle und Fülle vorhanden und der Bauer ein gesuchter Gegenstand in Italien geworden war, da die Ernährung des Landes mit überseeischem Getreide aufhörte und das Land wieder auf sich selbst angewiesen war. Diese Neu-Züchtung des italienischen Bauernstandes, die also vorwiegend aus einer Mischung germanischen Blutes mit dem Blute des Restes des alten römischen Bauern herausgewachsen war, war bis zum Beginne des neunten bis zehnten Jahrhunderts so ziemlich vollendet und darum können wir auch um diese Zeit die ersten Spuren des neuen italienischen Nationalcharakters bereits entdecken. Wie immer siegte in einem solchen Kampf der Blutschichten das ältere, höhergezüchtete, bodenständige Kulturblut über das eingewanderte Barbarenblut und darum hat in Sprache, Sitten, Gebräuchen, kurz in vielen Charakteren trotz der deutschen Herrschaft die neue Nationalität sich mehr auf die romanische Seite geneigt.

Für uns ist aber hier maßgebend, daß in dieser neuen Erbschaftsmasse, wenn auch etwas abgeschwächt und verändert, die tüchtigen germanischen Wurzelcharaktere: der energische, ausdauernde Wille, die Tapferkeit, Treue, der Ordnungs- und Rechtssinn auch wieder deutlich zum Vorschein kamen. Damit war wieder die entwicklungsgeschichtliche Basis gegeben und es konnten nun die aus diesem neuen regenerierten Bauernstande aufsteigenden, begabteren männlichen Linien in den oberen Ständen wieder zu primären Talenten und Genies sich entwickeln. Ähnlich, wenn auch etwas verschieden, ging die Regeneration des Mittelstandes vor sich.

Der Mittelstand des römischen Italiens, diese Quelle der sekundären Talente und Genies, war am Ende der Republik und während der Kaiserzeit nicht einer solchen Ausrottung unterworfen, wie der Bauernstand. Im Gegenteil, derselbe nahm, wie das stets der Fall ist, wo der Bauernstand gezwungen wird von seiner Scholle zu weichen, während der Kaiserzeit einen geradezu pathologischen Aufschwung, da ja unter solchen Verhältnissen der Bevölkerungsstrom vom Lande oder wie man heute sagt, die Landflucht in die Städte sich auf unnatürliche Weise verstärken mußte. Dadurch wird stets für einige Zeit der Mittelstand in seiner Kraft gestärkt und es nehmen daher Handel und Industrie und jene Künste, welche hauptsächlich durch das Gedeihen der Städte den üppigsten Boden erhalten, einen großartigen Aufschwung. Ein solcher sozialer und wirtschaftlicher Aufschwung bei abnehmender Bauernbevölkerung gleicht aber dem blühenden Aussehen eines Hektikers und diese auffallend roten Wangen lassen den Kenner bereits das beginnende Zehrfieber erkennen, das früher oder später stets ein Staatswesen ergreifen muß, dessen Wurzeln dem Verdorren ausgesetzt sind. Zu diesem Aufschwung an Bevölkerungszahl der Städte kam noch, daß infolge des enormen Handels und Wandels und des großen Reichtums, der aus der ganzen Welt speziell nach Italien strömte, der Luxus und das Bedürfnis nach sekundären Künstlern sich enorm steigerte, wie wir das ja aus den Ausgrabungen einer so kleinen unbedeutenden Landstadt, wie Pompeji war, heute noch sehen können. Wenn auch Italien mit Ausnahme von Etrurien zu diesen sekundären Künsten nicht viel Talente und Genies stellte und die meisten Künstler aus den östlichen Provinzen stammten, so strömten doch auf diese Weise zahlreiche talentierte und geniale Familien aus dem ganzen Reiche in Italien zusammen und vermehrten hier die künstlerische Erbschaftsmasse. Noch bis zur Zeit der Völkerwanderung hielt sich dieses künstlerische Erbschaftskapital, wenn auch langsam abnehmend, in den Städten Italiens aufrecht.

Durch die Völkerwanderung und deren Folgen auf das Kulturleben Italiens verschwand einerseits der üppige Boden, auf dem die sekundären Künste gedeihen können, andererseits hörten auch für mehrere Generationen die Bedingungen für

die Züchtung der Talente und Genies in diesen Künsten auf. Es war nun für die Renaissance dieser Künste ein besonders glücklicher Umstand, daß dieser Mittelstand, also das Reservoir der künstlerisch hochgezüchteten Erbschaftsmasse, verhältnismäßig am wenigsten unter dem Rückschlag litt, der durch das deutsche Barbarenblut anfangs hervorgerufen wurde, da der Germane, wie bemerkt, die Städte und das Wohnen darin haßte und auch zu den Handwerksberufen des Mittelstandes keine Neigung und wohl auch noch keine höhergezüchtete erbliche Anlage mitbrachte. So hat sich also in den alten Römerstädten, besonders Etruriens, sicher ein Rest der künstlerischen Erbschaftsmasse in den weiblichen Linien der diese Stürme überdauernden Familien latent erhalten, welcher dann, als der Bevölkerungsstrom vom Lande aus dem neugebildeten Bauernstande wieder zu fließen anfing, zu den regenerierten Wurzelcharakteren desselben die viel wichtigere Erbschaftsmasse der künstlerischen Gefühle hinzubrachte. Dadurch war erst die Möglichkeit der Züchtung talentierter und genialer Familien in den sekundären Künsten wieder gegeben.

Diese alten römischen Städte bildeten aber in der Sturm- und Drangperiode der Völkerwanderung nicht nur einen Schutz für den noch existierenden Rest der talentierten römischen Familien, sie waren auch in den ersten Zeiten, wo alle staatlichen Verhältnisse außer Rand und Band gerieten, die Punkte, wo zuerst wieder eine Ordnung zum Vorschein kam und wo die ersten neuen Inzuchtherde in Form der sich wieder bildenden Zünfte und Kasten entstanden. So sehr auch Handel und Industrie in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung litten und zu einem unscheinbaren Faktor zusammenschrumpften, so war doch ein Rest solcher Kaufmannsfamilien, die sich diesen Beschäftigungen und den damit zusammenhängenden Handwerken und Künsten widmeten, in allen Städten noch am Leben geblieben oder hatte sich darum auch hier die hierfür nötige künstlerische Erbschaftsmasse in den stets am Leben bleibenden weiblichen Linien solcher Familien erhalten. Später nahm dann Handel und Wandel und der industrielle Betrieb gerade von diesen Städten aus wieder seinen lebhaften Auf-

schwung. Viele Städte verbanden damit den Seehandel, jene Beschäftigung, die wir als eine vorzügliche Kombination für die Züchtung tüchtiger Wurzelcharaktere des Talentes kennen gelernt haben. Nirgends sehen wir in den regenerierten weströmischen Provinzen den Mittelstand so rasch wieder auf der Bühne erscheinen, wie gerade in den alten römischen Städten besonders Mittel- und Oberitaliens. Damit waren also auch die Bedingungen für die Voreiligkeit und häufige Züchtung der Familien des sekundären Talentes und Genies gegeben.

Es dauerte natürlich mehrere Jahrhunderte, bis das vom Bauernstande fast vollständig entblößte Land in der Menschenzahl so erstarkt war, daß ein nennenswerter Bevölkerungsstrom vom Lande in die Städte wieder stattfinden konnte. Das scheint um das zehnte oder elfte Jahrhundert herum der Fall gewesen zu sein, denn von da an fingen die Städte in Ober- und Mittelitalien wieder an zu wachsen und rascher zu blühen. Jetzt können wir auch beobachten, wie allmählich die neue Sprache das Übergewicht bekommt und auch jene Talente und Genies — die Dichter — zur Züchtung kommen, welche die Aufgabe haben, die Sprache feiner auszubilden und mundgerechter zu machen. Jetzt sehen wir auch, wie der sich neu bildende nationale Geist der Mischlinge die Konsequenzen aus seiner Züchtung zu ziehen beginnt und je nach dem Vorwiegen des Blutes, teils sich gegen die reiner gebliebene germanische Herrenschichte, teils für sie sich entscheidet, bis endlich der nationale, dem alten Kulturblut zuneigende Geist endgültig den Sieg davonträgt.

Es war nun kein Zufall, sondern eine entwicklungsgeschichtliche und genealogische Notwendigkeit, daß gerade in jener Provinz von Mittelitalien, welche schon im ganzen Altertum hinsichtlich der Hervorbringung von Talenten in den sekundären Künsten die hervorragendste Rolle gespielt hat und wo also in den stets am Leben bleibenden weiblichen Linien des Mittelstandes die größte Erbschaftsmasse an künstlerischen Gefühlen schon von früher her vorhanden war, wieder die weitaus größte Anzahl von Talenten und Genies in den sekundären Künsten gezüchtet wurde.

Etrurien war im ganzen Altertum diejenige Provinz aliens, wo, wenn wir von den Kolonistenstädten Griechenlands sehen, die sekundären Künste die höchste Ausbildung erlangt

hatten. Die Etrusker waren in vielen Künsten und Wissenschaften die Lehrmeister der Römer gewesen und neben den griechischen Künstlerfamilien bildeten die etruskischen zweifellos diejenigen, in denen damals die Hauptmasse der künstlerischen Erbschaftsmasse Italiens aufgespeichert war. Etrurien hat nun bei der Neuzüchtung der Familien besonders des sekundären Talentes und Genies eine solch auffallende Rolle gespielt, daß diese durch äußere Gründe (Milieu etc.) allein nicht erklärbar ist und hier innere, also der Blutfaktor und seine latente Vererbungskraft, in Rechnung gezogen werden müssen. Dazu kam hier auch noch die günstigere Keimauffrischung als dies dem Griechenblute im Süden Italiens und auf Sizilien beschieden war.

In neuerer Zeit macht sich, angeregt durch die Gobineau'schen Übertreibungen, die Tendenz geltend, die ganze Züchtung des italienischen Genies seit der Völkerwanderung nur auf Kosten des germanischen Blutes zu erklären (Woltmann). Wie die Ansichten Gobineau's einen wahren Kern enthalten und nur in ihren übertriebenen Konsequenzen falsch sind, so ist auch an der Ansicht Woltmann's ein wahrer Kern, wie wir ja bereits in dem vorausgehenden konstatiert haben. Der Germane repräsentiert in dieser Völkermischung und -Ehe den Vater, der die tüchtigen Wurzelcharaktere, welche dem italienischen Blute durch die so tief gehende römische Degeneration abhanden gekommen waren, wieder beibrachte. Diese Erbschaftsmasse des germanischen Blutes wäre aber allein ohne die viel wichtigere künstlerische Erbschaftsmasse der weiblichen Linien des römischen speziell etruskischen Talentes niemals imstande gewesen, in so kurzer Zeit die künstlerische Wiedergeburt, wie sie uns in der italienischen Renaissance vor Augen tritt, hervorzubringen. An der früher besprochenen dritten Zone des Deutschen Reiches können wir ja sehen, wie sehr der Mangel eines älteren höheren Bluteinschlages bei der Züchtung talentierter und genialer Familien sich geltend macht, während die zweite Zone beweist, wie langsam und wie selten die Geniezüchtung vor sich geht, wenn das deutsche Vollblut auf sich selbst angewiesen ist. Dagegen haben wir schon an der ersten Zone des Deutschen Reiches sehen können, welche auffallende Wirkung auf die Voreiligkeit,

Qualität und Quantität der Geniezüchtung die Beimischung eines alten Kulturblutes zum Barbarenblut ausübte. Man kann vielleicht darüber streiten, ob die Erbschaftsmasse der tüchtigen germanischen Wurzelcharaktere oder die der altrömischen künstlerischen Gefühle für die italienische Geniezüchtung wichtiger war und da dem germanischen Blute den Preis zuerkennen. Sicher ist aber, daß beide nötig waren, um eine so schöne Blüte, wie wir sie in der Renaissance vor uns haben, hervorzurufen.

Neben Etrurien und seiner Hauptstadt Florenz spielt aber noch ein Staat und seine Hauptstadt in Oberitalien für die Züchtung talentierter und genialer Familien eine hervorragende Rolle. Es ist dies Venedig. Während aber Etrurien und Florenz seiner künstlerischen Erbschaftsmasse entsprechend mehr in der Züchtung der sekundären Talente und Genies hervorragt, müssen wir Venedig als denjenigen Staat bezeichnen, welcher von allen mittelalterlichen Staaten in den primären politischen Künsten und der Züchtung entsprechender talentierter und genialer Familien am meisten sich hervorgetan hat. Venedig war jener Staat, der in Italien nicht nur lange Zeit der mächtigste und einflußreichste war, sondern auch am frühesten seine Selbständigkeit erlangte und sie am spätesten verlor. Es war derjenige Staat, der im Mittelalter die berühmtesten Talente und Genies in der Staatskunst und Diplomatie züchtete und dessen Staatseinrichtungen lange als musterhaft galten.

Auch bei Venedig, glaube ich, müssen zur Erklärung dieser geschichtlichen Tatsache nicht so sehr äußere als vielmehr innere, biologisch-genealogische Gründe herangezogen werden und auch hier wie bei Etrurien und Florenz dürfte die Verschiedenheit der überkommenen Erbschaftsmasse bei der Qualität der später gezüchteten Talente und Genies von Einfluß gewesen sein. Eine solche Verschiedenheit in der künstlerischen Erbschaftsmasse können wir auch, so spärlich die historischen Quellen fließen, doch mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen. Dieses Po-Delta und die damit zusammenhängenden Inseln war nämlich in der Zeit der Völkerwanderung eine Zufluchtsstätte von römischen Familien, welche an dieser vor der Völkerflut geschützten Stelle ein neues Heim gründeten. So wenigstens läßt die Sage Venedig entstehen. Es ist in der

Natur der Sache gelegen, daß diese Flüchtlinge weniger den Familien aus dem Volke als vielmehr den führenden Kasten angehört haben werden. Während der ganzen Zeit der Völkerwanderung wird also hier in der vom Wasser und der Kunst geschützten Stelle eine Zufluchtsstätte für römische Familien der oberen Kasten gewesen sein, welche Armut und Not der Knechtschaft vorgezogen. Auch während des ganzen Mittelalters blieb die Stadt der ursprünglichen Tradition treu und war Hort und Zufluchtsstätte für alle jene Familien anderer italischer Städte, deren Mitglieder als politische oder kriegerische Talente mit ihren Mitbürgern in Konflikt geraten waren und in die Verbannung gehen mußten. Wir haben also bei Venedig eine Stadt vor uns, in der nicht nur die Erbschaftsmasse des römischen, primären Talentes verhältnismäßig am reinsten vor barbarischer Vermischung geblieben ist, sondern wo auch durch das ganze Mittelalter viele politische Talente anderer Städte dorthin flüchteten. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn wir durch die obern Kasten dieses Staates, also durch die venetianische Aristokratie, und die ganzen Einrichtungen des venetianischen Staatswesens am ehesten von allen mittelalterlichen Staatsneubildungen an die römische Aristokratie und das römische Staatswesen erinnert werden. Zweifellos hat es in Italien keine Stadt und keine zweite Aristokratie gegeben, die so zahlreiche und hervorragende Talente in den primären politischen Künsten hervorgebracht hat, wie dies in Venedig der Fall gewesen ist. Auch Venedig zog wie Rom durch seinen Reichtum die sekundären Talente und Genies mehr an, als es sie selbst hervorbrachte. Die Mehrzahl der berühmten Maler und Bildhauer, die hier wirkten, waren kein Venetianer Vollblut, sondern von der terra firma oder von anderen Provinzen Italiens eingewandert. Wie wir also bei der Bevölkerung von Florenz und anderen etrurischen und italischen Städten von einer überwiegenden Anlage zu den sekundären, besonders den sogenannten schönen Künsten reden können, so können wir bei der Bevölkerung von Venedig speziell bei den oberen Kasten eine vorwiegende Beanlagung zu den politischen Künsten nachweisen.

Wenn auch ihre vorwiegende Beschäftigung mit dem Seehandel, wie bei den Karthagern diese Beanlagung verstärkt haben

wird, so ist der Unterschied zwischen Venedig und den anderen Seehandel treibenden Städten Ober- und Mittelitaliens doch so auffallend, daß wir dabei noch den inneren Faktor, den Blut- und Vererbungsfaktor zur Erklärung herbeiziehen müssen. Denn dieser Faktor ist und bleibt auch beim Menschen wie in der ganzen lebenden Natur schließlich der wichtigste und stets ausschlaggebendste Faktor.

### b) Ungünstige Vermischungszone; Talent und Genie selten.

Wir haben gesehen, daß Ober- und Mittelitalien seit Beginn der Völkerwanderung nur deutsches Blut in sich aufnahmen und daß sich auch nur deutsche Stämme in der Herrschaft ablösten, also das Mischblut einheitlich, rassenverwandt und durchwegs mit guten Wurzelcharakteren versehen war. Dazu kam, daß vom 8. Jahrhundert an, wenn man von den sogenannten Romzügen der deutschen Kaiser absieht, wenigstens in den geschützteren Gebirgsgegenden und den Städten wieder eine vorwiegende Inzuchtperiode eintrat, in welcher nicht nur ein neuer Bauern- und Mittelstand mit neuen nationalen Charakteren, sondern auch die ersten talentierten und genialen Familien gezüchtet wurden.

Ganz anders waren die Blutmischungsverhältnisse in Süditalien und Sizilien. Seit der Mensch das Meer zu befahren gelernt hatte, waren diese so fruchtbaren Küsten, besonders Siziliens, der Vermischung mit dem Blute der verschiedensten Rassen und Nationen ausgesetzt. Aber wir haben es hier nicht mit dieser fortwährenden Vermischung im Altertum zu tun, sondern mit der Blutmischung, wie sie seit dem Sturze des weströmischen Reiches hier stattgefunden hat.

Vorher ist es aber notwendig, zu konstatieren, daß in Sizilien ein Bauernstand im arischen Sinne überhaupt nie existiert hat und in Süditalien, wie es scheint, nur bei den Samnitern gezüchtet worden war. Nachdem diese Nation von den Römern fast ausgerottet worden ist, kam auch in ganz Süditalien der auf Sizilien von jeher von den Phöniziern eingeführte Plantagenbetrieb in Aufschwung und blieb es auch durch die ganze römische Kaiserzeit. Ich habe früher schon

erwähnt, daß das fast subtropische Klima Süditaliens dem nordischen deutschen Bauern und Herren nicht nur nicht behagt haben kann, sondern geradezu gefährlich gewesen sein muß. Es ist daraus die Tatsache zu erklären, daß die Zahl der deutschen Herren in Süditalien immer eine viel geringere war und daß wir von einer germanischen Bauernschaft in einem ähnlichen Sinne, wie in Oberitalien, hier nichts bemerken können. Die deutschen Barone waren daher gezwungen, in Süditalien den Plantagenbetrieb in derselben Weise fortzuführen, wie es unter der römischen Herrschaft geschehen ist. Aus diesem Mangel einer Neubildung eines kräftigen selbständigen Bauernstandes erklärt sich auch der Mangel eines ordentlichen selbstbewußten Bürgertums in den süditalischen Städten, welches immer seinen ergänzenden Bevölkerungsstrom aus dem Landvolke bezieht. Aus dem Sklavengeist dieser hörigen Knechte konnte auch ein tüchtiger Nationalcharakter nirgends gezüchtet werden. Gregorovius gibt uns von Süditalien und seiner Bevölkerung eine Charakteristik, die in wenigen Worten das ganze politische Schicksal derselben, wie es dieser Bevölkerung seit dem Altertum fortwährend beschieden war, erklärt: „Ein Land ohne Treue und Bestand, ohne Nationalgefühl, wo niemals eine Dynastie Dauer gewann und wo bis auf den heutigen Tag jede Invasion und Eroberung gelungen ist.“[1]) Es ist das das charakteristische Bild, wie es überall vorkommt, wo der echte Ackerbauer fehlt und das Blutchaos vorherrschend ist. Sehr wichtig waren auch die Wirkungen des Klimas. Das „dolce far niente“ war und ist heute noch der beste Ausdruck für den Mangel des wichtigsten Wurzelcharakters einer Nation: einer zähen, ausdauernden Willensenergie. Zu diesen klimatischen und ökonomischen Hemmnissen für die Züchtung eines echten Bauern- und Mittelstandes kam aber noch der fortwährende Wechsel des Herrenstandes. Dieser Wechsel war aber hier nicht, wie in Oberitalien, nur ein Wechsel von Herren gleicher Rasse oder gleicher Nation, sondern meistens ein intensiver Wechsel des Blutes, da die verschiedensten Nationen und Rassen sich hier in der Herrschaft ablösten. Dadurch war es bedingt, daß weder das Land noch

[1]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom VI S. 378.

seine Städte zu einer Selbständigkeit, noch seine Bevölkerung zu einer längerdauernden Inzuchtperiode kommen konnten.

Alles fehlt hier, was wir für die Züchtung talentierter und genialer Familien als notwendig befunden haben. Wir haben keinen Bauernstand im arischen Sinne, ja selbst der Seehandel ist im Vergleich zum Seehandel der oberitalienischen Städte immer schwach und unbedeutend gewesen; es fehlen also besonders jene Beschäftigungen, durch die die guten Wurzelcharaktere eines Volkes eine höhere Züchtung erfahren können. Wir haben auch in den oberen Ständen keine Konstanz der Zucht, sondern einen fortwährenden Wechsel der Herrenschichten, wodurch es nie zu einer rechten Inzuchtperiode in diesem Stande mit allen den guten Folgen für die Züchtung des primären Talentes kommen konnte. Wir haben aber auch fast nirgends die Bildung eines tüchtigen Mittelstandes. Der selbstbewußte Geist des Bürgertums, wie er in den Städterepubliken Ober- und Mittelitaliens lebte, war mit wenigen Ausnahmen hier fast ganz unbekannt. Durch das fortwährende Blutchaos, das durch den Wechsel der Herrschaft auch im Mittelstande eintreten mußte, konnte es auch in diesem Stande nie zu einer Stabilität der Charakterzucht kommen, wodurch die Familien des sekundären Talentes eine höhere Ausbildung hätten erfahren können. Das alles erklärt uns den auffallenden Mangel an talentierten und genialen Familien, der durch das ganze Mittelalter bis heute in Süditalien und Sizilien herrschte. Diese Provinzen Italiens, erlebten eigentlich keine Renaissance.

Ein Volk, welches fast fortwährend von einer fremdnationalen oder sogar fremdrassigen oberen Kaste geführt wird, sich also in permanentem Gefühlszwiespalt mit seinen Herren befindet, dazu auch noch diese grausamen Herrenschichten mit stiller Freude fortwährend wechseln sieht, kann im Wettkampfe der Völker nicht bestehen und ist, da es sich nicht selbst zu regieren imstande ist, zu dauernder Fremdherrschaft von der Natur verurteilt.

Der Mangel an Talenten und Genies in allen primären und sekundären Künsten, der in diesem von der Natur sonst so begünstigten Lande stets herrschte, ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß sie eben nicht einem Zufall oder dem Milieu, sondern viel tiefer liegenden biologischen Gründen zugeschrieben

werden muß. Wir haben schon bei der geographischen und historischen Züchtung des griechischen Talentes und Genies konstatieren können, daß infolge ungünstiger Blutmischung auch die Kolonien Siziliens und Großgriechenlands in der Produktion der Familien des primären und sekundären Talentes und Genies an Quantität und Qualität gegen die kleinasiatischen Kolonien und das Mutterland weit zurückstanden. Auch die Geschichte der griechischen Polis nahm hier einen ganz anderen Verlauf als im Mutterlande und den östlichen Kolonien. Das Blutchaos und die ungünstige Mischung mit Barbarenblut, der diese Städte in Süditalien und Sizilien fortwährend ausgesetzt waren, brachte es frühzeitig dahin, daß die griechische Freiheit hier bald verschwand und einer permanenten Tyrannis Platz machte. So blieb es unter der Römerherrschaft, so blieb es durch das ganze Mittelalter bis in die neueste Zeit. Mit diesem fortwährenden Mangel einer konstanten Züchtung von Familien des primären politischen Talentes ist auch das politische Schicksal erklärt, welches über diese Länder und seine Bewohner immer geherrscht hat.

Man hat meistens den Zustand dieser Bevölkerung einer langen Reihe schlechter Regierungen zugeschrieben. Das ist aber nur zum kleinsten Teile richtig; denn erstens verträgt nur ein Volk mit so schwach entwickelten Wurzelcharakteren eine solch lange Reihe schlechter Regierungen und zweitens wären die besten Regierungen niemals imstande gewesen, dauernd den Charakter eines solchen Blutchaos zu ändern; das könnte nur ein anderes Klima, ein harter Kampf ums Dasein und vor allem eine wirkliche Auffrischung des Blutes durch eine günstige Blutmischung mit darauffolgender Inzucht bewirken. Selbst die heutigen verhältnismäßig günstigen politischen Verhältnisse haben in diesen Ländern wenig oder fast keine Änderung in dieser Beziehung gebracht und selbst ein oberflächlicher Beobachter kann von dem äußeren Scheine nicht leicht getäuscht werden. Auch in der Zukunft werden diese schönen fruchtbaren Länder sich durch Sterilität auf dem Gebiete des Geistes auszeichnen. Denn der Tiefstand der Züchtung der Charaktere ist hier im Vergleich mit der für das gewöhnliche Leben einer menschlichen sozialen Gesellschaft notwendigen Höhe selbst heute noch so bedeutend, daß er bei weitem nicht hin-

reicht, die Durchschnittshöhe der europäischen Kultur einzuhalten, geschweige denn die für die Talentzüchtung nötige Überragung des Durchschnittes zu erzielen. Außer in der Musik hat Unteritalien und Sizilien überhaupt nur sehr wenige hervorragende Talente und sehr selten ein Genie hervorgebracht. Und wenn es geschehen ist, so kann man nachweisen, daß entweder die väterliche Linie oder beide Eltern aus Ober- oder Mittelitalien eingewandert sind. Noch auffallender ist der Unterschied aber in der Qualität der Talent- und Geniezüchtung.

Ich habe früher bemerkt, daß wir die ewige Hauptstadt Italiens, Rom, hinsichtlich der Züchtung des Talentes und Genies als eine besondere Zone für sich betrachten müssen. Das Rom des Altertums als hauptsächlichsten Züchtungsort des spezifisch römischen Talentes und Genies werde ich in einem späteren Werke ausführlich behandeln. Hier haben wir es mit dem Rom seit dem Sturze des weströmischen Reiches zu tun. Es dürfte kaum je eine Stadt gegeben haben, die ein derartig verdorbenes, charakterloses Blutchaos beherbergte, als das Rom der Kaiserzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung. Fast keinen Mann von hervorragendem Talent und Genie brachte dieses charakterlose Blutchaos mehr hervor und alles was in dieser Stadt unter den Kaisern noch an primären und sekundären Talenten eine Rolle spielte, stammte fast ausschließlich aus Ober- und Mittelitalien und den übrigen Provinzen des Reiches. Unter den Stürmen der Völkerwanderung fand nun auch in Rom eine sehr gründliche Auslese und Blutauffrischung statt, aber auch der Rückschlag war furchtbar. Die Schilderung, die uns Gregorovius von der Bevölkerung Roms in den ersten Jahrhunderten nach den Stürmen der Völkerwanderung macht, beweisen trotz des spärlichen Lichtes, welches uns diese Zeiten beleuchtet, wie sehr besonders hier die Mischlinge, wie dies in den ersten Generationen solcher Vermischungen immer der Fall ist, mehr die schlechten Eigenschaften, als die guten ihrer so verschiedenen Eltern angenommen hatten. Selbst das Christentum, wenn es sich auch fast als der einzige Faktor erwies, der diese schlimmen Zeiten noch einigermaßen zu beeinflußen imstande war, zeigte sich fast machtlos diesem Blutchaos gegenüber und es bedurfte der angestrengten Arbeit vieler Generationen, bis

das Papsttum einigermaßen Herr über diese zucht- und charakterlosen Mischlinge wurde. Aber selbst in diesem total heruntergekommenen Zustande übte Rom und seine großgezüchtete historische Würde noch eine solche Macht über die barbarischen Geister aus, daß die römischen Bischöfe den genialen Gedanken fassen konnten, an den kleinen genealogischen Rest dieser großen, politischen Erbschaftsmasse anzuknüpfen und darauf eine neue noch viel größere, geistige Herrschaft über die Welt „eine Theokratie im alttestamentarischen Sinne" zu gründen. Von dem Momente an, als dieser geniale Gedanke anfing seine suggestive Wirkung auf das religiöse Gefühl der christlichen Welt auszuüben, wurde Rom wieder das, was es fast während der ganzen Kaiserzeit bis Konstantin gewesen war: der Anziehungspunkt der Talente und Genies der ganzen damals von Rom beeinflußten Welt.

Rom wurde aber nicht nur ein Magnet für zahlreiche Familien des primären und sekundären Talentes und Genies, es wurde auch ein Magnet für alle jene Geister, denen das Streben nach Macht und Reichtum in jenen barbarischen Zeiten zum Lebensziel wurde. Das mittelalterliche Rom wirkte wie ein Leuchtturm auf einer Insel mitten in stürmischer See auf den verirrten Schiffer. Aus der ganzen christlichen Welt fingen infolge der Steigerung des religiösen Gefühls die Menschen an, nach Rom zu pilgern und Rom wurde dadurch, wie unter den Kaisern, wieder der Ort, wo sich das Blut der verschiedensten Nationen und Stände fortwährend mischte. Wie man aus der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter sehen kann, hatte Rom, wo so viele religiöse und politische Streitfragen fortwährend alle Geister in Bewegung und Vermischung hielten, niemals eine längere Periode der ruhigen Entwicklung, wie dies bei der Mehrzahl der ober- und mittelitalienischen Städten vom 9.—12. Jahrhundert der Fall gewesen ist. Es hatte daher niemals das, was wir eine längere Inzuchtperiode nennen, wo in den einzelnen Ständen, sei dies nun im Adel, in den Zünften oder im Plebs selbt, auf eine ruhige, gleichmäßige Weise ohne äußere und innere Störung die von früheren Generationen überkommene Erbschaftsmasse hochgezüchtet und fixiert werden konnte. Unter den fürchterlichen Parteikämpfen der großen Herren, die sich auf diesem Flecke

der Erde fortwährend bekämpften, hatte natürlich niemand mehr zu leiden als der Bürger und der Bauer und so konnten diese Stände in der nächsten Nähe von Rom und in Rom selbst unmöglich geistig und materiell so gedeihen, wie dies für die Züchtung tüchtiger Wurzelcharaktere und künstlerischer Gefühle in diesen Ständen unbedingt notwendig ist. Wir haben hier in Rom fast noch in konzentrierterer Form — weil auf einen kleineren Bezirk und eine geringere Volkszahl beschränkt — jene für die Züchtung talentierter und genialer Familien schädlichen Verhältnisse vor uns, wie wir sie bereits für Unteritalien und Sizilien konstatiert haben. Und diesen ursächlichen Verhältnissen entsprachen auch die Folgen. Obwohl in Rom zahlreiche talentierte und geniale Familien aus ganz Europa zusammenströmten und Rom besonders zur Zeit der höchsten Macht der Päpste die besten primären und sekundären Talente und Genies bei sich beherbergte und dauernd beschäftigte, geht die ganze große künstlerische Erbschaftsmasse dieser Talente und Genies beinahe spurlos in dem römischen Blutchaos unter. Rom verbrauchte die besten Talente und Genies fast der ganzen Kulturwelt zu seinem Nutzen, zu seinem Ruhm und seiner Verherrlichung, produzierte aber selbst nicht ein hervorragendes Genie. Mit Ausnahme einiger weniger talentierter Päpste, die in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters Rom selbst hervorbrachte, war diese große Stadt während des ganzen Mittelalters bis in die neueste Zeit hinsichtlich der Züchtung bedeutender Talente und Genies fast steril zu nennen. Ich glaube es ist überflüssig, zu bemerken, daß dem Zölibat nur ein geringer Einfluß auf diese Tatsache zuzuschreiben ist.

Der in einem früheren Kapitel besprochenen Entwicklungsgeschichte des verkommenen Genies entsprechend, müßte man annehmen, daß entsprechend diesen abnormen Züchtungsverhältnissen das verkommene Genie hier stets einen günstigen Boden gefunden hätte. Das ist nun auch der Fall und es wird kaum eine Stadt des Mittelalters geben, welche sich durch eine so große Zahl Abenteurer und genialer aber charakterloser Parteigänger hervorgetan hätte. Wie die Plebs der Kaiserzeit so zeichnete auch die römische Plebs des Mittelalters sich nicht nur durch die auffallende Beweglichkeit und Anpassungsfähig-

keit, sondern auch durch jene Charakterlosigkeit aus, welche stets ein Merkmal des Blutchaos aller Großstädte in geringerem oder größerem Grade ist. Die Päpste selbst und unsere Kaiser auf ihren Romfahrten haben fortwährend unter dieser Charakterlosigkeit der römischen Plebs zu leiden gehabt.

Mit dem Sinken der politischen Macht des Papsttums verlor Rom viel von seiner Anziehungskraft auf die talentierten und genialen Familien Italiens und Europas. Aber es blieb, wenn auch in viel abgeschwächterem Grade, schon wegen der größeren Erleichterung des Verkehrs bis in die neueste Zeit die am meisten kosmopolitische Stadt, wo heute noch das Blut der ganzen Kulturwelt sich zusammenfindet und sich auch wohl gelegentlich vermischt.

Gerade dieses merkwürdige Rom mit seinem unvergleichlichen, künstlerischen Milieu, mit seiner kolossalen durch Jahrtausende währenden Aufsaugung der künstlerischen Erbschaftsmasse unzähliger, talentierter Familien bietet uns den besten Beweis, daß in einem schrankenlosen Blutchaos jede künstlerische Anlage sich auflöst und fast spurlos verschwindet und daß eine ordentliche Talentzüchtung ohne länger dauernde, engere Inzucht in abgeschlossenen Familien und Ständen niemals möglich ist. Wie es dem Tier- und Pflanzenzüchter nicht möglich ist, aus fortwährend sich mischenden Herden eine höhere Varietät zu züchten, so wenig gelingt dies beim Menschen. Der Mensch wird sich endlich doch entschließen müssen, anzuerkennen, daß die für die ganze Natur geltenden Züchtungsgesetze auch für die Züchtung seiner höheren Variation — der talentierten und genialen Familien — Geltung haben.

## Schlußsätze.

Fassen wir das bisher Gesagte kurz zusammen, so ergeben sich für die Züchtung talentierter und genialer Familien folgende Schlußsätze:

1. Die Grundlage der Züchtung des Talentes und Genies bildet die Seßhaftigkeit, verbunden mit Ackerbau und Handel und die dadurch bedingte Arbeitsteilung.

2. Die talentierte Anlage ist das Produkt der engeren Inzucht in einer Familie, Zunft oder Kaste; die geniale Anlage ist das Produkt der Vermischung zweier Individuen verschiedener Inzuchtfamilien, Kasten oder Völker. Dabei muß wenigstens von einer Ahnenreihe her eine talentierte Anlage vorhanden sein. Die talentierte und geniale Anlage bedürfen zur Ausreifung der kastenmäßigen Erziehung und des künstlerischen Milieus.

3. Die für die geniale Anlage nötige Blutmischung muß in den letzten Ahnenreihen stattfinden und es darf zwischen dem erreichten Kulturgrad und den hochgezüchteten Charakteren und Gefühlen kein solcher Unterschied walten, daß dadurch ein erheblicher Rückschlag der bereits erstiegenen Züchtungshöhe eintritt.

4. Alle Extreme der Blutmischung — exklusive Inzucht und fortwährende Vermischung — sind für die gesunde Entwicklung talentierter und genialer Familien ungünstig. Die günstigsten Blutmischungsverhältnisse für die Züchtung talentierter und genialer Familien sind dort vorhanden, wo bei vorwiegender Inzucht in einer Kaste, einem Volke von Zeit zu Zeit ein mäßiger frischer Blutstrom von gleicher oder ähnlicher Züchtung der Erbschaftsmasse der Wurzelcharaktere und künstlerischen Gefühle aus einer anderen Kaste oder einem stammverwandten Volke eindringen kann.

5. Altes hochgezüchtetes Kulturblut wirkt bei den Vermischungen wie ein Ferment anregend und spielt in der Entwicklungsgeschichte der genialen Familien, Kasten und Völker eine große Rolle. Seine Übertragung und Verbreitung findet fast regelmäßig auf dem Wege der weiblichen Linien statt.

6. An der talentierten und genialen Erbschaftsmasse partizipieren beide Ahnenreihen; die väterliche vorwiegend durch die Vererbung der Wurzelcharaktere, die mütterliche vorwiegend durch die Vererbung der künstlerischen Gefühle.

7. Im allgemeinen ist die mütterliche Erbschaftsmasse besonders für die geniale Anlage die wichtigere, da sie meist die latente Trägerin früherer talentierter oder genialer Beanlagungen ist.

8. Die talentierten und genialen Familien sterben alle früher oder später in männlicher Linie aus, während die weiblichen

fast regelmäßig erhalten bleiben. Durch das Erhaltenbleiben der weiblichen Linien dieser Familien geht der einmal erworbene Schatz von künstlerischer Beanlagung nie ganz verloren und dadurch wird die genealogische Konstanz der Vererbung des Talentes und Genies für eine Kulturperiode sichergestellt. Aber auch nach der Degeneration und dem Zugrundegehen eines Kulturvolkes geht dieser Kulturschatz nicht ganz verloren und die am Leben bleibenden weiblichen Linien der talentierten und genialen Familien bilden auch weiterhin die Grundlage, auf der eine Neuzüchtung von talentierten und genialen Familien wieder leichter und schneller vor sich gehen kann, wenn die Blutmischungsverhältnisse einigermaßen günstig sind.

9. Das Aussterben der talentierten und genialen Familien in männlicher Linie bildet für eine Kaste, ein Kulturvolk keinen unersetzlichen Verlust an künstlerischer Erbschaftsmasse, weil die Hauptmasse derselben, die künstlerischen Gefühle, in den am Leben bleibenden weiblichen Linien sich weiter vererben und für die vorwiegende Erbschaftsmasse der männlichen Linien — die Wurzelcharaktere —, solange der Bauern- und Mittelstand tüchtig und gesund ist, sich leicht ein Ersatz findet. Ein Verlust an künstlerischer Erbschaftsmasse eines Kulturvolkes tritt immer erst dann ein, wenn auch die weiblichen Linien der talentierten und genialen Familien stark degenerieren, vor allem aber durch ungünstige Blutmischung, also durch Mischungen mit rassenfremdem, in den Charakteren weit abstehendem Blute einerseits oder durch eine fortwährende Mischung, also durch das Blutchaos andererseits.

10. Da die Hochzüchtung, Erhaltung und Regeneration der Wurzelcharaktere und der künstlerischen Erbschaftsmasse der talentierten und genialen Familien in enger Korrelation mit der Züchtung dieser Charaktere und Gefühle beim Volke steht, so ist für die Züchtung der talentierten und genialen Familien in den oberen Ständen die Erhaltung eines tüchtigen Bauern- und Mittelstandes eine Lebensbedingung. Von der Qualität der in diesen Ständen gezüchteten Wurzelcharaktere und Gefühle wird stets die Qualität des Talentes und Genies eines Kulturvolkes abhängig sein.

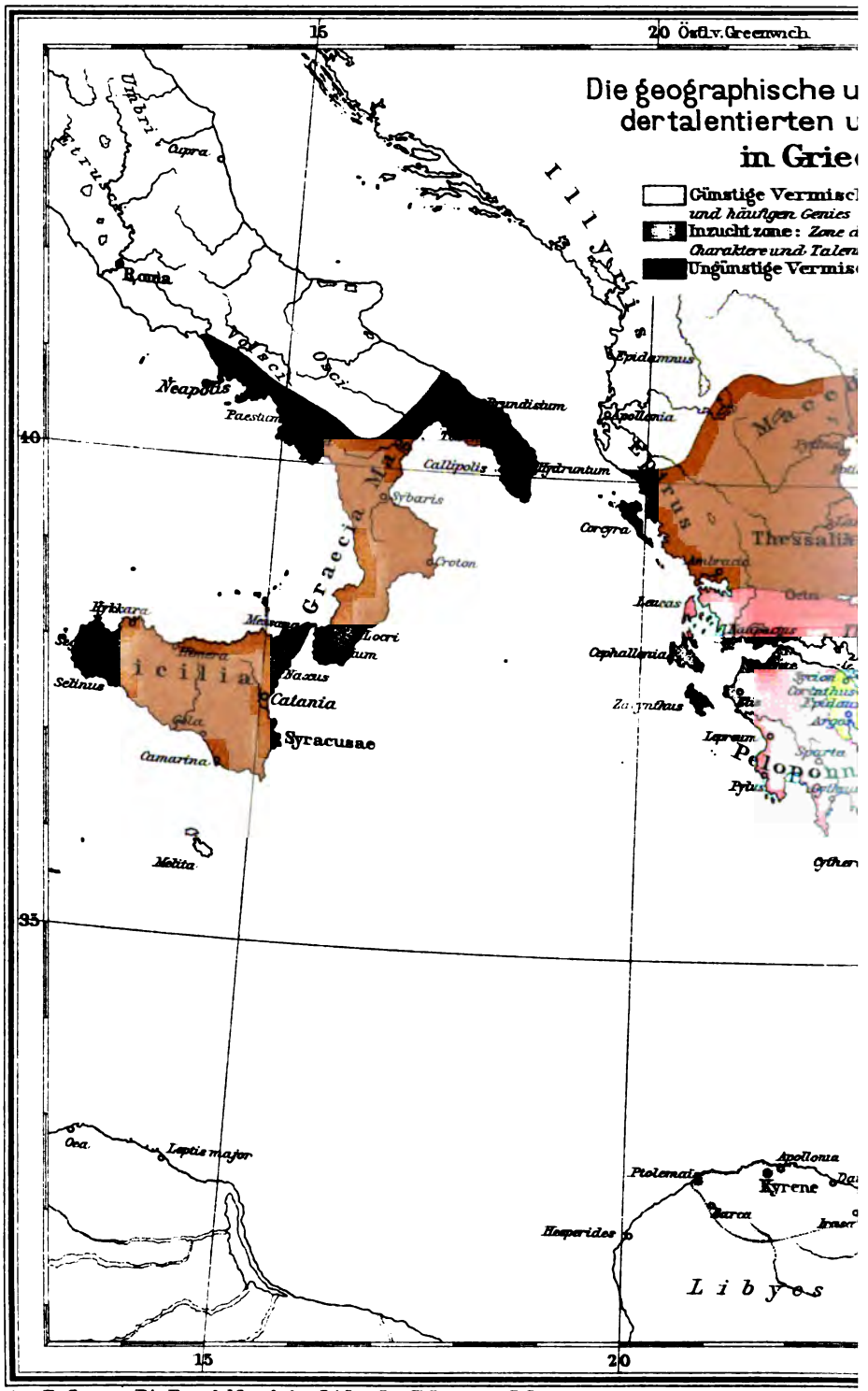
Das sind in großen allgemeinen Zügen die Entwicklungsgesetze, welche wir nach dem heutigen Stande der Wissenschaft

für die Züchtung der talentierten und genialen Familien und somit auch des individuellen Talentes und Genies als maßgebend erachten müssen. Bei der außerordentlichen Kompliziertheit und Schwierigkeit dieses Problems müssen wir zufrieden sein, wenn es uns vorderhand gelingt, nur die wichtigsten dieser Gesetze zu entdecken. Doch ist zu hoffen, daß die Zukunft auch hier einen großen Fortschritt bringen wird, wenn die anthropologischen und historischen Forschungen wieder mehr von einem genealogischen Gesichtspunkte aus vorgenommen und besonders wenn wir über die Vererbung und ihre Gesetze aufgeklärter sein werden als dies heute der Fall ist.

Das biographische Material, welches diese Arbeit als Beleg für die Gesetze der Züchtung des individuellen und Familien-Talentes und Genies beizubringen in der Lage ist, kann vorderhand freilich nur als sehr lückenhaft bezeichnet werden. Es ist aber immerhin schon groß genug, um die Hauptmomente, welche für die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies wichtig sind, zu erkennen. Im einzelnen Falle versagt bei der Mangelhaftigkeit der genealogischen Nachrichten und bei der Dunkelheit der Wege der Blutmischung und Vererbung etc. sehr oft die Forschung. Wir würden auch, wenn wir uns nur auf das Detail der Familienforschung verlassen würden, leicht irre gehen. Ich erinnere hier nur wie auf diesem Wege auch bei anderen biologischen Gesetzen (so z. B. dem Verhältnisse der Geschlechter) die einzelne Familienforschung das allgemeine Gesetz schwer oder gar nicht erkennen läßt, während, wenn wir einen höheren statistischen Standpunkt wählen, wo die störenden Details der kleinen Zahlen sich gegenseitig korrigieren, das Gesetz sich gleich offenbart. So dürfen wir es auch bei dieser Frage nicht unterlassen, einen höheren Standpunkt einzunehmen, als den der Familienforschung und müssen uns neben der Erforschung der Gesetze die für das individuelle und Familien-Talent und -Genie Geltung haben, auch mit den Gesetzen beschäftigen, die für die Entwicklungsgeschichte der talentierten und genialen Völker maßgebend sind. Die Entwicklungsgesetze müssen natürlich für das Völker-Talent und -Genie ceteris paribus die gleichen sein, wie für die talentierten und genialen Familien. Doch liegen hier die Wege der Blutmischungen und der Züchtung der Wurzelcharaktere und Gefühle

in der Geschichte klarer zutage und verlieren sich nicht, wie die kleinen Quellen der Familientradition, in das unterirdische Dunkel der Genealogie, dessen Erforschung ja nur bei wenigen Familien mit Sicherheit über eine größere Reihe von Vorfahren verfolgt werden kann. In der Genealogie der talentierten und genialen Völker müssen sich daher die oben zusammengefaßten Thesen über die Züchtung des Talentes und Genies noch klarer aussprechen und ihre Wirksamkeit kann hier auch ungestört vom Detail der Ausnahmen deutlicher erkannt werden.

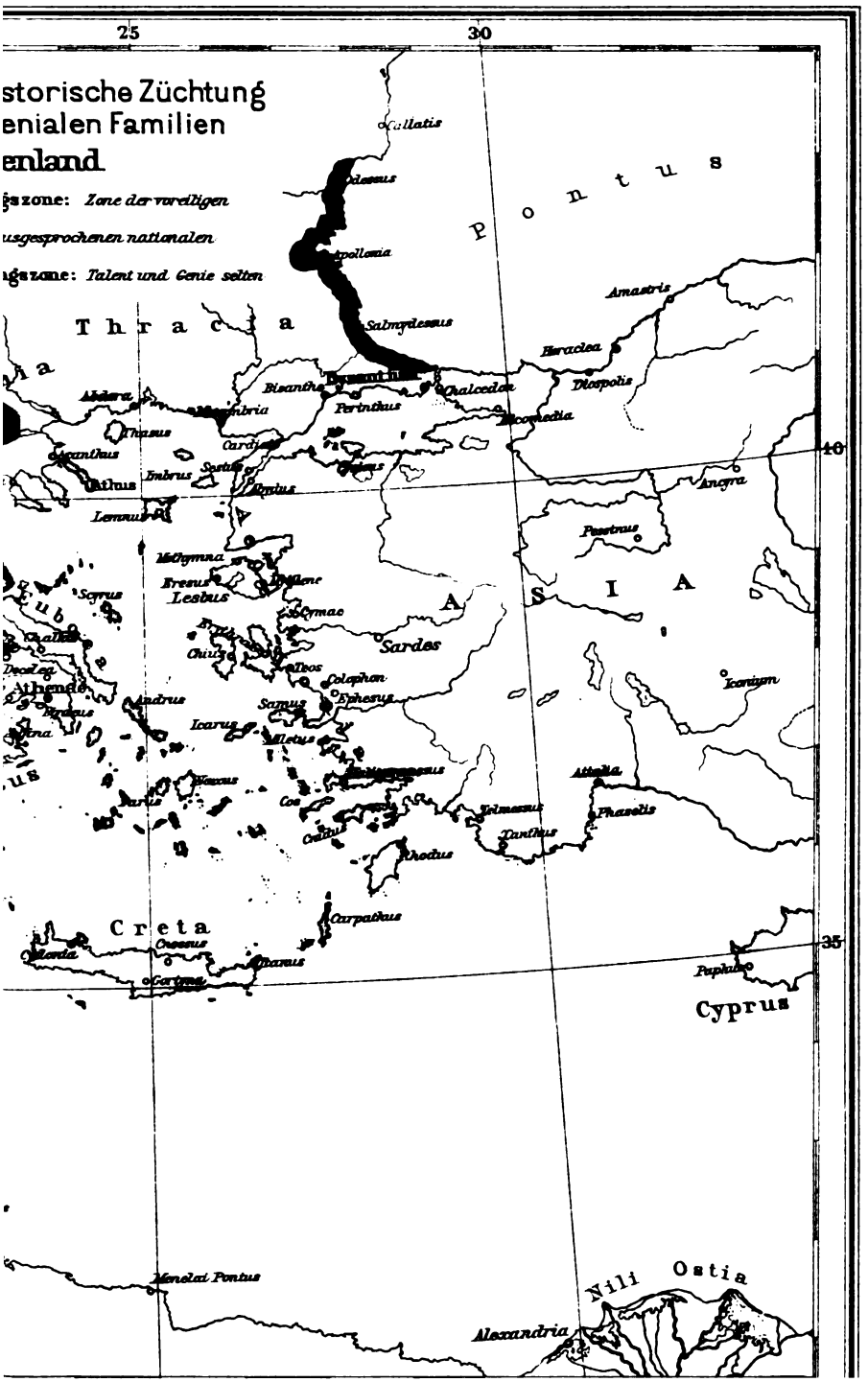
In dem II. Bande werden die detaillierten biologischen, biographischen und statistischen Belege für die Entwicklungsgeschichte der Züchtung des menschlichen Talentes und Genies in den einzelnen Familien mitgeteilt werden. Die historischen Belege aber werde ich erst in einem späteren Werke über die Entwicklungsgeschichte der talentierten und genialen Völker beizubringen versuchen.



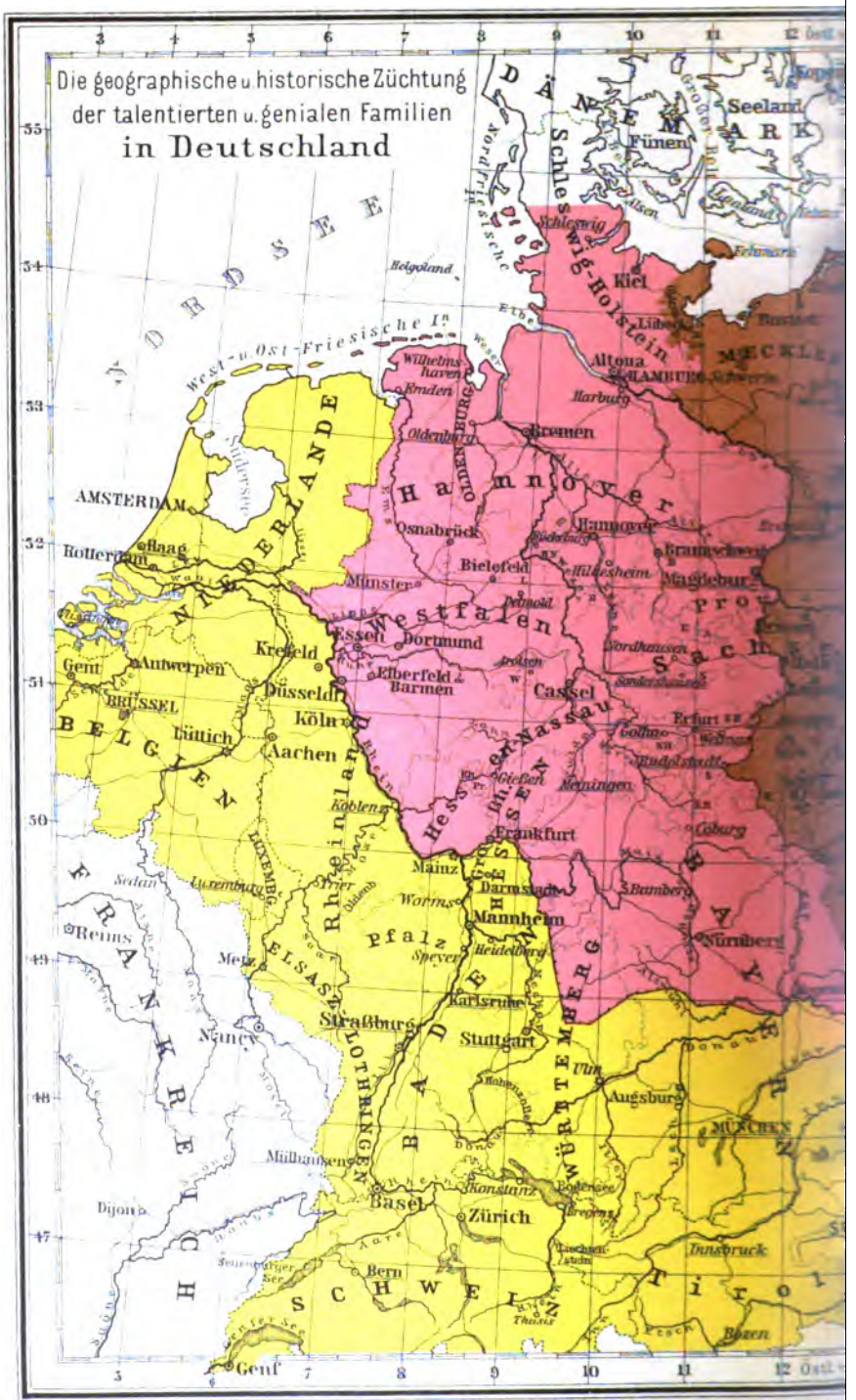

Aus Reibmayr, Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies

1:8.23

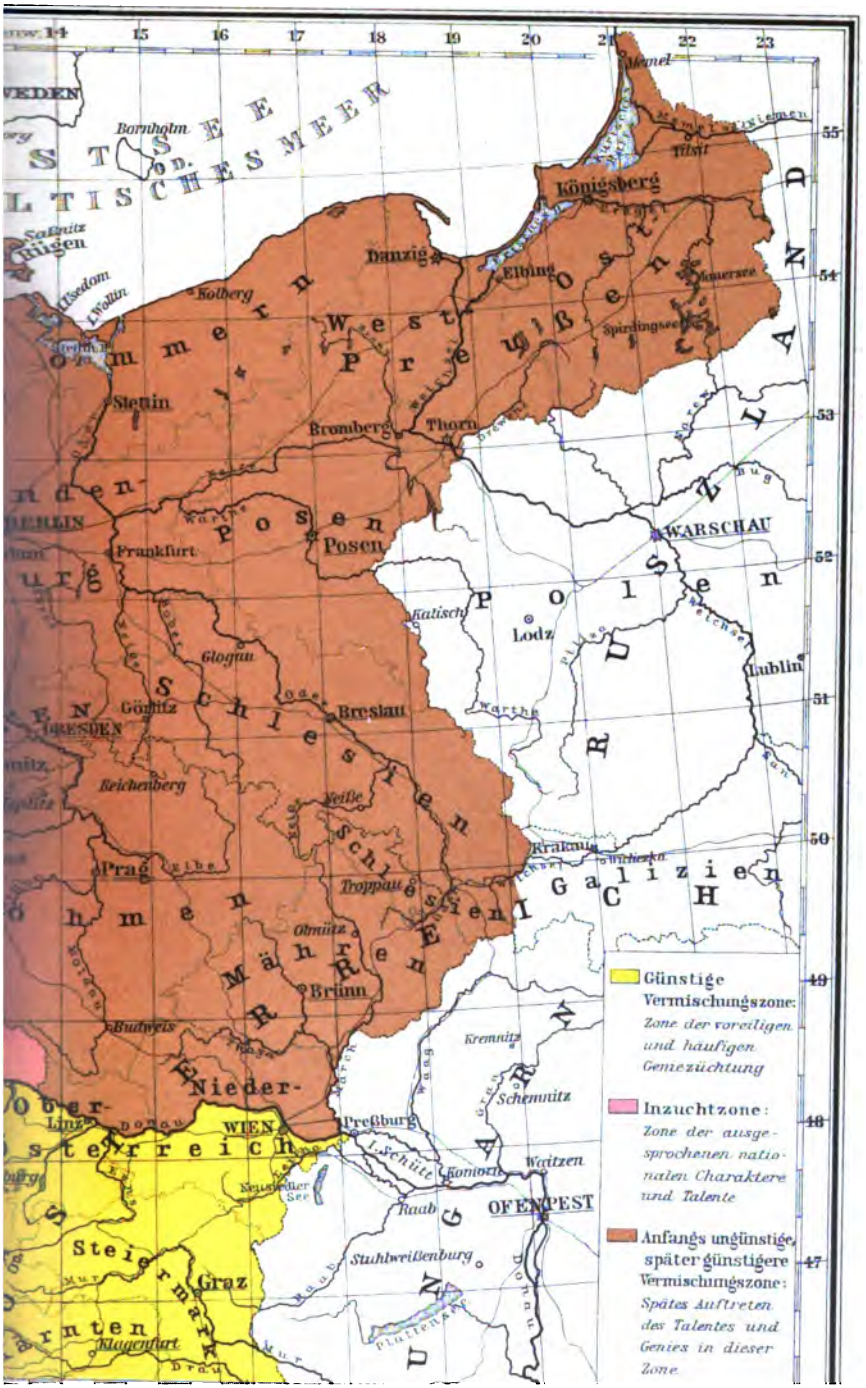
J.F. Lehmann's V

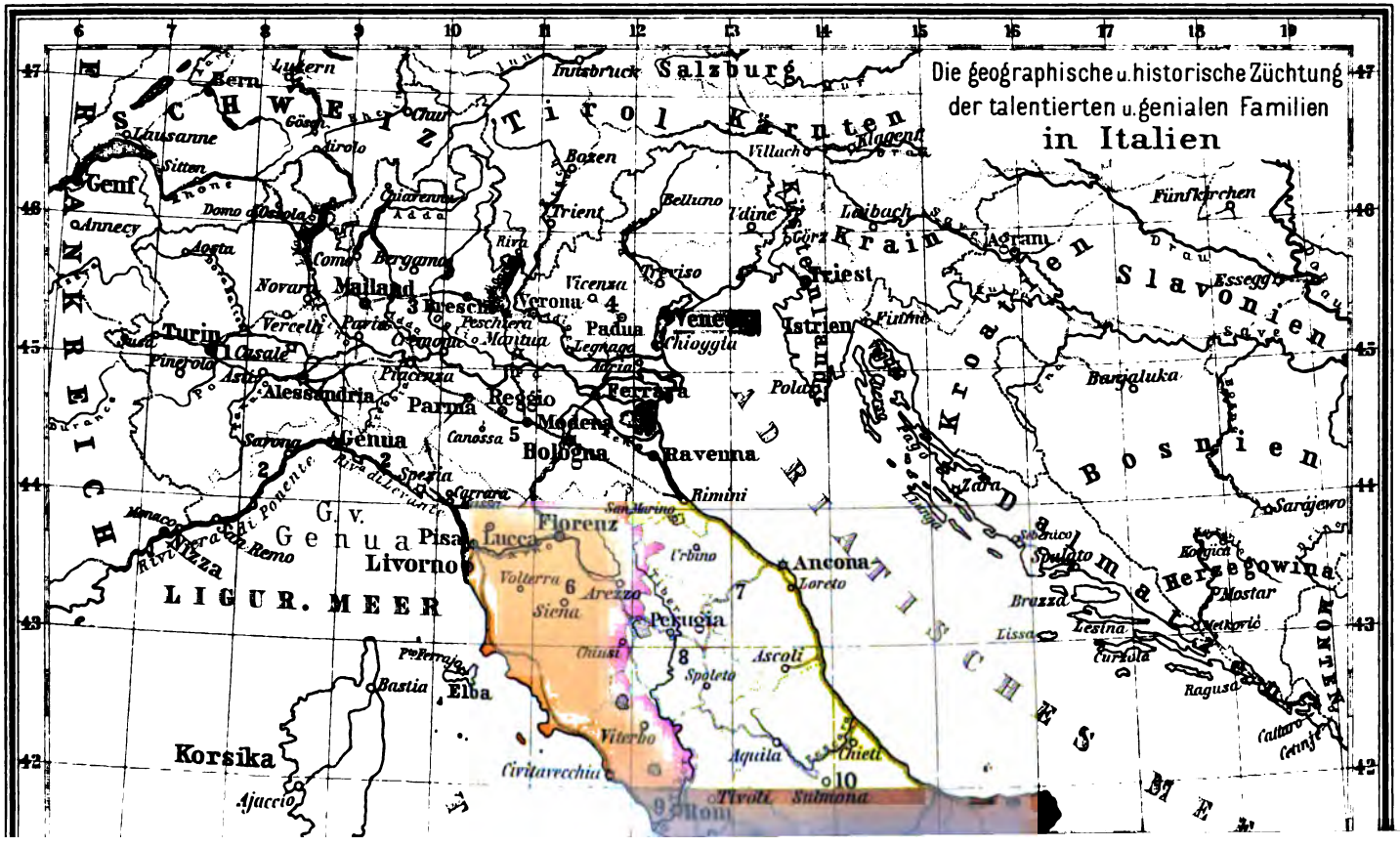


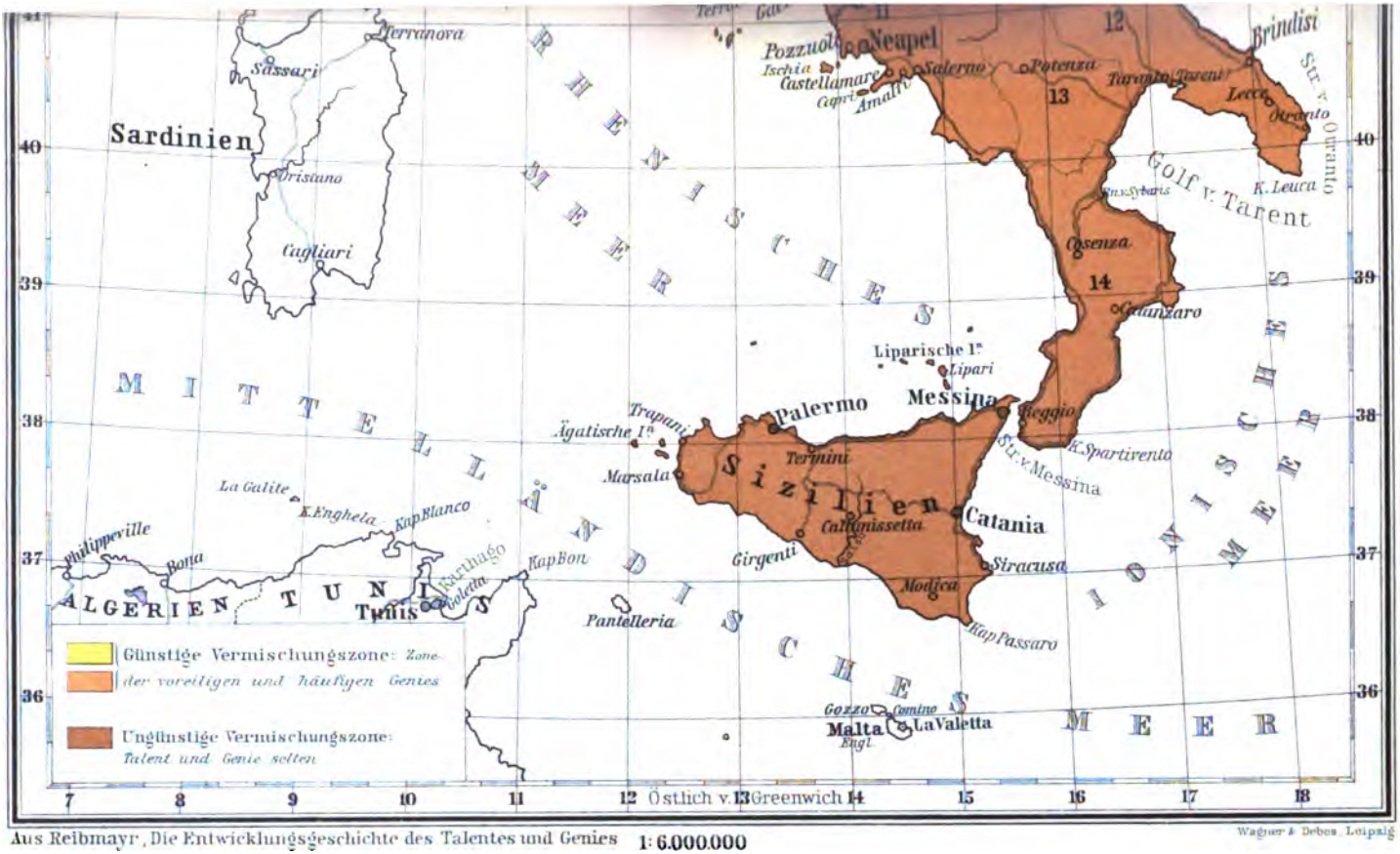
storische Züchtung
enialen Familien
enland
gszone: Zone der voreiligen
usgesprochenen nationalen
gszone: Talent und Genie selten
25
30
40
35
Pontus
Thracia
Callatis
Odessus
Apollonia
Salmydessus
Amastris
Heraclea
Diospolis
Chalcedon
Bisanthe
Perinthus
Abdera
Thasus
Cardia
Imbrus
Sestus
Lemnus
Ancyra
Pessinus
Methymna
Eresus
Lesbus
Scyrus
Cymae
Sardes
Chius
Teos
Colophon
Ephesus
Samus
Andrus
Icarus
Miletus
Iconium
Attalia
Phaselis
Telmessus
Xanthus
Rhodus
Carpathus
Creta
Cnossus
Cyprus
Paphus
Menelai Pontus
Nili Ostia
Alexandria




Aus Reibmayr, Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies


Günstige Vermischungszone: Zone der voreiligen und häufigen Geniezüchtung
Inzuchtzone: Zone der ausgesprochenen nationalen Charaktere und Talente
Anfangs ungünstige, später günstigere Vermischungszone: Spätes Auftreten des Talentes und Genies in dieser Zone
Memel
Tilsit
Königsberg
Danzig
Elbing
Kolberg
Stettin
Bromberg
Thorn
Posen
Frankfurt
WARSCHAU
Lodz
Lublin
Katisch
Glogau
Breslau
Görlitz
Reichenberg
Neiße
Krakau
Prag
Troppau
Olmütz
Brünn
Budweis
Kremnitz
Schemnitz
Preßburg
WIEN
Linz
Komorn
Waitzen
Raab
OFENPEST
Stuhlweißenburg
Graz
Klagenfurt
Bornholm
Rügen
Stettin
Ostsee
Ostpreußen
Westpreußen
Pommern
Posen
Schlesien
Mähren
Böhmen
Galizien
Polen
Russland
Ungarn
Niederösterreich
Steiermark
Kärnten
Neusiedler See
Plattensee
Donau
Elbe
Oder
Warthe
Weichsel
Bug
Narew
Pilica
Wieliczka
Gran
Waag
Neiße
Mur
Drau
Raab
Plattensee
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
55
54
53
52
51
50
49
48
47


Die geographische u. historische Züchtung
der talentierten u. genialen Familien
in Italien
SCHWEIZ
Tirol
Kärnten
Krain
Slavonien
Kroatien
Bosnien
Herzegowina
Dalmatien
ADRIATISCHES MEER
LIGUR. MEER
FRANKREICH
Salzburg
Innsbruck
Bern
Luzern
Lausanne
Genf
Sitten
Annecy
Aosta
Turin
Casale
Alessandria
Novara
Mailand
Como
Bergamo
Brescia
Verona
Vicenza
Trient
Bozen
Belluno
Udine
Görz
Laibach
Agram
Fünfkirchen
Essegg
Triest
Istrien
Fiume
Venedig
Padua
Mantua
Parma
Reggio
Modena
Ferrara
Bologna
Ravenna
Rimini
Genua
Savona
Spezia
Carrara
Lucca
Pisa
Livorno
Florenz
Volterra
Siena
Arezzo
Perugia
Urbino
Ancona
Loreto
Ascoli
Spoleto
Viterbo
Civitavecchia
Aquila
Chieti
Tivoli
Subiaco
Rom
Korsika
Bastia
Elba
Ajaccio
Banjaluka
Sarajevo
Mostar
Spalato
Brazza
Lissa
Lesina
Curzola
Ragusa
Cattaro
Cetinje
Montenegro
Zara
Görz
Udine
Belluno
Trient
Bozen
Innsbruck
Villach
Klagenf
Fünfkirchen
Agram
Essegg
Triest
Laibach
Istrien
Fiume
Venedig
Padua
Verona
Vicenza
Brescia
Bergamo
Como
Mailand
Novara
Turin
Casale
Alessandria
Parma
Reggio
Modena
Ferrara
Bologna
Ravenna
Rimini
Genua
Savona
Spezia
Carrara
Lucca
Pisa
Livorno
Florenz
Volterra
Siena
Arezzo
Perugia
Urbino
Ancona
Loreto
Ascoli
Spoleto
Viterbo
Civitavecchia
Aquila
Chieti
Tivoli
Subiaco
Rom
Korsika
Bastia
Elba
Ajaccio
Banjaluka
Sarajevo
Mostar
Spalato
Brazza
Lissa
Lesina
Curzola
Ragusa
Cattaro
Cetinje
Montenegro
Zara
Görz
Udine
Belluno
Trient
Bozen
Innsbruck
Villach
Klagenf
Fünfkirchen
Agram
Essegg
Triest
Laibach
Istrien
Fiume
Venedig
Padua
Verona
Vicenza
Brescia
Bergamo
Como
Mailand
Novara
Turin
Casale
Alessandria
Parma
Reggio
Modena
Ferrara
Bologna
Ravenna
Rimini
Genua
Savona
Spezia
Carrara
Lucca
Pisa
Livorno
Florenz
Volterra
Siena
Arezzo
Perugia
Urbino
Ancona
Loreto
Ascoli
Spoleto
Viterbo
Civitavecchia
Aquila
Chieti
Tivoli
Subiaco
Rom
Korsika
Bastia
Elba
Ajaccio
Banjaluka
Sarajevo
Mostar
Spalato
Brazza
Lissa
Lesina
Curzola
Ragusa
Cattaro
Cetinje
Montenegro
Zara
Görz
Udine
Belluno
Trient
Bozen
Innsbruck
Villach
Klagenf
Fünfkirchen
Agram
Essegg
Triest
Laibach
Istrien
Fiume
Venedig
Padua
Verona
Vicenza
Brescia
Bergamo
Como
Mailand
Novara
Turin
Casale
Alessandria
Parma
Reggio
Modena
Ferrara
Bologna
Ravenna
Rimini
Genua
Savona
Spezia
Carrara
Lucca
Pisa
Livorno
Florenz
Volterra
Siena
Arezzo
Perugia
Urbino
Ancona
Loreto
Ascoli
Spoleto
Viterbo
Civitavecchia
Aquila
Chieti
Tivoli
Subiaco
Rom
Korsika
Bastia
Elba
Ajaccio
Banjaluka
Sarajevo
Mostar
Spalato
Brazza
Lissa
Lesina
Curzola
Ragusa
Cattaro
Cetinje
Montenegro
Zara




Aus Reibmayr, Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies 1:6.000.000

Wagner & Debes, Leipzig

J.F. Lehmann's Verlag, München

J. F. LEHMANN's Verlag in MÜNCHEN.

# Beiträge zu einer optimistischen Weltauffassung

von

**Professor Dr. Elias Metschnikoff,**
Vorstand des Institut Pasteur in Paris.

Mit zahlreichen Abbildungen. Preis geheftet Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

INHALT: Studien über das Alter. — Die Langlebigkeit im Tierreich. — Studien über den natürlichen Tod. — Soll man versuchen, das menschliche Leben zu verlängern? — Die psychischen Eigenschaften des Menschen. — Tierische Gemeinschaften vom geschichtlichen Standpunkt. — Pessimismus und Optimismus. — Goethe und Faust.

Der berühmte französische Gelehrte behandelt hier eine Reihe hochinteressanter, wissenschaftlicher Probleme in geistvollster Art. Das Werk wird nicht nur gerne von Naturforschern und Aerzten, sondern auch von allen Gebildeten gelesen werden.

---

**Hermann Graf Keyserling**

# UNSTERBLICHKEIT

## Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher Vorstellungswelt.

22 Bogen 8°. Preis geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—.

INHALT: Ueber den Unsterblichkeitsglauben überhaupt. — Todesgedanken. — Das Problem des Glaubens. — Dauer und Ewigkeit — Das Bewusstsein. — Mensch und Menschheit. — Individuum und Leben. — Die Ideenwelt.

Diese Arbeit ist keine theologische, auch keine kulturhistorische: Graf Keyserling behandelt das Unsterblichkeitsproblem vom Standpunkte des Naturforschers. Er geht von der Voraussetzung aus, dass auch die Phantasiegebilde des Menschen in seiner Natur begründet sind, und unternimmt es, die natürliche Grundlage des Unsterblichkeitsgedankens festzustellen. Auf dem Wege der verschiedenartigsten Gedankengänge (religionspsychologischen, erkenntniskritischen, biologischen, ethischen und philosophischen Charakters) gelangt Keyserling dazu, die Glaubensvorstellungen, Dogmen und Mythen von ihrer naturgemässen Basis zu scheiden, die Dichtung des Menschen von seinem Sein. Er versucht den ewigen, unzerstörbaren, wahrhaftigen (weil der Natur gemässen) Kern des Unsterblichkeitsgedankens in seiner ganzen Reinheit herauszuschälen, das Beharrende vom Vergänglichen zu sondern. So wird das ungeheure Problem, das die Menschheit seit je beunruhigt, in eine Form gefasst, die eine wissenschaftlich-kritische Behandlung und Lösung zulässt.

J. F. LEHMANN's Verlag in MÜNCHEN.

# Willensfreiheit, Moral und Strafrecht

von

**Dr. Julius Petersen,**

Reichsgerichtsrat a. D., München.

VIII u. 235 Seiten Gr. 8°. Preis geh. **Mk. 5.—**, schön in Leinw. geb. **Mk. 6.—**.

INHALT: I. Einleitung. II. Der Charakter. III. Der Determinismus und die Psychologie. IV. Suggestion und Hypnotismus. V. Geistesstörungen. VI. Die Freiheitslehren von Kant, Schelling und Schopenhauer. VII. Die neueren Gegner des Determinismus. VIII. Freiheitsgefühl und Freiheitsbewusstsein. IX. Der Determinismus und die Moral. X. Der Determinismus und das Strafrecht. XI. Schluss.

**„Dresdner Journal"** urteilt unterm 6. Juni 1905:

Das Buch des hochverdienten Gelehrten ist nicht nur eine sorgfältige Arbeit, sondern in seiner Eigenart besonders freudig zu begrüssen. Mit vielen unklaren Vorstellungen, die sich unter der Fahne des Indeterminismus zusammengefunden haben, hat die neuere Psychologie aufgeräumt, ohne dass deren Ergebnisse bisher überall die nötige Anerkennung gefunden haben. Insbesondere bleibt auch auf dem Gebiet des Strafrechts hierin noch vieles zu bereinigen. Petersen tritt diesen unklaren Ideen mit Schärfe entgegen. Es gehört in Deutschland zu den Seltenheiten, dass ein Gelehrter sich aus seinem engeren Kreise heraus auch nur auf ein benachbartes Gebiet wagt. Das Petersen'sche Buch, das von einer staunenswerten Belesenheit des Juristen auf philosophischem Gebiete zeugt, beweist, wie fruchtbar ein solches Unternehmen sein kann.

# Die höchsten Kulturaufgaben des modernen Staates

von

**Dr. J. Unold.**

11 Bogen. gr. 8°. Preis geheftet **Mk. 2.40**, gebunden **Mk. 3.60.**

Der Verfasser weist in seinem Buche die deutschen Bürger, Volksvertreter und Staatsmänner auf hohe, dringende Aufgaben hin, welche bei dem vorherrschenden Erwerbs- und Genussstreben zurückgedrängt werden und deren Vernachlässigung schwere Gefahren für die innere Einheit unseres Volkes sowie für den Bestand und Fortschritt unserer Kultur heraufzubeschwören drohe. Gerade auf den höchsten Kulturgebieten, auf dem geistig-wissenschaftlichen, auf dem ethisch-religiösen und auf dem innerpolitischen, sei vieles nachzuholen. Namentlich werde es sich darum handeln, einen Weg zu finden, wie die innere Politik aus dem Stadium der Leidenschaft und Phrase in das einer wissenschaftlichen und sachlichen Behandlungsweise hinüberzuleiten wäre und wie zunächst durch eine gerechtere und zweckmässigere Umbildung der Landtage der Einzelstaaten dem auf unbeschränkte Partei- und Mehrheitsherrschaft hinarbeitenden Demagogentum der Boden entzogen werden könnte.

(**Fränk. Kurier.** Nr. 97. 3. 12. 07.)